image
not
available

Digitized by Google

Digitized by Google

Geschichte

der

Religion Jesu Christi.

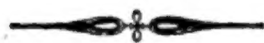
Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friedrich v. Kerz.



Fortsetzung vier und zwanzigster Band.

Mainz, 1842.

Bei Kirchheim, Schott und Thielmann.

Geschichte

der

Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Sieben und dreißigster Band.

Mainz, 1842.
Bei Kirchheim, Schott und Thielmann.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Der Erzbischof Wibert von Ravenna und der Römer Cencius.

Zweiter Abschnitt.

Die Synoden zu Worms, Piacenza und Rom.

Dritter Abschnitt.

Aufstand der Sachsen. — Verschwörung der südlichen deutschen Fürsten gegen Heinrich.

Vierter Abschnitt.

Heinrich IV. bei dem Pabste in Canossa.

Fünfter Abschnitt.

Sechster Abschnitt.

Siebenter Abschnitt.

Dazwischenkunft des Pabstes. — Unterhandlungen in Rom.

Achter Abschnitt.

Die Feindseligkeiten zwischen Heinrich und Rudolph beginnen auf das Neue.

Neunter Abschnitt.

Zehnter Abschnitt.

Heinrichs IV. Heerfahrt nach Italien.

Eilfter Abschnitt.

Ereignisse in Deutschland während Heinrichs dreijähriger Abwesenheit.

Seite

Zwölfter Abschnitt.

Ende Gregors VII.

Dreizehnter Abschnitt.

Nähere Beleuchtung der Hauptstreitfragen zwischen Gregor VII. und Heinrich IV.

Vierzehnter Abschnitt.

Die Päbste Victor III. und Urban II.

Fünfzehnter Abschnitt.

Ereignisse in Deutschland.

Sechszehnter Abschnitt.

Heinrichs IV. zweite Heerfahrt nach Italien.

Siebenzehnter Abschnitt.

Ereignisse in Deutschland.

Achtzehnter Abschnitt.

Heinrich V. empört sich gegen seinen Vater, Kaiser Heinrich IV.

Des

zweiten Zeitlaufes

dreißigster Zeitraum.

Von

Gregor VII. 1060. bis zur Beendigung des Investiturstreites durch den callixtinischen Vertrag 1122.

Zweite Abtheilung.

Geschichte Deutschlands, Italiens und der Kirche

vom

Ausbruch des Kampfes der geistlichen und weltlichen Macht zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. bis zum Tode dieses Kaisers *).

I.

Der Erzbischof Wibert von Ravenna und der Römer Cencius.

1. Festes, unerschütterliches Vertrauen auf Gott und göttlichen Beistand war das Grundelement von Gregors Kraft und wahrhaft erstaunenswerther Charakterstärke. Bei dieser sichern Grundlage bedurfte er

---

*) Die Kirchengeschichte ist jetzt mit der Geschichte Deutschlands und Italiens so innigst verzweigt und verflochten, daß eine Trennung derselben durchaus unmöglich wird. — Quellen= und Hilfsschriften sind dieselben, die wir unsern Lesern schon im vorigen Bande angezeigt haben.

Bem. für den Buchbinder. Die beiden Blätter sind gehörigen Ortes — an den Anfang des Bandes hinter das Regi-

nicht der gewöhnlichen Berechnungen menschlicher Klugheit. Seine Bahn war ihm von der Vorsehung gezogen. Mit Flammeneifer, ja man möchte sagen, mit heiligem Ungestümm schritt er daher unaufhaltsam auf derselben fort, und mit einer Kühnheit, die unsere Bewunderung erregt, und die, wenn auf der gemeinen Wagschale menschlicher Einsicht gewogen, man sogar eine unbegreifliche Unklugheit zu nennen sich versucht fühlte, hatte Gregor schon, Anfangs des zweiten Jahres nach seiner Erhebung, alle Mächte der Erde gegen sich herausgefodert. Durch sein Gebot der Ehelosigkeit und keuschen Enthaltsamkeit des Clerus hatte er die zahllose, dabei nicht selten auch einflußreiche Geistlichkeit aller Länder bis zur fanatischen Wuth gegen sich aufgereizt; und als dieser wüthende Kampf kaum begonnen, dabei auch immer hitziger und verderblicher zu werden drohete, schleuderte er schon wieder durch sein Verbot der Investitur einen neuen Feuerbrand in die Welt; belegte nicht nur bald darauf den gefürchteten Herzog Robert von Apulien und Calabrien, um dessen Freundschaft sich doch seine beiden Vorfahren, die Päbste Nicolaus II. und Alexander II., so sehr bemühet hatten, mit dem großen Banne; sondern foderte sogar den ersten Monarchen der Christenheit, den König der Deutschen und künftigen römischen Kaiser, vor seinen Richterstuhl nach Rom; und alles dieß zu einer Zeit, da er selbst in Rom von Gefahren jeder Art umlagert war, eine mächtige, und durch die ihr zu Gebot stehenden Mittel, immer furchtbarer werdende Faction sich im Stillen gegen ihn erhob, und endlich eine förmliche Verschwörung gegen seine Freiheit und sein Leben herbeiführte.

2. Wie überall, und besonders in Oberitalien, bedurfte selbst die Geistlichkeit in Rom einer großen, durchgreifenden Reform. Auch in der Stadt des hei-

ligen Petrus gab es der verheiratheten oder im Concubinate lebenden Priester und Diacone in Menge. Auch hier ward das Heilige gekauft und verkauft, und von dem allgemein herrschenden Verderben waren auch die Diener der Altäre in Rom nicht frei. Eines der größten Scandale allda waren unstreitig die sechzig sogenannten Mansionarii. Es waren verheirathete Laien, denen abwechselnd die Bewachung der Peterskirche übertragen war. Zu Folge eines unbegreiflichen, jedoch lange schon bestehenden Mißbrauchs, hatten diese Menschen sich, nur mit Ausnahme des Hauptaltars, aller übrigen Altäre und Kapellen in der Kirche bemächtiget und vermietheten diese auf kürzere oder längere Zeit um Geld. Da sie den Bart geschoren hatten, sich wie Geistliche trugen, und sogar ihre freche Stirn mit einer Inful schmückten, so war es ihnen leicht, die aus der Ferne kommenden Pilger, besonders die unwissenden lombardischen Landleute, zu betrügen, sich bei ihnen für Cardinalpriester auszugeben, ihnen ihre Opfergaben abzunehmen und diese zu ihrem eigenen schmutzigen Gebrauch zu verwenden. Ihre Vermessenheit trieben sie so weit, daß sie sogar vor den sündhaftesten sacrilegischen Handlungen nicht mehr zurückschreckten, und den Leuten, nachdem sie ihnen das, was sie als Opfer mitgebracht, abgenommen hatten, sogar die Lossprechung von allen ihren Sünden ertheilten*). Des Nachts standen sie endlich auch noch öfters auf, und unter dem Vorwande, die Kirche zu bewachen, übten sie dann in der Umgebung derselben noch Raub, Mord und andere Schändlichkeiten der verruchtesten Art. Man muß erstaunen, wenn man liest, daß es nur mit vieler Mühe dem Pabst endlich gelungen, solchen Abschaum aller Laster aus der Kirche zu vertreiben und deren Be-

*) *Fleury*, hist. eccl. T. XIII. L. 63. p. 431. u. 32.

wachung wahren Priestern und wirklich angestellten Clerikern zu übergeben. Ueberhaupt muß es in Rom noch viel ärger als irgend anderswo ausgesehen haben. In seinem Schreiben an den ehrwürdigen oder vielmehr heiligen Abt Hugo von Clugny sagt Gregor selbst, daß die, unter welchen er wohne, beinahe noch weit verdorbener und verruchter wären, als selbst Heiden und Juden, und daß, wenn es das Wohl der Kirche nicht durchaus erfoderte, er gewiß nicht in Rom bleiben würde, obgleich er schon seit zwanzig Jahren allda wohne *).

---

*) Eos autem inter quos habito, Romanos videlicet, Longobardos et Normannos, sicut saepe illis dico, Judaeis et Paganis quodammodo pejores esse redarguo. — Nam si non sperarem ad meliorem vitam et utilitatem sanctae ecclesiae venire, nullo modo Romae, in qua coactus, Deo teste, jam a viginti annis inhabitavi, remanerem. (Lib. 2. epist. 49.) Der Pabst spricht jedoch hier nicht von den mittleren und niederen Bürgerklassen, von dem eigentlichen Volke, sondern nur von den höheren Ständen, der Geistlichkeit, dem Adel und den vornehmen römischen Valvasoren, und endlich von den longobardischen und normännischen Großen, wie sich dieß aus dem Zusammenhange des ganzen Briefes ergibt. — Unstreitig gehört dieser Brief an den heiligen Hugo vorzugsweise zu jenen, in welchen uns die Größe wie die Schöne der Seele Gregors ganz besonders liebenswürdig erscheint. — Wer Gregors sämmtliche, freilich bei Mansi mehr als hundert und sechzig große Folioseiten füllende Briefe mit Aufmerksamkeit und ohne gehäßige Vorurtheile gelesen, auch mit den Thaten und Handlungen desselben verglichen hat, dessen Urtheil wird gewiß über diesen großen Pabst nie schwankend gemacht werden können. Uebrigens war und blieb auch Gregor VII. ein Mensch, der, gleich so vielen andern Heiligen, hienieden seinen Schatz immer noch in irdischem, leicht zerbrechlichem Gefäße trug.

3. Alles dieß vermochte jedoch nicht den Muth des Pabstes zu beugen oder dessen Entschlossenheit nur im mindesten zu erschüttern. Aber gerade durch diese seine rücksichtlose Strenge in Wiederherstellung der Kirchenzucht zog er sich nun auch eine beinahe zahllose Menge Feinde zu. Alle unkeuschen und beweibten Geistlichen mit ihren Frauen und deren Anverwandten; alle Wucher treibende oder andern schändlichen Gewinn verfolgende Cleriker; alle an völlige Ungebundenheit gewohnte, und jetzt von dem Pabste zu einem gemeinsamen, canonischen Leben gezwungene Canoniker *); alle ehemaligen Anhänger des Cadalous, worunter mehrere von Gregor suspendirte Prälaten; endlich beinahe sämmtliche, ein strenges, wahrhaft heiliges Oberhaupt der Kirche eben so sehr fürchtende, als ihn verwünschende longobardischen Bischöfe. Alle diese blickten mit Unmuth und Zorn auf einen Pabst, der so viele schlechte Interessen nicht nur schon so schmerzhaft verletzt hatte, sondern von dem man noch mit allem Recht befürchten mußte, daß er bald auch gegen manches Andere nicht schonender verfahren werde. Selbst unter den Cardinälen hatte Gregor geheime, und zwar sehr gewandte Gegner, unter denen vorzüglich der verschmizte und geschwätzige Cardinal Hugo Candidus sich auszeichnete. Eben so, oder vielleicht noch mehr ergrimmt gegen den Pabst war auch ein großer Theil des römischen Adels. Immer schmerzhafter fühlten nämlich die römischen Barone oder Capitane den Verlust ihres früheren Einflusses, dessen sie sich bei jeder Gelegenheit trefflich zu bedienen gewußt hatten, um die römische Kirche wie den römischen Staat zu verwirren. Diese edlen Rollen konnten

*) Viele dieser Geistlichen verzichteten sogar auf ihr ganzes kirchliches Einkommen, nur um ungestört und unbeobachtet in ihren Privatwohnungen bleiben zu können.

sie jetzt nicht mehr spielen und waren daher wegen der großen Unbedeutsamkeit und völligen Nullität, in welcher sie Gregor zu erhalten wußte, nun auch auf das äußerste gegen denselben erbittert. — Alle diese Feinde Gregors, weil von einem und demselben Geiste beseelt, verstanden sich auch bald unter einander, sowohl in der Nähe, wie aus der Ferne; und daß der in so vielen Gemüthern liegende Funke zur verzehrenden Flamme werde, dazu bedurfte es jetzt nur noch eines Anführers; und bald ward auch dieser gefunden, und zwar in der Person des Erzbischofes Wibert oder Guibert von Ravenna.

4. Zu einem Partheihaupte hatte Wibert alle nur mögliche Anlagen und Fähigkeiten. Ränkevoll und in allen Künsten der Intrigue geübt, schwungsüchtig und kühn, beharrlich in seinen Entwürfen, kein zum Zweck führendes Mittel verschmähend, Virtuos in der Verstellungskunst, unermüdet thätig, dabei mit der Gabe der Wohlredenheit geschmückt, dessen, was er wollte, sich zu jeder Zeit klar bewußt und klug, schlau und gewandt genug, nicht nur um jeden günstigen Augenblick schnell zu benutzen, sondern selbst unvorgesehene widrige Zwischenfälle zu seinem Vortheile zu wenden, fehlte es ihm durchaus an nichts, um in recht verwirrten, hin und her schwankenden Zeiten, und besonders auf einem Schauplatz ununterbrochen wechselnder Ereignisse, eine ausgezeichnet bedeutende Rolle zu spielen. — Als der Kaiserin Kanzler für Italien, kam der unselige Gedanke, den Cadalous zum Pabste zu wählen, zuerst aus seinem Kopfe; durch ihn ward auch die Wahl ganz vorzüglich begünstiget, befördert und endlich zu Stande gebracht, aber auch jenes traurige, die Kirche und die Christenheit mehrere Jahre betrübende Schisma herbeigeführt. Auf dem Concilium von Mantua unterwarf er sich

zwar Alexander II. Aber demungeachtet trauete ihm dieser Pabst doch nie. Nach dem Tode des Cadalous bewarb er sich um das dadurch erledigte Bisthum Parma. Große Summen bot er dafür dem Könige, ward aber sammt seinem Gelde von Heinrich zurückgewiesen. Durch die eifrige Verwendung der Kaiserin Agnes erhielt er jedoch bald darauf das Erzbisthum Ravenna. Pabst Alexander wollte jedoch diese Ernennung nicht bestätigen und verweigerte dem Wibert die Weihe. Dieser wendete sich hierauf an den damaligen Cardinal Hildebrand, und wußte nun selbst diesen scharf blickenden Mann durch erheuchelte Gesinnungen und Gefühle so zu überlisten, daß er sich mit dem größten Eifer für ihn bei dem Pabste verwendete, und da Alexander II. seinem Freunde Hildebrand nie eine Bitte abschlug, so willigte er auch jetzt wieder ein, sagte ihm aber im prophetischen Geiste voraus, daß er einst das, was er jetzt gethan, mehr als einmal bereuen werde. — — Daß Wibert jetzt schon den römischen Stuhl im Auge hatte, daran ist gar nicht zu zweifeln. Er hatte dem ersten (1074), von Gregor zusammen berufenen Concilium, zur Rechte des Pabstes sitzend, beigewohnt. Als er nun hier sich überzeugte, wie unerschütterlich fest der Pabst entschlossen sey, Simonie und nicolaitische Häresie, diese beiden Grundübel sammt ihren Wurzeln auszurotten; jedoch auch wohl wußte, wie tief dieses doppelte Verderbniß in allen Kirchen und Ländern eingewurzelt sey, daher vorauszusehen glaubte, daß Gregor durch die Strenge, mit der er dagegen verfahren würde, sich selbst den Untergang bereiten werde, so sann er damals schon auf Mittel, sich in Rom einen Anhang zu verschaffen, mit dessen Hülfe er das alsdann erledigte Pabstthum erlangen könnte. Aus diesem Grunde blieb er auch nach beendigtem Concilium noch mehrere Monate in Rom, bis endlich der Pabst, des Erzbischofes zwecklosen

Herumtreibens in Rom müde, ihm ausdrücklich befahl, sich alsogleich wieder zu seiner Kirche nach Ravenna zu begeben. Alle vereinzelte Feinde Gregors, wenigstens die Bedeutendsten davon, suchte er jetzt nach und nach an sich zu ziehen. Einer seiner eifrigsten Gehülfen dabei war der zweizüngige, grundsätzlose Cardinal Hugo Candidus. Der Mehrzahl der lombardischen Bischöfe war Wibert ohnehin schon zum voraus versichert; und vorzüglich verband sich mit ihm der von dem Könige der Kirche von Mailand gegebene, aber von dem Pabste nicht anerkannte Erzbischof Thedald. An dem deutschen Hofe erneuerte er seine ehemaligen Verbindungen, knüpfte auch neue an, und suchte durch diese Art den König immer mehr und mehr gegen den Pabst zu reizen, während er zu demselben Zwecke sich bemühete, mit dem Herzog Robert, der ohnehin mit dem päbstlichen Hofe gespannt war, in nähere Berührung zu kommen, um auch bei diesem gegen den Pabst zu intriguiren. Wie es scheint, blieben Gregor diese Umtriebe nicht ganz verborgen; denn als der Cardinal schon im Begriffe stand, nach Apulien zu dem Herzog Robert zu reisen, berief der Pabst ihn und den Erzbischof Wibert zu dem, im Anfange dieses Jahres (1075) in Rom gehaltenen Concilium; und da weder der Eine noch der Andere erschien, suspendirte der Pabst den Erzbischof, den Cardinal aber, gegen den noch manche andere Klagen zu den Ohren des Pabstes gekommen waren, belegte er mit dem Banne. Dadurch ward natürlicher Weise Beider Erbitterung gegen Gregor nur noch vermehrt; aber auch unter ihnen das Band der Einigung noch fester geknüpft. Bald darauf ging Hugo zu König Heinrich nach Deutschland. — So standen die Sachen, als jetzt auf einmal eine That geschah, deren wahre Urheber die Geschichte bis auf den heutigen Tag noch nicht zu enthüllen vermochte.

5. Einer der Vertrauten des Erzbischofes Wibert war auch der Römer Cencius, ein Mann, blos berühmt durch eine lange Reihe von ihm verübter Gewaltthätigkeiten und Gräuelthaten. Ein Mensch ohne Treue und Glauben, jedes Verbrechens fähig, und daher auch stets zu jedem und dem größten Frevel aufgelegt, sobald er nur Gewinn davon zu hoffen hatte. Einigemal von dem Pabste fruchtlos gewarnt, stieß dieser ihn endlich aus der Kirchengemeinschaft aus. Cencius, ohnehin von jeher allem Guten abhold, ward nun Gregors erbittertster und grimmigster Feind. Von jetzt an suchte er sich allen Gegnern des Pabstes zu nähern, und wo möglich sich mit ihnen zu verbinden, und da er sich bald überzeugte, daß ihre Anzahl nicht klein sey, ging er mit nichts Geringerem um, als den Pabst entweder zu ermorden oder dessen Feinden auszuliefern. Seinen Mordanschlag auszuführen, dazu hatte es ihm bisher nur an einer schicklichen, ihm günstigen Gelegenheit gefehlt, die aber jetzt gleichsam von selbst sich ihm darzubieten schien. — Zu Folge eines alten, frommen Herkommens pflegten die Päbste am Vorabend des Festes der Geburt Jesu, zur Mitternachtsstunde, in der Kirche Santa Maria Maggiore, an dem Altare zur Krippe genannt, ein feierliches Hochamt zu halten, zu welchem gewöhnlich zahlloses Volk aus allen Theilen der Stadt herbeieilte. Aber in dem Jahre tausend und fünf und siebenzig war an dem Vorabend des Festes und die ganze Nacht hindurch das Wetter furchtbar stürmisch. Wie bei Wolkenbrüchen ergoß sich der Regen in ganzen Strömen ununterbrochen vom Himmel herab. Niemand wagte seine Wohnung zu verlassen, nicht einmal um eines dringenden Bedürfnisses wegen zu einem nahen Nachbarn, viel weniger in die so eben genannte, sehr weit entfernte Kirche zu gehen. Aber trotz aller stürmischen Witte-

rung begab sich dennoch der Pabst dahin, obgleich nur von wenigen Geistlichen begleitet. Auch das Volk war nur in sehr schwacher Anzahl allda versammelt. Sobald Cencius durch seine Spione dieses erfuhr, eilte er sogleich mit einer zahlreichen bewaffneten Schaar nach der Kirche. Das heilige Opfer war indessen schon bis zur Communion vorgerückt. So eben hatte der Pabst communicirt, und Geistliche waren beschäftiget, auch dem anwesenden Volke die heilige Eucharistie zu reichen. Aber plötzlich unterbricht Waffengeklirr und wildes Geschrei die heilige Handlung. Mit gezückten Schwertern drangen die Satelliten des Cencius in die Kirche, verwundeten rechts und links, wer ihnen in den Weg kam, stürzten sich auf den Altar, wo der Pabst stand, zerschlugen und zerbrachen das davor stehende Gegitter, ergriffen dann den heiligen Vater selbst, rissen ihn bei den Haaren von heiliger Stätte hinweg, und einer der Rasenden, der dem Pabst mit der flachen Klinge einen starken Schlag auf den Kopf gab, verwundete ihn sehr bedeutend an der Stirne. Unter den gröbsten Mißhandlungen ward ihm die päbstliche Kleidung vom Leibe gerissen, und er auf die schmählichste Weise, denn zwei Knechte zogen ihn, gleich dem gemeinsten Verbrecher hinter sich her, nach dem, nahe bei der Petersbrücke stehenden Thurm des Cencius gebracht. Gleich im Anfange des Tumultes waren, wie man es leicht denken kann, sowohl die Geistlichen, als auch das nur in geringer Anzahl anwesende Volk aus der Kirche geflohen. Unter den Händen roher Henkersknechte war jetzt Gregor von allen verlassen. Nur ein edler Römer und dessen Schwester, eine angesehene römische Matrone, hatten den Muth, bei dem Pabste zu beharren, und mit Gefahr ihres Lebens begleiteten sie ihn sogar in den Thurm. Bruder und Schwester waren nun eifrigst bemühet, dem Pabste, so viel es

nur möglich war, alle Liebe zu erweisen. Sie erwärmten seine vor Kälte ganz erstarrten Glieder mit Pelzen und warmen Tüchern, wuschen ihm die Wunde aus und verbanden dieselbe, und die Thränen, welche Bruder und Schwester, während sie dieses Werk der Liebe übten, vergossen, waren in diesem Augenblick ein mildernder Balsam für das so tief verwundete Herz des Pabstes. Aber desto schändlicher und verruchter benahm sich die Schwester des Cencius. Gleich einer Furie trat sie vor den Pabst und überhäufte ihn mit den gröbsten und unerhörtesten Schmähungen, während einer ihrer Knechte ein entblößtes Schwert vor den Augen des Pabstes schwang, und unter den gräßlichsten Flüchen versicherte, daß er heute noch die Freude haben werde, ihm mit eben diesem Schwerte den Kopf abzuschlagen. — Wie schnell die verdiente Strafe dieser Lästerung auf dem Fuße folgte, werden wir sogleich sehen.

6. Mit Blitzesschnelle war die Kunde von dem in der Kirche Santa Maria Maggiore an dem Pabste verübten Frevel durch die Stadt geflogen, daher auch in wenigen Stunden ganz Rom in Bewegung. In allen Kirchen war der nächtliche Gottesdienst unterbrochen, die Altäre verlassen und mit Trauerflor bedeckt worden. Jammernd und unter Klaggeschrei und das Volk zur Rettung des Pabstes auffodernd, waren die Geistlichen aller Kirchen durch die Stadt gerannt, während Lärmzeichen jeder Art in allen Straßen die Bewohner aus dem Schlafe weckten. Jede Seele ward tief ergriffen bei der Nachricht von dem noch nie erhörten Vorfall. Das Peinlichste dabei war jetzt, daß niemand wußte, was aus dem Pabste geworden, ob er noch lebend oder todt sey. — Um, wenn es nicht schon zu spät wäre, die Hinwegführung desselben aus Rom zu verhindern, wurden schnell alle Thore der Stadt geschlossen und

mit der nöthigen Mannschaft besetzt. Einzelne bewaffnete Ritterhaufen durchzogen die Stadt nach allen Richtungen, um wo möglich den Aufenthalt des Pabstes zu entdecken. — Gegen Tagesanbruch hatte der Regen nachgelassen, der Himmel nach und nach sich völlig aufgeheitert und eine Menge Volkes sich auf dem Capitol versammelt. Aber noch wußte niemand, was eigentlich zu thun seyn möchte; als auf einmal ein junger Römer außer Athem laufend herbeikommt, und die Nachricht bringt: Der Aufenthalt des Pabstes sey entdeckt, Er in einem Thurm des Cencius eingesperrt. Unverzüglich und mit Waffen, wie der Zufall sie einem Jeden darbot, eilt nun alles zur Befreiung des Pabstes fort. Als die Schaar des Cencius die ungeheuern, gegen den Thurm sich heranwälzenden Volksmassen sah, erschrack sie heftig, lief davon, und schloß sich mit ihrem Herrn in der Feste ein. Das Volk fing sogleich an, den Thurm zu stürmen, und der erste Wurfspieß, der hienein geschleudert ward, flog jenem Bösewicht, der sich darauf gefreut hatte, noch an diesem Tage dem Pabste den Kopf abzuschlagen, durch die Gurgel und stürzte ihn todt zu Boden. Noch war Cencius entschlossen, sich auf das äußerste zu vertheidigen, auch fuhren seine Leute fort, Widerstand zu leisten. Als aber jetzt Sturmböcke, Wurfmaschinen und noch anderes Belagerungszeug herbeigeführt ward, und Cencius endlich sah, daß schon ein Theil der Mauer einzustürzen drohete, und das Volk immer heftiger und hitziger stürmte, entfiel auch ihm der Muth. Zu den Füßen des Pabstes stürzte jetzt der Niederträchtige nieder, gestand seinen Frevel, bat um Verzeihung, versprach jeder Buße sich zu unterwerfen, und flehete jämmerlich zu dem heiligen Vater, daß er nun an ihm die Barmherzigkeit üben möchte, die er schon so oft und so eindringend Andern gelehrt hätte. Gregor, in der Meinung, daß der zu seinen Füßen liegende Sün-

der wirklich zerknirschten Herzens sey, erinnerte ihn, wie oft er selbst ihn schon ermahnet, und auch durch andere fromme Männer habe ermahnen lassen, seines ewigen Heils eingedenk zu seyn und zu einem bessern Leben sich zu bekehren. Nach dieser kurzen Anrede neigte sich der Pabst liebreich zu dem Elenden hin, und sprach: „Was du gegen mich gesündiget hast, verzeihe ich dir herzlich; was du aber gegen Gott, gegen die Mutter unseres göttlichen Erlösers, gegen die heiligen Apostel und die ganze Kirche gefrevelt hast; das kann dir nur dann vergeben werden, wenn du von einer Pilgerreise zu dem heiligen Grabe in Jerusalem gebessert zurückgekehrt seyn wirst, und dich alsdann meiner fernern Führung überlässest." Cencius versprach zu thun, wie der Pabst geboten. Dieser suchte nun das Volk zu beruhigen und daß es vom Stürmen ablassen möchte. Er ging also an ein Fenster, und machte diesfalls ein Zeichen mit der Hand. Aber dieß ward jetzt falsch gedeutet. Man glaubte, dem Pabste drohe neue Gefahr, und er rufe zum Volke um Hülfe. Mit noch weit größerem Ungestümm ward sogleich auf das neue angegriffen. Jeder verdoppelte seine Anstrengungen, und in wenigen Minuten war der Thurm erstürmt, und Gregor stand in der Mitte seiner jubelnden Befreier. Cencius und was noch im Thurm war, würde jetzt ohne alle Schonung ermordet worden seyn, hätte nicht Gregor den gerechten Zorn des Volkes besänftiget und so die Elenden am Leben erhalten. Als aber der Pabst nun den Thurm verließ und das zahllos versammelte Volk blutige Spuren auf dem Angesicht desselben sah, fing alles an laut zu weinen. Auf jede nur erdenkliche Weise strebte jetzt alles Volk, dem heiligen Vater seine Verehrung, seinen Schmerz, seine Theilnahme und nun die Freude über seine Befreiung zu erkennen zu geben. Im Triumphe wollte man ihn nach dem päbstlichen Palaste führen. Jedoch nicht so Gregor; aus

dem Thurme ging er sogleich nach der Kirche Santa Maria Maggiore, trat an denselben Altar, von welchem man ihn in der vorigen Nacht hinweggerissen hatte, nahm die heilige Handlung da, wo sie war abgebrochen worden, wieder auf, führte sie mit einer Andacht und einer Ruhe, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, bis an das Ende fort, gab hierauf der unermeßlichen Volksmenge, die ihm in die Kirche gefolgt war, den apostolischen Segen, und begab sich dann erst nach dem Lateran.

7. Cencius, dessen reumüthiges Betragen blos erheuchelt und Folge der Todesangst war, in welcher er schwebte, glaubte sich in Rom nicht mehr sicher, fand auch schon in der folgenden Nacht Gelegenheit, mit seiner ganzen Familie aus der Stadt zu entweichen. Statt aber der, von dem Pabste ihm auferlegten Buße sich zu unterwerfen, und als ein frommer Pilger zu dem heiligen Grabe nach Jerusalem zu wallen, suchte er vielmehr jetzt sich an dem Pabste zu rächen. Da er sehr reich war und in vielen Gegenden Italiens bedeutende Besitzungen hatte, so zog er wieder eine Schaar Söldner zusammen, überfiel einige entfernter gelegene Theile des römischen Gebietes, und um dem Pabste, der ihm und den Seinigen das Leben gerettet hatte, seine Dankbarkeit zu erweisen, plünderte und verbrannte er mehrere, der römischen Kirche gehörige Schlösser, Dörfer und Höfe. — Als das Volk dieses erfuhr, faßte es einen Beschluß, dem zu Folge Cencius und alle seine Angehörigen für immer aus Rom verbannt, seine, im römischen Gebiete liegenden Güter eingezogen, und alle Häuser und Thürme, die er in und außer der Stadt hatte, dem Erdboden gleich gemacht wurden. Nachdem Cencius noch eine kurze Zeit als wahrer Straßenräuber auf dem römischen Gebiete herumgestreift war, ging

er endlich zu König Heinrich nach Deutschland. Dahin vorangeeilet war ihm schon der verächtliche, von dem Pabste gebannte Cardinal Hugo. — Cencius war aber jetzt dem Gerichte schon reif, und, wie der Mönch Paul aus dem Kloster Bernried berichtet, erstickte er auch noch in demselben Jahre an einem Geschwüre, das sich im Hals festgesetzt und gegen das die Kunst der besten Aerzte nichts vermocht hatte. — Der Raub des Pabstes von dem Altar hinweg, die damit verbundenen Mißhandlungen des heiligen Vaters und dessen bald darauf erfolgte Befreiung durch das Volk, hatten in Rom zu einer Zeit statt, als die von Gregor nach Deutschland gesanndten Legaten entweder noch unter Weges oder kaum an Heinrichs Hofe angelangt waren *).

II.

Die Synoden zu Worms, Piacenza und Rom.

1. Die Vorladung eines Königes vor eine Synode in Rom war zwar nichts neues, aber doch etwas, seit beinahe undenklichen Zeiten nicht mehr Erhörtes.

*) Einige haben Heinrich IV., andere den Herzog Robert von Apulien, und wieder andere den Erzbischof von Ravenna als geheimen Urheber der an dem Pabste begangenen Gräuelthat genannt. Daß die beiden Ersteren dem Mordplan des Cencius völlig fremd waren, daran möchte nicht wohl zu zweifeln seyn; mehr gegründeter Verdacht fällt auf den Erzbischof Wibert; besonders da an diesen gerade Cencius kurz vorher seinen Sohn mit Aufträgen geschickt hatte. — Endlich berichtet auch noch Fiorentini, ein italiänischer Geschichtschreiber: Cencius habe auf geheimen Antrieb des Herzoges Gozelo von Niederlotharingen, Gemahls der Markgräfin Mathildis, so gehandelt, was jedoch auch nicht den mindesten Grad von Wahrscheinlichkeit hat.

Daß der Pabst dazu vollkommen berechtiget war, daran ist gar nicht zu zweifeln. Der König ist, wie jeder andere Rechtgläubige, ein Sohn der Kirche, und weil der Erste ihrer Söhne, eben daher um so mehr verpflichtet, ihren Satzungen sich zu unterwerfen. Ungeachtet des gegen die Investitur erlassenen Verbotes — welches ebenfalls, wie der Pabst selbst in einem Schreiben den König belehrte, keine Neuerung war — hatte Heinrich doch fortgefahren zu investiren, und wenn er auch dabei von der groben Simonie (durch Geld) seine Hände rein hielt, so machte er sich doch offenbar jener andern, feinern Art dieses Lasters schuldig; indem er bei seiner neuesten Vertheilung der bischöflichen Stühle, ohne alle Berücksichtigung des Wohls der Kirche oder der Fähigkeit der Individuen, blos solche zu Bischöfen ernannte, von deren knechtischem Sinn er Gewinn und zeitliche Vortheile zu erhalten hoffen konnte. Eine förmliche Empörung gegen jenes Gebot der Kirche, mithin auch gegen Gottes Gebot selbst, mußte natürlicher Weise eine strenge kirchliche Censur zur Folge haben. Da aber die Kirche Niemand, ohne ihn gehört zu haben, straft, so ist es ganz begreiflich, daß der Pabst auch den König mußte vorladen lassen, um sich wegen der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen rechtfertigen zu können. — Hätte Heinrich, was zwar bei der damaligen, längst schon eingeführten Art, die Bisthümer zu vertheilen, unmöglich war, eine Mehrzahl erleuchteter, wahrhaft apostolischer Bischöfe in seinem Reiche gehabt, so würde es diesen ein Leichtes gewesen seyn, dem Könige die Streitfrage wegen der Investitur in ihrem wahren Lichte zu zeigen *), ihm die verderblichen

*) Dieses müssen wir uns ebenfalls für jetzt noch vorbehalten; indem eine auch noch so kurz gefaßte Darstellung dieses nicht wenig verwickelten Gegenstandes

Folgen jenes eingebildeten Rechtes anschaulich zu machen, und ihn selbst zum Bewußtseyn seiner bisherigen Mißgriffe und Fehler zu bringen. Eine Verständigung mit dem Pabste hätte alsdann nicht die mindeste Schwierigkeiten haben können; und wäre Heinrich hierauf wirklich nach Rom gekommen, dann würde höchst wahrscheinlich die Frucht dieser persönlichen Zusammenkunft für Heinrich die Kaiserkrone gewesen seyn.

2. Aber auf den bischöflichen Stühlen in Deutschland saßen damals größtentheils Männer ohne allen, selbst den gewöhnlichsten moralischen Werth. Einige davon, wie z. B. Otto von Regensburg, waren blos rohe Soldaten, göttlicher und kirchlicher Dinge völlig unkundig. Andere lebten im Concubinate oder gar, wie Burchard von Lausanne, in öffentlicher Ehe. Mehrere dieser Bischöfe waren von dem Pabste schon gebannt; eine nicht mindere Anzahl, weil schwerer Verbrechen bei dem römischen Hofe angeklagt, hatten gleiches Schicksal zu befürchten. Alle sahen wohl ein, daß, wenn eine Einigung zwischen dem Pabste und dem Könige zu Stande käme, sie sämmtlich von ihren Kirchen müßten vertrieben werden. Eines Jeden höchstes Interesse war es demnach, jede Verständigung zwischen Gregor und Heinrich zu verhindern, diesen immer noch mehr gegen Erstern zu erbittern; und unter der Maske zärtlicher Besorgniß für das eigene Wohl des Königes, wußten sie diesen so zu bethören, daß er wirklich glaubte, nur in der Absetzung Gregors sey sein Heil und die Sicherheit seines Thrones zu finden. Daß die Absetzung des Pabstes für den

die Erzählung der jetzt so schnell auf einander folgenden, gleichsam sich drängenden Ereignisse zu sehr unterbrechen und aufhalten würde.

König nur eine Kleinigkeit seyn, und er, da ja sein Vater drei Päbste auf einmal abgesetzt habe, blos mit Einem desto leichter fertig werden würde, werden seine Bischöfe ihm wahrscheinlich gesagt, aber auch dabei hinzuzusetzen vergessen haben, daß unter den drei von Heinrichs Vater entsetzten Päbsten sich eigentlich nur ein einziger rechtmäßiger Pabst befand, nämlich Gregor VI., der, wenn er Gregors VII. Grundsätze befolgt und nicht resignirt hätte, auch gar nicht würde abgesetzt worden seyn.

3. Auf Antrieb dieser unwürdigen Kirchenhäupter berief also Heinrich sämmtliche Bischöfe und Aebte des Reiches auf den sieben und zwanzigsten Januar 1076 zu einer Synode nach Worms. Alle kamen; deren, die ausblieben, waren es nur wenige, nämlich einige sächsische Bischöfe, dann der Bischof Altman von Passau, Gebhard von Salzburg und Benno von Meisen. Letzterer ging nach Rom zu einer von dem Pabste allda zusammen berufenen Synode. Mehrere Fürsten fanden sich ebenfalls in Worms ein, und endlich erschien auch der König und zwar mit zahlreichem Gefolge. — Gleich bei Eröffnung der Sitzung trat der berüchtigte Cardinal Hugo, der wegen Fertigung falscher Briefe von dem Pabste auf immer der Cardinalswürde war entsetzt worden, vor die versammelten Väter. Da er schon zum voraus wußte, daß alles, was er gegen den Pabst vorbringen würde, wie sinnlos es auch seyn möchte, dennoch gierig verschlungen und für nicht zu bezweifelnde Wahrheit würde gehalten werden, so konnte er nun auch ganz ungestört und mit beispielloser Driestigkeit so viel lügen, schmähen und lästern, als es nur immer ihm beliebte. Zuerst log er der Versammlung vor, er sey ein Abgeordneter der italienischen Geistlichkeit, so wie auch des römischen Senats und Volkes. Ohne Be-

denken ward er in dieser Eigenschaft von der Synode anerkannt, worauf er im Namen seiner vorgeblichen Committenten den versammelten Vätern eine Schrift überreichte, worin Gregor der größten Verbrechen, des Raubs, des Mordes, der Unzucht, der Zauberei, und überhaupt eines schon von den frühesten Jahren an mit allen Lastern befleckten Lebens angeklagt ward, endlich sogar auch, daß er blos mit List und durch Geld das Pabstthum erschlichen habe. — Auf diese Anklage foderte nun Hugo abermals im Namen der italienischen Geistlichkeit, so wie des römischen Volkes und Senats, daß Gregor der päbstlichen Würde entsetzt und ein anderer Würdigerer zum Pabste möchte erwählt werden. — Aber nun zeigte es sich klar, welcher elende, knechtische Geist die ganze Versammlung beseelte; denn obgleich es darin, von dem beschränkten, habsüchtigen Erzbischof Siegfried an bis auf den letzten Geistlichen, ganz gewiß keinen so einfältigen Menschen gab, der in Hugo einen wirklichen Abgesandten der Römer erblickt oder von den gegen den Pabst erhobenen eben so schamlosen, als dummen und zum Theil selbst lächerlichen Beschuldigungen auch nur eine Sylbe geglaubt hätte; so ward doch auf den Grund dieser erbärmlichen, handgreiflich erlogenen Anklage sogleich und, nur mit Ausnahme zweier Bischöfe, einstimmig der Beschluß gefaßt, daß ein mit so vielen Lastern besudelter Verbrecher nicht Pabst seyn, nicht die Gewalt zu binden und zu lösen haben könne, und daher auch nie sie gehabt habe. — Von den Herren zu Worms ward also jetzt Pabst Gregor seiner Würde entsetzt, und damit in der Zukunft keiner von den hier Anwesenden leugnen könne, dem Beschluß beigestimmt zu haben, so mußte auf Befehl des Königes Jeder noch eine eigene Erklärung ungefähr folgenden Inhalts ausstellen: „Ich Bischof von . . . kündige von dieser Stunde an dem Hilde-

brand jede Unterwürfigkeit und jeden Gehorsam auf, und werde ihn ferner weder für den Pabst halten, noch auch also nennen." — Dieser Absagungsschein ward von allen ausgestellt. Nur die Bischöfe Adalbero und Hermann von Würzburg und Metz weigerten sich einer solchen Erklärung. Beide stellten ihren unwürdigen, hier versammelten Amtsbrüdern vor, daß es schon gegen alle Kirchensatzungen, ja selbst gegen die Foderungen der Vernunft und der Gerechtigkeit wäre, einen abwesenden Bischof, ohne ihn gehört, ohne die gegen ihn erhobene Anklage geprüft und die nöthigen Zeugen vernommen zu haben, ganz einseitig zu verdammen. Was aber gar das Oberhaupt der Kirche beträfe, so könne gegen dasselbe weder von einem Bischofe noch Erzbischofe eine Anklage angenommen werden. Gegen Beide erhob sich aber jetzt unverzüglich der ungestümme Bischof Wilhelm von Utrecht, ein zwar gelehrter, aber ungemein stolzer, aufgeblasener und hochfahrender Mann *). Er war jetzt Heinrichs Günstling und vornehmster Rath. In allen Angelegenheiten hatte er eine entscheidende Stimme. Dieser fuhr beide Bischöfe hart an und sagte, daß sie jetzt nur die Wahl hätten, entweder die von ihnen gefoderte Absagungserklärung alsogleich auszustellen oder sich von der, dem Könige geschwornen Treue loszusagen. Beide Bischöfe, wahrscheinlich in ihren Begriffen noch nicht im klaren über den, dem Könige geleisteten Eid, wurden jetzt schwankend und endigten nun damit, daß sie ebenfalls die von ihnen begehrte Urkunde unterzeichneten und dem Könige überreichten.

*) Vir secularibus literis apprime eruditus, sed fastu nimio inflatus, vix se ipse ferebat. (*Lamb. Schaffn.* ap. Pist. p. 404.)

4. Natürlicher Weise mußte jetzt auch dem Pabste seine Absetzung kund gemacht werden. Ein im gröbsten Ton schmähendes Schreiben, so wie es nur von einem solchen Rudel theils eingeschüchterter und feiger, theils ganz gewissenloser Prälaten zu erwarten war, ward also aufgesetzt und darin dem Pabste Gregor gesagt, er sey nicht mehr Pabst; er möge daher den päbstlichen Stuhl unverzüglich verlassen, denn von jetzt an werde Niemand mehr auf ihn achten, Niemand seine Befehle mehr befolgen oder seinen Entscheidungen sich fügen. — Aber noch tiefer erniedrigte man die Majestät des Thrones, als man selbst den König an den Pabst einen Brief schreiben ließ, der an Rohheit und pöbelhafter Gemeinheit alles übertraf. Welch ein unsauberer Geist ihn dictirte, sagt schon die Aufschrift desselben. Diese lautet: „Heinrich, nicht durch gewaltsame Anmaßung, sondern durch die Gnade Gottes König, nicht an den Pabst, sondern an Hildebrand, den falschen Mönch *)." — Diese und keine andere Begrüßung, sagt Heinrich gleich im Eingange seines mit Vorwürfen überfüllten Briefes, habe er verdient; indem er bis jetzt blos die Kirche verwirrt, Erzbischöfe und Bischöfe mißhandelt, sie als seine Knechte betrachtet, mit Füßen getreten, und zwar blos um in den Augen des gemeinen Volkes groß und über alle hervorragend zu erscheinen. Sich selbst halte er allein für weise und im ausschließlichen Besitze aller Kenntnisse und Wissenschaften. Auf ihn fände daher auch jenes bekannte Wort des heiligen Pabstes Gregor, dessen Namen er sich beigelegt, seine volle Anwendung: „Bei dem Anblick einer großen Menge von Untergebenen erhebt sich das Herz des

*) Nicht blos im Auszuge, sondern seinem ganzen Inhalte nach findet man dieses Schreiben Heinrichs bei Mansi, T. XX. p. 472—74.

Vorgesetzten, und er glaubt nun, alles viel besser als andere zu wissen, weil er weit mehr, als alle andere, vermag. Diesem Unfug habe er, der König, blos aus Ehrerbietung gegen den römischen Stuhl geduldig zugesehen. Du aber," fährt jetzt Heinrich fort, „hast meine Bescheidenheit als Furchtsamkeit gedeutet; daher Dich auch erkühnt, gegen meine von Gott mir gegebene Macht Dich zu erheben, ja sogar diese mir zu entreissen gedrohet, gleichsam als wenn ich von Dir das Reich empfangen hätte, und Königreiche und Herrschaft in Deiner und nicht in der Hand Gottes lägen. Jesus Christus, unser Herr, hat mich zum Königthum berufen, Dich aber nicht zum Priesterthum; denn die Stufen, auf welchen Du dazu hinaufgestiegen bist, waren nur Schlauheit und List, die man doch in einem einfachen und frommen Mönche nicht finden sollte. Durch Geld hast Du Geld, durch Gunst noch fernere Gunst, durch Eisen abermals Eisen erlangt, und mit diesem den Sitz des Friedens bestiegen und von dem Sitze des Friedens herab den Frieden der ganzen Kirche gestört; denn die Untergebenen hast Du zum Ungehorsam gegen ihre Obern gereizt, die von Gott zum Episcopat berufenen Bischöfe hast Du Unberufener verachten gelehrt und den Laien Gewalt ertheilet, Priester zu verachten und abzusetzen, die doch durch Handauflegung der Bischöfe ihnen von Gott als Lehrer waren gesetzt worden *). Mich selbst, der

*) Die Veranlassung zu diesem abgeschmackten Vorwurfe gab der Papst dadurch, daß er dem Herzog Rudolph von Schwaben wie auch Welf von Bayern und Berthold von Kärnthen befahl, nicht zu gestatten, daß jene Priester und Diacone, welche, ungeachtet der auf dem römischen Concilium von 1074 erneuerten und geschärften Beschlüsse, dennoch ihre Frauen oder Concubinen beibehielten, sich ferner noch kirchlichen Verrichtungen unterzögen, sondern sie, wenn sie in ihrem

ich, obgleich unwürdig, zum König gesalbt bin, und nach der Ueberlieferung heiliger Väter nur von Gott gerichtet und abgesetzt werden kann, hast Du anzugreifen dich erkühnt. Selbst der wahre Pabst, nämlich der heilige Petrus, hat gesagt: Fürchtet Gott und ehrt den König! Aber Du, weil Du Gott nicht fürchtest, hast auch Mich, den von Gott gesetzten, nicht geehrt. Der Apostel Paulus hat den Engel, der anders lehren würde, als Er, verflucht, mithin auch mit Dir, der Du anders lehrest, keine Ausnahme gemacht. Du also, mit diesem Fluche (nämlich des Apostels) wie mit dem Fluche aller unserer Bischöfe Beladener und durch meinen Ausspruch Verurtheilter! steige herab von dem apostolischen Sitze, dessen Du dich angemaßt hast. Den Stuhl des heiligen Petrus besteige ein Anderer, der nicht Gewaltthätigkeit unter dem Deckmantel der Religion zu verhüllen sucht, sondern des heiligen Petrus wahre Lehre lehrt. Ich Heinrich, von Gottes Gnaden König, und alle meine Bischöfe sagen Dir: steige herab, steige herab!"

5. Auch an die Geistlichkeit und das Volk von Rom erließ Heinrich ein Schreiben, durch welches er sie von der Absetzung des Gregors in Kenntniß setzt, sie dringend ermahnt, ihm jetzt ihre Treue zu beweisen

---

Ungehorsam beharrten, von ihren Kirchen zu entfernen. — Gregor gab also den weltlichen Fürsten keine Macht, Priester abzusetzen; sondern er ertheilte ihnen nur den Auftrag, das auf dem Concilium gegen solche ungehorsamen, in Unkeuschheit lebenden Geistlichen gefällte Urtheil in Vollziehung zu setzen, wie solches auch offenbar der weltlichen Macht geziemt, oder vielmehr ihre Pflicht ist. — Daß der ganze Brief eine ununterbrochene Kette offenbarer Unwahrheiten, grober Entstellungen und abgeschmackter Sophismen ist: dieß wird jeder, selbst wenig aufmerksame Leser sich selbst sagen können.

und den Abgesetzten, wenn er nicht den päbstlichen Stuhl gutwillig verlassen wolle, mit Gewalt von demselben herabzuwerfen. Uebrigens sollten sie jedoch seines Lebens schonen; er verlange nicht sein Blut, da demselben ohnehin nach seiner Absetzung das Leben weit schmerzhafter seyn werde, als der Tod. Diesem Schreiben legte er auch eine Abschrift des an Gregor gesandten Briefes, der jedoch sehr verschieden ist von dem, den wir so eben seinem ganzen Inhalte nach unsern Lesern mitgetheilt haben. Als Hauptgrund der Entsetzung Gregors gibt er darin an dessen Streben, ihm die italienische Krone zu rauben, und daß er sich geäußert habe, er wolle entweder sterben oder dem Könige Leben und Reich entreißen; daher er, als Patricier, dem die Römer Treue geschworen, Gregor, den falschen Mönch, absetze. Endlich wurden auch noch Gesandte an die lombardischen Bischöfe abgeordnet, um diese zu bewegen, den Beschlüssen des Wormser Conciliums sich anzuschließen. Den Abgeordneten ward Eile anbefohlen, damit sämmtliche Schriften noch vor der, von dem Pabste auf den zwei und zwanzigsten Februar zusammen berufenen Synode nach Rom könnten überbracht und überall übergeben werden.

6. Nichts war den lombardischen Bischöfen willkommener, als die Ankunft der deutschen Abgeordneten und die Nachricht, die sie ihnen von der Absetzung Gregors hinterbrachten. Zu Piacenza versammelte sich nun unverzüglich unter dem Vorsitze des dortigen Bischofes Dionysius ein Concilium von mehreren longobardischen Bischöfen. Sämmtliche Schriften, welche die Abgeordneten mitgebracht hatten, wurden abgelesen, worauf sogleich alle anwesenden Bischöfe, ohne daß eine weitere Berathung statt gefunden hätte, dem Decrete der Synode von Worms durch einen, ein-

stimmig gefaßten Conciliumbeschluß beitraten. Bischof Dionysius, Präsident dieses Conciliabulums, erhob sich zuerst, schwor dem Pabste Gregor den Gehorsam ab und unterzeichnete die Absagungsformel, welchem Beispiele nun auch alle übrigen folgten. Eiligst durchflog nun ein deutscher Priester, Namens Eberhard *), einen Theil von Oberitalien, um auch die Unterschriften der Bischöfe, welche dem Afterconcilium in Piacenza nicht beigewohnt hatten, zu sammeln. Er erhielt sie größtentheils, wie auch jene des Erzbischofes Thedald von Mailand. Ein parmesanischer Priester, Namens Roland, erhielt den Auftrag, die Beschlüsse der beiden Synoden von Worms und Piacenza nebst dem königlichen Schreiben nach Rom zu überbringen.

7. Gerade am Tage vor der Eröffnung des von dem Pabste auf den ersten Sonntag in der Fasten

---

*) Eberardus nomine, Teutonicus natione, filius saeculi, hemus diaboli, inventor omnis fere mendacii. Hic circuivit, et perambulavit terram (Italiam), ut schismatica omnes inficeret contagione. Multos certe, qui propter interdictum domini Papae divino ab officio cessaverant, ipse interdictus et vinculo perditionis ligatus, inaudita temeritate ac superbia reconciliavit, et ex parte domini sui Regis, ut officium more priori celebrarent indixit. — (In vita sancti Anselmi, Episcopi Lucensis.) Dieser Eberhard wird bisweilen mit Roland verwechselt. Aber dieser war ein Priester in Parma, und erhielt erst dann den Auftrag, sämmtliche Schriften nach Rom zu bringen, nachdem Eberhard, der wahrscheinlich bei dem Afterconcilium in Worms gegenwärtig gewesen war, auch die Unterschriften der nicht in Piacenza anwesenden Bischöfe gesammelt hatte. Uebrigens ist dieß etwas sehr Außerwesentliches, mithin auch kein Gegenstand einer ernsten Kritik.

zusammenberufenen Conciliums kam Roland in Rom an. In der irrigen Meinung, daß an den lügenhaften Berichten des Hugo doch etwas Wahres seyn, mithin wenigstens ein Theil der jetzt in Rom versammelten Bischöfe sich zu ihm stellen würde, wie jener Lügner mit der größten Zuversicht gesagt hatte, ging also Roland gleich am andern Tage nach dem Lateran, wo das Concilium versammelt war. Dem schmachvollen Inhalt der von ihm zu überreichenden Beschlüsse und Briefe glaubte Roland noch durch höhnenden Trotz in der Anrede erhöhen zu müssen. Mit beispielloser Frechheit trat er vor den Pabst, der auf einem erhabenen Sitze saß und sprach: „Mein Herr, der König, und die deutschen und italienischen Bischöfe befehlen Dir, alsogleich von dem, durch Dich geschändeten Stuhle des heiligen Petrus herabzusteigen und die römische Kirche zu verlassen.“ — Sich hierauf zu der Geistlichkeit wendend, sprach er: „Euch, meine Brüder, zeige ich an, daß Ihr nach dem Willen des Königes am nächsten Pfingstfeste vor demselben erscheinen sollet, um aus seinen Händen einen Pabst und wahren Vater zu erhalten; denn dieser da, auf Gregor zeigend, ist kein Pabst, sondern ein reißender Wolf.“ — Aber bei diesem Worte konnte sich der, damals dem Pabste noch völlig ergebene Bischof Johannes von Porto nicht länger mehr halten. Er sprang von seinem Sitze auf, und unter dem wiederholten Rufe: „Ergreift den Frevler! Ergreift ihn!“ eilt er auf denselben zu. Sogleich dringen nun auch der Präfekt und die römischen Ritter, Lehnleute des römischen Stuhles, mit gezückten Schwertern auf den Lästerer ein und glühend von Wuth, würden sie, ohne Rücksicht auf die Heiligkeit des Ortes, wie auf die Gegenwart des Oberhauptes der Kirche, ihn in Stücken zerhauen haben, wäre nicht selbst der Pabst, sich schnell von seinem Sitze erhebend, herbeigeeilet und

hätte den Elenden mit seinem Leibe bedeckt. Die ganze Versammlung war in heftiger Bewegung und unter dem entstandenen Tumult kostete es dem Pabste nicht wenig Mühe, auch nur auf einen Augenblick sich Gehör zu verschaffen. Als er aber endlich diesen Augenblick gefunden hatte, wußte er ihn mit seiner gewöhnlichen Gegenwart des Geistes so trefflich zu benutzen und sprach dann mit solcher Würde und Salbung, daß in die so heftig aufgeregten Gemüther nach und nach wieder Ruhe und Besonnenheit zurückkehrten. Für fernere, ruhige, völlig leidenschaftlose Berathung hielt jedoch Gregor die gegenwärtige Stimmung nicht geeignet. Er hob also die Sitzung auf und beschied die versammelten Väter für den morgigen Tag in dieselbe Kirche.

8. Aber schon am Morgen des folgenden Tages trafen aus Deutschland mehrere Briefe einzelner Bischöfe ein, welche von Allem, was in der Synode zu Worms geschehen war, sich feierlich lossagten. Sie bekannten, gesündiget zu haben, jedoch blos aus Furcht und weil dazu gezwungen. Sie baten endlich den Pabst um Verzeihung und gelobten ihm auf das neue wieder Treue und schuldgen Gehorsam. — Sobald nach vorher gesprochenem Gebete die Sitzung eröffnet war, ließ Gregor die, in den sogenannten Synoden von Worms und Piacenza gefaßten Beschlüsse öffentlich vorlesen, und belegte dann, mit Zustimmung aller versammelten Väter, den Erzbischof Siegfried von Mainz und die Bischöfe Wilhelm und Rupert von Utrecht und Bamberg mit dem Banne. Allen übrigen aber, die der Synode beigewohnt hatten, bestimmte er eine Frist, binnen welcher sie in Rom erscheinen, und wegen ihrer Empörung gegen den römischen Stuhl sich rechtfertigen sollten, würden sie diese Zeit vorüber gehen lassen, ohne die von ihnen gefoderte

Genugthuung geleistet zu haben, so sollten sie ebenfalls mit dem Banne belegt werden. Endlich sprach Gregor auch über die früher schon excommunicirten Bischöfe von Regensburg, Constanz und Lausanne, so wie über den Grafen Eberhard, Ulrich von Kosheim und noch einige Andere, die zu dem geheimen Rath des Königes gehörten, abermal den Bannfluch aus. Sämmtliche lombardische Bischöfe, sowohl die, welche in Piacenza versammelt waren, als auch jene, die durch ihre Unterschriften den Beschlüssen der Synode von Piacenza beigetreten waren, wurden von allen bischöflichen wie priesterlichen Funktionen suspendirt. — Laut ließ hierauf Gregor das von dem Könige erhaltene, und ihn so gröblich verletzende Schreiben vorlesen; hielt dann eine kräftige, mit den stärksten, den heiligen Schriften entnommenen Ausdrücken angefüllte Rede über das bisherige Betragen des Königes, über sein eigenes Verhältniß zu demselben, und der Heiligkeit und hohen Bestimmung der Kirche. Heinrich, sagte Gregor, habe bisher nur aus Furcht seine feindlichen Gesinnungen gegen die Kirche hinter süße Worte und trügerische Botschaften zu verstecken gesucht, jetzt aber die Larve abgeworfen und öffentlich kund gegeben, was bisher in seinem Herzen verborgen gewesen. Aber eben daher sey es jetzt auch Zeit, das Racheschwert zu ergreifen, den Feind Gottes und der Kirche damit zu schlagen, daß das Haupt falle, das gegen Gott und dessen heilige Kirche sich so frevelhaft erhoben hat. — Kaum hatte der Pabst geendiget, als die ganze Versammlung, wie mit einer Stimme, ihm zurief: „Heiliger Vater! Dir geziemt es, an diesem Lästerer, diesem Tyrannen, diesem Abtrünnigen ein, für alle kommende Zeiten warnendes Beispiel aufzustellen. Wir werden an Deiner Seite kämpfen; wir sind alle bereit, selbst in den Tod für dich zu gehen. Ergreife also das Schwert, übe Gericht, und schlage

den Stolzen zu Boden *). — An der Spitze von hundert und zehen Bischöfen, und in Gegenwart der Kaiserin Agnes, welche die natürliche Liebe zu ihrem Sohne der höhern Liebe zu Gott und dessen heiligen Kirche zum Opfer gebracht hatte, sprach nun Gregor in einem, an den heiligen Petrus gerichteten Gebete, den furchtbaren Fluch der Kirche über König Heinrich in folgenden Worten aus **): „Heiliger Petrus, Fürst der Apostel, neige gnädig, wir flehen zu dir, deine Ohren zu uns, und erhöre mich, deinen Knecht, den du von Kindheit auf genährt und bis auf den heutigen Tag gerettet hast, aus den Händen der Ungerechten, die mich, weil ich mit Treue dir anhing, gehaßt haben und auch jetzt noch hassen. Du, wie meine erhabene Gebieterin, die Mutter meines Gottes, und dein Bruder, der heilige Paulus, und alle übrigen Heiligen sind meine Zeugen, daß die Regierung deiner heiligen Kirche mir gegen meinen Willen übertragen ward; und ich es daher nicht für einen Raub gehalten habe, deinen Stuhl zu besteigen, indem ich ja lieber mein ganzes Leben in der Verbannung zugebracht hätte, als deinen Sitz aus Weltsinn und eitler Ruhmliebe an mich zu reißen. Deßwegen habe ich auch jetzt den festen Glauben, daß es dir, jedoch nicht meiner guten Werke wegen, sondern blos aus Gnade zu mir, gefallen hat und noch gefällt, daß das Volk der Christen, das dir ganz besonders übergeben ist, auch mir an deiner Statt gehorchen soll; und daß ebenfalls durch deine Gnade mir die Gewalt zu binden und zu lösen im Himmel wie auf Erden

*) Tu Pater es patrum, blasphemum contere pravum
Est nostrum quippe jussis parere tuisque
Pro Christo mortem patienter gliscimus omnes:
Judicium confer, gladium trahe, percute fortem.
(*Bonizo* in vita Mathildis.)

**) *Mansi*, T. XX. p. 468 u. 69.

gegeben ist. In diesem Vertrauen also und zur Verherrlichung und Vertheidigung deiner Kirche, untersage ich im Namen des allmächtigen Gottes des Vaters, des Sohnes, des heiligen Geistes und an deiner Stelleund durch deine Gewalt dem Heinrich, Sohn des Kaisers Heinrich, der mit unerhörter Frechheit sich gegen deine Kirche empört hat, die Regierung des deutschen Reiches und Italiens; löse alle Christen von dem Eide, den sie ihm geschworen oder noch schwören werden, und verbiete allen, ihm als Könige zu gehorchen. Es ist billig, daß der, welcher die Ehre deiner Kirche zu vermindern sucht, selbst die Ehre verliere, die er schon zu haben glaubt; und da er es verschmähete, als Christ zu gehorchen, auch alle meine, an ihn zu seinem eigenen Heile ergangenen Ermahnungen verachtet und endlich gar von deiner Kirche sich getrennt, und diese zu verwirren und zu spalten gesucht hat, so binde ich ihn an deiner Statt mit dem Bande des Fluches, damit die Völker es erkennen und bezeugen, du seyest Petrus und der Fels, auf den der Sohn des lebendigen Gottes seine Kirche gegründet hat, gegen die selbst die Pforten der Hölle nichts vermögen." — In alle christliche Länder wurden nun Bekanntmachungsschreiben erlassen, durch welche Gregor die Völker und deren Regenten von der Verdammung des Königes Heinrich, dessen Suspendirung von der Regierung und den Gründen, die den Pabst dazu bewogen, in Kenntniß setzten *).

*) Dieß war zwar für jetzt nur noch eine bloße Suspension. Hat aber der römische Stuhl das Recht, einen Monarchen von der Regierung zu suspendiren, so hat er auch das Recht ihn abzusetzen. In der strengsten Consequenz geht das Letztere aus dem Erstern hervor, wie dieses auch Gregor bald darauf durch die That bewieß. — Die Frage entsteht also: Haben die

Päbste, vermöge der dem heiligen Petrus ertheilten Schlüsselgewalt, auch wirklich das Recht, Kaiser und Könige ihrer Throne zu entsetzen? — Vor Gregor VII. war es niemand noch eingefallen, diese Frage zu erheben, weil es auch niemand sich je noch hatte beigehen lassen, der Schlüsselgewalt eine solche Ausdehnung zu geben. Gregor VII. war der erste, der das Recht, Könige und Fürsten ihrer Würden und der Regierung entsetzen zu können, weil aus der Schlüsselgewalt es ableitend, sich beilegen zu können glaubte.— Wir haben das Vertrauen zu unsern Lesern, daß sie zu den wärmsten Anhängern des römischen Stuhles, zu den eifrigsten Vertheidigern desselben und seiner heiligen Rechte, zu deren Aufrechterhaltung denselben kein Opfer, wie groß es auch seyn möchte, zu theuer seyn würde, Uns ebenfalls beizählen werden. Aber demungeachtet müssen wir aufrichtig gestehen, daß wir jenes von Gregor VII. sich angemaßte Recht weder in der heiligen Schrift, noch in den Schriften der Väter, und eben so wenig auch in der Geschichte aller frühern, diesem großen Pabste vorhergegangener Jahrhunderte gegründet finden. Man wird sich erinnern, daß es Zeitabschnitte, und zwar sehr lange Zeitabschnitte gab, in denen die christlichen Völker, obgleich mit dem größten Unrecht, in dem Kaiser den Herrn des Pabstes zu erblicken glaubten. Aber der Kaiser war eben so wenig Herr des Pabstes, als der Pabst Herr des Kaisers. Als Sohn der Kirche war der Erstere in allen Glaubens= und Kirchenangelegenheiten dem Pabste unterthan und mußte ihm gehorchen; so wie dieser in allen weltlichen Angelegenheiten ein Unterthan des Kaisers war. Als endlich selbst Italien sich von dem griechischen Reiche losgerissen hatte, und die Päpste durch Pipin und Karl den Großen auch unabhängige weltliche Herren geworden waren, standen sie als solche doch noch lange Zeit in einer Art von Abhängigkeitsverhältniß, nämlich in jenem des Geschützten zu seinem Beschützer, weil die Kaiser Patricier und Schirmvögte Roms und der römischen Kirche waren*).

*) Dieß ward auch damals schon von Männern, die zu keiner Parthei gehörten, obgleich mit großem Unrecht als ein Grund

Aber auch davon abgesehen, konnten sie doch zu den Kaisern in kein anderes Verhältniß kommen, als in welchem jeder unabhängige Fürst zu jedem andern, ebenfalls von keiner höhern Macht abhängigen Fürsten steht. Daraus geht nun klar hervor, daß, weil der Sohn nicht den Vater, auch der Kaiser nicht den Pabst, und weil kein Gleicher Seines Gleichen, auch der Pabst den Kaiser nicht absetzen kann. Und gerade durch dieses vollkommene Gleichgewicht der beiden höchsten Gewalten, der geistlichen nämlich und der weltlichen Macht wurden Einheit und Eintracht zwischen Kirche und Staat erhalten und den christlichen Völkern ward zugleich ein sicheres Unterpfand des ungestörten und unangefochtenen Fortbestandes ihres göttlichen Glaubens gegeben *). Selbst Gregors Zeitgenossen,

betrachtet, warum der Pabst den König Heinrich nicht einmal excommuniciren, viel weniger absetzen könnte.

*) Dieß ist ganz begreiflich. Da nämlich den Päbsten in Glaubenssachen die Gabe der Unfehlbarkeit von Christo gegeben ward — dieß ist keine Schulmeinung, sondern ein Dogma der römischen Kirche — so kann auch kein Irrthum, wie künstlich er auch in ein scheinbares Gewand der Wahrheit eingehüllt seye, den Pabst täuschen. Er öffnet sogleich seinen Mund; Er spricht, und die Irrlehre verschwindet; und wenn alsdann dennoch der Irrlehrer seinen Wahn noch weiter verbreiten will, so muß auf die Foderung des Pabstes, der Monarch als Sohn desselben, und daher ihm gehorchend, sogleich alle Mittel ergreifen, um den Irrlehrer auf irgend eine Art unschädlich zu machen. Dadurch ward fünfzehn Jahrhunderte hindurch die reine Lehre in allen Kirchen des Abendlandes ungetrübt erhalten, und wenn auch bisweilen hie und da ein falscher Lehrer auftauchte, wie Gottschalk, Berengar, so verschwanden sie und ihre verkehrte Lehre doch sogleich wieder vor dem ersten Hauche der Kirche. Erst als im sechzehnten Jahrhundert, durch ein furchtbares Gericht Gottes, die Hälfte des christlichen Abendlandes sich von der römischen Kirche, dem Pfeiler der Wahrheit, losriß, ward dieses schöne conservative Verhältniß, wodurch die Einheit der Kirche und des Staates so lange war erhalten worden, auf immer zerrissen. Aber wie schnell folgten nun auch nicht Sekten auf Sekten; eine immer abentheuerlicher als die andere, bis endlich in unsern Tagen selbst die Nacht des Heidenthums wieder einbrach und die gotteslästerlichen, jeden Begriff von Christenthum zerstörenden Grundsätze, Doctrinen und Philosopheme nun ohne Scheu verbreitet werden dürfen, um mit jedem Tage zahllose, schwache Seelen in ewiges Verderben zu stürzen.

weise und erleuchtete Bischöfe zweifelten daran, ob wirklich der Pabst jene Gewalt habe, die er sich beilegen zu dürfen glaubte, und wovon er nun gegen König Heinrich einen, die ganze Christenheit in Erstaunen setzenden Gebrauch gemacht hatte. Verschiedene schrieben daher auch an den Pabst und baten um Belehrung. Diese ertheilte ihnen nun auch Gregor besonders in jenem an den Bischof Hermann von Metz gerichteten Schreiben, auf welches wir gleich in dem folgenden Abschnitte zurückkommen werden. Aber die Gründe, die der Pabst anführt, möchten damals schwerlich, wenigstens den Einsichtsvolleren, ihre Zweifel gelößt haben. Selbst der, weil durch Heiligkeit des Wandels ausgezeichnete, daher auch allgemein geehrte heilige Abt Hugo von Clugny, den selbst Gregor seines besondern Vertrauens würdigte, auch öfters an ihn schrieb, und nicht selten sehr dringend seinem Gebete sich empfahl, war der Meinung, daß auch ein excommucirter König immer noch König bleibe *); bleibt er aber dieses, so kann man auch seine Unterthanen ihres Eides nicht entbinden; denn ein König, dem niemand gehorcht, ist ein Unding. — Wie es scheint, wollte selbst der Himmel die Absetzung Heinrichs nicht ratificiren. Der Gegenkönig Rudolph ward in einem Treffen erschlagen. Sein Nachfolger Hermann von Luxemburg sank in solche Verachtung, daß er selbst wieder abdankte, und Ecbert von Braunschweig, dem man schon die Krone zugesagt hatte, ward von den Vasallen der Aebtissin von Quedlinburg in einer Mühle erschlagen. Selbst der Pabst starb in freiwilliger Verbannung in Salerno, während Heinrich sich diese ganze lange Zeit über in Deutschland als Kaiser behauptete; und als er durch den schändlichsten Verrath seines Sohnes dessen Gefangener geworden war, gelang es ihm gleich darauf, sich in Freiheit zu setzen, ward von den lotharingischen Fürsten und allen großen und kleinen Städten am Rhein mit Jubel empfangen, sah sich in Kurzem wieder an der Spitze eines Heeres, und als jetzt der Tod ihn ergriff, starb er doch we-

*) *Fleury*, hist. eccl. L. LXIV, p. 561.

nigstens als Kaiser in den Armen einer Menge ihn umgebender treuer Freunde und Anhänger. Von den Zeiten Gregors bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts war über diese Materie sehr vieles bald dafür, bald dagegen geschrieben, gesprochen und behauptet worden. Natalis Alexander, dessen Ansehen doch nicht unbedeutend ist, will die Gewalt des römischen Stuhles, Monarchen zu entsetzen und die Unterthanen von dem Eide der Treue zu lösen, nicht anerkennen, und fügte die Bemerkung hinzu, daß es blos die Meinung eines Privatlehrers, nie aber eine Entscheidung der Kirche gewesen sey. Auch der gelehrte Cardinal Bellarmin schrieb über diese, zu ihrer Zeit sehr wichtige Frage eine Abhandlung, in welcher er behauptet, daß der römische Stuhl Kaiser und Könige nur mittelbar abzusetzen die Gewalt habe. Diese Schrift des gelehrten Cardinals hatte ein sonderbares Schicksal. In Rom ward sie von der römischen Censurbehörde unterdrückt, ihre Verbreitung verboten, und zwar aus dem Grunde, weil sie der päbstlichen Gewalt zu wenig einräume; aber nun ward sie zu gleicher Zeit in Paris öffentlich verbrannt, und zwar weil sie der päbstlichen Gewalt zu viel einräume. — Indessen müssen wir aufrichtig gestehen, daß wir wenigstens die Meinung des Cardinals für die gegründeteste, daher für vollkommen entscheidend, auch für ganz dazu geeignet halten, selbst die verschiedenartigsten und entgegengesetztesten Ansichten über diesen Gegenstand mit einander zu vereinigen und zu versöhnen. Wenn nämlich nicht, wie leider in ältern und weit frühern Zeiten nicht selten geschehen ist, und worüber der heilige Petrus Damiani so bitter klagt, der Bannfluch ganz geringfügiger Ursachen wegen und aus offenbar höchst unbedeutenden Veranlassungen ausgesprochen wird; sondern nur dann, wann die Kirche in ihren Grundpfeilern erschüttert zu werden sich bedrohet sieht, oder — wie jetzt in Spanien — ihre heilsamsten und heiligsten Institutionen gesetzwidrig und gewaltsam zerstört werden, oder auch der Glaube und das ewige Heil der Völker, oder auch nur einer Provinz in sichtbarer, durch keine menschliche Klugheit oder Macht mehr abzuwendender Gefahr schwebt:

wenn nur bei solchen wichtigen Veranlassungen die Blitze des Vatikans geschleudert werden, dann wird ganz gewiß auch über Jenen, den dieser furchtbare Strahl getroffen, grenzenloses zeitliches Verderben hereinbrechen. Haben wir nicht selbst zwei schreckbar warnende Beispiele dieser Art in unsern Tagen erlebt. Als Pius VII. den mächtigen fränkischen Kaiser mit dem Banne belegte, suspendirte er sehr weise alle damit verbundenen zeitlichen Wirkungen, das heißt, er sagte nur mit andern Worten, daß er alles zeitliche, aus dem Bannfluch hervorquellende Verderben der strafenden Hand der göttlichen Gerechtigkeit überlasse. Und diese Hand, aus der keine Macht jenen, den sie ergreift, zu retten vermag, wie furchtbar griff sie nicht ein und schleuderte den so hoch gestellten, so hoch erhobenen Feind der Kirche des Sohnes Gottes von allen seinen Thronen herab, und außerhalb den Grenzen der bewohnten Erde starb er auf einem einsamen und öden Felsen im indischen Ocean. — So gewiß jedes Wort, das Gott einst sprach, noch immer tönet, und durch alle Ewigkeiten tönen wird; eben so gewiß liegt auch in der, den Nachfolgern des heiligen Petrus ertheilten Schlüsselgewalt eine zwar unsichtbare, aber eben daher nur desto furchtbarere, unüberwindlichere, Zeit und Ewigkeit umfassende Macht. Insofern man also nach einer bekannten, sehr gewöhnlichen Redefigur auch die entfernteren Folgen der ersten, dahin wirkenden Ursache zuzuschreiben pflegt, kann man auch sagen, daß ein Pabst die Macht habe, Kronen zu entreißen und Throne zu stürzen; und dieß ist die Meinung des eben so frommen als gelehrten Cardinals Bellarmin. — Um aber wieder auf Gregor VII. zurückzukommen, so ist es doch allgemein und selbst von seinen, jedoch vernünftigen und leidenschaftlosen Gegnern anerkannt, daß Alles, was er that, blos aus seiner innern, wenn auch irrigen Ueberzeugung, es thun zu können und thun zu müssen entsprang. Stolz, Herrschsucht oder irgend eine Leidenschaft war nie die Triebfeder auch nur einer einzigen seiner Handlungen. Seine Absicht war stets rein und lauter. Nur das Höchste und Heiligste hatte er im Auge, und das Ziel, das zu

erreichen er so mühsam und unter so vielen Gefahren sein ganzes Leben hindurch strebte, war kein anderes, als dasselbe, das Gott allen Menschen und Völkern und deren Häuptern gesetzt hat; nämlich Verbreitung des Reiches Gottes auf Erden, Verherrlichung seines allerheiligsten Namens und ewiges Heil der gesammten Menschheit, das heißt aller, die sich aufrichtig durch Wort und That zu dem Namen Jesu bekennen.

9. Auf diesem Concilium sollte nun auch der sogenannte Dictatus Papae den versammelten Vätern vorgelegt, und von denselben genehmiget worden seyn. Es ist dieß eine Sammlung von sieben und zwanzig, Gregors ganzes System über Kirche, Pabst und dessen Verhältniß zu der ganzen übrigen Welt enthaltenden Aphorismen. Man zweifelt zwar sehr daran, daß Gregor selbst der Verfasser dieser Sammlung gewesen; aber war er es auch nicht, so ward sie doch offenbar auf sein Geheiß verfertiget und ihm gleichsam aus dem Innersten seiner Seele herausgeschrieben. Auch hat Gregor die darin enthaltenen Grundsätze, obgleich nicht alle auf einmal, doch sämmtlich in seinen vielen Briefen deutlich und unumwunden ausgesprochen. Zudem ist es sehr wahrscheinlich, daß Gregor, voraussehend, welches grenzenlose Erstaunen sein, auf diesem Concilium gegen König Heinrich vorgenommene Akt, in der ganzen Christenheit erregen, und wie viele Zweifel und Einwendungen man dagegen erheben würde, es für zweckmäßig hielt, seine Ueberzeugung unter den Augen aller Völker laut auszusprechen, und jede Macht mit der heiligen Richtschnur bekannt zu machen, der er mit unerbittlicher Strenge zu folgen entschlossen sey. Gregor wollte nichts im Verborgenen thun. Sein Wunsch war, daß der ganze Erdkreis seine Stimme hören, und Jeder, der Hohe wie der Niedere, selbst die feinsten Falten seines Herzens durchschauen und

demnach die wahren Motiven seiner Handlungen für Niemand ein Geheimniß seyn möchten. — Von den in dieser Sammlung enthaltenen Sentenzen wollen wir jetzt unsern Lesern nur einige der merkwürdigsten hier mittheilen, müssen jedoch schon im voraus bemerken, daß blos mit Ausnahme einiger wenigen, sich auf des Pabstes Verhältniß zur weltlichen Macht beziehenden Sätze, die übrigen alle längst schon vor Gregor in der Kirche anerkannt und angenommen waren.

*) „Die römische Kirche ward von Christo selbst gegründet.

Dem römischen Pabste gebührt allein und ausschließlich der Titel eines allgemeinen Bischofes.

Der Pabst ganz allein hat die Macht, Bischöfe abzusetzen und sie wieder mit der Kirche auszusöhnen.

Auf jedem Concilium hat der päbstliche Legat

*) Quod Romana ecclesia a solo Domino sit fundata.
Quod solus romanus Pontifex jure dicatur universalis.
Quod ille solus possit deponere Episcopos vel reconciliare.
Quod legatus ejus omnibus Episcopis praesit in concilio, etiam inferioris gradus, et adversus eos sententiam depositionis possit dare.
Quod illi liceat Imperatores deponere.
Quod solus possit uti Imperialibus insigniis.
Quod solius Papae pedes omnes principes deosculentur.
Quod a fidelitate iniquorum subjectos potest absolvere.
Quod sententia illius a nullo debeat retractari, et ipse omnium solus retractare possit.
Quod ipse a nemine possit judicari.
Quod romana ecclesia nunquam erravit, nec in perpetuum scriptura testante errabit.
Quod Romanus Pontifex, si canonice fuerit ordinatus, meritis Beati Petri indubitanter efficitur sanctus, testante sancto Ennodio episcopo Papiensi, ei multis sanctis patribus faventibus, sicut in decretis sancti Symmachi Papae continetur.

(*Baron.* ad an. 1076. Nr. 30 et seq.)

den Vorsitz, und kann selbst über jene, welche eines höhern Ranges sind, das Absetzungsurtheil aussprechen.

Der Pabst hat Macht, einen Kaiser abzusetzen.

Der Pabst allein hat über die Insignien der kaiserlichen Würde zu gebieten.

Dem Pabste allein müssen alle Fürsten die Füße küssen.

Der Pabst hat die Gewalt, Unterthanen von dem geleisteten Eide der Treue zu entbinden.

Sein Beschluß kann von niemand aufgehoben werden; aber Er selbst hat das Recht, die von Andern genommenen Beschlüsse wieder aufzuheben.

Der römische Stuhl kann von Niemand gerichtet werden.

Die römische Kirche hat nie geirret, wird auch in Ewigkeit nicht irren.

Wenn ein Pabst auf canonischem Wege gewählt worden; so gehört er, durch die Verdienste des heiligen Petrus, von dem Augenblicke seiner Wahl an in die Zahl der Heiligen. Dieß bezeuget der heilige Bischof Ennodius, auch sehr viele der heiligen Väter stimmen damit überein, und in den Decreten den Pabstes Simmachus ist es ebenfalls ganz deutlich enthalten."

Den übrigen vierzehn Sätzen liegt dieselbe Hauptidee zum Grunde, nämlich daß die Gewalt des Pabstes über jede andere Gewalt erhaben sey.

III.

Aufstand der Sachsen. — Verschwörung der südlichen deutschen Fürsten gegen Heinrich.

1. Nur zu bald wurden die Folgen von Heinrichs Excommunication in Italien wie in Deutschland fühlbar, und der Stein, den die Hand des Pabstes jetzt in den Strom der Zeit geschleudert hatte, bildete Kreise, deren grenzenlose Weite Gregor wahrscheinlich

nicht geahnet, viel weniger vorausgesehen hatte. — Der Bannstrahl, der den König getroffen, war auch ein Blitzstrahl, der zu gleicher Zeit in Italien und in Deutschland einschlug und beide Reiche gleichsam vom Scheidel bis zu den Füßen spaltete. Von jetzt an entstehen zwei Partheien, zwischen welchen, da eine selbstsüchtige Politik und Leidenschaften jeder Art die Spalte nur immer noch zu erweitern suchen, jedes Einigungsband verschwindet, und deren furchtbarer Conflikt die Individualität des Einzelnen wie ganzer Stände ergreift, jedes andere Staats- wie Privatinteresse verschlingt, bei der mit jedem Tage steigenden schrecklichen Aufregung der Gemüther Großes wie Kleines in seinen Kreis zu ziehen sucht, und so alles Verderben, was nur immer kirchliche, religiöse und politische Trennung herbeiführen kann, über Deutschland häuft. Zudem gab es jetzt nirgends einen Mittler, der die streitenden Elemente mit einander hätte versöhnen können, versöhnen wollen. Alles nahm also eine feindliche Stellung an. Bischöfe standen gegen Bischöfe, Fürsten gegen Fürsten, Völker gegen Völker, Familien gegen Familien, und der Bruder kämpfte gegen den Bruder, wie der Sohn gegen seinen eigenen Vater. Dem Kampfe sich zu entziehen, war unmöglich, denn wer auf die Seite des Pabstes sich stellte, war ein Feind des Königes, und wer zu diesem hielt, war ein Feind des Pabstes und der Kirche, und wer endlich weder für den Einen noch den Andern sich erklären wollte, ward von beiden Partheien verfolgt. Es beginnt also jetzt eine grausenvolle Periode, in welcher Deutschland sich selbst zerfleischt und in seinen eigenen Eingeweiden wühlt. Wenn aber auch das Auge jedes Edlen nur tief trauernd über Deutschlands damaligen schrecklich zerrütteten Zustand weilen kann, so wird jedoch sein Herz sogleich wieder mit himmlischem Troste erfüllt, sobald er nur seinen Blick in eine etwas weitere Ferne trägt. Klar

wird es ihm alsdann vor seiner Seele schweben, daß diese schreckliche Erschütterung, dieser lange Kampf, der erst endete, als beinahe alle daran theilnehmende Personen und Geschlechter von dem mit Blut besudelten Schauplatze verschwunden waren, nicht nur nothwendig, sondern in seinen Folgen auch ungemein wohlthätig und fruchtbringend war. Er mußte gekämpft werden, um eines der höchsten Güter einer christlichen Nation, nämlich Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche zu erringen; und da dieses große Gut wirklich errungen ward, so war auch der Gewinn weit größer, als der Preis, der dafür gegeben ward; denn über dem Schutt der niedergebrannten Städte, Schlösser und Dörfer erhoben sich bald wieder neue Städte, Burgen und Dörfer, und auf die niedergewürgten Generationen folgten ebenfalls in kurzer Zeit wieder neue Generationen. Der Schade war also bald ersetzt, aber der Gewinn blieb auch den folgenden Jahrhunderten; und die höhere Idee des Göttlichen und Ewigen hatte über die niedere Idee des Zeitlichen und Vergänglichen gesiegt.

2. Von Worms, wo das unselige Concilium gegen den Pabst war gehalten worden, begab sich Heinrich wieder nach Goslar. Dahin hatte er schon im vorigen Jahre, wie man sich erinnern wird, sämmtliche Fürsten zu einem Reichstage berufen, auf welchem das Schicksal der in Haft befindlichen sächsischen Fürsten sollte entschieden werden. Da aber außer dem Herzog von Böhmen und noch ein paar andern, alle übrigen Fürsten ausblieben, so konnte auch kein Beschluß gefaßt werden. Heinrich, mit Recht darüber aufgebracht, beschloß nun die gefangenen Fürsten noch fortwährend in Haft zu halten, vertheilte sie unter die andern Fürsten, denen er zwar ehrenvolle Behandlung der Gefangenen, jedoch auch die größte Wach-

samkeit empfahl, damit keiner derselben entwische. Nur mit einem, und gerade seinem bisher ärgsten und gefährlichsten Feinde, nämlich mit Otto von Nordheim, dem ehemaligen Herzog von Bayern, machte er eine Ausnahme. Dieser befand sich in dem Gewahrsam des, dem Könige ganz vorzüglich treuen und ergebenen Bischofs Rupert von Bamberg. Heinrich ließ ihn jetzt zu sich nach Goslar bringen. Da er aber dabei befohlen hatte, daß diejenigen, welche den Otto begleiten mußten, nur bei Nachtzeit mit ihm reisen sollten, so schöpfte Otto Verdacht, befürchtete für sein Leben, und trat die Reise nur mit der größten Besorgniß an. Diese verschwand jedoch gänzlich, als er nicht nur glücklich in Goslar ankam, sondern auch von dem Könige auf das freundlichste empfangen ward. — Es war Heinrichs des Vierten ganz eigenes Schicksal, größtentheils an Unwürdige seine Wohlthaten zu verschwenden und dadurch die Zahl seiner Feinde nur noch zu vermehren. Otto war die Seele des letzten sächsischen Aufstandes gewesen, und hatte sich während des ganzen Sachsenkrieges als den unternehmendsten und furchtbarsten Gegner des Königes erwiesen. Einen so kräftigen Mann, einen eben so tapfern als des Krieges kundigen Fürsten wollte jetzt Heinrich um jeden Preis für sich gewinnen, und auf Otto's Dankgefühl zählend, ertheilte er ihm nicht nur wieder seine Freiheit und söhnte sich vollkommen mit ihm aus, sondern schenkte ihm, ihn dabei mit Gunstbezeugungen jeder Art überhäufend, unbedingt sein ganzes Vertrauen. Am Hofe von Goslar war von jetzt an Otto der Erste nach dem Könige. Bei allen Angelegenheiten, sie mochten den Staat oder die Person des Königes betreffen, ward Otto stets zu Rathe gezogen; nichts geschah ohne ihn, und seine Stimme war stets entscheidend.

3. Aber alle Gunstbezeugungen des Königes, wie

es sich wenigstens aus der Folge zu erweisen scheint, vermochten nicht in Otto's Seele die Rückerinnerung an die, von Heinrich erduldeten Kränkungen zu tilgen, und der geheime Groll, der gegen Heinrich an seinem Herzen nagte, machte ihn gleich in dem ersten Augenblicke seiner Versöhnung mit dem König schon wieder zu dessen Verräther; nur daß er den schwarzen Verrath, über den er brütete, noch eine kurze Zeit unter dem äußern Schein treuer Ergebenheit zu verhüllen suchte. — Von dem Erfolge seiner von Worms aus nach Italien geordneten Gesandtschaft hatte Heinrich jetzt noch keine Nachricht erhalten. In seinem Wahn sah er Gregor schon von dem Stuhle des heiligen Petrus herabgestürzt, und einen andern ihm völlig ergebenen Pabst auf den Thron desselben erhoben. Um so weniger glaubte er also auch jetzt große Schonung gegen die Sachsen beobachten zu müssen. Gegen diese nährte er in seiner Brust einen wahrhaft unversöhnlichen Haß. Zwar hatten sie ihm, und zwar von seiner frühesten Jugend an, ebenfalls nur Beweise von Abneigung, Argwohn und Feindschaft, und nie von Liebe, Treue und Anhänglichkeit gegeben; aber demungeachtet war doch jetzt Heinrichs Verfahren gegen dieselben viel zu hart, zum Theil sogar grausam, und im höchsten Grade unklug. Den gefangenen Fürsten ihre Freiheit wieder zu geben, wie er so heilig versprochen hatte, daran dachte er auch von weitem nicht mehr. Im Gegentheil ließ er sie in die entferntesten Theile des Reichs bringen. Offenbar war jetzt, sie völlig zu Grunde zu richten, seine Absicht und ernstlichster Wille. Alle ihre Güter und Herrschaften vertheilte er daher unter seine Anhänger, und was sie davon nur immer wollten, rissen seine Günstlinge an sich. Seine von den Sachsen zerstörten Burgen ließ er nicht nur wieder herstellen, sondern befahl auch noch überall neue anzulegen, und bald gab es in ganz Sachsen und Thüringen beinahe

keinen Hügel mehr, auf welchem man nicht an der Erbauung einer neuen Burg arbeitete. Den Otto ernannte er zum Regierungsverweser über ganz Sachsen, ertheilte ihm sehr ausgedehnte Vollmachten, und befahl ihm, die angefangenen Arbeiten zu vollenden, wie überhaupt alle schon verabredeten harten Maßregeln in Vollziehung zu setzen *).

4. Von Goslar reißte Heinrich nach Utrecht, um bei dem ihm völlig ergebenen Bischof Wilhelm das Osterfest zu feiern. Unter Weges erfuhr er zu Köln, daß einer seiner treuesten Anhänger und Freunde, nämlich der Herzog Gozelo von Niederlotharingen, wahrscheinlich auf Anstiften des Grafen Robert von Flandern, wäre ermordet worden *). So viel Hein-

*) Da jetzt Otto beinahe ausschließlich das Ohr des Königs hatte und bei allem zu Rathe gezogen ward, so mußte er nothwendig, wenn er nicht gar selbst alle diese harten Maßregeln dem Könige anrieth, doch wenigstens sie genehmiget und seine Zustimmung dazu gegeben haben. Hat er aber wirklich dieß gethan, so konnte es aus keiner andern Absicht geschehen seyn, als um die Sachsen durch Uebermaß des Druckes abermals zur Empörung zu reizen, den König in einen neuen, jetzt noch gefährlichern Krieg mit dieser Nation zu verwickeln und am Ende noch völlig zu verderben.

**) Der Mörder hatte sich in einem heimlichen Gemache, dessen unterer Theil schlecht verwahrt war, versteckt; und als der Herzog des Nachts, eines natürlichen Bedürfnisses wegen, dahin kam, schoß jener von unten herauf einen Pfeil nach ihm ab, wodurch der Herzog so schwer verwundet ward, daß er wenige Tage darauf an der Wunde starb. Der Tapferkeit, Klugheit und Gerechtigkeitsliebe dieses Fürsten, und besonders dessen Anhänglichkeit an den König ertheilt Lambert von Aschaffenburg ein sehr ehrenvolles Zeugniß. Nur schade, daß Gozelo über der, seinem Könige schuldigen Treue seine noch höhere Treupflicht gegen Gott und dessen heilige Kirche vergaß.

rich durch den Tod dieses tapfern, klugen und treuen Fürsten verlor, eben so viel gewann dadurch der Pabst Gregor. Aus Anhänglichkeit an Heinrich war Gozelo einer der determinirtesten Gegner Gregors gewesen. Auf der Synode von Worms erklärte er öffentlich, den neuen, mit Genehmigung des Königes gewählten Pabst mit gewaffneter Hand in Rom einzuführen. Aber Gozelo war auch Gemahl der Markgräfin Mathildis, und obgleich beide nicht miteinander lebten, indem er nicht Deutschland und sie nicht Italien verlassen wollte, so hatte der Herzog doch immer noch einigen Einfluß auf seine Gemahlin. Dieser hörte nun mit dem Tode desselben auf. Mathilde ergab sich jetzt ganz und ungetheilt dem Pabste und der Kirche, machte deren Interesse zu dem ihrigen, und ward von diesem Zeitpunkte an die festeste Stütze des römischen Stuhles in Italien*). —

*) Mathilde war unstreitig die größte Frau nicht nur ihres eigenen, sondern selbst vieler der vorhergegangenen wie nachfolgenden Jahrhunderte; und in dem ganzen langen Laufe der Geschichte hat einen Thron vielleicht noch nie eine Fürstin wie Mathilde geziert. An Hoheit und Gediegenheit des Geistes, an Verstand und Reichthum an Kenntnissen, an Reinheit und Kraft des Willens, wie an Stärke und Festigkeit des Charakters ragte sie weit über alle damaligen Fürsten hervor. Von dem Geiste der Religion Jesu durchdrungen, umfaßte sie Alles mit Liebe und Wohlwollen in Demuth, und obgleich dem Pabste und der Kirche treu ergeben, zeigte sie doch stets die zarteste Theilnahme für Heinrich IV., und wie weit besser würde es diesem geworden seyn, hätte er sich nur der Leitung dieses weiblichen Engels auf dem Throne überlassen. Aller Zweige der Verwaltung kundig, und selbst des Krieges nicht unkundig, war kein Geschäft weder des Friedens noch des Krieges ihr fremd, und da ihr vielseitig wissenschaftlich gebildeter Verstand ihrem Herzen stets die wahren Mittel angab, um immer noch wohlthätiger und erfolgreicher zu wirken; so beherrschte sie, keines Gemahls bedürftig, auch ganz allein ihre

Das durch diesen Todesfall erledigte Herzogthum Niederlothringen ertheilte Heinrich seinem damals erst zweijährigen Sohne Konrad, trennte aber davon die Mark Antwerpen und gab diese einem Neffen des Verstorbenen, nämlich dem Gottfried von Bouillon, Sohn des Grafen Eustache, einem herrlichen, in voller Jugendkraft aufblühenden Jüngling, tapfer und doch so lieblich und fromm, dabei dem Könige stets treu, und nachher siegreicher Anführer eines Kreuzheeres, Eroberer des heiligen Grabes und erster König von Jerusalem; ein wahrer Held nach ächt antiker Art, nur gemildert durch die sanfteren Tugenden des Christenthums.

5. An der Seite seines Freundes, des Bischofs Wilhelm, dachte jetzt Heinrich in Utrecht die österli-

---

weitläufigen Staaten mit eben so vielem Ansehen als Weisheit und Milde; und allem Guten und wahrhaft Schönen sich stets frei und völlig hingebend, war sie, was in jenen wilden Zeiten eine ganz ungewöhnliche Erscheinung war, sogar eine thätige Beförderin der Künste und Wissenschaften, die selbst bei dem Geräusch der Waffen, das Italien erfüllte, unter ihrer schützenden Aegide ununterbrochen in ihren Staaten ruhig fortblüheten. — Ihre treue, nie wankende Anhänglichkeit an den Pabst gab sie demselben einst mit den bekannten Worten des großen Heidenapostels zu erkennen: quod non tribulatio, non augustia, non fames, non nuditas, non periculum . . . . . .
. . . .
neque creatura alia poterit *eam separare a charitate Petri* in Christo Jesu domino nostro. — Wenige Wochen nach dem Tode des Herzogs Gozelo von Lotharingen starb auch die Markgräfin Beatrix, die würdige Mutter einer solchen Tochter. Das Band der reinsten und zärtlichsten mütterlichen und kindlichen Liebe hatte stets diese beiden schönen Seelen auf das innigste mit einander vereint.

chen Feiertage recht ruhig und gemüthlich zu verleben. Aber diese Ruhe ward nicht wenig gestört, als er ein paar Tage vor der österlichen Feier die Nachricht erhielt von dem schlechten Erfolge seiner Gesandtschaft nach Italien, und daß Pabst Gregor ihn auf einer Synode von hundert und zehen Bischöfen, und unter der ungetheilten Zustimmung des ganzen zahlreichen Conciliums mit dem Banne belegt und von der Regierung der Reiche Deutschlands und Italiens suspendirt habe. Diese Nachricht würde ungleich tiefern Eindruck auf Heinrich gemacht haben, hätte nicht der hochfahrende, beredte Bischof Wilhelm von Utrecht, der mit verachtender Gleichgültigkeit den päbstlichen Bannfluch als etwas höchst Unbedeutendes betrachtete, ihn wieder einigermaßen beruhiget. Noch zuversichtlicher ward er, als er bald die für ihn damals so erfreuliche Kunde erhielt, daß sämmtliche longobardische Bischöfe, auf die Nachricht von dem, was Gregor auf der Synode von Rom gegen sie und den König gethan, sich ebenfalls zu Pavia, unter dem Vorsitze des Erzbischofes Wibert, zu einem Concilium vereint, über Gregor den Bannfluch ausgesprochen und ihn des apostolischen Stuhles entsetzt hätten. Jedoch bevor er noch diese Botschaft erhalten, war er schon gesonnen, etwas Aehnliches gegen den Pabst zu unternehmen. Auf den Rath des Bischofes Wilhelm und noch einiger andern Bischöfe hatte er nämlich beschlossen, die auf dem Concilium in Rom gegen ihn und seine Synode in Worms geschleuderte Excommunication auf den Pabst selbst zurückzuwerfen. Den Auftrag dazu erhielt der Bischof Pibo von Toul. Vorsätzlich gab man ihm denselben, weil er in seiner Treue gegen den König zu schwanken schien, und er daher jetzt durch Erfüllung des ihm gegebenen Auftrages gleichsam ein Unterpfand seiner fernern, festen Anhänglichkeit an den König geben sollte. Aber Pibo

war zu klug, zwar treu dem König, konnte er sich jedoch darüber nicht täuschen, daß Heinrich und seine in Worms versammelten Bischöfe die Sache viel zu weit getrieben, sich schweren Frevels gegen das Oberhaupt der Kirche schuldig gemacht hätten. Heimlich entwich er also gleich in der folgenden Nacht mit dem eben so gesinnten Bischofe Dietherich von Verdün aus der Stadt, worauf Bischof Wilhelm von Utrecht, dessen Erbitterung gegen den Pabst jetzt alle Schranken durchbrach, jenen Auftrag sogleich selbst übernahm. Die ganze österliche Feier hindurch redete er in der Messe vor dem Offertorium zu dem Volke. Von dem Evangelium des Tages sprach er nur wenig; seine ganze Predigt war stets eine ununterbrochen fortlaufende Schmähreede gegen den Pabst. Mit höhnischem Lächeln verkündete er seiner zahlreichen Gemeinde: der Pabst habe den König gebannt; aber dieser Pabst, fuhr er dann fort, ist selbst ein Meineidiger, ein Ehebrecher, ein Lügenapostel, unwürdig des päbstlichen Stuhles, und daher längst schon von mir, wie von allen übrigen Bischöfen gebannt und verflucht *). Doch diese schändliche Lästerung eines, in seinem ganzen Wandel untadelhaften, heiligen Pabstes blieb nicht lange ungestraft. Schon wenige Tage nach dem Feste und der Abreise des Königes ward Wilhelm von einer gefährlichen Krankheit ergriffen. Furchtbar erwachte jetzt sein mit Schuld belastetes Gewissen. Er fing an zu heulen und zu schreien, nannte sich einen Verworfenen, und bekannte laut, einen mit allen apostolischen Tugen-

*) Wilhelmus, Trajectensis episcopus multos in injuriam Romani Pontificis, omnibus pene diebus solemnibus, inter missarum solemnia, rabido ore declamabat, perjurum eum, adulterum et pseudo-apostolum appellans; et tam a se, quem a caeteris episcopis saepenumero excommunicatum pronuncians. (*Lamb.* Schaffn. p. 405.)

den geschmückten Pabst schändlich und boshaft verläumdet und gelästert zu haben. Als Einer von den Leuten des Königes, der seinem Herrn nicht gleich gefolgt war, und jetzt abzureisen im Begriffe stand, bei dem Kranken eintrat, und ihn fragte, ob er ihm keinen Auftrag an den König zu geben hätte, schrie er demselben im Tone der Verzweifelung entgegen: „Gehe und sage dem Könige, daß ich seinetwegen ewig verdammt sey.“ Ein an seinem Bette stehender Cleriker bat ihn, doch nicht so zu sprechen. „Warum,“ erwiederte er diesem, „soll ich nicht sagen, was ich weiß und so deutlich vor Augen habe. Ich sehe ja schon die bösen Geister und höllischen Gestalten, die mein Lager umgeben, und mit teuflischer Schadenfreude auf den Augenblick harren, meine scheidende Seele zu erhaschen.“ — Keine religiöse Tröstung machte mehr auch nur den mindesten Eindruck auf den Unglücklichen, und er fuhr fort zu toben, bis er endlich in heller Verzweifelung den Geist aufgab. Wie schrecklich und schauderhaft ist nicht der Tod des unbußfertigen Sünders! Ohne Empfang der heiligen Sacramente, ohne Theilnahme an den unendlichen Verdiensten des göttlichen Erlösers, mithin ohne Vertrauen und Liebe zu Gott ging der Bejammernswerthe durch die furchtbaren Pforten der Ewigkeit ein, und alsogleich warfen sich nun auch die Pforten der Zeit, der Gnade, der Buße und Versöhnung auf immer und ewig hinter dem Verworfenen zu.

6. An mehrere geistliche wie weltliche Fürsten erließ nun Heinrich eine Menge Schreiben, voll von Klagen gegen den Pabst, der, nachdem er in der Kirche schon den Frieden gestört, ihn nun auch zwischen der Kirche und dem Reiche zu stören, ja selbst ihm die Krone zu entreißen suche. Der Mißhandlung der nach Rom abgeordneten königlichen Gesandten ward

ebenfalls darin gedacht, und am Ende jeder geistliche wie weltliche Fürst zur Treue und zum Festhalten an der Person des Königes ermahnet. Diese Briefe thaten jedoch, wie wir bald sehen werden, wenig oder gar keine Wirkung; denn die, dem Könige abgeneigten Fürsten bildeten jetzt wieder eine bedeutende Mehrzahl. Schon zur Zeit, als Heinrich das Osterfest in Utrecht feierte, war eine sehr zahlreiche Versammlung gerade der mächtigsten Herren zu Stande gekommen. Auf derselben befanden sich die Herzoge Rudolph von Schwaben, Welf von Bayern und Berthold von Kärnthen, dann die Bischöfe Adalbero und Hermann von Würzburg und Metz, und noch mehrere andere, mindermächtige Herren, alle höchst unzufrieden, daß sie am königlichen Hofe nichts galten, mithin auch sich zu bereichern oder zu vergrößern keine Hoffnung hatten. Die alten, gegen Heinrich schon so oft vorgebrachten Beschwerden wurden jetzt wieder auf das neue aufgewärmt. Die größte und zum Theil gegründeteste davon war seine Behandlung der gefangenen sächsischen Fürsten. Seinen Sieg über die Sachsen habe er nur benutzt, um über das Leben und die Güter der Unterworfenen nach Willkühr zu verfügen. Sein Zorn sey unversöhnlich, und wer je das Unglück hätte, ihn zu beleidigen, dürfe nie die mindeste Hoffnung zu einer aufrichtigen Aussöhnung hegen. Sein hartes und grausames Verfahren gegen die Fürsten, die doch, blos bauend auf sein eidliches Versprechen *), sich ihm ergeben hätten, müße alle

*) Daß Heinrich den sächsischen Fürsten ein eidliches Versprechen gemacht habe, dieß wird von keinem einzigen Geschichtschreiber mit Bestimmtheit gesagt. Bei Lambert heißt es blos: sicut vulgata in plurimos fama loquebatur. — Selbst Bruno sagt auch nur: fama testante, und Bernold: ut ajunt. — Das Gegentheil sagt ganz bestimmt der Verfasser der Lebensgeschichte Heinrichs IV.: „sperantes, regem sola deditione con-

Fürsten im Reiche beunruhigen, am meisten sie selbst, die zur Erringung jenes Sieges über die Sachsen so kräftig mitgewirkt hätten. Endlich schließe Heinrich die Fürsten von allem Antheil an der Regierung aus. Seine Umgebung bestehe nur aus Menschen von niedriger, ganz obscurer Geburt; diese erhebe er zu den höchsten Ehrenstellen und behandle mit ihnen ausschließlich alle Angelegenheiten des Reiches *). Die übrigen Vorwürfe und Beschwerden waren blos in allgemeinen, nichts Bestimmtes enthaltenden, und blos ihren Haß gegen den König kundgebenden Ausdrücken abgefaßt. Eigentlich war diese Versammlung wieder nichts als eine einleitende Vorbereitung zu einem abermaligen allgemeinen Abfall aller Fürsten von Heinrich, und der Wahl eines neuen Königes. Indessen konnten die Herren, wie es scheint, trotz allem dem vielen Hin- und Herreden doch zu nichts Entscheidendem sich verständigen. Aber nun erhielten sie, während alle noch beisammen waren, Briefe aus Italien mit der Nachricht von der Excommunication des Königes, und dessen Suspendirung von der Regierung Deutschlands und Italiens. Diese Botschaft war entscheidend. Jetzt hatten sie freie Hände, denn jeder konnte nun seinen Ehrgeiz, seine Habsucht, seine selbstsüchtigen Zwecke, kurz, seine Treulosigkeit gegen den König unter dem Deckmantel der dem Pabste und der Kirche schuldigen Treue verstecken, gerade so wie auf der Synode von Worms alle schismatische, mit Simonie oder anderer Unlauterkeit befleckten Bischöfe ihren Ungehorsam gegen den Pabst

---

tentum, gratiam suam facile donaturum. Sed longe praeter spem evenit."

*) Weder der hohen noch niedern Aristokratie gehörten freilich diese Männer an, waren aber, wie Lambert von Aschaffenburg berichtet, sehr tüchtige, kühne, entschlossene Männer, wie ihr König selbst.

und die Satzungen der Kirche unter der Hülle der dem Könige geschwornen Treupflicht zu verbergen gewußt hatten. — Eine förmliche, die Absetzung des Königes bezweckende Verschwörung kam nun unter den versammelten Fürsten zu Stande. Gegenseitig gaben sie sich das eidliche Versprechen, fest zusammen zu halten, in Allem nur nach gemeinsamem Rath zu verfahren, jedoch einstweilen ihrem Bunde die möglichst größte Verbreitung zu verschaffen. In diesen Gesinnungen und mit dieser Absicht trennte sich die Versammlung, und die Herzoge, an dem glücklichen Erfolge ihrer Verschwörung nicht mehr zweifelnd, kehrten fröhlich in ihre Länder zurück.

7. Immer mehr und mehr verbreitete sich indessen in Deutschland die Nachricht von der Excommunication des Königes; ebenso auch das Gerücht von dem grauenvollen Tode des in Verzweiflung gestorbenen Bischofes von Utrecht. Damit setzte man auch noch in Verbindung die Ermordung des Herzoges von Lotharingen, der, wie man hinzusetzte, gerade an dem Tage, an welchem Pabst Gregor in Rom den Bannstrahl gegen alle Anhänger des Königes geschleudert hatte, zu Antwerpen wäre ermordet worden. Dergleichen Gerüchte verfehlten nicht manche Gemüther zu erschüttern. Einige wandten sich sogar jetzt schon von dem Könige ab, während Andere in ihrer Treue wenigstens wankend gemacht wurden. — Doch ein weit furchtbareres, Verderben schwangeres Ungewitter zog sich gegen den König wieder an Sachsens politischem Horizonte zusammen. — Als vor etlichen Jahren die Sachsen sich gegen den König empörten, geschah dieß, wie wir schon bemerkt haben, blos im Interesse der Fürsten und Edeln des Landes. Das Volk nahm keinen Antheil daran, hätte auch, selbst bei dem glücklichsten Erfolg, keinen Gewinn davon gehabt. Aber jetzt

herrschte in den Gemüthern aller Sachsen, des Adels wie der gemeinen Lehnleute, eine mit jedem Tage zunehmende Gährung; denn immer unerträglicher ward der Druck, der auf der ganzen Nation lastete. Bei dem Bau der vielen Burgen auf allen Hügeln und Bergspitzen wurden die Bewohner der in weitem Umkreise umherliegenden Dörfer unaufhörlich zu den härtesten Zwangsarbeiten angehalten, dabei noch unerschwingliche Steuern im ganzen Lande ausgeschrieben, diese mit unerbittlicher Strenge eingetrieben, und zwar als Strafe wegen der letzten Empörung, für die doch Fürsten und Volk schon so hart und so schwer gebüßt hatten. Dazu kamen noch die groben Ausschweifungen der Besatzungen in den Burgen, die, so oft es ihnen einfiel, Dörfer und Höfe plünderten, unter dem Vorwande, ihre Burgen mit den nöthigen Vorräthen zu versehen, die größten Erpressungen ausübten, die Leute mißhandelten, jeden Unfug, jede Gewaltthat sich erlaubten. Zu einer allgemeinen Empörung war jetzt in Sachsen alles überreif. Da aber gerade die vornehmsten sächsischen Fürsten und viele Edeln noch als Gefangene in der Gewalt des Königes waren, so fehlte es den Sachsen an Anführern, besonders an einem Haupte, das die Massen hätte vereinigen, sie beseelen und deren Kräfte zu einem gemeinsamen Zwecke leiten können; besonders da jetzt die Befehlshaber der Burgen scharf darüber wachten, daß ja keine, nur einigermaßen zahlreiche Volksversammlungen Statt haben konnten, mithin eine gegenseitige Verständigung und Vereinbarung unmöglich waren. Aber in jedem Uebel liegt gewöhnlich auch schon dessen Remedur, und schnell verschwinden alle dergleichen Hindernisse, sobald nur einmal eine ganze Nation von einem und demselben Geiste beseelt ist. Ein Anführer findet sich dann von selbst, und dieß geschah auch jetzt in Sachsen.

8. Schon an jenem merkwürdigen Tage, als so viele sächsische Fürsten und Edeln sich auf der weiten Ebene zwischen Sondershausen und Ehrich dem Könige auf Gnade oder Ungnade ergeben hatten, waren die beiden Söhne des Grafen Gero von Camberg, Namens Dieterich und Wilhelm, der Großmuth Heinrichs, und daher auch den Zusicherungen der vermittelnden Fürsten nicht trauend, jenseits der Elbe geflohen. Da ihre Besitzungen wie ihr Ansehen in Sachsen unbedeutend waren, ward auch ihre Flucht gar nicht beachtet. Als aber bald die Kassen der beiden jungen Grafen erschöpft waren, und Noth und Mangel immer drückender wurden, sammelten sie eine kleine Schaar junger, in gleicher Lage wie sie sich befindlicher Leute um sich her, gingen wieder über die Elbe und lebten von dem Raube, den sie königlichen Steuereinnehmern oder andern königlich Gesinnten abjagten. Die kleine Räuberschaar ward jetzt mit jedem Tage zahlreicher, und da nun auch ihre Streifzüge immer beutereicher wurden, so strömten alle Unzufriedene, und besonders die gemeinen Lehnleute der noch in der Gefangenschaft befindlichen Fürsten schaarenweise zu ihnen, und es dauerte nicht lange, so sahen die beiden Brüder sich schon an der Spitze eines ansehnlichen Heeres. Ihre Unternehmungen wurden nun immer bedeutender. Gegen die königlichen Burgen führten sie jetzt einen offenen Krieg. Einige, deren Befestigung noch nicht vollendet war, wurden erstürmt, wieder andere durch Capitulation gewonnen. Den Besatzungen nahmen sie alles ab; ließen sie jedoch frei abziehen, nachdem sie sich eidlich verbindlich gemacht hatten, nie mehr als Feinde das Land zu betreten. Die Sachsen fingen nun wieder an frei zu athmen. Zahlreiche Volksversammlungen wurden gehalten; und da die Aufregung groß und allgemein war, so vereinigte sich nun die ganze Nation gegen den gemeinsamen Feind, und der Edle

wie der Gemeinfreie schwuren für die Befreiung des unterdrückten Vaterlandes Gut und Blut auf das Spiel zu setzen. Noch höher ward der Muth der Sachsen gesteigert, als jetzt plötzlich und ganz unvermuthet verschiedene von den gefangenen Fürsten in ihrer Mitte erschienen. Die von den drei Herzogen zu Stande gebrachte Verschwörung nämlich hatte sich indessen immer weiter verzweiget. Mehrere andere Fürsten und Bischöfe waren dem Bunde beigetreten. Dieß bewog endlich den Bischof Hermann von Metz, der den excommunicirten, von dem Pabste suspendirten Heinrich, gegen den auch noch so viele Fürsten sich verschworen hatten, schon für verloren hielt, alle in seinen Gewahrsam gegebene Fürsten und Edeln ohne Willen und Wissen des Königes in Freiheit zu setzen; und diese waren es, deren Erscheinung in Sachsen jetzt das ganze Land so freudig überrascht hatte. — Noch lebhafter ward nun der Krieg gegen die königlichen Burgen fortgesetzt; während Otto, Heinrichs Statthalter, dem Scheine nach ganz gleichgültig auf der Harzburg saß, dem wilden Treiben im Lande ruhig zusah, jedoch an der noch stärkern Befestigung der Harzburg, so wie an dem Bau der neuen Feste Steinberg ununterbrochen fortarbeiten ließ. Aber nun sandten die Sachsen Abgeordnete an ihn, welche ihn fragen sollten, ob er noch länger der Henkersknecht des Königes bleiben und Heinrichs Gnade und Wohlwollen mit dem Blute und dem Untergang aller seiner Landesleute erkaufen wolle *). Er möchte von dem

*) Die zu Otto gesandten sächsischen Abgeordneten führten eine ungemein starke und scharfe Sprache. „Längst schon," sagten sie unter Anderm, „opinionem indubiam multorum mentibus insedisse, quod idcirco deditionem caeteris (principibus) tantopere suaserit, ut eorum sanguine regis sibi animum deplacaret, et communi exitio suam ipse salutem mercaretur. Hoc

Bau der Festungen ablassen und seinem Volke, das schon unter den Waffen stünde, mit Rath und That zu Hülfe kommen. Würde er dieß nicht thun, so würden sie ihrer Seits alles, was sein wäre, zerstören und ihn selbst als einen feigen Verräther an Volk und Vaterland aus dem Lande jagen. — Otto gab den Abgeordneten eine beruhigende Antwort: Er werde dem Könige die Beschwerden der Sachsen vortragen, ihn bitten, denselben abzuhelfen, die Fürsten, die noch in der Gefangenschaft wären, frei zu geben, und die Rechte und Freiheiten der sächsischen Nation ihr ungekränkt zu erhalten. Würde er dieses eingehen, so hätte man seinen Zweck auf dem Wege der Güte erreicht. Eine abermalige Empörung sey dann zwecklos und dem Lande nur verderblich. Würde jedoch der König bei seinem bisherigen Verfahren gegen die Sachsen beharren, so sey er entschlossen, sich von dem Könige loszusagen, das Schicksal seiner Landesleute zu theilen, und in Vertheidigung ihrer Rechte und Freiheiten zu sterben. — Wirklich sandte Otto unverzüglich an den König einen Boten mit einem Schreiben, dessen Inhalt jedoch unbekannt ist; in welchem er aber höchst wahrscheinlich sowohl über seine eigenen Gesinnungen als auch über die wahre Lage der Dingen in Sachsen den König zu täuschen gesucht haben wird; denn gleich nach dem Abgang des Botens, und ohne die Antwort des Königes zu erwarten, zog er die Besatzungen aus der Harzburg und aus der Feste Steinberg heraus und nahm seinen Sitz mitten in Sachsen, jedoch im-

---

nunc evidentibus indiciis elucere, cum illis in ultimas partes terrarum deportatis, ipse proditionis suae mercedem, a rege totius Saxoniae principatum acceperit, et regiae crudelitatis carnifex, atque omnium, quae crociter rex meditetur ferocior administer existat. (*Lamb.* p. 407.)

mer den Schein eines Anhängers des Königes, wie auch den Titel eines Statthalters beibehaltend.

9. Indessen hatte der König erfahren, was mehrere Fürsten mit seinen Gefangenen gethan hatten. Am heftigsten entbrannte er in Zorn gegen den Bischof Hermann von Metz, der den Anfang gemacht und zuerst die ihm übergebenen Fürsten entlassen hatte. Gerne hätte er diesen nach Verdienst bestraft, aber die gefährlichen, geheimen Umtriebe der Herzoge und mehrerer Fürsten des südlichen Deutschlands, von denen er jetzt ebenfalls Kunde erhalten, und endlich auch die immer drohender werdenden Bewegungen der Sachsen hielten ihn für jetzt von jedem feindlichen Auftreten ab. In seiner Verlegenheit berief Heinrich alle Großen des Reiches auf Pfingsten zu einer Versammlung nach Worms. Auf diesen Ruf erschienen zwar viele Fürsten und Bischöfe, aber kein einziger Herzog; und da ohne diese nichts von einiger Bedeutung vorgenommen und entschieden werden konnte, so setzte er einen andern Tag fest und berief sie auf den 29. Junius (Peter- und Paulsfest) nach Mainz. Dem Einberufungsschreiben fügte er die dringendsten Bitten an die Herzoge bei, daß sie doch das Wohl des Reiches bedenken, ihn in so großer Gefahr nicht verlassen und nicht durch ihr abermaliges Ausbleiben alle Berathung, und daher auch alle Abhülfe des Uebels unmöglich machen möchten. Aber die Herzoge achteten jetzt eben so wenig die Bitten des Königes, als sie vorher die Befehle desselben geachtet hatten. Keiner von ihnen kam. Von den übrigen Fürsten kamen jedoch mehrere, besonders sehr viele Bischöfe. — Hier in Mainz sollte nun ein neuer Pabst gewählt werden. Aber unter den anwesenden Bischöfen selbst entstand jetzt Uneinigkeit und heftiger Streit. Bischof Udo von Trier nämlich war unlängst von Rom zurückgekommen,

wo er sich dem Pabste unterworfen und nach gelößtem Banne sich völlig mit ihm ausgesöhnt hatte. Dieser erklärte jetzt, daß er weder mit den Bischöfen von Mainz und Köln, noch mit allen übrigen, Geistlichen oder Laien, die mit dem Könige in Verbindung lebten, in irgend eine Unterhandlung treten könnte, indem sie alle, durch den Bannfluch des Pabstes gebunden, von der Gemeinschaft der Kirche und aller Rechtgläubigen getrennt wären. Nur mit vieler Mühe, setzte Udo hinzu, habe er von dem Pabste die Erlaubniß erhalten können, mit dem Könige blos zu sprechen, ohne jedoch in irgend eine weitere Gemeinschaft sich mit demselben einzulassen. Diese Erklärung, welcher der Bischof Udo wahrscheinlich noch einen langen Commentar beigefügt haben wird, erschütterte nicht wenig die Gemüther vieler der Anwesenden. Von denen, auf welchen noch nicht der Bannfluch lastete, Geistlichen wie Laien, schlich sich einer nach dem andern aus dem Palaste hinweg, keiner davon war zur Rückkehr zu bewegen, denn alle sagten: Es sey besser den König als Gott zu beleidigen. Die dem Könige anhängenden und gegen den Pabst feindlich gesinnten Bischöfe geriethen darüber freilich in einen furchtbaren Zorn. Sie tobten und droheten, schmäheten den Pabst, sagten: sein Bannfluch habe keine Kraft, er sey widerrechtlich ausgesprochen und blos die Folge blinder Wuth und gehässiger Leidenschaft. Jene, die sich von ihnen getrennt hatten, besonders den Bischof Udo, nannten sie Heuchler und Meineidige, die den dem Könige geschwornen Eid der Treue jetzt zu brechen im Begriffe stünden. Aber alle ihre Drohungen, die sie gegen dieselben ausstießen, wie alles Schreien und Toben führten zu nichts, und die Versammlung von Mainz lößte sich eben so auf, wie jene von Worms, nämlich ohne Etwas entschieden oder auch nur ein zu gegenseitiger Verständigung führendes Mittel in Vorschlag gebracht zu haben.

10. So groß auch die Verlegenheit des Königes war, so wollte er doch, trotz aller Vorstellungen der Verständigern seiner Räthe, die gefangenen Fürsten nicht frei geben. Im Gegentheil war er darauf bedacht, jeden Versuch, dieselben zu befreien, unmöglich zu machen. Mehrere davon ließ er daher nach Mainz bringen, nicht wie gesagt wird, um wegen eines Lösegeldes mit ihnen zu unterhandeln, sondern um sie unter noch strengere und schärfere Aufsicht zu stellen. Aber nun geschah es, daß unter den Lehnleuten des Bischofes von Bamberg und den Einwohnern von Mainz ein Streit entstand. Bald kam es zu einer blutigen Balgerei. Die Bamberger steckten ein Haus in Brand. Das Feuer griff schnell um sich. Die halbe Stadt brannte ab, und während der Verwirrung fanden die Gefangenen Gelegenheit, sämmtlich zu entwischen. Unter ihnen befand sich auch Gertrude, Wittwe des Herzogs Ordulf von Sachsen, mithin Stiefmutter des jetzt noch in der Gefangenschaft sich langweilenden Herzogs Magnus. — Aber noch weit ärgerlicher, als dieser Zufall, war für Heinrich die Nachricht, daß auch der Bischof Bucco (Burchard) von Halberstadt aus seiner Haft entkommen sey. — In diesem Bischofe erblickte Heinrich, und zwar mit Recht, seinen ärgsten Feind; denn wo nur immer leicht in Brand zu setzende Stoffe von Unzufriedenheit sich bisher gesammelt hatten, war Bucco von Halberstadt stets der erste zündende Funke gewesen. Ueberall hatte er das Feuer des Aufruhrs und der Empörung anzufachen, recht sorgfältig es zu nähren, zu schüren, und dann in helle Flammen zu blasen gesucht. Diesen gefährlichen Gegner hatte daher auch Heinrich in die Gewahrsam seines ihm treu ergebenen Bischofes Rupert von Bamberg gegeben. Aber demungeachtet befürchtete Heinrich dennoch, daß der Gefangene vielleicht einmal Gelegenheit finden könnte, ebenfalls zu entwischen. Er ließ ihn also an seinen eigenen

Hof bringen; und da er ihm jedoch auch hier bald lästig ward, so kam er auf den Gedanken, ihn an seinen Schwager, den König Salomon nach Ungarn zu schicken, der dann dafür sorgen sollte, daß Burchard in seinem ganzen Leben Deutschland nie mehr zu sehen bekommen würde. Da Salomon jetzt wieder im Besitze von Preßburg war, und in Unterhandlungen mit dem Könige Geisa stand, so hatte auch Heinrichs Schwester, Judith, nun wieder Lust, ihrem Gemahl nach Preßburg zu folgen, und Heinrich traf die Verfügung, daß der Bischof in einem besondern Schiffe im Gefolge der Königin die Reise nach Ungarn machen sollte. Während seines Aufenthalts am königlichen Hofe stand Bucco unter der Aufsicht eines bayerischen Ritters, Namens Udalrich. Diesen wußte der Bischof in kurzer Zeit so für sich einzunehmen, daß er einen durchaus heiligen Mann in ihm zu erblicken glaubte, daher aus Mitleiden ihn von dem Schicksal, das seiner in Ungarn harrte, in Kenntniß setzte, aber zugleich auch die Mittel angab, wie er in kurzer Zeit seine Freiheit wieder erlangen könnte. Er besitze, sagte ihm nämlich Udalrich, längs der Donau mehrere Burgen. Der Bischof möchte demnach die Schiffsleute gleich in den ersten Tagen der Reise so zu gewinnen suchen, daß sie ihm bisweilen an das Land zu treten erlaubten. Um sie immer treuherziger zu machen, müße er jedoch sich nie zu lange auf dem Lande aufhalten, sondern stets ungerufen, mithin bei Zeiten, und ganz fröhlichen Muthes wieder zurückkehren. Endlich bezeichnete ihm Udalrich auch ganz genau eine Gegend, in welcher eine seiner Burgen nicht sehr ferne von der Donau läge. Wenn das Schiff in dieser Gegend angekommen seyn würde, sollte er abermals begehren, an das Land gesetzt zu werden, worauf alsdann er, Udalrich, für das Uebrige sorgen würde. Bucco, der mit Leichtigkeit, und so wie die Umstände es erfoderten, jede Form annehmen konnte,

bald die eines frommen, geduldigen Lammes, und dann wieder, wenn es ihm einfiel, jene eines ergrimmten Löwens, hatte die arglosen Gemüther der einfältigen Schiffsleute in kurzer Zeit so völlig gewonnen, daß sie ihm jede Bitte bewilligten. Als das Schiff endlich in der bezeichneten Gegend angekommen war, ward der Bischof wieder an das Land gesetzt. Jetzt erinnerte er die Schiffsleute, daß heute der Festtag des heiligen Johannes des Täufers wäre, und da nicht weit von dem Ort, wo sie gelandet hatten, eine Kirche stand; so bat er sie, ihn dahin zu begleiten. Gerne thaten dieß die guten Leute. In der Kirche angekommen, laß der Bischof selbst eine heilige Messe. Aber während derselben kam Udalrich mit einer starken Schaar Bewaffneter an, umstellte die Kirche, und befahl einigen seiner Leute, eiligst zu dem Schiffe zu laufen und alle dem Bischofe gehörigen Effekte herauszunehmen. Er selbst trat hierauf in die Kirche, wohnte in geziemender Stille dem Gottesdienste bei, und als dieser geendiget war, ging er auf den Bischof zu, empfing von ihm den Friedenskuß und begleitete ihn zur Kirche hinaus. Vor der Kirchenthür stand schon ein gesatteltes Pferd. Udalrich bat den Bischof es zu besteigen. Aber nun gingen den Schiffsleuten die Augen auf. Daß der Bischof das Pferd besteige, wollten sie durchaus nicht zugeben, droheten sogar Gewalt zu brauchen. Udalrich jedoch redete ihnen freundlich zu, und machte ihnen begreiflich, daß sie jetzt hier nicht der stärkere, sondern der bei weitem schwächere Theil wären; der Person des Bischofes würden sie sich also nicht wieder bemächtigen können, wohl aber Gefahr laufen, mit blutigen Köpfen zu ihrem Schiffe zurückgeschickt zu werden; es sey weit geziemender und heilsamer, daß der Bischof seiner bischöflichen Kirche in Halberstadt, als ihren Händen zurückgegeben würde. Die armen Schiffsleute begriffen dieß sehr wohl. Was einmal geschehen war,

konnten sie nicht ungeschehen machen, kehrten demnach traurig und die Köpfe hängend zu ihrer Barke zurück. Udalrich führte nun den Bischof auf seine Burg. Hier blieb derselbe noch einige Zeit, machte sich dann verkleidet auf den Weg nach Sachsen, und kam nach einer nicht sehr beschwerlichen Reise glücklich bei seinen, durch seine ganz unverhoffte Erscheinung eben so sehr überraschten als erfreuten Landesleuten an.

11. Heinrich sah jetzt wohl ein, daß, da der unruhige Burchard, dieser Friedensstörer, mit dem ganzen, in seiner Seele liegenden Ingrimm wieder in Sachsen wäre, nun auch an eine friedliche Beilegung der dort ausgebrochenen Unruhen nicht mehr zu denken sey. Für das Klügste hielt er demnach, die Nation mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen, nämlich sich eine Parthei unter den Sachsen zu verschaffen, und diese dadurch, wo möglich, unter einander zu entzweien. Aus diesem Grunde, und weil ohnehin nun überzeugt, daß am Ende doch allen seinen Gefangenen, dem Einen auf diese, dem Andern auf wieder andere Art die Freiheit würde verschafft werden, ließ er sie sämmtlich an seinen Hof bringen. Die bedeutendsten darunter waren der Erzbischof von Magdeburg, die Bischöfe von Merseburg und Meißen, der Herzog Magnus von Sachsen und der Pfalzgraf Friederich. — Die Fürsten wie die Edeln empfing Heinrich mit ganz ungewöhnlicher Güte. Sie hätten zwar, sagte er zu ihnen, nach den Reichsgesetzen wegen ihrer Empörung den Tod und den Verlust aller ihrer Güter verdient. Aber in Rücksicht auf den hohen Adel ihrer Geschlechter, und weil sie früher um das Reich sich große Verdienste erworben hätten, sey er jetzt entschlossen, ihnen nicht nur völlig zu verzeihen, sondern alsogleich auch ihnen ihre Freiheit wieder zu geben. Er setze ihnen dabei keine andere Bedingung,

ganze Land stand demnach unter den Waffen, und zahllose Schaaren zogen gegen den König heran. Voraus sprengten an der Spitze von sieben tausend Reitern des Grafen Gero beide Söhne, Dieterich und Wilhelm. Es war auf nichts Geringeres abgesehen, als den König und dessen ganzes Gefolge gefangen zu nehmen; und schwerlich würde Heinrich dem Verderben entgangen seyn, hätte nicht die, durch Regengüsse angeschwollene und aus ihren Ufern getretene Mulde das Vorrücken der Feinde gehemmt. Zwei Tage mußte der Vortrab unter Dieterich und Wilhelm warten, bis er über den Fluß setzen konnte, und Heinrich hatte nun Zeit, sich ungestört wieder in die böhmischen Gebirge zurückzuziehen. — Voll Verdruß über Treulosigkeit und schändlichen Verrath, die ihn überall umlauerten, und jetzt das für ihn so schmachvolle Mißlingen seines Unternehmens herbeigeführt hatten, verließ der König Böhmen und ging an den Rhein nach Worms. — Jetzt verlor Herzog Wratislav von Böhmen auch die ihm wegen seiner treuen Anhänglichkeit von dem Könige geschenkte Mark Meißen. Der junge Markgraf Ecbert, obgleich noch nicht zum Jüngling gereift, jedoch schon durch Kühnheit und Tapferkeit ausgezeichnet, erstürmte die von Wratislav neu angelegten Burgen, trieb die Böhmen hinaus, und behauptete sich von jetzt an in dem ungestörten Besitze des väterlichen Erbes.

13. Während dieser Ereignisse in Sachsen hatten auch die verschwornen südlichen geistlichen wie weltlichen Fürsten, die Herzoge von Schwaben, Bayern und Kärnthen an ihrer Spitze, sich wieder in Ulm versammelt. Der Vorwand dazu war wie gewöhnlich das Wohl des Reiches und der Kirche, die wahre Ursache jedoch blos Förderung ihres einmal angefangenen verrätherischen Werkes. — Da Herzog Otto sich förmlich von dem Könige losgesagt, ihm sogar eine Art

von Kriegserklärung geschickt hatte, zudem alle gefangenen sächsischen Fürsten wieder in Freiheit waren, endlich auch der sächsische Geschichtschreiber Bruno von einer, um diese Zeit von den Sachsen abgeordneten Gesandtschaft spricht; so kamen nun höchst wahrscheinlich zu den in Ulm versammelten Fürsten auch sächsische Gesandten, die ihnen Nachricht brachten von dem Glück der Sachsen und der schmählichen Flucht des Königes, und zugleich sie auffoderten, sich mit ihnen zu vereinigen, um, wie sie sagten, den Verwirrungen im Reiche ein Ende zu machen, und Gerechtigkeit, Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Diese Botschaft konnte für die versammelten Herren nicht anders als höchst erfreulich seyn, obgleich sie doch sowohl bei Rudolph von Schwaben, wie auch bei Welf von Bayern mancherlei Besorgnisse erregen mußte; denn Beide wußten, daß Herzog Otto, jetzt an der Spitze der mächtigen Nation der Sachsen stehend, entweder die Hand nach der Krone ausstrecken, oder doch sein ehemaliges Herzogthum Bayern wieder zurückfodern würde; in dem ersten Falle sah Herzog Rudolph, im andern Herzog Welf sich bedrohet. Diese Wechselfälle wurden jedoch einstweilen schnell beseitiget, denn der Gedanke, der günstige Augenblick sey nun gekommen, den von Allen verlassenen und von dem Pabste abgesetzten König Heinrich völlig auf die Seite zu werfen, verschlang jetzt jedes Privatinteresse, wie alle übrigen an dieses sich möglicher Weise anknüpfenden Verhältnisse; und so ward nun der gemeinsame Beschluß gefaßt: sämmtliche Fürsten Deutschlands auf den 16. Oktober (1076) nach Tribur zu einem allgemeinen Reichstage einzuladen, und zwar mit der dringenden Bitte, daß sie ja mit Hintansetzung jeder andern Angelegenheit erscheinen möchten, indem das Wohl der Kirche wie die Erhaltung des Reiches durchaus ihre Gegenwart erheischten. Endlich sollte auch der Pabst von diesem

Beschluß unverzüglich in Kenntniß gesetzt und gebeten werden, entweder die Versammlung mit seiner Gegenwart zu beehren oder sich durch bevollmächtigte Legaten darauf vertreten zu lassen. — Heinrich schien jetzt verloren, daher auch der, nur Zeitliches im Auge habende Erzbischof Siegfried von Mainz sich von dem Könige lossagte, dem Pabste sich unterwarf, aber nicht, wie der redliche Bischof Dieterich von Verdün *), dem Könige treu blieb, sondern dem Bunde der Verschwornen sich anschloß, und einen um so größern Eifer für Kirche und Staat zur Schau stellte, je weniger es ihm darum zu thun war, und er blos von persönlichem Interesse sich leiten ließ.

14. An dem bestimmten Tage hatte zu Tribur die Versammlung Statt. Keiner der Großen Deutschlands fehlte. Auch die Legaten des Pabstes, der Patriarch Sighard von Aquileja und der fromme Bischof Altman von Passau, waren gegenwärtig. Die Herzoge hatten ein ungemein zahlreiches, kriegerisches Gefolge mitgebracht. Ihre vereinten Scharen waren einem Heere nicht unähnlich. — Gar rührend und herzbrechend ist die Beschreibung des Sachsen Bruno von dem gegenseitigen, brüderlichen Empfange der südlichen und sächsischen Fürsten. Ihm zu Folge „gaben die Hohen und Mächtigern sich zuerst einander den Friedenskuß, und als die Mindermächtigen und Niedern diese Herzlichkeit sahen, da erkannten sie sich alle als Deutsche, als Brüder eines und desselben Volkes. Der Schwabe und Bayer umarmte jetzt den Sachsen und der Sachse den Schwaben wie den Bayern, und über die Wan-

*) Bischof Dieterich blieb dem Pabste in Allem gehorsam, was des Pabstes war; aber zugleich auch dem Könige treu in Allem, was des Königes war.

gen aller Anwesenden flossen Thränen der Freude." — Wirklich sehr schön. Nur Schade, daß man gar zu sehr in Versuchung geräth, von allem diesem kein Wort zu glauben; im Gegentheil sich überzeugt fühlt, daß auch hier wieder nichts als Verstellung, Lug, Trug und Heuchelei ihr Spiel trieben. Dem Otto gelüstete es eben so sehr wie dem Rudolph nach der Königskrone. In dem ersten Aufstand der sächsischen Fürsten hatte Otto, wie man sich erinnern wird, es schon darauf angelegt, sich vom sächsischen Volke zum Könige wählen zu lassen. In Otto mußte also Rudolph einen gefährlichen Nebenbuhler erblicken, so wie auch Welf nothwendig befürchten mußte, daß Otto, wenn ihm die Krone entging, ganz gewiß sein Herzogthum zurückfodern und diese Foderung nöthigen Falls selbst mit den Waffen unterstützen würde. Auf diese Art möchte doch schwerlich der gegenseitig ausgetauschte Friedenskuß, der, wie Bruno dichtet, den Augen aller Anwesenden Freudenthränen entlockte, ein wirkliches Unterpfand beiderseitiger Eintracht und Bruderliebe gewesen seyn. — Der Zweck der Versammlung war, Heinrich, weil ohnehin schon von dem Pabste abgesetzt, nun förmlich des Reiches zu entsetzen und einen andern König zu wählen. Zwar mochte wohl mancher Bischof und auch Laie noch im Zweifel seyn, ob der Pabst wirklich Könige abzusetzen das Recht habe; war ja selbst der, gegen Heinrich so feindlich gesinnte und dem Pabste so unbedingt ergebene Bischof Hermann von Metz daran irre geworden, und hatte erst diesfalls sich von Gregor müssen belehren lassen. Dergleichen Zweifel wurden jedoch jetzt nicht zur Sprache gebracht, denn dem Zwecke der Verschwornen war der Ausspruch des Pabstes ungemein förderlich. Einem jeden, der noch ein Gewissen hatte, konnte er dienen, die Stimme desselben zu beschwichtigen; und wer keines hatte, fand doch wenigstens darin einen Grund, seinen Verrath

und seine Treulosigkeit vor den Augen der Welt scheinbar zu rechtfertigen *).

---

*) In dem, über das Recht, Könige abzusetzen, an den Bischof von Metz erlassenen, belehrenden Schreiben leitet Gregor die Macht, Könige ihrer Throne zu entsetzen, aus der dem heiligen Petrus übertragenen Schlüsselgewalt her. Daß eine mittelbare Macht daraus hergeleitet werden könne, dieß scheint uns wenigstens außer allem Zweifel, auch ist es, wie wir schon bemerkt, die Meinung des gelehrten Cardinals Bellarmin. Ob aber eine solche unmittelbare Gewalt, wie Gregor sie sich dachte, daraus hergeleitet werden könne: diese Frage müssen wir der Forschung scharfsinniger nnd geübter Theologen überlassen, an denen es unserer Kirche noch nie gefehlt hat und auch nie fehlen wird. Was aber die von Gregor angeführten Beispiele aus der Geschichte betrifft, so müssen wir aufrichtig gestehen, daß er entweder sich derselben und der damit verbundenen Umständen nicht mehr recht erinnerte, oder aus sehr trüben und unächten Quellen geschöpft haben muß. Zuerst führt er den Pabst Gregor den Großen an, der in einem Privilegium, welches er einer Kirche gab (wahrscheinlich dem Hospital von Autün), alle Grafen, Herzöge, und selbst die Könige, welche, wenn auch erst nach hundert Jahren, dagegen handeln würden, schon zum voraus abgesetzt haben soll. Offenbar waren es jedoch blos Verwünschungen, die jener große Pabst, um das von ihm ertheilte Privilegium stets in voller Kraft zu erhalten, gegen Alle, sie möchten seyn, wer sie wollten, aussprach, die es je zu verletzen sich erkühnen würden. — Ferner beruft sich der Pabst in seinem Belehrungsschreiben auch auf den Pabst Zacharias, der den letzten Märovinger, Childerich III., des Thrones entsetzt habe. Dieß ist aber ein handgreiflicher Irrthum. Faktisch war der märovingische Stamm schon einige Generationen hindurch der Regierung entsetzt. Nicht ein Schatten von der königlichen Gewalt war ihm mehr übriggeblieben; und da die Franken nun den Majordomus Pipin, dessen Vorfahren längst schon in Frankreich mit könig-

licher Gewalt geherrscht hatten, auch mit dem königlichen Titel schmücken wollten, jedoch vorher noch das Gutachten des Pabstes verlangten, so antwortete Zacharias: „Es sey geziemend, daß der, welcher die ganze königliche Gewalt in seinen Händen habe, auch den Titel eines Königes führe.“ — Zacharias hat also den Childerich nicht abgesetzt; sondern weil er und seine Vorfahren längst schon aufgehört hatten, Könige zu seyn, so fand er es blos vernünftig, daß der, welcher der That nach König sey, auch König heiße. — Offenbar paßt das, was Zacharias that, durchaus nicht zu der Frage, von welcher jetzt die Rede war. — Endlich führt Gregor auch den heiligen Ambrosius an. Aber dieser excommunicirte blos den Kaiser Theodosius; und daß der Pabst das Recht habe, auch Monarchen zu excommuniciren, daran hat noch Niemand gezweifelt. — Kurz, Alles, was Gregor aus der Geschichte anführt, beweißt auch nicht von weitem das, was es seiner Meinung nach beweisen sollte. — Es wäre besser gewesen, wenn Gregor sich gar nicht gerechtfertiget, mithin auch keine Beweise angeführt hätte. Und wozu bedurfte er dann der Letztern? ihren Abgang zu ergänzen und zu ersetzen, standen ja schon die Sachsen und die verbündeten Fürsten bereit. — Ueberhaupt bedurfte und bedarf Gregor VII. weder bei seinen Zeitgenossen noch bei der Nachwelt irgend einer Rechtfertigung. Gregor lebte in einer schweren, verhängnißvollen Zeit. Er selbst befand sich in einer eigenen, ganz außerordentlichen Lage, wo gewöhnliche Mittel nicht mehr hinreichten und durchaus zu außerordentlichen mußte geschritten werden. Hätte der Zustand, in welchem Gregor die Kirche des Sohnes Gottes fand, noch länger fortgedauert, so würde sie, durch ihre eigenen Diener ihrer Heiligkeit beraubt und von der weltlichen Macht blos als eine Dienerin ihrer Laune und zeitlichen Interesse betrachtet, nothwendig ganz in sich selbst zerfallen und endlich völlig zu Grunde gegangen seyn. Aber da Gott, der stets über seiner Kirche wacht, dieß nicht wollte, so ließ er einen Gregor VII. entstehen; und vollkommen entsprach dieser dem hohen an ihn ergangenen Rufe. Unter den härtesten

und schwersten Kämpfen reinigte er die Kirche von den pestartigen Beulen und Geschwüren, mit denen sie über und über bedeckt war, gab ihr ihre primitive Heiligkeit und mit dieser ihre innere conservative Kraft zurück, und sich selbst völlig aufopfernd erkämpfte er ihr endlich auch noch die so nothwendige Freiheit und Unabhängigkeit von jeder profanen Einmischung weltlicher Mächte. In Wahrheit kann man also sagen: Gregor VII. hat die Kirche des Sohnes Gottes vom Untergange gerettet. Vieles ist sie ihrem Erretter schuldig, und mit Recht glänzt sein Name in der Reihe der Heiligen; und in diesen und deren Handlungen ist Gott — was allgemein anerkannt wird — oft wunderbar und unerforschlich, wo dann natürlicher Weise der gewöhnliche Maßstab menschlicher Vernunft und Einsicht nicht mehr auslangt.

15. Die Verschwornen waren jetzt keiner andern Meinung, konnten auch nicht wohl einer andern seyn, als daß die Absetzung Heinrichs, weil dem Pabste, wie sie wähnten, erwünscht, nun unverzüglich ausgesprochen und zu einer neuen Wahl geschritten werden könne. Aber nun überreichten die Legaten ein päbstliches Schreiben, das auf einmal alles, was sie schon für völlig entschieden gehalten, demnach auch ganz nahe glaubten, nun wieder zweifelhaft machte und in ziemlich weite Ferne zurückstellte. „Wenn Ihr," sagt der Pabst gleich im Eingange dieses höchst merkwürdigen Breve zu den Fürsten*), „das Schreiben, wodurch Euch die, auf der heiligen Synode, nach dem Urtheil des heiligen Geistes, gegen den König ausgesprochene Excommunication und Absetzung bekannt gemacht worden, gehörig erwäget, so werdet Ihr von selbst einsehen, wie Ihr Euch jetzt gegen denselben zu betragen habt. In jenem sind nämlich die Gründe enthalten, warum er mit dem Bannfluche belegt, der Regierung

*) Regist. L. IV. ep. 3. ad *German.*

entsetzt und alles ihm bisher unterworfene Volk von dem ihm geleisteten Eide der Treue gelößt ward." — Der Pabst ruft nun Gott zum Zeugen, daß ihn hiezu nicht Stolz, nicht Herrschsucht, sondern nur Sorgfalt für den heiligen Stuhl und für die Kirche bewogen habe. Er bittet sie daher im Namen Jesu, Heinrich wohlwollend aufzunehmen, sobald er sich von ganzem Herzen wieder zu Gott wende, und ihm nicht blos strenge Gerechtigkeit, die ihm zu regieren verbietet, sondern vielmehr jene Barmherzigkeit zu erweisen, die viele Fehler zudecke. Sie möchten die große Gebrechlichkeit der menschlichen Natur berücksichtigen, auch an Heinrichs Vater und Mutter denken, denen an Regentenweisheit und Würdigkeit zum Regieren in jetziger Zeit Niemand auch nur von weitem gleichkomme*). Indessen möchten sie jedoch, wenn sie in Heinrichs Wunden heilendes Oel mit frommen Sinne (?) gößen, sehr behutsam damit umgehen, damit nicht, wenn der scharfe Wein der Disciplin dabei ganz vergessen würde, die von den Wunden zurückgebliebenen Narben noch schlimmer werden, in Fäulniß übergehen, und auf diese Weise die Ehre der heiligen Kirche und des römischen Reiches durch unsere (des Pabstes) Nachsicht gefährdet und gröblich verletzt werden könnte. Vor Allem müßten die schlechten Räthe von ihm entfernt werden, die, wegen Simonie mit dem Fluche der Kirche beladen, sich nicht gescheuet, mit ihrem eigenen Aussatz ihren Herrn zu beflecken, und endlich bis zu einem Versuche zu verführen, die Kirche zu spalten und dadurch den Zorn des heiligen Petrus gegen sich zu reitzen. Räthe müßten ihm an die Seite gesetzt werden, die nicht sich selbst, sondern ihn, ihren Herrn liebten und die Ehre Gottes ihrem persönlichen Vortheile vorzögen. Nicht länger dürfe Heinrich die heilige Kirche als eine

*) Wahrhaftig kein sehr schmeichelhaftes Compliment für die versammelten Fürsten, besonders für jene, die ihre Hände nach der Königskrone ausstreckten.

ihm unterworfene Magd betrachten, sondern müsse sie fortan als eine ihm vorgesetzte Gebieterin verehren. Er dürfe, vom Geiste des Hochmuthes aufgeblasen, nicht länger mehr alte, gegen die Freiheit der Kirche ausgesonnene Gewohnheiten (Investiturrecht) vertheidigen; sondern die Lehre der heiligen Väter befolgen, die zu unserm Heile von dem Geiste Gottes selbst wären belehrt und erleuchtet worden. Wenn Heinrich den Pabst, wegen dieser und noch andern, mit dem größten Rechte zu machenden Foderungen auf gebührende Weise zufrieden stellen wolle, so möchten sie sogleich taugliche Abgeordnete an ihn senden, damit er alsdann gemeinschaftlich mit ihnen überlege, was ferner zu thun sey. Aber niemand sollte sich erkühnen, den Heinrich vom Banne loszusprechen, als bis des römischen Stuhles Einwilligung dazu erfolgt seyn würde. Sollte jedoch, was wir gewiß nicht wünschen, Heinrich sich nicht mit aufrichtigem Herzen zu Gott bekehren wollen, so möge dann mit der Hülfe Gottes ein Anderer aufgefunden werden, welcher alle unsere, so eben angegebene Foderungen, so wie alles, was das Wohl der christlichen Religion und des ganzen Reiches noch fodern könnte, vollkommen zu erfüllen, auf das heiligste versprechen. Damit er aber ihre Wahl, im Falle sie nothwendig seyn sollte, Kraft seiner apostolischen Gewalt bestätigen und befestigen könne, wie er wisse, daß dieß von seinen Vorfahren geschehen sey *); so möchten sie so schnell als

*) Sicut a sanctis nostris patribus factum cognoscimus. Gewöhnlich wird hier übersetzt: „wie dieß von den heiligen Vätern geschehen ist." Aber diese Uebersetzung ist unrichtig und macht den Leser irre, der natürlich an unsere heiligen Kirchenväter, an Hieronymus, Augustinus, Chrysostomus ꝛc. denken muß, die doch wahrhaftig mit derlei Geschäften sich nie zu befassen hatten. Man läßt dadurch, und vielleicht vorsätzlich, den Pabst einen Unsinn sagen. Aber offenbar bezieht sich Gregor hier auf jene Päbste,

möglich die Person, so wie deren Sitten und Wandel anzeigen. Wegen des der Kaiserin Agnes auf den Fall, daß der König ihr Sohn vor ihr stürbe, geleisteten Eides dürften sie jetzt noch außer Sorgen seyn. Stünde aber einmal ihr Entschluß, den König abzusetzen fest, so wäre es geziemend und sehr löblich, wegen der neuen Wahl sowohl die Kaiserin Agnes, Heinrichs Mutter, als ihn selbst, den Pabst, dabei zu Rathe zu ziehen. Wegen der im Banne Befindlichen habe er ihnen (den Bischöfen) schon erlaubt, denselben, wenn sie wahrhaft bußfertig wären, die Lossprechung zu ertheilen; was er hiermit auf das neue bestätige.

16. Man muß gestehen, es konnte wohl für Heinrich nichts Demüthigenderes, nichts ihn mehr Erniedrigenderes ersonnen werden, als dieses, an alle Fürsten und Edeln des Reiches, geistlichen wie weltlichen Standes, mithin an die ganze Nation gerichtete päbstliche Schreiben. Welch' eine beweinenswerthe königliche Jammergestalt, deren Vasallen, also Unterthanen, erst noch müssen gebeten werden, gegen ihren König und Herrn sich gnädig und barmherzig zu erweisen, und denen endlich noch das Recht zugestanden wird, ihn gänzlich auf die Seite zu werfen, und einen andern zu wählen. Wer möchte unter einem so schmachvollen Ver-

---

seine Vorfahren, die, besonders unter der carolingischen Dynastie, gar oft Ländertheilungen, Verträge, Friedensschlüsse, auch Errichtung neuer Königreiche, wie das Burgundische durch Boson, auf Bitten der Betheiligten bestätigten und durch ihr apostolisches Ansehen bekräftigten. Daß lange Zeit alle Päbste das Prädikat: heilig führten, ist bekannt, was auch Gregor in seinem Dictatum, wie man sich erinnern wird, auf das neue wieder in Erinnerung brachte, indem jeder Pabst, wie Gregor sagt, als Pabst auch heilig sey.

hältniß wohl noch König seyn! und wenn Heinrich — was er auch ein paar Tage nachher wirklich that — sich nun entschließt, die Regierung niederzulegen, von dem durch Verrath und Treulosigkeit so sehr besudelten Schauplatz abzutreten und nur den von seinen Vätern ererbten, mithin von Gott ihm gegebenen königlichen Titel und die damit verbundenen Insignien beibehalten will, so kann ihm dieß wahrhaftig nicht zum Tadel gereichen. -- Aber auch für die versammelten Fürsten war das Breve nichts weniger als sehr schmeichelhaft. Beschämt sahen jetzt die Herzoge, besonders Rudolph und Otto ein, daß sie sich seit etlichen Tagen blos in einem süßen Morgentraum gewiegt, aus welchem jedoch einige Federzüge des Pabstes sie auf einmal wieder, und zwar nicht allzu sanft aufgerüttelt hatten. Eigentlich läßt sich der Inhalt des ganzen päbstlichen Schreibens und dessen wahrer Sinn in folgenden wenigen Worten zusammenfassen: „Wenn Heinrich sich mir unbedingt unterwirft, sowohl für jetzt, als auch die folgende Zeit, so soll er König bleiben. Will er aber dieß nicht, so dürft Ihr einen Andern wählen, wobei ich mir jedoch vorbehalte, die Wahl zu bestätigen oder zu verwerfen, kurz, Euch den Mann zu bezeichnen, den ich des Thrones am würdigsten glaube, und den Ihr daher auch wählen müßt." — Die Fürsten durften darüber nicht klagen; denn da sie des Pabstes Recht Könige abzusetzen anerkannt hatten, so mußten sie ihm auch das Recht zuerkennen, die neue Wahl zu bestätigen oder zu verwerfen, das heißt, einen König zu ernennen. Das Eine folgt aus dem Andern; und wie immer handelte Gregor auch hier wieder mit der strengsten Consequenz.

17. In der Versammlung der Fürsten konnte man jetzt zu keinem Beschlusse kommen. Die Verschwornen machten noch einen Versuch, die päbstlichen Legaten zu überzeugen, daß Heinrich augenblicklich von dem Reiche

müsse entfernt werden; Gefahr liege in jeder Zögerung. Alle alte Klagen und Beschuldigungen, von Heinrichs Jugendjahren angefangen, wurden nun wieder vorgesucht; welche gegründet oder ungegründet wären, ward nicht untersucht, dem Wahren stets auch eben so viel Falsches beigemischt; was blos Bosheit und Verläumdung ausgebreitet hatten, ward ebenfalls nicht vergessen, und alles zusammen mit der größten, leidenschaftlichsten Bitterkeit vorgebracht. — Um den Legaten zu zeigen, welche Einigkeit jetzt unter allen Nationen deutscher Zunge herrsche, machten Sachsen und Schwaben — unter diesen Letztern wurden auch die Bayern begriffen — sich eine Menge gegenseitiger Complimente. Die Schwaben erboten sich, einen Sachsen, und die Sachsen einen Schwaben auf den erledigten Königsthron zu erheben. — Aber unbeachtet, oder wenigstens für den Augenblick völlig fruchtlos ging alles dieß an den Ohren der beiden Legaten vorüber; diese hielten sich fest an ihren erhaltenen Auftrag, wohl wissend, daß wenn die Fürsten Etwas gegen den Willen des römischen Stuhles unternehmen sollten, schon ein bloser Hauch aus dem Munde des Pabstes ihr ganzes Gebäude wieder zusammen stürzen würde.

18. Mit jedem Tage waren seit einiger Zeit Heinrichs Noth und Besorgnisse gestiegen. Als er die Nachricht von einer, auf den 16. Oktober zusammen berufenen Versammlung sämmtlicher Fürsten erhalten hatte, suchte er ebenfalls die wenigen, ihm noch treu gebliebenen, geistlichen wie weltlichen Herren, und deren Lehnleute um sich zu versammeln. Es waren der Erzbischof von Köln, die Bischöfe von Verdün, Bamberg, Straßburg, Basel, Speier, Lausanne, Zeiz und Osnabrück. Von den weltlichen waren es die Grafen Eberhard, Hartmann, Ulrich von Kosheim und einige andere, ebenfalls nur mindermächtige Herren. Die Scharen, welche diese ihm zugeführt hatten,

vereint mit Heinrichs wenigen Haustruppen und dem freien Geleite, das einzelne brave Männer und Jünglinge um ihn bildeten, machten ein kleines Heer aus, dem jedoch jenes der verbündeten Fürsten an Zahl weit überlegen war. Heinrich zog mit seinen Scharen den Rhein abwärts, und lagerte bei Oppenheim, Tribur gegenüber. Er suchte jetzt mit den Fürsten zu unterhandeln. Boten gingen hin und her, Heinrich ließ denen in Tribur mehrere, sehr annehmbare, alles friedlich ausgleichende Anträge machen. Er versprach, ihnen in Zukunft auch größern Antheil als bisher an dem Reichsregiment zu gestatten, erhielt jedoch stets nur trotzige, mit den gröbsten und gehässigsten Vorwürfen verbundene Antworten. „Mit ihm," ließen sie endlich dem Könige sagen, „könnten sie, ohne ihr Seelenheil in Gefahr zu setzen, keine Gemeinschaft mehr haben, da er seiner, gegen die Kirche begangenen Frevel wegen, von dem römischen Stuhle aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausgestoßen und durch den Bannfluch gebunden sey. Und da Gott ihnen jetzt diese erwünschte Gelegenheit gegeben hätte, das auszuführen, was sie längst schon auszuführen beschlossen hätten, so wäre es ja der größte Wahnsinn, wenn sie dieselbe unbenutzt wollten vorüber gehen lassen." Heinrich erbot sich nun, auf das Reich zu verzichten, jedoch mit Beibehaltung des königlichen Titels und der mit der Königswürde verbundenen Auszeichnungen. Aber auch darauf wollten die Fürsten sich nicht einlassen, und abermalige grobe Schmähungen waren das Einzige, was sie darauf antworteten.

19. Indessen fehlte es auch in der Versammlung zu Tribur nicht an stürmischen Auftritten, und in einem derselben ward beschlossen, am Morgen des folgenden Tages mit gesammter Macht über den Rhein zu gehen, den König anzugreifen, und weil demselben

an Streitkräften weit überlegen, ihn völlig zu schlagen, und wenn er in der Schlacht dem Tode entginge, aus dem Reiche zu vertreiben. Diese Absicht der Verbündeten ward jedoch dem Könige bei Zeiten verrathen — ein Beweis, daß er selbst unter seinen Feinden noch geheime Freunde und Anhänger hatte. — Heinrich, für seine Person kühn, tapfer und stets zum Schlagen bereit, zog nun ebenfalls seine Scharen zusammen und nahm mit denselben, in mehrere Haufen getheilt, eine geeignete Stellung an den Ufern des Stroms, fest entschlossen, die Angreifenden kräftig zu empfangen. Aber wie es scheint, war den verbündeten Fürsten der Gedanke an einen Uebergang über den Rhein nur in einem Augenblicke heftiger Aufwallung gekommen. Als sie wieder etwas ruhiger waren, sahen sie wohl ein, daß der Uebergang über einen breiten Strom, von einem flachen niedern auf ein weit höheres Ufer, im Angesicht eines kühnen, entschlossenen, und mit dem Muth der Verzweifelung fechtenden Feindes, eine sehr gewagte Sache, und der Erfolg im höchsten Grade zweifelhaft sey. Der feile Erzbischof Siegfried von Mainz hatte zwar alle Schiffe und Nachen von dem linken Rheinufer auf das rechte bringen lassen. Aber demungeachtet hatten sie doch bei weitem nicht Fahrzeuge genug, um ihr ganzes Heer auf einmal überzuführen. Nur mit einzelen Abtheilungen, die einander nicht einmal sehr schnell folgen konnten, wäre eine Landung möglich gewesen. Diesen würden aber Heinrichs Scharen, wo nicht an Zahl überlegen, doch wenigstens ihnen gleich gewesen seyn, sie demnach sogleich wieder in den Fluß zurückgeworfen haben, besonders da die Landenden, von dem ganz nahen Feinde augenblicklich angegriffen, keine Zeit mehr gehabt hätten, sich zu reihen und in Ordnung zu stellen, mithin gezwungen gewesen wären, einzeln, von einander getrennt, und in der größten Unordnung zu fechten. Offenbar war die größere

Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges weit mehr auf Heinrichs Seite, als auf jener der Verbündeten *).

*) Die Gründe, warum die verbündeten Fürsten ihr Vorhaben, über den Rhein zu gehen und den König mit ihren weit überlegenen Streitkräften anzugreifen, wieder aufgegeben, haben wir hier oben gerade so, wie wir sie bei allen alten und neuern Geschichtschreibern finden, unsern Lesern mitgetheilt. Indessen dürfen wir denselben doch auch die von dem geistvollen Luden diesfalls aufgestellte und von den gewöhnlichen Berichten völlig abweichende Ansicht nicht vorenthalten. Luden zu Folge waren es nicht die mit einem Uebergange über den Rhein bei Oppenheim verbundenen Gefahren, sondern blos die päbstlichen Legaten, die, wohl einsehend, daß es nicht in dem Plane des Pabstes liegen konnte, den König in den Händen seiner grimmigsten Feinde und deren wilden Leidenschaften blos gestellt, jetzt schon völlig vernichtet zu sehen, sich der Ausführung jenes Vorhabens der Fürsten mit allem Ernste widersetzten, daher auch wohl nicht nur bittende und abmahnende, sondern selbst drohende Worte mochten gesprochen haben. Diese Vermuthung gewinnt um so größere Wahrscheinlichkeit, da Otto sich jetzt in Tribur bei den Fürsten befand. Dieser, des Krieges so kundige Feldherr, würde gewiß den Stier nicht bei den Hörnern gefaßt haben, sondern mit seinem Heere auf einem andern Punkte weiter oben über den Rhein gegangen seyn, während eine andere Abtheilung, Oppenheim gegen über, durch verstellte Versuche, über den Strom zu gehen, den König allda fest gehalten hätte. Durch diese Bewegung allein schon wäre Heinrich aus seiner Position herausgeworfen worden. Eine Schlacht hätte er wegen der unverhältnißmäßigen Schwäche seines Heeres nicht wagen dürfen, denn schon in seiner linken Flanke und im Rücken umgangen, würde auch die, Oppenheim gegenüber stehende Abtheilung, die, sobald das Treffen begonnen, ganz ungestört über den Fluß setzen konnte, ihn angegriffen, mithin von allen Seiten ihn umringt haben. Unter der ungeheuern Mehrzahl seiner Feinde hätte Heinrich noth-

20. Statt des erwarteten feindlichen Angriffes erschienen also in dem Lager des Königes jetzt sächsische Gesandten. Sie überbrachten Heinrich der Fürsten letzte Erklärung, wie gewöhnlich in einer leidenschaftlich groben, höchst beleidigenden Sprache. „Obwohl er," ließen sie dem Könige entbieten, „nie Recht und Gerechtigkeit geachtet hätte; so wollten sie doch auf gesetzlichem Wege gegen ihn verfahren, und die ganze Sache der Entscheidung des römischen Pabstes überlassen. Diesen wollten sie bitten, auf den zweiten Februar des nächsten Jahres — man war jetzt am Ende Oktobers 1076 — nach Augsburg zu kommen. Sämmtliche Fürsten des Reiches würden ebenfalls allda versammelt seyn. Jede Parthei möchte alsdann vorbringen, was sie vorzubringen hätte, und der Pabst hierauf das Urtheil sprechen. Bemerken müßten sie ihm jedoch auch noch, daß, wenn er, Heinrich, nicht von dem Jahres-

---

wendig erliegen müssen. Das Einzige, wodurch er sich vielleicht noch hätte retten können, wäre blos gewesen, wenn er, gleich bei der ersten Nachricht von einem feindlichen Uebergang, aus seinem Lager aufgebrochen wäre und mit seinem kleinen Heere sich in die Stadt Worms zu werfen gesucht hätte. Weil aber schon von Worms in gerader Linie abgeschnitten, hätte er, um sie dennoch zu erreichen, sich in einem ziemlich weiten Bogen bewegen müssen. Sein Rückzug würde also sehr bald bei der außerordentlichen Eile auf dem weitem Umwege sich in eine förmliche Flucht verwandelt haben, er selbst sogar höchst wahrscheinlich seinen Feinden in die Hände gefallen seyn. Dieß, weil es leicht vorauszusehen war, sahen auch die päbstlichen Legaten ein und suchten nun, was ihnen auch wirklich gelang, jeden Uebergang, sowohl bei Oppenheim, wie auf jedem andern Punkte, zu verhindern; und so hat auch diesmal wieder Ludens scharfes Auge selbst die hinter der Coulisse handelnden Personen und deren zu Stande gebrachtes Werk entdeckt und vollkommen durchschaut.

tag der gegen ihn ergangenen Excommunication von dem Pabste die Lossprechung erhalte, er alle seine Ansprüche auf das Reich für immer verliere. Dieß sey altes Herkommen (?) *). Wolle der König diese Vorschläge der Fürsten annehmen, so müße er zuvörderst seine Beschlüsse gegen den Pabst zurücknehmen, demselben Genugthuung leisten und unbedingten Gehorsam versprechen; daher auch alle Gebannten unverzüglich von sich entfernen, sein Heer entlassen, die nach Worms gelegte Besatzung wieder herausziehen, die Stadt dem Bischofe Adalbero zurückzustellen und diesem durch Eid und Geiseln die Zusicherung geben, daß er von den Einwohnern keine Nachstellungen zu befürchten habe. Endlich müßte er, und zwar blos in Begleitung des Bischofes von Verdün und noch einiger andern, ihm besonders noch zu bewilligenden, und nicht mit dem Banne belasteten Individuen sich nach Speier zurückziehen, und dort mit Ablegung aller Zeichen der königlichen Würde und ohne sich irgend einem Regierungsgeschäfte zu unterziehen, als bloser Privatmann bis zum festgesetzten Tage der in Augsburg zu haltenden Reichsversammlung still und verborgen leben. Würde der König nur in einem einzigen Punkte dieser Vorschrift nicht treu bleiben, so würden auch die Fürsten

*) Daß das Privatrecht nicht in allen Fällen auch auf die Monarchen als Monarchen anwendbar sey, darüber stimmen alle Staatsrechtslehrer mit einander überein. Aber nun war überdieß der Fall, daß ein deutscher König mit dem Banne wäre belegt worden, noch nie eingetreten; daher ja anfänglich, wie wir schon berichtet, selbst Bischöfe daran zweifelten, ob ein König excommunicirt werden könne. Wie konnte also die von den Fürsten jetzt ausgesprochene Drohung in dem Herkommen ihren Grund finden? Ein Herkommen bildet sich ja nur dann, wenn vorher schon im Laufe der Zeiten ähnliche Fälle auf ähnliche Weise sind entschieden worden.

von jeder Verbindlichkeit gegen ihn sich für gelößt halten, und ohne auf den Ausspruch des Pabstes länger zu warten, unter sich beschließen, was sie als das Heilsamste für das Reich erachteten.

21. Nur gar zu oft begegnen wir in Heinrichs Leben ganz unerklärbaren Ungleichheiten des Charakters. Jetzt kühn, entschlossen, voll Ehrgefühl, selbst das Aeußerste zu wagen bereit; und dann wieder ohne Muth und Kraft, ohne Gefühl seiner Würde, seinem Schicksale gleichsam auf Gnade und Ungnade sich wehrlos hingebend. Offenbar lag der Hang dieses unseligen Schwankens blos darin, daß seine, gewiß nicht unedle Natur, nie zu einer, auch nur einigermaßen harmonischen Ausbildung gekommen war, und, da die Folgen seiner verkehrten Erziehung schon zu tiefe Wurzeln geschlagen hatten, nun auch nie kommen konnte. Daher im Unglück bei ihm so oft völliger Mangel an fester Haltung, und im Glücke eben so sehr an edler Mäßigung. Es fehlte ihm weder an Güte des Herzens noch an Verstand; aber demungeachtet beging er nicht selten Ungerechtigkeiten, und häufte dann wieder Mißgriffe auf Mißgriffe. Blos sein flehentliches Bitten gleich im Anfange der Unterhandlungen hatte die Fürsten so trotzig und anmaßend gemacht. Indessen war jedoch auch jetzt noch bei weitem nicht alles verloren. Heinrichs Heer war zwar klein, aber ihm mit Treue ergeben. Die so große und bevölkerte Stadt Worms schloß innerhalb ihrer Mauern eine zahlreiche, waffenfähige Mannschaft ein, jeden Augenblick bereit, unter der Anführung ihres Königes gegen dessen Feinde zu fechten. Worms selbst war auf das Beste befestiget, und die Jahreszeit, in welcher die damaligen, blos aus Lehnleuten bestehenden Heere im Felde lagen, vorüber. In Kurzem würde das Heer der Verschwornen bis auf einige Getreue zusammen geschmolzen, und

zu keiner ernsten Operation, viel weniger zur Belagerung einer großen, mit allen Bedürfnissen versehenen Stadt mehr hinreichend gewesen seyn. Nun hätte Heinrich gerade das Kostbarste in seiner Lage, nämlich Zeit gewonnen. Daß der Pabst den König auf dem Throne erhalten wissen wollte: dieß lag klar vor Augen. Seine Angelegenheit mit dem römischen Stuhle durfte Heinrich jetzt blos von der Sache der Fürsten trennen, gerade und unumwunden mit den päbstlichen Legaten sich verständigen, sich völlig in die Arme des Pabstes werfen, und diesem Bürgschaft für künftigen, unbedingten Gehorsam stellen. Unstreitig würde die Abhängigkeit von einem so großen, geist- und kraftvollen Pabst für Heinrich ungleich weniger drückend gewesen seyn, als sein immer schmachvoller werdendes Abhängigkeitsverhältniß von den tyrannischen Launen seiner wetterwendischen, selbstsüchtigen Vasallen. Heinrichs völlige Aussöhnung mit dem Pabste hätte seinen Angelegenheiten in Deutschland auf einmal eine ganz andere Wendung gegeben. Aus Furcht vor dem allgewaltigen, und eben so strengen, in Rom thronenden Oberhaupt der Kirche, würden sogleich wieder alle Bischöfe zum König zurückgekehrt seyn; eben so auch alle die vielen Anhänger, bis jetzt blos aus Furcht vor dem Bannstrahl von ihm getrennt, sich um ihn wieder versammelt, und der ganze Fürstenbund, der diesmal nur in Heinrichs Excommunication eine so breite Basis gefunden, sich von selbst wieder aufgelößt haben.

22. Aber, wie es scheint, war jetzt Heinrich für keinen großen und kühnen Gedanken mehr empfänglich. Verlassen selbst von denen, die er mit Wohlthaten überhäuft hatte, von seinen eigenen Verwandten schändlich verrathen, daher Allen mißtrauend, und endlich an sich selbst verzweifelnd, unterwarf er sich sämmtlichen, von den Fürsten ihm vorgeschriebenen schmachvollen Beding-

ungen. Unverzüglich stellte er die von ihm gefoderten Briefe aus. In diesen that er sämmtlichen geistlichen wie weltlichen Fürsten kund, daß er alles, was er gegen den römischen Pabst unternommen und beschlossen, wieder zurücknehme; daß er demnach gelobe, demselben volle Genugthuung zu leisten, jede ihm auferlegte Buße zu übernehmen, und in Allem dem römischen Stuhle sich zu unterwerfen. Dasselbe zu thun befahl er auch allen Gebannten, entfernte demnach sogleich die Bischöfe von Köln, Strasburg, Bamberg, Basel, Speier, Lausanne, Zeiz und Osnabrück, sogar seinen treuen Ulrich von Kosheim, und den ihm nicht minder ergebenen Grafen Eberhard von Nellenburg, nebst noch einigen andern Grafen und Rittern, aus seinem Lager; entließ endlich auch sein braves Herr, nachdem er vorher die Besatzung aus Worms herausgezogen und die Stadt ihrem Bischofe wieder zurückgegeben hatte. Mit seiner Gemahlin, der Königin Bertha, und nur von dem Bischofe von Verdün und einigen wenigen Dienern begleitet, begab sich hierauf Heinrich nach Speier, wo er, nach dem Buchstaben des Vertrages, einige Wochen hindurch in völliger Zurückgezogenheit gleich einem Privatmann lebte.

23. Wie sehr aber die ehemalige hohe Würde des deutschen Reiches, wegen dessen innerer Zerrissenheit, nun schon in der Achtung des Auslandes gesunken war, davon gab Polen jetzt einen sprechenden Beweis. Unter Conrad II. und Heinrich III. hatten die polnischen Herzoge die Oberhoheit Deutschlands anerkannt. Aber während jetzt die mächtigern deutschen Fürsten blos auf Verrath und Treulosigkeit sannen; und bei ihrem eigenen sich feindlich durchkreuzenden Interesse nur durch das gemeinsame Bestreben, ihren König zu unterdrücken, mit einander verbunden waren, mithin keiner an das Wohl des Reiches, sondern blos an das, was ihm

selbst nützlich war, dachte; erhob sich Polen, als wenn Deutschland längst schon seine Ansprüche auf die Oberlehnsherrlichkeit über Polen aufgegeben hätte, zu einem selbstständigen Königreiche; und Boleslav II., der mit Recht den Beinamen: der Kühne führt, legte sich königlichen Titel und Würde bei, und ließ (1077) zu Cracau von dem Erzbischofe in Gegenwart fünfzehn anderer Bischöfe sich die Königskrone aufsetzen. Man staunte in Deutschland über diese unerhörte Anmaßung eines polnischen Herzoges. Die größern deutschen Fürsten, die, da der Pabst dem König Heinrich das Regieren verboten, sich einstweilen der Besorgung der Reichsangelegenheiten unterzogen hatten, wie Rudolph, Welf, Berthold ꝛc., ließen sogar drohende Worte dem neuen polnischen Könige sagen; aber dieser lachte ihrer Drohungen, wohl einsehend, daß bei den gegenwärtigen, gewiß noch nicht sobald sich endigenden Wirrnissen, Deutschland in immer noch größere politische Nullität versinken, daher auch gegen Außen nichts Bedeutendes sobald noch zu unternehmen im Stande seyn würde*).

IV.

Heinrich IV, bei dem Pabste in Canossa.

1. Völlig entwaffnet, von Allen verlassen, nur von wenigen, von den Fürsten ihm bewilligten Dienern umgeben, war jetzt Heinrich ein Gefangener in den

*) Boleslav II. war ein sehr kriegerischer Prinz. Mit allen seinen Nachbarn führte er mehrere, für ihn stets glückliche Kriege. Aber sein Bruder und Nachfolger Boleslav III. legte den königlichen Titel wieder ab, und er und seine Nachfolger nannten sich blos Herzoge von Polen. Die ununterbrochene Reihe polnischer Könige beginnt erst mit Presmilav (Przemysl) am Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Händen seiner unversöhnlichsten Feinde. — Der Tag, an dem Gregor den König mit dem Banne belegt hatte, war von dem zweiten Februar, an welchem, unter dem Vorsitze des Pabstes, der Reichstag in Augsburg sollte eröffnet werden, nur durch den kurzen Zwischenraum von ungefähr zehn Tagen getrennt, und in dieser kurzen Zwischenzeit Heinrichs Lossprechung auf alle Weise zu verhindern, waren die verschwornen Fürsten schon mit einander übereingekommen, fest entschlossen, im Falle sie mit ihren gewöhnlichen Ränken nicht ausreichen sollten, sogar Gewalt dabei zu brauchen. In Heinrich erblickten sie auch jetzt nicht mehr ihren König; sie hielten ihn für abgesetzt, für völlig vernichtet, daher sie auch, mit Verletzung aller Gesetze des Anstandes, als sie von Tribur abreisten, Heinrich auch nicht einmal eines gewöhnlichen, kalten Abschiedsgrußes mehr würdigten. Zum Glücke für Heinrich war der Bischof von Verdün mit ihm nach Speier gegangen. Dieterich war damals noch eine Zierde des deutschen Episcopats. Ein Mann von hohem Geiste, erleuchteter Frömmigkeit, und eben so treu dem König als gehorsam dem Pabste, überwog er allein beinahe alle deutsche und italiänische Bischöfe; und für den unglücklichen König war es jetzt kein kleiner Trost, ein so ehrwürdiges Kirchenhaupt als Freund und Rathgeber an seiner Seite zu sehen*).

2. Heinrich sah jetzt sehr wohl ein, und hätte er es nicht eingesehen, so würde der Bischof es ihm

*) Dieterichs Zeitgenossen gaben ihm zum Theile sogar den Beinamen: der Große. — In den Gestis Treverorum bei Gelegenheit der Wiederbesetzung des, durch den Tod des Erzbischofes Udo, erledigten bischöflichen Stuhles von Trier heißt es: et consenserunt ei ex episcopis, qui electionis caussa convenerunt, solus Theodoricus Virduensis episcopus, qui cognomento *Magnus* vocabatur.

begreiflich gemacht haben, daß blos eine, noch vor dem Jahrstage der Excommunication erhaltene Lossprechung ihn aus den Klauen seiner Feinde retten könnte, daß aber auch, um diese zu erhalten, eine unbedingte Unterwerfung unter den Willen des Pabstes durchaus nothwendig sey. Sobald also Heinrich in Speier angekommen war, sandte er Abgeordnete nach Rom mit einem Schreiben, worin er in den demüthigsten Ausdrücken um seine Lossprechung flehete, sich unbedingt dem Pabste unterwarf, und dann die Bitte hinzufügte, seine Unterwerfung in Rom oder in irgend einer andern Stadt, welche der Pabst ihm bezeichnen möchte, anzunehmen *).

---

*) Lambert von Aschaffenburg und Consorten hören nun auf, sichere Führer zu seyn. Die Scene ändert sich jetzt. Das sonderbare, bis dahin unerhörte historische Drama wird nun eine Zeit lang in Italien fortgespielt, und von diesem Schauplatze zu weit entfernt, erzählen Lambert und die übrigen Chroniker nur nach Hörensagen. Ohne zu prüfen, zu sichten und zu vergleichen, ohne selbst die natürlichen, zwischen den handelnden Personen bestehenden Verhältnisse auch nur einigermaßen dabei zu Rathe zu ziehen, raffen sie alle, theils durch Zufall entstandene, theils von Heinrichs Feinden absichtlich ausgestreuten Gerüchte auf, von denen doch auch nicht ein einziges das so leicht zu erkennende Gepräge des Natürlichen, mithin des Wahren, ja oft nicht einmal des Wahrscheinlichen trägt. Lambert, wie wir sogleich sehen werden, erzählt bisweilen sogar Dinge, die zu der Vermuthung berechtigen, daß er, als er dergleichen Berichte niederschrieb, nicht bei ganz vollkommen gesunden Sinnen gewesen seyn möchte. Die einzigen reinen und sichern Quellen sind jetzt Donizo und Bonizo, der Eine war in Diensten der Markgräfin Mathildis und wohnte in Canossa, und der Andere lebte ganz in der Nähe in Italien. Ferner die Briefe des Pabstes selbst, und endlich zum Theile auch der Bischof Walleram von Naumburg, obgleich derselbe ein sehr eifriger und warmer Anhänger Heinrichs IV. war und daher,

Die Abgeordneten hatten ferner den Auftrag, dem Pabste alles, was zu Tribur und in Oppenheim vorgefallen war, mündlich zu berichten, aber alsdann auch sich zu der Markgräfin Mathilde zu begeben und diese bei den Banden des Blutes, die sie mit Heinrich vereinten, zu beschwören, sich für ihren unglücklichen Verwandten bei dem Pabste zu verwenden. Dazu war nun Mathilde leicht zu bewegen; denn schon ihr edles, durch das unerhörte Unglück eines so tief gebeugten Königes innigst gerührtes Herz sprach zu Gunsten Heinrichs. — Da die Mutter des Königes zu Rom in einem Kloster lebte und bei Gregor in großem Ansehen stand, so ist gar nicht daran zu zweifeln, daß den Abgeordneten auch an die Kaiserin ein ähnlicher Auftrag war gegeben worden. — Indessen hatten aber auch schon die verbündeten Fürsten einen sprechenden Beweis ihres, in Tribur unter sich verabredeten Verrathes gegeben; denn um dem Könige alle Verbindung mit dem Pabste, sey es durch Briefe oder Boten, völlig abzuschneiden, ließen Rudolph, Welf und Berthold, sobald sie in ihren Ländern angekommen waren, alle durch Schwaben, Bayern und Kärnthen nach Italien führende Pässe (Clausen genannt) sogleich besetzen und auf das Schärfste bewachen. Demungeachtet gelang es doch Heinrichs Abgeordneten, sich über die Alpen zu schleichen; und wohlbehalten kamen sie in Rom an. — Der Pabst trug anfangs Bedenken, ob er Heinrichs Gesuch genehmigen sollte. Es wäre nicht uninteressant, die Natur dieser Bedenklichkeiten zu kennen, denn ganz gewiß würde man von Manchem, was in der Folge geschah, einen genügenden Erklärungsgrund darin finden. — Den vereinten Bitten der Kaiserin und Mathildens vermochte Gregor

---

um den Pabst in Schatten zu stellen, manches Unverbürgte und oft selbst Unwahre in seine Erzählung mit aufnimmt.

jedoch nicht zu widerstehen *); er bewilligte die Bitte und versprach, denselben auf der Burg Canossa zu empfangen.

4. Es war für Heinrich ein glücklicher Zufall, daß seine Abgeordneten früher bei dem Pabste ankamen, als jene der verbündeten Fürsten. Auch diese hatten unverzüglich an den Pabst eine Gesandtschaft, an deren Spitze der Erzbischof Udo von Trier stand, mit einem Berichte über die Verhandlungen zu Tribur abgeordnet und zugleich die dringende Bitte beigefügt, daß er den, auf den zweiten Februar anberaumten Reichstag mit seiner Gegenwart beehren möchte. Diese Gesandten konnten den kürzesten Weg wählen. Keine Hindernisse auf ihrer Reise, keine Hemmung derselben hatten sie zu befürchten. Nothwendig hätten sie weit früher als Heinrichs Abgeordneten eintreffen müssen. Aber in diesem Falle würden sie auch sicher den Pabst mit Bitten und Klagen gegen Heinrich bestürmt, alle alten Beschuldigungen, wahre und falsche, selbst die absurdesten nicht ausgenommen, wiederholt, Alles in dem gehässigsten und grellsten Lichte dargestellt und dadurch wahrscheinlich alle Bemühungen der erst später ankommenden Gesandten des Königes vereitelt haben. Aber Heinrichs ganz eigenes Geschick, das ihn selbst bis zu seinem Tode auch unter den heftigsten Stürmen und unter den unerhörtesten Wechselfällen des Glückes und Unglückes nie völlig sinken ließ, sorgte auch jetzt dafür, daß dieses nicht geschehen konnte. Udo nämlich

*) *Donizo* in vita Mathildis sagt:

Papa, precesque videns Dominae Mathildis, eidem
Quod quaerit, donat.

Wie kann man also sagen, der Pabst habe Heinrichs Bitte abgeschlagen und nichts mehr als Heinrichs Ankunft in Italien gefürchtet? Donizo konnte und mußte doch die Sache besser wissen, als ein in einem weit entfernten Winkel Deutschlands schreibender Chronist.

ward sammt seinen Begleitern in Piacenza ganz unvermuthet und unverhofft von dem dortigen, dem Könige ergebenen Bischofe Dionysius festgehalten und nicht eher freigelassen, als bis der Bischof von Piacenza von dem Könige, dem er den Vorfall sogleich berichtete, von Speier aus die Weisung erhalten hatte, die Abgesandten der Fürsten ungestört ihres Weges ziehen zu lassen. — Als die Gesandtschaft endlich in Rom anlangte, überreichte sie ebenfalls dem Pabste einen schriftlichen, sehr ausführlichen Bericht von den in Tribur und Oppenheim gepflogenen Unterhandlungen und baten ihn auf das Dringendste, sich auf dem bevorstehenden Reichstage in Augsburg einzufinden. Um in der Kirche, wie im Staate Friede und Ordnung wieder herzustellen, sagten sie, sey des Pabstes Gegenwart in Deutschland durchaus nothwendig. Gregor entließ sie mit einem Schreiben an die Fürsten, worin er, ohne ihr Verfahren zu Tribur zu loben, jedoch auch ohne es zu tadeln, versprach, die so beschwerliche Reise nach Deutschland zu unternehmen; denn er sey bereit, für die Freiheit der Kirche und die Wohlfahrt des Reiches selbst sein Leben zum Opfer zu bringen. Am achten Januar des nun bald beginnenden Jahres werde er schon in Mantua seyn. Sie, die Fürsten, möchten nur für würdigen Empfang, für das nöthige Geleite und alles zu einer so mühsamen Reise Erforderliche die gehörige Sorge tragen. — Dieses päbstliche Schreiben steht jedoch durchaus nicht im Widerspruche mit der, Heinrichs Abgeordneten gemachten Zusage, die Unterwerfung des Königes in Italien annehmen zu wollen. Erstens konnte Gregor nicht wissen, ob nicht Heinrich, bisher oft in seinen Entschlüssen wankend, auch jetzt wieder sich eines andern besinnen werde; und zweitens war es selbst noch eine Frage, ob es dem Heinrich gelingen werde, trotz der vielen Nachstellungen seiner Feinde dennoch über die Alpen zu kommen. In jedem dieser

beiden Fälle hielt Gregor sich für verpflichtet, nach Deutschland zu gehen; denn der Friede der Kirche lag ihm über alles am Herzen, und dieser konnte in Deutschland, so lange dasselbe in seinem Innern nicht beruhiget war, unmöglich wieder hergestellt werden *).

*) Gregor würde in diesem Falle seiner Pflicht, oder was er seiner Ueberzeugung nach dafür hielt, ein sehr schweres Opfer haben bringen müssen. Unmöglich konnte ihm jetzt die Reise nach Deutschland angenehm seyn. Gregor war viel zu klug, kannte zu sehr die Welt und die Menschen, um nicht einzusehen, daß die deutschen Fürsten, fest entschlossen, um jeden Preis ihren König zu vernichten, sich jetzt Seiner blos als eines Werkzeuges dazu bedienen wollten, und daß sie ihm nur deßwegen schmeichelten und Gehorsam gelobten, weil er bisher ihren verrätherischen Absichten förderlich zu seyn geschienen hatte. Ging er jetzt nach Deutschland, so war er dort ganz in der Gewalt der Fürsten; und wäre er dann, da er den Heinrich, wie wir gesehen, auf dem Throne zu erhalten wünschte, dem Vorhaben der Fürsten hemmend entgegen getreten, so würden diese ganz gewiß der Stimme des Pabstes eben so wenig gehört haben, als sie bis jetzt die Stimme ihres Gewissens und ihrer Pflicht Gehör gegeben hatten. — Welche Bürgschaft würde Gregor in diesem Falle selbst für die Sicherheit seiner Person gehabt haben? Wäre er nicht jedem wilden Ausbruche dieser rohen, durch die gehässigsten Leidenschaften auf das höchste entflammten Naturen ausgesetzt gewesen? Zudem würde er bei der damaligen Lage Roms, wovon bald die Rede seyn wird, und den vielen Feinden, die er diesseits der Alpen hatte, wozu gerade die ersten italienischen Fürsten, auch ihrer weltlichen Macht wegen bedeutend, gehörten, Italien ganz ruhig haben verlassen können; und wäre dann, wenn er wirklich auch mit den deutschen Fürsten in einen unseligen Conflikt gerathen seyn würde, die Verwirrung in Deutschland wie in Italien nicht noch um vieles größer gewesen? — Nein! Gregor hätte nun dann ernstlich gesonnen gewesen seyn können, nach Deutschland zu gehen, wenn er, völlig einverstanden mit den deutschen Fürsten,

den König Heinrich durchaus hätte auf die Seite werfen wollen. Daß dieses aber gar nicht in seinem Plane lag, davon hatte er selbst redende Beweise gegeben; und gewiß war auch Gregor mit den Personalverhältnissen der schlechten, wankelmüthigen, blos ihre Privatzwecke selbstsüchtig und treulos verfolgenden deutschen hohen Aristocratie zu sehr bekannt, als daß er irgend einen aus derselben auf den Thron hätte erheben mögen. Heinrichs ausschweifendes Jugendleben, stets im grellsten Licht dargestellt, und zu dem Wahren noch ungleich mehr Falsches hinzugefügt, war bisher immer der Haupttext, über welchen die Fürsten in ihren Klagen gegen Heinrich sich bei dem Pabste verbreiteten. Aber zeichneten sich dann allenfalls die klagenden Fürsten durch eine höhere Sittlichkeit aus? Hatte nicht Herzog Rudolph von Schwaben, nach dem Zeugniß des Scholasticus Gecennerich (auch Wernrich), drei Weiber, die alle drei damals noch lebten? Hatte nicht Welf von Bayern durch eine Reihe von Niederträchtigkeiten sich vor den Augen aller Edeldenkenden längst schon gebrandmarkt, seinem Schwiegervater, dem Herzog Otto, anfänglich die größte Liebe und Anhänglichkeit geheuchelt; sobald derselbe aber bei dem Könige in Ungnade fiel, sich völlig von ihm losgesagt, durch Anbietung großer Summen am meisten dazu beigetragen, daß jenem das Herzogthum Bayern entrissen ward, und damit noch nicht zufrieden und um sich in der Gunst desselben Königes, den er jetzt so sehr verfolgte, noch mehr zu befestigen, sogar seine schuldlose Gemahlin öffentlich geschmähet, sich von ihr geschieden, und sie mit Schmach bedeckt und in endlosem Jammer versunken, ihrem Vater wieder zurückgeschickt? Welches Vertrauen hätte man auf die Moralität und den Edelsinn eines solchen Menschen setzen mögen! Was die übrigen Fürsten betrifft, so hatten sie sich sämmtlich mehr als einmal des Treubruches und offenbarer Treulosigkeit schuldig gemacht; und wäre die scandalöse Chronik jener Zeit auch auf uns gekommen, so würde diese uns wahrscheinlich überzeugen, daß sie in Wollust und andere Lastern eben so versunken waren, als es nur immer Heinrich in der Zeit seiner leichtsinnigen

5. Ganz ruhig lebte indessen Heinrich in Speier, sorgfältig alles vermeidend, was nur immer den Verdacht der ihn in Geheim umgebenen Späher hätte erregen können. Blos mit dem Gedanken an seine Reise beschäftiget, suchte er jetzt im Stillen das dazu nöthige Geld herbeizuschaffen. Groß war die Anzahl derer, die er einst im vollen Besitze, wie im ganzen Glanze seiner königlichen Macht mit Wohlthaten überhäuft hatte, aber ungemein klein die Anzahl jener, die, von seinem Unglücke gerührt, ihm jetzt eine sparsame Hülfsleistung reichten. — Noch war demnach seine Baarschaft nur wenig bedeutend, als er von dem Markgrafen Obert von Tuscien, aus dem Hause Este, die Nachricht erhielt, daß der Pabst nächstens Rom verlassen und schon am achten Jänner in Mantua eintreffen werde. Jetzt durfte er nicht länger zögern. Die Besorgung des angefangenen Geldgeschäfts überließ er also seinem Freunde, dem Bischofe von Verdün. Er selbst verließ mit seiner Gemahlin, seinem kleinen Söhnchen Conrad, und nur von einem einzigen treuen Diener begleitet, kurz vor Weihnachten die Stadt Speier und eilte nach Besançon, zu dem Oheim seiner Mutter, dem reichen und in dieser Gegend mächtigen Grafen Wilhelm von Burgund. Hier fand er die freundschaftlichste Aufnahme, blieb daher auch ein paar Tage bei dem Grafen, feierte mit demselben in Besancon das Weihnachtsfest und setzte dann, da er keine Zeit zu verlieren hatte, mit vermehrtem und anständigerem Gefolge seine Reise längst dem Juragebirge fort,

Jugend hätte seyn können. — Unstreitig war Gregor Heinrichs Anerbieten, nach Italien zu gehen und dort sich ihm zu unterwerfen, im höchsten Grade erwünscht, daher er auch der Fürstin Mathildis, nach einigen schwachen, wahrscheinlich durch Nebenrücksichten erzeugten Bedenklichkeiten, ihre Bitte sogleich gewährte.

ging über die Rhone, kam nach Genf und von da immer weiter endlich am Fuße des Mont-Cenis an. Auf das Freudigste ward er jetzt überrascht, als er hier seine Schwiegermutter fand, die mächtige Markgräfin Adelhaide von Sussa, Otto's Wittwe, die mit ihrem Sohne Amadeus ihm entgegen gegangen war. In ihrer Gesellschaft zog nun Heinrich mit seiner Gemahlin auf dem nämlichen Wege, auf welchem die Markgräfin hieher gekommen war, nach Sussa und sah sich nun glücklich am Ziele seiner, nicht der Natur, sondern seiner Feinde wegen, höchst gefahrvollen Reise. Aus Dankbarkeit schenkte Heinrich der Markgräfin einen schönen Strich Landes in Burgund *).

*) Hier berichtet uns Lambert, und mit ihm und nach ihm bis auf den heutigen Tag — jedoch wieder mit Ausnahme des so achtungsvollen Herrn Professors Luden — auch alle neuern Geschichtschreiber: Die Markgräfin von Sussa habe, ungerührt bei dem schmerzhaften Anblicke ihres so tief gebeugten Schwiegersohnes, ihrer trauernden Tochter und ihres kaum noch lallenden Enkels, der unglücklichen königlichen Familie den Durchzug durch ihr Land nur unter der Bedingung gestatten wollen, daß Heinrich ihr fünf, an ihr Land grenzende italienische Bisthümer abtrete. Da jedoch dieser Eingangs- und Transitozoll den Räthen des Königes zu hart geschienen, (Durum hoc nimis *omnibus* regis consiliariis — es waren also sehr viele da — visum est) so habe sich die Markgräfin mit einer schönen Herrschaft in Burgund abfinden lassen. — Schwerlich wird es einen Menschen zu jener Zeit gegeben haben und auch jetzt noch geben, dessen sämmtliche Gefühle sich nicht bei einem so schmutzigen, jeden Begriff von Niederträchtigkeit noch weit übersteigenden Verfahren der Markgräfin auf das Heftigste empören würden; und doch war Adelhaide eine höchst liebenswürdige, in ganz Italien allgemein geachtete und selbst von Gregor sehr geehrte, weise und fromme Fürstin. Wer möchte nun auch nur den mindesten Glauben einem solchen, mit dem edeln

Charakter Adelhaidens in so grellem Widerspruche stehenden Berichte beimessen, der ohnehin auch durch den albernen Beisatz: „daß alle Räthe des Königes die Foderung zu hart gefunden hätten," seine wahre Natur schon hinreichend verräth. Heinrich war ja bekanntlich ganz allein und nur in Begleitung eines einzigen Dieners von Speier abgereißt. Sein Oheim Wilhelm gab ihm zwar ein etwas größeres und anständigeres Gefolg, wird ihm aber schwerlich ein ganzes Dutzend Geheimeräthe und geheime Hof- und Justizräthe, sondern blos einige Kämmerlinge, eine kleine Anzahl wackerer Ritter, mehrere Pferde und die dazu gehörige Dienerschaft mitgegeben haben. Woher also jetzt auf einmal die vielen consiliarii regis? — Doch damit ist Lambert von Aschaffenburg noch nicht fertig. Da er, wie es scheint, sich im Ausmalen historischer Scenerien ungemein gefällt, so entwirft er nun wieder ein Grausen erregendes Gemälde von Heinrichs und seiner Familie so höchst gefahrvollem Uebergang über die Alpen. Er läßt uns jetzt sehen, wie Heinrich und sein Gefolge auf der Eisdecke des Berges oft auf allen Vieren kriechen, welche fürchterliche Abgründe sie angähnen, wie sie bei jedem Schritte fürchten müssen, in einen derselben zu stürzen, wie man den Pferden die Füße binden und sie so nach und nach herabziehen muß, wobei jedoch der größte Theil derselben zu Grunde geht, und endlich, wie die liebenswürdige Bertha, Heinrichs Gemahlin, in eine Ochsenhaut eingewickelt, unter tausend Gefahren über das Gebirg herabgeschleift wird ꝛc. Aber welcher auch nur halb vernünftige Mensch kann wohl nur einen Augenblick glauben, daß die edle, menschenfreundliche Adelhaide, die nachher, wie wir gleich hören werden, ihren Schwiegersohn nach Canossa begleitete, dort mit der größten Thätigkeit sich unermüdet für ihn verwandte, den wärmsten Antheil an seinem Schicksale nahm und alle nur mögliche Liebe ihm erwieß: daß diese edle fürstliche Frau nun mit ihrem Sohne ganz allein, völlig unbekümmert um die königliche Familie, auf ganz gefahrlosem Wege sollte zurückgekehrt seyn und mit Verläugnung alles mütterlichen Gefühles, ihre

6. Gregor war indessen von Rom aufgebrochen und auf dem Wege nach Mantua. Als er aber hörte, daß Heinrich in Italien angekommen wäre, setzte er seine Reise nicht weiter fort, sondern ging nach Canossa, um dort, wie er es Heinrichs Abgeordneten versprochen hatte, denselben zu empfangen. — Sobald die Kunde von des Königs Ankunft in Italien sich zu verbreiten anfing, kamen sogleich auch einige Bischöfe und italiänische Herren, um dem Könige ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Aber Heinrich hielt sich nirgends auf. Er eilte seiner Lossprechung entgegen, und zog nach Canossa. Als er sich der Burg näherte, ließ er die Markgräfin Mathilde zu einer Unterredung zu sich entbiethen. Mathilde kam, und mit ihr auch der Markgraf Azzo von Este und der heilige Abt Hugo von Clugny, der einst Heinrich aus der Taufe gehoben hatte. In dem Gefolge des Königs befanden sich dessen Schwiegermutter, die Markgräfin von Sussa, und deren Sohn Amadeus. Sämmtliche anwesende fürstliche Personen wurden von Heinrich ersucht, die Vermittelung zwischen ihm und dem Pabste zu übernehmen; nicht sowohl wegen der Sache selbst, denn diese stand schon fest, sondern blos in Beziehung auf die äußern Formen und Nebenumstände, unter welchen Alles geschehen sollte. Gerne übernahmen die fürstli-

---

eigene Tochter und ihren kleinen, noch in Windeln schlummernden Enkel den augenscheinlichsten Gefahren, aus denen sie nur ein Wunder hätte retten können, so unmenschlich sollte preisgegeben haben. Wer dieses glauben kann, vermag auch Kameele zu verschlucken. Die ganze, an und für sich höchst abgeschmackte Dichtung hat jedoch in so ferne einigen historischen Werth, als darin die damalige öffentliche Meinung von der zwischen Heinrich und seiner Gemahlin herrschenden Eintracht, obgleich nur zufälliger Weise, sich deutlich ausspricht.

chen Frauen das Vermittlungsgeschäft. Dieses konnte keinen großen Schwierigkeiten unterliegen. Heinrich hatte sich ja schon zu Allem bereitwillig erklärt, in alle Bedingungen, die der Pabst ihm setzen, in jede Buße, die er ihm auferlegen würde, im voraus schon eingewilliget, und mehr konnte doch wahrhaftig Gregor nicht verlangen. — Bevor noch Heinrich die Ebenen der Lombardei betreten hatte, waren schon alle gebannten deutsche Bischöfe und Laien, ebenfalls demüthig um ihre Lossprechung flehend, bei dem Pabste angekommen. Was sie so eilig nach Italien getrieben hatte, war, wo nicht wahres Reuegefühl, doch wenigstens ängstliche Besorgniß für ihre eigene Existenz. Nach allem, was in Tribur und Oppenheim vorgefallen war, hielten sie den König für verloren, mithin sich selbst ihrer einzigen und letzten Stütze beraubt. Von den Fürsten hatten sie nichts Gutes zu erwarten; denn, weil bisher treue Anhänger Heinrichs, waren sie den Verfolgungen der Verschworenen eben so sehr ausgesetzt, als der König selbst; und erhielten sie von dem Pabste, nicht bevor derselbe nach Deutschland kam, die Lossprechung, so war es um ihre Bisthümer geschehen. — Gregor empfing sie mit vieler Milde. Denen, sagte er, die aufrichtig ihre Sünden bereuen, werde er Barmherzigkeit erweisen. Da aber, fügte er hinzu, die schwere Sünde ihres Ungehorsams gleich einem alles verzehrenden Rost sich tief in ihre Seelen eingefressen habe, so müsse sie auch durch das Feuer einer längern und schmerzhaftern Reue wieder ausgebrannt werden. Bereueten sie also von Herzen ihr Verbrechen, so müßten sie auch in Geduld erwarten, welches Arzneimittel er zur Heilung ihrer Wunden wählen würde, damit nicht ihre Empörung gegen den apostolischen Stuhl, durch allzu gelinde Bestrafung derselben, in den Augen der Christenheit als klein und unbedeutend erscheine. Natürlich versprachen die Bischöfe Allem, was der

Pabst über sie verhängen würde, sich in Demuth zu unterwerfen; worauf Gregor sie einzeln in Zellen einsperren und jeden Tag nur des Abends ihnen Speise und Trank, jedoch nur sehr sparsam, reichen ließ. Den Laien ward eine leichtere, dem Alter und den Kräften eines Jeden angemessene Buße auferlegt. Die Bußzeit der Bischöfe wie der Laien war jedoch nicht sehr lang. Schon nach einigen Tagen ließ der Pabst die Büßenden wieder vor sich, gab ihnen einige leise Verweise, dazu auch sehr heilsame Ermahnungen, und lößte sie hierauf von dem Banne. Ehe er sie entließ, warnte er sie wiederholt, mit König Heinrich, bevor derselbe mit der Kirche wieder ausgesöhnt wäre, einige Gemeinschaft zu pflegen. Erlaubt sollte es ihnen jedoch seyn, durch fromme Gespräche und ernstliche Ermahnungen den König auf bessere Wege zu leiten. — Alle gebannten deutschen Bischöfe waren also jetzt wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen, nur mit Ausnahme des Bischofes Rupert von Bamberg. Dieser nahm seinen Weg nach Italien durch Bayern. Da er aber nicht mit gehöriger, und jetzt ganz besonders nöthiger Vorsicht einherzog, fiel er den von dem Herzoge bei den Clausen aufgestellten Wachen in die Hände. Gegen diesen Bischof hatte Herzog Welf längst schon einen bittern Groll, und die Wirkungen desselben mußte nun Rupert in ihrem ganzen Umfange fühlen. Der Herzog ließ ihn auf einer seiner Burgen in das Gefängniß werfen, und hielt ihn von Weihnachten bis zum Bartholomäustag (24. Aug.) in ungemein strenger und harter Haft. Alles Gold und Silber, das man bei ihm fand, ward ihm genommen; eben so auch der bischöfliche Ornat mit allen übrigen bischöflichen Gewändern, die er bei sich hatte. Von allem diesem eignete sich jedoch der Herzog nicht das mindeste zu, sondern sandte es der Kirche von Bamberg zurück. Während seiner ganzen langen Gefangenschaft hatte der

Bischof keine andere Nahrung, als nur schwarzes Brod und Wasser, und selbst dieses ward ihm nicht einmal in Fülle gereicht. Als ihn der Herzog endlich nach acht Monaten wieder entließ, war er so abgezehrt, daß selbst seine Freunde und Bekannten ihn kaum mehr erkannten.

7. Das Vermittelungsgeschäft, das Heinrich seinen Anverwandten überrtagen hatte, war, wie wir schon bemerkt, bald beendiget. Der in Ansehung aller jetzt in Italien vorfallender Ereignisse schlecht unterrichtete Lambert von Aschaffenburg erzählt zwar, Gregor habe sich anfänglich geweigert, den König vor sich zu lassen, und den vermittelnden fürstlichen Personen erwidert: es sey gegen die Canons der Kirche, die Sache eines Angeklagten in Abwesenheit seiner Ankläger zu verhandeln. Dieses ist offenbar unrichtig. Gregor war zu weise, und wie in seinen Handlungen, auch in seinen Reden zu strenge consequent, als daß er so etwas Ungeziemendes und Unpassendes hätte sagen sollen. Nicht wegen der von den Fürsten gegen ihn erhobenen Klagen war Heinrich mit dem Banne belegt worden, sondern wegen seiner unerhörten Empörung gegen Gott und dessen heilige Kirche. Einen in seinem Wandel schon von Jugend auf wahrhaft heiligen Pabst hatte Heinrich auf Synoden und in öffentlichen Schriften auf das gottloseste geschmähet, und eben so frevelhaft auch von andern ihn schmähen lassen, ihm die abscheulichsten Laster und gräßlichsten Verbrechen angedichtet, und zwar nicht aus Irrthum, sondern wohl wissend, daß alles nichts als schändliche Verleumdung sey, und endlich noch einen Versuch gemacht, das rechtmäßig erwählte, und von der ganzen Christenheit anerkannte Oberhaupt der Kirche vom Throne zu stoßen und dann selbst über den Stuhl des heiligen Petrus ganz nach eigener frecher Willkühr zu verfügen. Dieser groben

Verbrechen wegen war Heinrich durch den Bannfluch gebunden worden, und um ihn von diesen Banden nun wieder zu lösen, bedurfte es demnach nichts, als von Seite Heinrichs einer aufrichtigen Reue, und von Seite des Pabstes väterlicher Milde und Barmherzigkeit; und da Beide sich jetzt freundlich entgegen kamen, so stand auch Heinrichs Lossprechung kein Canon und keine Satzung der Kirche entgegen; und die gegen ihren König verschworenen Fürsten wären dabei höchst überflüßige, durch ihre Anwesenheit nur Widerwillen erregende Personen gewesen. Unmöglich konnte demnach ein so weiser und erleuchteter Pabst, wie Gregor, etwas so auffallend Absurdes gesagt haben.

8. Dem um Lossprechung flehenden Könige öffneten sich also am 25. Jänner des Jahres Ein tausend und sieben und siebenzig die Thore der Burg von Canossa. Mit dreifachen Mauern war dieselbe umgeben, und hatte demnach drei Thore. Nach Ablegung jedes Zeichens königlicher Würde, und im Gewande eines Büßenden trat Heinrich in die Burg. Als man ihn durch das zweite Thor geführt hatte, ward dasselbe hinter ihm schnell wieder verschlossen, so daß Niemand aus seiner Begleitung ihm folgen konnte. Aber das dritte, eigentliche Burgthor ward nicht geöffnet, und im innern Raume, zwischen der zweiten und dritten Mauer stand nun Heinrich baarfuß*), und im wollenen Bußhemde, bei der strengsten Kälte bis zum Abend, und ohne daß ihm die mindeste Labung oder Stärkung wäre gereicht worden. Eben so ging es am zweiten Tage und abermals auch so am dritten Tage. Nach den damaligen Begriffen lag

*) So wird allgemein gesagt; aber in dem Briefe des Pabstes an die deutschen Fürsten steht blos: *decalceatus*. Heinrich hätte demnach blos die Schuhe ausziehen müssen, übrigens aber, so gut er konnte, seine Füße gegen Kälte bewahren können.

in einer solchen öffentlichen Buße durchaus nichts Entehrendes. Auch andere Fürsten, wie z. B. der mächtige Graf Fulco von Anjou, ja selbst Könige und Kaiser hatten sich schon beinahe eben so harten, zum Theil noch härtern Bußübungen freiwillig unterworfen *). Aber nun war auch das Mitleiden mit dem so sehr gedemüthigten, so tief gebeugten Könige in der Brust aller in dem Schlosse anwesenden fürstlichen Herren und Frauen auf das höchste gestiegen. Von allen Seiten, besonders von Mathilde und Adelhaide, ward jetzt der Pabst mit Bitten für Heinrich bestürmt, und als er demungeachtet sich immer noch unerbittlich zeigte, ward ihm, wie Gregor nachher selbst an die deutschen Fürsten schrieb, sogar der Vorwurf gemacht: Es sey von seiner Seite jetzt nicht mehr apostolische Strenge, sondern gefühllose tyrannische Härte und Grausamkeit. Ueberwältiget durch die Bitten so vieler höchst ehrwürdiger, und selbst dem Herzen des Pabstes sehr theurer Personen, endigte Gregor am vierten Tage die Bußzeit des Königes, und erklärte sich bereit, denselben zu empfangen. Zu Folge der bei Lossprechung eines Sünders üblichen kirchlichen Formen wird nun wahrscheinlich auch Gregor dem König sein begangenes Verbrechen in der ganzen Größe desselben vorgestellt, dadurch das Gewissen des gekrönten Sünders geschärft, und ihm endlich auch jene Ermahnungen gegeben haben, deren unstreitig Heinrich ganz vorzüglich bedurfte. Bevor jedoch Gregor den König von dem Banne lößte, mußte

*) Hatte ja selbst Heinrichs des Vierten Vater, Heinrich III., einst, nach einer bei dem Erzbischof Hanno ab gelegten Beichte, sich einer Buße von dreißig Geiselhieben unterworfen, die er sogleich von der kräftigen Hand des Erzbischofes sehr fühlbar erhielt. — Sich entkleiden zu müssen und auf den bloßen Rücken sich dreißig Geißelhiebe geben zu lassen, ist doch gewiß für einen Kaiser keine kleine Demüthigung.

derselbe erst noch zu Erfüllung einiger von dem Pabste ihm vorgeschriebenen Bedingungen sich eidlich verpflichten. Diese Bedingungen waren nichts weniger als drückend, oder demüthigend für den König; im Gegentheil lagen sie gewissermaßen selbst in dem Interesse desselben, und waren vollkommen geeignet, die gefährlichen Verwickelungen, in welche Heinrich mit den deutschen Fürsten gerathen war, auf friedliche Weise wieder zu entwirren. Nichts lag dem Herzen des Pabstes näher, als der Friede der Kirche. Da er aber wohl einsah, daß dieser der Kirche in Deutschland, so lange die Ruhe im Innern des Reiches nicht wieder hergestellt sey, auch nicht gegeben werden könne; so war jetzt, wie es scheint, Gregor entschlossen, entweder Legaten mit der ausgedehntesten Vollmacht nach Deutschland zu senden, oder vielleicht gar selbst dahin zu gehen, um durch sein apostolisches Ansehen und der ihm von beiden Theilen übertragenen schiedsrichterlichen Macht, den unseligen, dort herrschenden Wirrnissen ein Ende zu machen. Aus diesem Grunde foderte nun Gregor, daß Heinrich die eidliche Verbindlichkeit eingehe, „in Ansehung der zwischen ihm und den deutschen Fürsten schwebenden Streitigkeiten sich, innerhalb einer von dem Pabste zu bestimmenden Zeit, entweder dem Ausspruche desselben zu unterwerfen, oder auch nach dem Rathe des Pabstes eine Vereinbarung mit den Fürsten zu treffen.“ — Dieses wollte, nur mit andern Worten, nichts anderes sagen, als daß, wenn Heinrich einigen Fürsten Rechte oder Güter genommen, jedoch der Pabst nun den Ausspruch thun würde, daß dieses auf widerrechtliche Weise geschehen, er dieselben ihnen wieder zurückgeben, und eben so auch, wenn von beiden Seiten Foderungen gegen Foderungen aufgestellt würden, so daß das Recht gleichsam zwischen beiden Theilen hin und her schwanke, Heinrich sich darüber mit den Fürsten, nach dem Rathe und der Einsicht des Pabstes ver-

gleichen wolle. Etwas weiteres geht daraus nicht hervor; und ob der König noch ferner König seyn sollte, oder nicht, davon war jetzt auch nicht von weitem mehr die Rede, und konnte es auch nach dessen Lossprechung durchaus nicht mehr seyn. Endlich mußte Heinrich auch noch eidlich versprechen, „daß, wenn der Pabst für nothwendig fände, über die Alpen in irgend ein Land zu gehen, er demselben jede Sicherheit, wie jede Freiheit, dahin zu gehen, wohin er nur immer wolle, geben und verschaffen werde, welche er zu geben und zu verschaffen im Stande seyn würde." — Der Wichtigkeit der Sache wegen wollen wir unsern Lesern den Eid des Königes, wie man ihn bei Mansi (T. XX. p. 229) findet, hier wörtlich mittheilen.

Jusjurandum Henrici,

Regis Teutonicorum.

Ego Henricus, rex de murmuratione et dissensione, quam nunc habent contra me Archiepiscopi, et episcopi, duces, comites, ceterique principes regni Teutonicorum, et alii, qui eos in eadem dissensionis causa sequuntur, infra terminum, quem Dominus papa constituerit, aut *justitiam* secundum judicium ejus, aut *concordiam* secundum *concilium*, faciam, nisi certum impedimentum mihi vel sibi obstiterit, quo transacto, ad peragendum idem paratus ero. Item si idem dominus papa Gregorius ultra montes, seu ad alias partes terrarum ire voluerit, securus erit ex mei parte et eorum, quos constringere potero, ab omni laesione vitae et membrorum ejus, seu captione, tam ipse, quam qui in ejus conductu et comitatu fuerint, seu qui ab illo mittuntur, vel ad eundem quibuscumque terrarum partibus venerint, in eundo, et ibi morando, seu inde redeundo, neque aliud aliquod impedimentum habebit ex meo consensu, quod contra honorem suum sit: et si quis ei fecerit, cum bona

fide secundum posse meum adjuvabo. Actum Canusiae, quinto Kalendas Februarii, indictione decima quinta*).

) Offenbar unrichtig und ungegründet ist wieder, was jetzt hier Lambert, und mit ihm und nach ihm beinahe alle Geschichtsschreiber berichten; nämlich, daß Heinrich sich auch habe eidlich verbinden müssen, auf einem Reichstage sich wegen der, von den Fürsten gegen ihn erhobenen Klagen zu verantworten) und: er möchte alsdann, nach dem Ausspruche des Pabstes, die Krone verlieren, oder sie behalten, doch in keinem dieser Fälle an irgend Jemand Rache zu nehmen. Endlich habe er auch eidlich versprechen müssen, „sich „bis zum Tage der Entscheidung keines königlichen „Schmuckes oder irgend eines Zeichens königlicher „Würde zu bedienen, keine Reichsgeschäfte vorzuneh„men, nichts zu beschließen, und überhaupt, außer „den gewöhnlichsten Lieferungen zu seinem Unterhalt, „sich mit keiner öffentlichen Angelegenheit zu befassen." — Aber von allem diesem steht auch nicht eine Sylbe in der, dem Könige vorgelegten, und von demselben beschworenen Eidesformel, in die doch Bedingnngen von solcher Wichtigkeit nothwendig hätten müssen aufgenommen werden. Eben so findet sich auch in Gregors, gleich nach der Lossprechung Heinrichs, an die deutschen Fürsten erlassenem Schreiben nicht die mindeste auf dergleichen Bedingungen sich beziehende Spur. Das Gegentheil davon geht auch ganz klar aus dem hervor, was gleich darauf geschah. Unter den Augen des Papstes übte Heinrich, als er Canossa wieder verlassen hatte, und ohne daß der Pabst Klage dagegen erhob, alle königlichen Rechte in Italien aus, saß selbst zu Gerichte und ließ auch andere in seinem Namen Gericht abhalten. Endlich wollte Heinrich sogar in Monza sich krönen lassen. Aber sogar sich die Krone auf das Haupt setzen und von allen anwesenden geistlichen wie weltlichen Fürsten sich huldigen zu lassen, ist doch wahrhaftig ein großer königlicher Reichsact. Da jedoch die Bischöfe von Mailand und Pavia mit dem Bann belegt waren, so

*) Dieses Wort in dem gewöhnlichen Sinne der Gerichtssprache genommen.

ersuchte Heinrich den Pabst, ihm einen andern Bischof zu bezeichnen, der die Krönungsceremonie vornehmen könnte. Der Pabst lehnte zwar dieses Gesuch von sich ab, aber nicht deßwegen, weil Heinrich noch unter einem Interdikt läge, das ihm einen solchen königlichen Akt verbiete, sondern aus ganz andern Gründen, die wir ebenfalls sogleich unsern Lesern mittheilen werden. — Zudem hatte der Pabst auch jezt nicht mehr die Macht, den König noch ferner von der Regierung zu suspendiren. Die Gründe, aus denen man nach der damaligen Ansicht glaubte, daß einem König, sobald er durch den Fluch der Kirche gebunden wäre, auch die Zügel der Regierung aus den Händen fallen müßten, sind dem Leser bekannt; fielen aber jene durch die Lossprechung wieder hinweg, so konnte auch der Losgesprochene diese wieder ergreifen. — Zwar hatten der König und die Fürsten gegen einander bei dem Pabste geklagt, und diesen also zur Ausübung seiner schiedsrichterlichen Gewalt aufgefodert; aber eine schiedsrichterliche Gewalt ist noch keine oberlehnsherrliche Macht, mithin eben so wenig, wie selbst diese, ermächtiget, den einen Theil, und zwar schon vor der gerichtlichen Untersuchung mithin ohne noch die Klagen und Gegenklagen vernommen, ohne die Beweise geprüft, und ohne die Zeugen gehört zu haben, schon aller seiner Rechte zu entsetzen. Durfte ja nach den Kirchengesetzen gegen keinen Bischof eine Klage angenommen werden, bevor er nicht, wenn man ihn schon von seinem Stuhle vertrieben hatte, wieder in seine Kirche, in sein bischöfliches Amt, und in alle seine bischöflichen Rechte eingesetzt war. Um so weniger also auch gegen einen König, besonders da das Amt eines christlichen Königes nicht blos weltlicher, sondern auch geistiger und kirchlicher Natur ist. — Endlich sind jene Bedingungen der Art, daß Heinrich sich durchaus denselben nicht hätte unterwerfen können. Er wäre ja offenbar dadurch schon so gut wie des Reiches entsetzt gewesen; denn wie hätte man hoffen können, daß die verschwornen Fürsten, die nun schon so weit gegangen waren, daß ihre eigne Selbsterhaltung sie zwang, in der wilden Bahn, die sie gebrochen, bis zu ihrem Ziele fortzuschreiten: wie

wäre von diesen zu erwarten gewesen, daß sie sich dem Ausspruche des Pabstes, wenn er dem Könige das Reich wieder zugesprochen hätte, sogleich gefügt haben würden, besonders da Heinrich, weil er bis zum Entscheidungstage eidlich versprochen hätte, keinen Regentenakt auszuüben, sich mit keiner öffentlichen Angelegenheit zu befassen, kurz, ganz unthätig und leidend sich zu verhalten, nicht die geringste Vorkehrung, oder Vorbereitung zu seiner Selbstvertheidigung hätte treffen können. An Händen und Füßen gebunden, hätte er sich selbst gleichsam zum Abschlachten seinen Feinden überliefert. Da aber gerade deßwegen es auch vorauszusehen gewesen wäre, daß jetzt Heinrich, in dem Vorhofe von Canossa, von allen verlassen, gleich einem Gefangenen stehend, durch Angst, Noth und Elend getrieben, dennoch diese nicht zu haltende Bedingungen beschwören, aber bald darauf, weil von der Macht seiner unglücklichen Verhältnisse unwiderstehlich fortgerissen, seinen Schwur wieder brechen würde; so hätte ja der Pabst, dieses nothwendig voraussehend, mit dem Eide, diesem mit dem Namen des Allerhöchsten geprägten Goldstücke, ein frevelhaftes, offenbar trügerisches Spiel getrieben. Einem, zu seinen Füßen liegenden und um Lossprechung flehenden Sünder hätte er diese ertheilt, um wissentlich ihn gleich darauf in eine eben so arge, oder noch ärgere Sünde zu stürzen. — Wer kann, ohne zu schaudern, dieß auch nur einen Augenblick denken! — Aber gerade dergleichen falsche und geistlose Berichte gaben später zu den vielen, Gregors Charakter in ein gehässiges Licht setzenden Fabeln Anlaß, womit ältere protestantische Schriftsteller ihre Geschichtbücher anfüllten; wie z. B.: der Pabst hätte den deutschen Fürsten geschrieben, er habe zwar dem Könige Heinrich die Lossprechung ertheilt, aber gerade dadurch ihn nur mit noch größerer Schuld belastet wieder von sich entlassen!! — Nichts ist unbegreiflicher, als daß der Unverstand bei Manchen so weit hat gehen können, sogar zu glauben, durch dergleichen unnatürliche Dichtungen den Ruhm des Papstes noch mehr zu erhöhen, ihn in seiner ganzen Größe glänzen zu lassen, da gerade im Gegentheil, wenn wirklich an allem

dem auch nur ein wahres Wort wäre, Gregors geistige Größe völlig verschwunden seyn würde.

9. Zu mehrerer Bekräftigung jenes von Heinrich wirklich ausgestellten eidlichen Versprechens mußten dasselbe auf Begehren des Pabstes auch noch die beidne Markgräfinnen Mathilde und Adelhaide, wie auch der heilige Abt Hugo von Clugny unterzeichnen. Als dieses geschehen war, begaben sich Gregor und Heinrich in die Kirche. Der Pabst las die Messe, und als er mit dem hochheiligen Opfer bis zur Communion gekommen war, und selbst communicirt hatte, ertheilte er dem Könige die Lossprechung und, nachdem er ihn in wenigen Worten ermahnet hatte, das allerheiligste Sacrament ja nicht zu empfangen, wenn seine Reue und sein Versprechen nicht aufrichtig wären, reichte er ihm ebenfalls den Leib des Herrn, den Heinrich auch — wie wir hoffen können, weil durchaus kein Grund des Gegentheils vorhanden ist — mit aufrichtigem Herzen und ungeheuchelter Demuth empfing. — Nach beendigtem Gottesdienst speißte der König bei dem Pabste, blieb auch noch am folgenden Tage in Canossa, und gewiß wird Gregor diese Zeit benutzt haben, um die erschütterte und tief gebeugte Seele Heinrichs wieder zu beruhigen, zu erheben und, durch freundliche und zugleich den König belehrende Gespräche das zwischen Beiden nun wieder geknüpfte Band der Freundschaft und völliger Versöhnung noch mehr zu befestigen *).

*) Mit dem Jahre 1077 endiget Lambert von Aschaffenburg sein Geschichtswerk. Seines Ruhmes wegen wäre es jedoch zu wünschen, daß er es wenigstens um ein Jahr früher geendiget hätte. Aber um sein Werk zu krönen, gibt er noch, ganz gedankenlos, seinen Zeitgenossen wie der Nachwelt, von dem, was bei Heinrichs Lossprechung in der Kirche von Canossa vorgefallen, nachstehendes, an Absurdität alles übertref-

fende Geschichtchen zum Besten. Diesem zu Folge rief der Pabst, bevor er communicirte, den König und alle in der Kirche Anwesende an den Altar und sprach zu dem Erstern: „Du und deine Anhänger haben „mich in ihren Schreiben beschuldiget, die päbstliche „Würde durch Bestechung an mich gebracht und mein „früheres wie späteres Leben durch eine Menge der „größten Verbrechen befleckt zu haben. Leicht könnte „ich diese Beschuldigungen widerlegen, aber ich will „Alles dem Urtheil Gottes überlassen; und so soll „entweder der Leib des Herrn, den ich jetzt nehme, „meine Unschuld beweisen, oder wenn ich schuldig „bin, plötzlicher Tod mich treffen." – Gregor brach hierauf die heilige Hostie und nahm die Hälfte derselben. Alle Anwesende brachen in lauten Jubel aus über diesen vollständigen Beweis der Schuldlosigkeit des Pabstes. Als es wieder stille ward, trat der Pabst vor den König und sprach: „Mein Sohn! „thue jetzt, wenn es Dir gefällt, dasselbe, was Du „mich hast thun sehen. Die deutschen Fürsten klagen „Dich täglich bei mir großer Verbrechen an, und be„haupten, daß Du deßwegen von der Gemeinschaft „der Kirche, von der Verwaltung des Reiches, und „jedem weltlichen Umgange für immer müßtest aus„geschlossen werden. Du weißt, das menschliche Ur„theil ist oft trügerisch; und da ich Dir gerne helfen „möchte, weil Du ebenfalls in Deiner Noth den apo„stolischen Stuhl um Schutz angeflehet hast; so rathe „ich jetzt Dir, das zu thun, was ich Dir sagen „werde. Bist Du nämlich von Deiner Unschuld und „der Falschheit aller gegen Dich erhobenen Klagen „überzeugt; so stelle ebenfalls alles dem Urtheil des „Allmächtigen anheim, und nimm diesen übrigen „Theil von dem Leibe des Herrn." — Heftig erschrack Heinrich über diese Auffoderung des Pabstes. Er ward verlegen, suchte Ausflüchte, berieth sich mit seinen Freunden und, nachdem er sich von seinem Schrecken erholt hatte, sagte er zu dem Pabste, daß, da in Abwesenheit seiner Kläger jeder Beweis seiner Unschuld für ungegründet würde gehalten werden, er ihn, den Pabst, ersuche, die Entscheidung dieser Sache bis auf den nächsten Reichstag aufzuschieben.

— — Hätte Gregor wirklich so gehandelt, so handeln können, so würde mit Recht der Fluch der Nachwelt seinen Namen wie sein Andenken treffen. Daß Heinrich viele jugendliche Sünden und Ausschweifungen, wie auch manche im Uebermuth verübte Ungerechtigkeit auf der Seele hatte, daran war nicht zu zweifeln. Er selbst hatte ja in einem frühern Briefe an den Pabst es bekannt. Wie konnte also jetzt Gregor ihn auffodern, das Gegentheil von allem diesem durch den Empfang des allerheiligsten Altarssacrament zu betheuern? Hätte er nicht befürchten müssen, daß der sechs und zwanzigjährige König, aus Scham und Furcht vor der ihn erwartenden Schmach dennoch hinzutreten, den Leib des Herrn nehmen, und durch unwürdigen Empfang desselben die furchtbaren Gerichte Gottes auf sich herab ziehen könnte? Nein! eines solchen teufelischen Seelenmordes war Gregor gewiß nicht fähig. Er wäre nicht der Träger einer Religion, die nichts als Liebe und Erbarmung athmet, nicht der sichtbare Statthalter Jesu Christi, sondern vielmehr Jenem ähnlich gewesen, der einst Jesum in der Wüste versuchte. Die ganze Geschichte ist nichts als ein leeres, sinnloses und lügenhaftes Gerücht, erfunden und verbreitet von Unverstand, Lieblosigkeit und Bosheit, und das so ganz sichtbar und unverkennbar selbst den dreifachen Stempel seiner Verwerflichkeit an der Stirn trägt. — Aber so wie früher oder spät die Zeit immer die Wahrheit, in welchem dichten Nebel sie auch eingehüllt seyn mag, dennoch endlich wieder enthüllt; so hat auch abermals Luden, dem Geschichte und Geschichtschreibung so ungemein vieles zu danken haben, und nach ihm auch der gelehrte und geistvolle Professor Döllinger in seinem Lehrbuch der Kirchengeschichte (B. II. S. 145.) das Falsche, Ungereimte, Unnatürliche, ja wohl Unmögliche dieser Erzählung bis zur höchsten Evidenz dargethan. Wir würden auch keine Erwähnung von derselben gemacht haben, wüßten wir nicht zum voraus, daß trotz aller Widerlegung, trotz der bündigsten Beweise und Gegengründe dennoch die boshafte Fabel auch ferner noch wird geschrieben, gedruckt und überall gelesen werden. Für den Wahn, besonders wenn zierlich

herausgeputzt, ist der Mensch leider stets viel feuriger, lebendiger und empfänglicher, als für die schlichte, nackte, schmuck- und schminklose Wahrheit. — Hätte Herr Professor Stenzel, dessen ausgezeichnetem Talente wir übrigens nicht zu nahe treten wollen, vielmehr im Gegentheil es ehren und hier öffentlich anerkennen, Lamberts Bericht einer nur etwas schärfern Prüfung und Forschung unterworfen, so würde er nicht in einen alles verzehrenden Flammeneifer gegen Gregor gerathen seyn, und die vielen, demselben gemachten bittern, beissenden und höhnischen Vorwürfe sich selbst und seinem schriftstellerischen Namen erspart haben.

10. Sobald König Heinrich Canossa verlassen hatte, erließ der Pabst an die deutschen, gegen ihren König verschworenen Fürsten ein Schreiben, von welchem man beinahe sagen möchte, daß es eines Gregors nicht ganz würdig wäre. Er entschuldiget sich darin, daß er dem Könige die Lossprechung ertheilt habe, und sucht nun, so gut er kann, die Fürsten darüber zu beruhigen. Da Heinrich, sagt er, nun einmal nach Italien gekommen wäre, so hätte er die Lösung von dem Banne nicht verzögern, und noch viel weniger versagen können. Den vereinten Bitten aller Anwesenden, die, sämmtlich zum Mitleiden und der wärmsten Theilnahme hingerissen, mit dem größten Ungestümm in ihn gedrungen wären, hätte er nicht länger widerstehen können; besonders da man die apostolische Strenge seines Verfahrens mißkannt, und ihm sogar den Vorwurf tyrannischer Härte und Grausamkeit gemacht habe. Da nun aber Heinrich von dem Banne wieder gelößt und in den Schoß der Kirche aufgenommen worden, so habe er, der Pabst, ein sehnliches Verlangen, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit zu ihnen nach Deutschland zu kommen, um mit der Hülfe Gottes desto wirksamer am Frieden in der Kirche und an der Eintracht im Reiche arbeiten zu können. Dieses habe er sich in der, von dem Könige

ihm gemachten, und ihnen hier in Abschrift überschickten, eidlichen Zusage ganz besonders vorbehalten. Indessen möchten sie in derselben Treue (gegen Wen? gegen den Pabst oder gegen den König?) und Gerechtigkeitsliebe wie bisher beharren, indem sie versichert seyn könnten, daß er sich dem Könige zu nichts verpflichtet, sondern blos mündlich, wie er dieß zu thun pflege, gesagt habe: daß er auf ihn, den Pabst, sich in allen solchen Angelegenheiten hoffen und verlassen dürfe, in welchen er ihm, dem Könige, zu seinem Heile und wahren Wohl, entweder aus Gerechtigkeit oder aus Milde, nützlich seyn könne, jedoch ohne Gefahr für des Königes wie für seine eigene Seele*).

---

*) — — Scientes nos non aliter regi oblatos esse, nisi quod puro sermone (sicut mihi mos est) in his eum de nobis sperare dixerimus, in quibus eum ad salutem et honorem suum, aut cum justitia, aut cum misericordia, sine nostrae aut illius animae periculo adjuvare possimus. — In dem ganzen päbstlichen Schreiben ist auch nicht eine Spur von jenen harten Bedingungen vorhanden, welche Heinrich, nach Lamberts Bericht, in Canossa hätte eingehen müssen. Aber so wenig es zu begreifen wäre, warum in der, dem Könige vorgelegten Eidesformel keine Erwähnung davon geschehen, eben so unbegreiflich würde es seyn, warum Gregor es den Fürsten verschwiegen haben sollte. Das päbstliche Schreiben zeuget im Gegentheil von des Pabstes schonungsvollen Gesinnungen gegen den König; und Gregor würde dieselben noch deutlicher ausgesprochen haben, hätte er sich nicht gezwungen gesehen, die deutschen Fürsten mit aller nur möglichen Zartheit zu behandeln; denn da er wohl voraussehen konnte, daß seine, dem Heinrich ertheilte Lossprechung jene im höchsten Grade erbittern würde; so mußte er auch zugleich befürchten, daß sie in einer wilden, leidenschaftlichen Aufwallung gar leicht Schritte thun könnten, die er nachher unmöglich würde genehmigen können. Um dieses zu verhindern, sah Gregor die Nothwendigkeit ein, mit allem nur möglichen Glimpfe

und mit der größten Mäßigung an sie zu schreiben, und auf diese Weise die unangenehmen Empfindungen, welche die Nachricht von Heinrichs Lossprechung in ihnen erzeugen würde, so viel als möglich zu mildern, wenigstens einem gefährlichen Ausbruch derselben zuvor zu kommen. — Wenn übrigens Gregor in dem Laufe seines Briefes an die Fürsten sagt: „ita adhuc totius negotii causa suspensa est" so wollte er dadurch nichts weiteres sagen, als daß in Ansehung ihrer Klagen und Beschwerden gegen den König und des zwischen diesem und ihnen bestehendes Zwistes, er noch nichts entschieden, noch in nichts dem Könige Recht oder Unrecht gegeben habe, auch er, wie Gregor am Ende des Briefes sagt, dem Könige zu nichts rathen, ihm in nichts behülflich seyn werde, was nicht die Gerechtigkeit erlauben, und daher zur Ehre und zum wahren Wohle des Königes gereichen würde. — Ob Heinrich noch ferner König seyn sollte, oder nicht: das ward jetzt auch von weitem nicht mehr in Frage gestellt. Hatten ja die Fürsten in dem zu Oppenheim und Tribur mit Heinrich geschlossenen Vertrage selbst erklärt, daß wenn er vor dem Jahrestage seiner Excommunication nicht die Lossprechung erhalten würde, er des Reiches entsetzt seyn sollte. Aber nun war er ja losgesprochen, mithin auch wieder König, dem Deutschland und alle deutschen Fürsten Treue und Gehorsam schuldig waren. Eben so war auch das von dem Pabste früher an ihn ergangene Verbot, die Reiche Deutschland und Italien zu regieren, blos eine Folge des auf ihn gelegten Bannes. Aber hier stand auch der Pabst an der Grenze seiner kirchlichen oder vielmehr hierarchischen Macht, die auch Gregor, weil weise und gerecht, jetzt nicht im mindesten überschritt; daher auch Heinrich, ohne das dem Pabste gegebene Versprechen zu verletzen, die Regierung und Verwaltung seiner väterlichen Reiche übernehmen konnte, und auch wirklich übernahm. Kurz, das Verkehrte und Unrichtige in Lamberts Bericht liegt so klar am Tage, daß es sündhafter Zeitverlust wäre, auch nur ein Wort noch mehr, als schon geschehen, darüber zu sprechen.

V.

Rudolph von Schwaben wird von den gegen Heinrich verschwornen Fürsten zum Könige erwählt.

1. Noch nie vielleicht hätte Heinrich des Rathes und der Leitung des ihm mit so vieler Treue anhangenden weisen Bischofes Dieterich von Verdün bedurft, als gerade jetzt, nachdem er die Burg von Canossa verlassen hatte. Dieterich war zwar bald nach der Abreise des Königes ebenfalls abgereißt, hatte aber das Unglück gehabt, einem der ärgsten Feinde Heinrichs, nämlich dem Grafen Adelbert von Calw, in die Hände zu fallen. Von diesem beraubt und rein ausgeplündert, ward ihm alles Geld, was er für den König mit so vieler Mühe zusammen gebracht hatte, abgenommen, und er selbst auf einer Burg des Grafen in das Gefängniß geworfen, aus dem er erst mehrere Monate nachher gegen Erlegung eines bedeutenden Lösegeldes wieder entlassen ward. — Verschiedene Bischöfe und auch weltliche Herren, die noch auf einige Zeit in Canossa zurückgeblieben waren, hatten sich zwar bald wieder um den König gesammelt, aber dadurch ward doch noch lange nicht die Verlegenheit desselben gehoben. — Eben so gespannt, und eben so unnatürlich, als zu Tribur und Oppenheim Heinrichs Verhältnisse den deutschen Fürsten gegenüber gewesen waren, war jetzt auch seine Stellung den italiänischen Fürsten, besonders den geistlichen Herren, gegenüber; und so wie jene den König mit Hülfe des Pabstes zu vernichten gehofft hatten, eben so hofften nun auch diese mit Hülfe des Königes den Pabst zu stürzen. — Gewiß, und es ist durchaus kein Grund daran zu zweifeln vorhanden, war Heinrich, als er Canossa verließ, fest entschlossen, mit dem Pabste, dessen furchtbare Macht er hatte kennen gelernt, und dessen weise Ermahnungen und Belehrungen auch auf das Herz des Königes ihre Wirkungen nicht werden verfehlt haben, in vollkommener Eintracht

zu leben, und gemeinschaftlich mit ihm, jedoch unter seiner Leitung, an der Vereinigung aller italiänischen Kirchen mit der Römischen, von der jetzt gerade die vornehmsten Kirchen Italiens getrennt waren, nach seinem besten Vermögen zu arbeiten. Leider kannte Heinrich noch nicht den italiänischen Boden, auf welchem er jetzt zum erstenmale in seinem Leben stand. Seine unvermuthete Ankunft jenseits der Alpen hatte ganz Italien in eine freudige Bewegung gesetzt; und als endlich gar die Nachricht sich verbreitete: Heinrich sey gekommen, um den Pabst abzusetzen, und einen andern, natürlich aus ihrer Mitte, der daher Simonie, Concubinat, Auflösung aller kirchlichen Zucht nur für sehr verzeihliche menschliche Schwachheiten halten würde, auf den Stuhl des heiligen Petrus zu erheben, eilten auch alle schismatischen Bischöfe, besonders die mächtigsten derselben — weit mächtiger als die Bischöfe Deutschlands — die von Mailand, Pavia, Bologna, Treviso ꝛc. mit allen Lehnsleuten ihrer Kirchen herbei. Eben so auch eine Menge weltlicher Herren, obgleich aus ganz andern Beweggründen, größtentheils um Lehen, Güter, neue Gerechtsame und andere vortheilhafte Zugeständnisse zu erhalten; und während Heinrich nach Canossa zog, so wie der Dauer seines Aufenthalts in der Burg, bildete sich ein zahlreiches Heer italiänischer Vasallen, die sämmtlich mit Ungeduld den König erwarteten, und jetzt nicht ferne von Canossa sich gelagert hatten.

2. Aber bald trat an die Stelle des frohen und glänzenden Empfanges, den die Italiäner dem Könige zu bereiten im Begriffe standen, nichts als Unzufriedenheit und lautes Murren gegen denselben; denn als jetzt die Vorfälle in Canossa bekannt wurden, und man erfuhr, daß Heinrich, demüthig zu Gregors Füßen liegend, um seine Lossprechung geflehet, sich dem Pabste völlig unterworfen, und auf das neue ihm Treue und

Gehorsam gelobt habe, wendeten sich plötzlich die Gemüther der Italiäner wieder von ihm ab. Mehrere weltliche Herren kehrten, ohne ihn eines Abschiedsgrußes zu würdigen, auf ihre Burgen zurück. Andere wollten ihn zwar nicht durch offenbare Beleidigungen kränken, empfingen ihn aber mit sichtbarer Kälte, und ohne auch die, gewöhnlich nur einem Könige gebührende Ehrerbietung ihm zu erweisen. Da Heinrich zur Beruhigung der italiänischen Kirchen mitwirken sollte, so mußte er nothwendig mit den, unter dem Banne liegenden longobardischen Bischöfen in mancherlei Berührung und Gemeinschaft kommen; wodurch er jedoch, zu Folge der bestehenden Kirchengesetzen, wieder selbst in den Bann gefallen wäre. Damit dieß nicht geschehe, hatte Gregor den Bischof Eppo von Zeiz zu jenen Bischöfen geschickt, um ihnen die Lossprechung zu ertheilen. Aber wohin Eppo kam, ward er mit Spott und Hohn empfangen. Man lachte über den Bann des Pabstes wie über dessen Lossprechung. Er selbst, hieß es, sey ein schon weit früher seiner Verbrechen wegen von den italiänischen Bischöfen gebannter Sünder. Alle alten Verläumdungen und Lügen, an denen die Bosheit sich längst schon erschöpft hatte, wurden wieder hervorgesucht, und bald gab es keine Schmährede und keine Lästerung mehr, mit der die wüthenden Schismatiker nicht das ehrwürdige Haupt des Pabstes überschüttet hätten. Aber dabei ward jetzt auch gewöhnlich des Königes, und zwar nicht auf sehr ehrenvolle Weise erwähnt. Er habe, sagten die Italiäner, ihr Vertrauen auf das schändlichste getäuscht; sie wären zu der Hoffnung berechtiget gewesen, daß er sie schützen, und Recht und Gerechtigkeit ihnen verschaffen würde; statt dessen habe er, blos für sich selbst besorgt, mit ihrem ärgsten Feinde sich ausgesöhnt, diesem sie preisgegeben, und uneingedenk seiner Würde, sich einem Manne zu Füßen geworfen, den er selbst mit Füßen hätte zertreten können. — Auch in den Städten sprach

sich derselbe Unwille gegen den König aus. Nirgends empfingen ihn die Einwohner mit dem gewöhnlichen feierlichen Zurufe. Mehrere Städte schloßen ihm sogar ihre Thore, und gestatteten ihm höchstens, mit seinem Gefolge sich in ihren Vorstädten aufzuhalten; dabei wurden auch noch die täglichen Lieferungen so spärlich und ärmlich geleistet, daß sie kaum zu des Königes und seines Gefolges höchst nothdürftigem Unterhalt hinreichten. Die Aufregung stieg endlich auf einen so hohen Grad, daß man laut davon sprach: „man müsse sich der Person des kleinen Conrads bemächtigen, den königlichen Knaben, obgleich noch unmündig, zum König ausrufen, mit ihm nach Rom ziehen, Gregor absetzen und einen andern Pabst wählen, der alsdann auch dem königlichen Knaben Conrad die Kaiserkrone aufsetzen würde. — Um einer förmlichen Empörung zuvorzukommen, sandte Heinrich mehrerer seiner ihm treuen Bischöfe und Fürsten nach allen Seiten aus, um die aufgeregten Gemüther so viel möglich wieder zu besänftigen. „Was geschehen sei,“ sagten die ausgesandten Vermittler, „sey blos dem Drange der Umstände zuzuschreiben. Wegen der aufrührischen, treulosen deutschen Fürsten sey Heinrich gezwungen gewesen, sich um jeden Preis von dem Banne lösen zu lassen. Da er jetzt aber wieder frei sey, werde er sich nichts angelegentlicher seyn lassen, als sie zu schützen, ihre Rechte und Gerechtsamen zu vertheidigen, und jede Unbilde, die man ihnen in Zukunft zufügen würde, strenge zu bestrafen. — Diese Worte machten jedoch nur schwachen Eindruck, während sie den Argwohn des Pabstes, wenn derselbe sie erfahren sollte, woran doch beinahe gar nicht zu zweifeln war, auf das neue wieder wecken mußten.

3. Heinrich befand sich jetzt in einer peinlichen, und bei jedem Schritte, den er thun mochte, immer höher steigenden, qualvollern Verlegenheit. Konnte er ver-

nünftiger Weise hoffen, daß dieselben Fürsten, die, bevor er mit dem Banne belegt ward, ihm schon treulos wurden, nun nach erhaltener Lossprechung sogleich wieder zu der ihm schuldigen Treue zurückkehren würden? Bei ihrer feindseligen Stimmung gegen ihren König war es dem Pabste ein Leichtes gewesen, denselben zu stürzen. Aber würde es Gregor jetzt eben so leicht seyn, Heinrich wieder zu erheben, ihn gegen die Fürsten zu halten, und seinen Thron auf das neue zu befestigen? Unmöglich konnte demnach jetzt Heinrich, völlig unvorbereitet, nach Deutschland zurückkehren. Er mußte durchaus vorher erst einen festen Halt in Italien zu gewinnen suchen. Nur von einer imponirenden bewaffneten Macht umgeben, konnte und durfte er den vaterländischen Boden wieder betreten. Diesen Halt, diese Macht konnte er jedoch blos von den Longobarden, und zwar nur unter der Bedingung erhalten, daß er sein Interesse gänzlich mit dem ihrigen verschmelze. Aber je mehr er sich den Longobarden näherte, desto weiter mußte er sich von Gregor entfernen; und unvermeidlich war dann ein abermaliger Bruch mit demselben. Schloß sich aber auch alsdann der Pabst den deutschen Fürsten näher an, machte er ihr Interesse zu dem seinigen, dann hatte Heinrich keine andere Wahl, als entweder auf Deutschland zu verzichten, oder durch einen langen blutigen Bürgerkrieg, dessen Dauer, Ausgang und Folgen nicht zu berechnen waren, das väterliche Reich sich erst auf das neue wieder zu erkämpfen. — Wollte er im Gegentheil seinem in Canossa gemachten Versprechen treu bleiben und sich dem Pabste ganz in die Arme werfen: wer bürgte ihm dafür, daß der deutsche Fürstenbund dem Ausspruche Gregors gutwillig sich fügen, und Gregor, einmal in Deutschland und in der Gewalt der Feinde Heinrichs, diesen gegen die Fürsten aufrecht zu erhalten im Stande seyn werde? Eine schiedsrichterliche Gewalt kann nur dann vermittelnd und segenvoll wirken,

wenn beide Theile zum Frieden geneigt, wenn beide Theile ihre Waffen vor der Wahrheit und Gerechtigkeit zu strecken bereit sind. Aber dieß waren offenbar die deutschen Fürsten nicht; und Heinrich wäre Gefahr gelaufen, nicht nur Deutschland, sondern auch Italien zu verlieren. Heinrich befand sich also jetzt in einer Lage, in welcher es ihm unendlich schwer werden mußte, mit der einem Könige geziemenden Würde zu handeln, das heißt, durchaus offen, wahr und aufrichtig zu seyn; und aus dem dunkeln, beinahe jedem Lichtstrahl den Zugang schließenden Labyrinthe, in welches er sich verirrt hatte, konnte ein Fürst wie Heinrich, leider noch arm an göttlicher Wahrheit, und daher schwach an geistiger Kraft und geistigem Vermögen*), jetzt nur noch hoffen, nicht auf geraden, sondern blos auf krummen und finstern Nebenwegen einen Ausgang zu finden.

---

*) Der jetzt erst sechs und zwanzigjährige Heinrich war freilich kein Heros von Weisheit, Kraft und Gerechtigkeit. Aber daß er dieß nicht war, wer trägt davon die Schuld? Wem ist es zuzuschreiben, daß seine trefflichen Anlagen theils völlig erstickt wurden, theils nie zu wahren Fertigkeiten sich entwickeln konnten? Man werfe nur einen Blick auf die frühere Geschichte dieses von der Natur so herrlich, so verschwenderisch ausgestatteten, und nachher doch so unglücklichen Monarchen, auf die Zeit, in welche die Bildung seines Charaktes fiel, und auf die Menschen, deren Händen sie anvertraut ward. Kaum sechsjährig, wollte ein schändliches, sächsisches Fürstencomplott ihn ermorden. In seinem zehnten Jahre, gerade in der ersten und zartesten Blüthe seines Lebens, ward er durch Arglist und schmeichelnde Tücke auf ein Schiff gelockt, gewaltsam entführt, und stürzte in seiner Verzweifelung sich in die Wellen des Rheinstromes. Wie wäre es nun möglich gewesen, daß die Lehren eines finstern Priesters hätten Eindruck machen können auf das Herz eines Knabens, dem er so eben das Paradies seiner Kindheit auf immer zerstört, und so grau-

sam aus den Armen einer geliebten und liebenden Mutter gerissen hatte, und der nun, um ihn wieder zu beschwichtigen, ihn allen seinen kindischen Neigungen und Begierden völlig unbewacht überließ! — Aus Hanno's Händen kam er in jene des Erzbischofes Adalbert, der nicht nur mit seiner eigenen, grenzenlosen Eitelkeit, Prachtliebe und Verschwendungslust ihn ansteckte, sondern auch Grundsätze ihm einflößte, die nothwendig einen, zu einem feudalistischen Thron bestimmten Prinzen, früh oder spät in das Verderben stürzen mußten. Wie hätte unter solchen Führern der Geist des Jünglings zu der Freiheit gelangen können, sich selbst, seine Neigungen und sein Herz zu beherrschen? — Als endlich Heinrich selbstständig in die Welt trat und der Thäter eigener Thaten ward: welch ein zurückschreckendes Schauspiel bot sich dann nicht seinen umnebelten Blicken dar! Eine,, während der Vormundschaft im höchsten Grade zerrüttete, beinahe völlig aufgelößte Reichsverfassung; eine halb verwilderte Nation; allgemein und überall herrschende Gesetzlosigkeit, nirgends auch nur ein Funke von Vaterlandsliebe, und noch weit weniger Beispiele, die die Tugend ihm hätten reizend, das Laster aber verabscheuungswürdig machen können. Auf der einen Seite ein von Simonie und nicolaitischer Häresie völlig durchsäuerter Clerus, der bei Erledigung bischöflicher Stühle und Abteien oft schaarenweise herbeiströmte, und in dargebotenen Kaufpreisen sich gegenseitig zu überlisten trachtete, der nur sich zu bereichern, und unter dem Vorwande väterlicher Fürsorge für seine Kirchen, seine Habsucht unter dem Deckmantel der Religion zu verbergen suchte. Auf der andern Seite endlich Vasallen, deren unbändiges Streben nach Unabhängigkeit die Grundpfeiler der Verfassung immer mehr untergrub; die, um ihren Zweck zu erreichen, kein Mittel, wie ungerecht und schändlich es seyn mochte, verschmäheten; deren persönlichem Interesse jeder Gedanke an das Gesammtwohl des Reiches weichen mußte; die unaufhörlich über verrätherische Entwürfe gegen ihren König brüteten, und nur dann ihm Treue heuchelten, wenn ihr eigener Vortheil es erheischte, und ihre Selbstsucht

einen Gewinn dabei zu hoffen hatte. Wie hätte Heinrich unter lauter Menschen, die weder Treue und Glaube kannten, und deren ganze Politik nichts als ein Gewebe von List, Trug und Lug war, am Ende nicht selbst unaufrichtig, zweideutig und treulos werden müssen! Kann man es ihm also nun sehr verargen, wenn er jetzt in der verdrießlichsten, verwickeltesten und verwirrtesten Lage, in der je noch ein Monarch sich befand, ebenfalls nur zu kleinlichen, wenig edeln, und einer großen, wahrhaft königlichen Seele durchaus unwürdigen Mitteln greifen zu müssen glaubte.

4. Heinrichs Streben ging also jetzt offenbar dahin, beide Theile so lange als möglich zu täuschen; öffentlich mit dem Pabste das gute Einverständniß zu erhalten, zugleich aber auch heimlich sich mit den Italiänern immer enger zu verbinden. Als er nach Piacenza kam, fand er dort eine Menge schismatischer Bischöfe. Aus Scheu vor seiner Mutter, die jetzt eine Zeitlang ihm gar nicht mehr von der Seite wich, ließ er zwar jene am Tage nicht vor sich, hatte aber bei nächtlicher Weile desto längere Unterredungen mit ihnen. Heinrich zog hierauf die ganze Fastenzeit hindurch in Oberitalien umher, unterzog sich, wohin er kam, der Sorge für die öffentlichen Angelegenheiten, sprach öfters selbst Recht, ließ auch durch seine Sendboten Recht sprechen, und übte überhaupt alle Rechte der königlichen Gewalt*). In Monza wollte Heinrich, ohne

*) Zum Beweis dienen drei, in diesem Jahre im Namen Heinrichs IV. ausgefertigte Urkunden (*Murat.* Antiq. Ital. T. II. p. 945 und 46. Die eine hat die Ueberschrift: Henrici IV. Regis Germaniae ac Italiae diploma, quo Monachis Ticinensibus Sancti Salvatoris omnia illorum jura confirmat. Anno 1077.

Die andere bezieht sich auf ein, von den Sendboten Heinrichs IV. zu Verona gehaltenes Gericht, und führt die Ueberschrift: Gregorius Episcopus Vercellensis et Odelricus, *Missi Regis Henrici* IV. ea Placito Vero-

Zweifel auf Verlangen der Italiäner, die wahrscheinlich dadurch erkennen wollten, wie jetzt der Pabst und der König zu einander stünden, sich zum Könige von Italien krönen lassen. Da jedoch der Erzbischof von Mailand und auch der Bischof von Pavia im Banne waren, so schrieb Heinrich an den Pabst, ihn bittend, entweder einem der erwähnten Bischöfe die Erlaubniß zu geben, die Krönungsceremonie zu vollziehen, oder irgend einem andern Bischofe den Auftrag dazu zu ertheilen. Gregor, der wahrscheinlich schon wieder einigen Verdacht gegen Heinrich geschöpft hatte, lehnte die Gewährung dieser Bitte von sich ab, und zwar, wie Paul Bernried berichtet, aus dem Grunde, weil Heinrich nach der, im vorigen Jahre geschehenen Auflösung des dem Könige geleisteten Eides der Treue, nun erst wieder von sämmtlichen Ständen des Reiches zum Könige müßte gewählt werden*).

---

nensi bannum emittunt pro tutela Canonicorum Ecclesiae Patavinae. Anno 1077.

Die dritte endlich: Banum in Placito Veronensi emissum a Benone Osnaburgensi, et Odone Novariensi Episcopis pro tutela Canonicorum et Clericorum Ecclesiae et Dioecis Patavinae. Anno 1077.

Auch in dem fünften Bande von *Murat.* Antiquit. Ital. finden sich noch einige ähnliche Urkunden von demselben Jahre. — Wie kann man also noch in Frage stellen wollen, ob Heinrich nach seiner Lossprechung die Regierung wieder übernommen habe, oder nicht?

*) Daß, bei der schon wieder zwischen dem Pabste und König Heinrich herrschenden Spannung, die Krönung des Letztern nicht im Interesse des Erstern liegen konnte, ist sehr begreiflich. Dazu wird auch wohl Gregor sehr gute Gründe gehabt haben. Aber die, welche Bernried jetzt angibt, haben durchaus keinen Halt. Die Loszählung der Unterthanen von dem Eide der Treue konnte ja offenbar nur so lange Kraft haben, als Heinrich im Banne war. Nach erfolgter Lossprechung war er wieder König wie zuvor. Zudem war Italien so mit Deutschland

— Heinrich ließ diese Sache nun fallen, äußerte auch nicht die mindeste Unzufriedenheit mit der abschlägigen Antwort des Pabstes. Aber um so mehr wurden jetzt Gregors Feinde ermuthiget, und indem sie nun Gregors Ablehnung der von Heinrich an ihn gerichteten Bitte auf das gehässigste deuteten, zweifelten sie keinen Augenblick mehr, den König völlig für sich und ihre Parthei zu gewinnen.

---

vereint, daß der jedesmalige deutsche König auch König von Italien war. Selbst nach Erlöschung des sächsischen Hauses suchte Conrad II., sobald er zum Könige in Deutschland gewählt war, nun in dieser Eigenschaft auch auf die Krone von Italien seine Ansprüche geltend zu machen, die auch bald, wie der Leser sich erinnern wird, von den Italiänern anerkannt wurden; so daß selbst der Erzbischof von Mailand, und nach diesem noch mehrere andere geistliche wie weltliche italiänische Herren, um Conrad zu huldigen, sogar zu ihm nach Deutschland kamen. Nach Conrads Tod war dessen Sohn Heinrich III. ohne alle vorhergegangene Wahl König von Italien; und obgleich er erst im siebenten Jahre nach dem Tode seines Vaters nach Italien kam, hatte er doch gleich vom ersten Augenblick seiner Thronbesteigung an, auch das italiänische Reich regiert, öfters Sendboten dahin abgeordnet, Streitigkeiten zwischen den Städten geschlichtet, Erzbischöfe und Bischöfe ernannt. Nach seinem Tode war abermals von einer neuen Wahl nicht von weitem die Rede, sondern der sechsjährige Heinrich IV. war, sobald er als Nachfolger seines Vaters auf dem Throne in Deuschland von den deutschen Fürsten anerkannt war, auch sogleich König in Italien; denn, wäre diesem nicht so gewesen, wie hätte die Kaiserin Agnes, als Vormünderin und Regentin, die Verwaltung Italiens im Namen ihres Sohnes übernehmen und selbst auf die Pabstwahl einen so bedeutenden Einfluß haben können? Kurz, Heinrich bedurfte jetzt eben so wenig erst von den italiänischen Ständen zum König erwählt zu werden, als es einer solchen Wahl bei dem Tode seines Vaters bedurft hatte.

5. In Reggio kam demnach eine zahlreiche Versammlung aller schismatischen Bischöfe zu Stande. Auch der Erzbischof Wibert von Ravenna fand sich dabei ein. Diese Versammlung soll Heinrich selbst veranstaltet haben. Die Berathungen, die wahrscheinlich zur Nachtszeit gehalten wurden, denn Heinrich wohnte ihnen bei, dauerten mehrere Tage. Wohl möglich, daß manche, für Gregor höchst gefährliche Anträge mögen gemacht worden seyn. Aber gewiß ist es, daß es jetzt dem schlauen, gewandten und beredten Erzbischof vollkommen gelang, bei Heinrich die Rückerinnerung an die in Canossa erduldete Demüthigung auf das neue wieder zu wecken, dessen dadurch verletztes Ehrgefühl immer noch mehr zu reizen, und ihn endlich völlig auf seine und seiner Parthei Seite zu ziehen. Das Resultat der zu Reggio geflogenen Unterhandlungen ist zwar nicht bekannt, aber, wie es scheint, waren der König und die Bischöfe, als sie sich trennten, in Allem vollkommen mit einander einverstanden. — Von Reggio begab sich Heinrich nach dem ganz nahe bei Canossa liegenden Städtchen Bianello. Dahin kam auch der Pabst, begleitet von der Markgräfin Mathildis, der unermüdeten Vermittlerin zwischen Gregor und Heinrich. Dieser, von Mathilde unterstützt, brachte jetzt den Versuch einer Ausgleichung in Vorschlag. Zu diesem Zwecke sollte ein allgemeiner Reichstag in Mantua gehalten, alle geistlichen und weltlichen Herren Italiens dazu eingeladen, und die Versammlung mit der Gegenwart des Pabstes wie des Königes beehrt werden. Gregor willigte ein; worauf Heinrich sogleich Bianello verließ, und nach Mantua eilte, um dort die gewöhnlichen Berufungsschreiben an die italiänischen Fürsten zu erlassen, und die übrigen dazu nöthigen, Verkehrungen zu treffen. Schon glaubte Heinrich den sonst so scharf blickenden Pabst überlistet zu haben. An dem bestimmten Tage hatte Gregor in Begleitung der Markgräfin Mathildis die

Reise nach Mantua angetreten, war auch schon über den Po gegangen, als er auf einmal wieder umkehrte, nach dem jenseitigen Ufer zurückging, und mit der Eile eines Fliehenden, die festen Burgen Mathildis wieder zu erreichen suchte. Was zu dieser schnellen Sinnesänderung Veranlassung gab, wird zwar nicht mit Bestimmtheit gesagt, aber wahrscheinlich war es eine, dem Pabste und Mathildis unter Weges zugekommene Warnung, sich nicht in Mantua den Nachstellungen ihrer Feinde auszusetzen. Aber dieses Ereigniß war jetzt auch entscheidend. Die gegenseitigen Gesinnungen des Pabstes und des Königes lagen ganz klar vor jedem, nicht völlig blödem Auge. Heinrich war nun ein Fürst nach dem Herzen der Italiäner*). Ueberall ward er jetzt mit Jubel empfangen, und was nur immer zu einer prachtvollen Hofhaltung gehörte, ward von diesem Augenblicke an in Ueberfluß geliefert.

6. Aber während dieser Vorgänge in Italien, fehlte es auch in Deutschland nicht an mancherlei eben so bedeutenden Ereignissen. Heinrichs, den Fürsten so unvermuthete Abreise von Speier, und dessen darauf erfolgte Lossprechung in Canossa hatten zwar den in Augsburg zu haltenden Reichstag vereitelt, aber in den Gesinnungen der Fürsten gegen ihren König nichts geändert. Was sie an dem, mit dem Banne belegten Monarchen thun wollten, sollte nicht minder auch an dem Losgesprochenen geschehen. Gleich im Anfange Februars hatte in Ulm eine abermalige Zusammenkunft der Häupter der Verschwörung, nämlich der drei Herzoge des südlichen Deutschlands, Statt. Auch einige Bischöfe, nämlich die von Mainz, Würzburg und Metz fanden sich

*) Domizo sagt: Pontifices falsi sunt ex hoc laetificati — maxime Guibertus.

dabei ein. Hier ward beschlossen, unverzüglich alle geistlichen und weltlichen Fürsten, alle größere und kleinere Herren Deutschlands, zu einem, am 13. März in Forchheim zu haltenden allgemeinen Reichstag einzuladen, damit das, was sie längst schon beschlossen hätten, doch endlich einmal ausgeführt würde. Auch der Pabst sollte von diesem Beschluß in Kenntniß gesetzt werden, und Graf Mangold ward von den Fürsten nach Italien gesandt, um den heiligen Vater zu bitten, sich doch zu der bestimmten Zeit in Deutschland einzufinden, und den zu Forchheim zu haltenden Fürstentag durch seine Gegenwart zu verherrlichen. Indessen, wie es scheint, hatte Heinrichs Lossprechung, die nunmehr in ganz Deutschland bekannt war, die Gesinnungen mehrerer Fürsten und besonders des Volkes ungemein zum Vortheil desselben umgestimmt; denn Rudolph fürchtete jetzt nichts mehr, als daß Heinrich sogleich wieder zurückgehen möchte, wohl voraussehend, daß des Königes plötzliches Erscheinen im Reiche höchst wahrscheinlich alle ihre Plane, und selbst die Zusammenkunft in Forchheim wieder vereiteln könnte. Unter der Maske zärtlicher Theilnahme an dem Schicksal seines königlichen Schwagers, ließ er also demselben sagen: er möge jetzt, da Alles so sehr gegen ihn aufgeregt wäre, ja nicht nach Deutschland zurückkehren, sondern warten, bis der Pabst, oder auch die Kaiserin Agnes, vorher die Gemüther wieder einigermaßen besänftiget hätten. Der von den Fürsten gesandte Graf Mangold — von dessen großer Frömmigkeit uns Bernried sehr hohe Begriffe beizubringen sucht, jedoch dabei vergißt, uns zu erklären, wie mit solchen gottseligen Gesinnungen dennoch meuterische Umtriebe und offenbare Empörung gegen den rechtmäßigen König allenfalls vereinbar seyn könnten — erstattete dem Pabste einen sehr umständlichen Bericht von allem, was in dem Fürstenrath zu Ulm vorgefallen war, worauf Gregor unverzüglich den Grafen in

Begleitung eines päbstlichen Gesandten, nämlich des Cardinals Gregor an Heinrich sandte und ihm sagen ließ: die deutschen Fürsten hätten beschlossen, auf den dreizehnten März sich zu einem öffentlichen Tage in Forchheim zu versammeln. Er, der Pabst, sey Willens, ebenfalls dahin zu gehen, und fodere daher den König auf, ihm das nöthige sichere Geleit über die Alpen zu geben. Endlich möge auch er, der König, sich ungesäumt dahin begeben, um auf die, von den Fürsten gegen ihn erhobenen Klagen zu antworten, und dann die weitere Entscheidung, ob er nämlich König bleiben könne oder nicht, ruhig zu erwarten*). Ferner hatte der Legat

*) So berichtet Bernried. Indessen ist es im höchsten Grade unwahrscheinlich, ja beinahe unmöglich, daß Gregor dem König dieses sagen ließ. Er hätte ja nothwendig von selbst einsehen müssen, daß auf eine solche Botschaft Heinrich unmöglich, wenn es auch in seiner Macht gestanden hätte, ein sicheres Geleite ihm bewilligen konnte. Wie hätte Heinrich, in der Voraussetzung, daß seine Krone selbst von Gregor noch in Frage gestellt werde, statt alsdann jede Zusammenkunft desselben mit den aufrührerischen Fürsten zu verhindern, dieselbe sogar noch befördern sollen; da er doch wohl hätte voraussehen können, daß der Pabst entweder von dem Geschrei und den Drohungen der Fürsten würde übertäubt werden, oder diese, wenn auch des Pabstes Ausspruch ihm, dem Könige, günstig ausfallen sollte, sich demselben gewiß nicht fügen würden. Schon der Brief Rudolphs, den Heinrich vor einigen Tagen erhalten hatte, und in welchem er so dringend gebeten ward, ja nicht nach Deutschland zu kommen, und der jetzt mit der, an ihn ergangenen Foderung des Pabstes in so schreiendem Contrast stand, mußte des Königes Aufmerksamkeit erregen, und ihm das geheime Treiben der Fürsten, und deren Hoffnungen, die sie in den Pabst setzten, wenn sie ihn nur einmal ganz allein in ihrer Mitte haben würden, so ziemlich anschaulich machen. — Es lag in dem Interesse der Fürsten, Heinrich jetzt

den Auftrag, im Falle Heinrich das Geleite bewilligen würde, sogleich nach Deutschland zu gehen und die Fürsten im Namen des apostolischen Stuhles aufzufodern, die Ankunft des Pabstes zu erwarten; im entgegengesetzten Falle aber, wenn Heinrich die Foderung wegen des Geleites von sich ablehnen sollte, unverzüglich wieder zu dem Pabste zurückzukehren. — Bernried erzählt, Gregor habe sich gegen den Grafen Mangold geäußert, er werde die Bewilligung oder Verweigerung des gefoderten Geleites als ein Gottesurtheil betrachten, ob König Heinrich wieder in sein Reich eingesetzt werden könne oder nicht*). Während dieser Unterredung mit

als einen, schon wirklich des Thrones entsetzten Prinzen zu betrachten, um sich den Schein geben zu können, alles, was sie bis jetzt gethan und nun noch zu thun beschlossen hatten, nur auf Befehl und unter der Leitung des Pabstes gethan zu haben. Daher die mancherlei oft augenscheinlich erlogenen Gerüchte, die sie und ihre Anhänger über die Verhältnisse des Pabstes zu dem Könige, und über Gregors Gesinnungen gegen Heinrich zu verbreiten suchten, und die, von unverständigen, oder durch Partheigeist verblendeten Chronikern ohne Sichtung und Prüfung zusammen gerafft, nachher auch in die Geschichtbücher späterer Geschichtschreiber übergingen.

*) Abermals eine nicht nur ganz unverbürgte, sondern gewissermaßen selbst alberne, nur von Paul Bernried erzählte Anekdote. Wie läßt es sich denken, daß der weise, ungemein besonnene und in den Wegen Gottes gewiß nicht unerfahrne Gregor einem so phantastischen, zum Theil selbst vermessenen Gedanken nur einen Augenblick sollte Raum gegeben, oder gar noch gegen Andere geäußert haben, besonders da er wissen konnte, ja wohl wissen mußte, daß es gar nicht in Heinrichs Macht lag, sicheres Geleite zu geben. — Ueberhaupt gehört Paul Bernried nicht zu den Plutarchen des Mittelalters. Seine ganz ungemein magere Biographie Gregors des Siebenten sieht eher einem Skelet ohne Fleisch und Blut, als einem lebendigen und Leben athmenden, historischen Gemälde ähnlich.

dem Grafen, fügt Bernried noch hinzu, seyen drei Finger an der rechten Hand des Pabstes bis zur Hälfte plötzlich mit Blut bedeckt worden. Anfänglich hätten die Umstehenden geglaubt, der Pabst blute aus der Nase; da jedoch dieß der Fall nicht gewesen sey, hätten sowohl der Pabst als alle Anwesende es für ein Vorzeichen wichtiger Ereignisse gehalten.

7. Heinrichs Antwort auf die päbstliche Botschaft war, wie sie Gregor erwarten konnte, wahrscheinlich auch erwartet haben wird. „Er sey," ließ er dem Pabst zurücksagen, „seit dem Antritt seiner Regierung jetzt zum erstenmale in Italien, und die Menge der Geschäfte so groß, daß er Italien unmöglich sogleich verlassen könne, ohne die ganze Nation dadurch zu beleidigen, und sich abgeneigt zu machen. Zudem sey auch der bestimmte Termin zu kurz und die Entfernung zu weit, als daß er, selbst mit den schnellsten Pferden an dem bestimmten Tage in Forchheim eintreffen könne. Was endlich das sichere Geleit betreffe, so wisse ja der Pabst wohl selbst, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen in Deutschland wie in Italien es gar nicht in seiner, des Königes, Macht stehe, ihm ein vollkommen sicheres Geleit zu geben" *). — Der Cardinal-Legat kehrte, wie ihm befohlen

*) In dieser Antwort des Königes liegt auch nicht ein Zug von Arglist oder Falschheit, ja nicht einmal von Zweideutigkeit. Die Entfernung und Weite des Weges konnte jeder berechnen, und also einsehen, daß Heinrich an dem bestimmten Tag nicht in Forchheim eintreffen könnte. Eben so klar ist es, daß, da die Italiäner ihn längst schon mit Sehnsucht erwartet hatten, er auch jetzt mit Geschäften überhäuft seyn mußte, und es, besonders in seinen gegenwärtigen Verhältnissen, höchst unklug seyn würde, die Gemüther der Italiäner sich abgeneigt zu machen. In Ansehung des Geleites ergibt es sich ja von selbst, daß, bei der Erbitterung der Longobarden gegen den Pabst, Heinrich auch nicht

war, nun unverzüglich nach Canossa zurück, worauf Gregor alsogleich den frommen Abt Bernhard von Marseille und noch einen Cardinal-Diacon, der ebenfalls Bernhard hieß, als Legaten nach Deutschland sandte, mit dem Auftrage, den in Ulm versammelten Fürsten zu erklären, daß Heinrich ihm nicht nur das sichere Geleit verweigert, sondern ihn auch durch seine Getreuen und Anhänger in Italien so sehr umstellt habe, daß er es nicht einmal wagen dürfe, nach Rom zurückzukehren, mithin noch um so viel weniger zu ihnen nach Deutschland zu kommen. Die deutschen Fürsten möchten daher für das Wohl des Reiches, das schon so lange durch eines einzigen Menschen Leichtsinn verwirrt werde, nach beßtem Wissen und Vermögen sorgen, bis es ihm möglich seyn würde, die Reise über die Alpen anzutreten, und dann gemeinschaftlich sich mit ihnen zu berathen, was zur Wiederherstellung des Friedens in der Kirche wie in dem deutschen Reiche geschehen könne oder gethan werden müsse.

8. Der öffentliche Tag zu Forchheim hatte Statt. Aber die Folgen von Heinrichs Lossprechung wurden hier schon sichtbar. Die Versammlung nämlich war gar nicht zahlreich. Die päbstlichen Legaten fanden sich jedoch ein und überreichten den anwesenden Fürsten das päbstliche Schreiben. Ein ganzer Tag verlief jetzt unter den alten, so oft schon vorgebrachten und nun wiederholten Klagen gegen den König, und jedes dieser Klagelieder schloß sich stets mit dem Refrain: „Heinrich sey seiner vielen Verbrechen wegen selbst des

---

dafür bürgen konnte, daß sie das Geleite gehörig respektiren würden. Hatte ja erst unlängst schon der Bischof von Placenzia sogar einen päbstlichen Legaten aufgreifen und gefangen setzen lassen. — Es ist nicht einzusehen, wie Heinrich anders hätte antworten können.

Namens eines Königes nicht werth. Am andern Tage sagten zwar die Legaten, daß es sie sehr wundere, wie sie einen solchen Menschen schon so lange über sich hätten können herrschen lassen, bemerkten jedoch gleich darauf, daß sie es dennoch für rathsam hielten, mit diesem Heinrich noch einige Zeit Geduld zu haben, und mit der Wahl eines neuen Königes sich nicht zu übereilen. Dieser Rath war aber den Fürsten gar nicht genehm. Sie erklärten, daß, ohne den Staat der äußersten Gefahr auszusetzen, mit der Wahl eines neuen Königes durchaus nicht länger gezögert werden dürfte; worauf die Legaten erwiederten, daß, wenn die Noth so groß sey, auch der von ihnen, den Legaten, so eben gegebene Rath den Fürsten nicht gerade zur unabweichbaren Richtschnur dienen sollte, sondern sie selbst, die bisher das Reich verwaltet, daher auch das, was demselben fromme, am besten einsehen würden, nun auch besser, als jeder Andere, wissen müßten, was sie in dem gegenwärtigen Falle zu thun hätten. Natürlicherweise mußten die Fürsten diese Erklärung der päbstlichen Legaten jetzt als eine ganz deutliche und unumwundene Zustimmung des Pabstes betrachten *). Unverzüglich schritten sie demnach zu einer

*) Das Betragen der Legaten würde selbst dem feinsten Diplomaten unserer Zeit Ehre machen. Daß sie, ohne von dem Pabste stillschweigend dazu ermächtiget zu seyn, die obige Erklärung sollten abgegeben haben, dieß scheint beinahe unglaublich. — Der Pabst mußte jetzt nichts sehnlicher wünschen, als den König sobald wie möglich aus Italien zu entfernen. Gregor klagt ja selbst in seinem Briefe an die Fürsten, daß seine Gegner in Italien seit Heinrichs Anwesenheit weit frecher, kühner und entschiedener hervorgetreten wären. Eine bloße Zusammenkunft der Fürsten und deren gewöhnliches verwirrtes Schreien, Klagen und Beschließen konnten jedoch Heinrichs Entfernung aus Italien nicht bewirken. Es mußte durchaus ein wichtiger

neuen Königswahl. Erzbischof Siegfried von Mainz, als erster geistlicher Fürst, gab auch zuerst seine Stimme, und diese dem Herzog Rudolph von Schwaben. Aber nun wollte Herzog Otto nicht eher seine Stimme geben, als bis er von Rudolph die Versicherung erhalten hätte, daß ihm das Herzogthum Bayern wieder würde zurückgegeben werden. Aber dadurch ward nicht nur Herzog Welf auf das höchste beleidiget, und gerade auf seiner empfindlichsten Seite verwundet; sondern auch alle übrigen Fürsten, aufgemuntert durch Ottos Beispiel, erhoben jetzt eine Menge Foderungen, von deren Erfüllung sie ihre Stimmen abhängig machten; kurz, die Uneigennützigkeit und der saubere Patriotismus der Fürsten zeigte sich jetzt wieder in ihrem wahren, unverfälschten Licht; und schon hatte es alles Ansehen, daß durch den Zwist der Wählenden die ganze Wahl zu nichts werden würde, als die Legaten — wie es scheint, ließen diese, trotz ihrer frühern Erklärung,¹ sich dennoch die Wahl eines neuen Königes sehr angelegentlich seyn — vermittelnd dazwischen traten. Es sey ja, sagten sie, schon genügend, wenn der neue König verspreche, gegen Jedermann ohne Unterschied Gerechtigkeit zu üben. Wollte man von demselben jetzt schon noch andere Zugeständnisse erzwingen, so würde die Welt mit Recht sagen können, er habe die Krone erkauft, und gleichsam auf dem Wege der Simonie den Thron erschlichen. Diese Rede der Legaten verfehlte nicht die beabsichtigte

---

und entscheidender Schritt geschehen; diesen wußten nun die Legaten herbeizuführen, und zwar ohne ihren Herrn, den Pabst, zu compromittiren, ohne nur seinen Namen zu nennen; so daß Gregor, wenn auch eine neue Wahl vorgenommen würde, wie sie wirklich vorgenommen ward, dennoch nachher zwischen Beiden, nämlich zwischen Heinrich und dem neu gewählten König, eine völlig unabhängige, und dem Scheine nach auch ganz unpartheiische Stellung behaupten konnte.

Wirkung. Die Fürsten standen von ihren Foderungen ab, und gaben nun sämmtlich, einer nach dem andern, dem Herzog Rudolph ihre Stimmen. Ganz ungerupft kam jedoch Rudolph des Kaufes nicht los. Bevor er allgemein anerkannt ward, mußte er die Erfüllung zweier ihm gesetzter Bedingungen geloben; nämlich Verzichtleistungen auf das Investiturrecht, und Anerkennung Deutschlands als eines freien Wahlreiches. Er hatte versprechen müßen, jeder Kirche die freie Wahl ihrer Bischöfe zu lassen, und sich nie einen Versuch zu erlauben, die Krone auf seinen Sohn erblich zu machen. Das Königthum solle in Zukunft Niemand mehr als ein Erbe zufallen; und wäre auch des Königes Sohn selbst vor allen Andern der Krone würdig; so solle er doch nur durch freie Wahl und nicht nach dem Erbrecht König heißen; wäre er aber im Gegentheil des Thrones unwürdig; so solle die Nation das Recht haben, den, welchen sie für den würdigsten hielt, zu ihrem König sich zu wählen. Beide Bedingungen ging Rudolph ein, und verpflichtete sich dazu durch einen Eid. Daß er dem Investiturrecht entsagte, würde eine, für ihn höchst ehrenvolle Erwähnung in der Geschichte verdienen, wäre er nur völlig frei, und nicht ein Thron der Lohn seiner Entsagung gewesen. Daß er aber, verblendet von dem Flitterglanze einer Krone, auch der zweiten Bedingung sich unterwarf: dadurch bedeckte er sich mit unauslöschlicher Schmach, denn zum Jammer aller künftigen Geschlechter schlug er jetzt dem deutschen Reiche eine tödtliche, eine lange Reihe von Jahrhunderten fort blutende, nie mehr vernarbende Wunde. Nachdem Rudolph sein Versprechen durch einen Eid bekräftiget hatte, ward ihm von sämmtlichen anwesenden Fürsten gehuldiget *).

*) Von jetzt an ward Deutschland ein Wahlreich. Vorher hatte nur bei völliger Erlöschung eines Königshauses eine Wahl Statt. Nach Heinrich I. bestiegen

9. Mit einem Theile der Fürsten, worunter jedoch weder die Sachsen noch Herzog Otto sich befanden, ging Rudolph von Forchheim nach Mainz, wo er am zwölften Tage nach geschehener Wahl, am sechs und zwanzigsten März des Jahres ein tausend und sieben und siebenzig, von dem Erzbischofe Siegfried von Mainz in der Domkirche feierlich gekrönt ward. — War schon zu Forchheim Herzog Otto mit der Wahl eines Königes wenig zufrieden, der ihm die Zurückgabe Bayerns nicht verbürgen wollte oder vielmehr gar nicht verbürgen konnte. Hatten auch schon die Sachsen ihre Unzufriedenheit, daß die deutsche Krone nicht wieder an ihre Nation war gebracht worden, sehr merkbar werden lassen, so fand Rudolphs Wahl noch ungleich weniger Beifall bei der Nation selbst, wenigstens in dem ganzen südlichen und zum Theile westlichen Deutschland. Aber am wärmsten und festesten hingen alle nur einigermaßen bedeutende Städte an der Donau wie an dem Rhein an ihrem rechtmäßigen König Heinrich, demnach so auch die Bürger in Mainz; und der so eben an Heinrich begangene schändliche Verrath hatte die Gemüther aller Einwohner, selbst in den niedrigsten Klassen, auf das Höchste empört. Wohin der neugewählte König und der Erzbischof Siegfried sich wenden wollten, begegneten ihnen nur traurige oder gar strafende Blicke. Umsonst ließen Rudolph und Siegfried Wein in Ueberfluß unter die Menge vertheilen; des Volkes düstere Laune ward dadurch nicht erheitert,

---

alle Könige aus dem sächsischen Hause, ohne alle vorangegangene Wahl, den deutschen Thron. Was ohne eine Wahl zu seyn, jedoch derselben von weitem etwas ähnlich sah, war blos der Fürsten Anerkennung des, auf seiner Geburt beruhenden Erbrechtes des Thronfolgers. Auch Eichhorn in seiner deutschen Staats- und Rechts-Geschichte sagt, daß Deutschland erst jetzt für ein Wahlreich erklärt worden sey.

im Gegentheil sein Unmuth nur noch mehr entflammt; und bald machte ein furchtbarer Volksaufstand allen Krönungsfestlichkeiten des Tages ein blutiges, nur Unglück weissagendes Ende. Die Veranlassung dazu gab der Muthwille eines Knaben oder wenigstens noch nicht ganz reifen Jünglings. Nach einer uralten Sitte durfte an großen festlichen, ganz der Freude gewidmeten Tagen es nie an einem Schauspiel fehlen. Schon des Morgens ward es gewöhnlich am Eingange der Kirchen angekündiget und alles Volk dazu eingeladen. An Rudolphs Krönungstage hatte es nun ebenfalls Statt, und begann gleich nach aufgehobener königlicher Tafel. Es bestand in allerlei Tänzen und Scherzspielen des, in Rudolphs Gefolge befindlichen jungen Adels. Bald sammelten sich große Volksmassen um sie her. Laut lachten zwar jetzt bisweilen die Zuschauer, aber noch weit öfters fingen sie an zu spotten und die königlichen Jünglinge ziemlich boshaft zu necken. Ein frecher Junge aus dem Volke mischte sich endlich unter die Spielenden, benutzte einen günstigen Augenblick, schnitt einem Edelknaben die prächtig gestickte Halskrause von einander und eilte damit wie mit einer gemachten Beute davon. Aber der Beraubte schnell ihm nach, erhaschte ihn, riß ihm die Halskrause aus der Hand und gab ihm mit geballter Faust einen derben Schlag in das Gesicht. Wüthend nahmen sich sogleich die Umstehenden des Geschlagenen an. Die Menge drang in die Schranken, fiel erbarmungslos über die Leute des Königes her, und da diese wegen des Gottesfrieden, denn man war in der Fastenzeit, ihre Waffen abgelegt hatten, so wurden sie von dem, mit allerlei Werkzeugen bewaffneten Volke zurückgetrieben, mehrere davon verwundet, einige sogar getödtet. Daß alles ein schon vorbereiteter, angelegter Handel war, und daß demselben selbst ein Mordplan gegen Rudolph zum Grunde lag, gab sich jetzt deuilich kund; denn beinahe in demselben

Augenblick, als der aufgeregte Pöbel in die Schranken drang, ertönten auch schon die Sturmglocken in allen Theilen der Stadt. Unter Verwünschungen und tumultuarischem Geschrei wälzten sich zahlreiche, zum Theile wohlbewaffnete Volkshaufen gegen den Palast. Für das Leben des neuen Königes besorgt, gestatteten dessen Umgebungen ihm nicht, seine Wohnung zu verlassen. Die Bürger droheten zu stürmen; und hätten sie sich zu ordnen gewußt und Anführer gehabt, welche die Angriffe gehörig geleitet hätten, so würde vielleicht derselbe Tag, an welchem Rudolph die Regierung antrat, auch schon das Ende derselben gesehen haben. Aber so nur zweckloses Toben und wildes Geschrei; hie und da floß jedoch Blut, aber im Ganzen nur überall Verwirrung und mehr blos drohende als wirkliche Gefahr. Den Leuten des Königes, die ihre Waffen in ihren Herbergen gelassen hatten, gelang es indessen entweder diese zu holen oder auf andere Weise sich zu bewaffnen. Das ganze königliche Gefolge sammt den Rittern zog sich, den König Rudolph in ihrer Mitte, in die St. Martinskirche zurück. Dahin zogen sich aber auch sogleich wieder immer zahlreicher werdende, gleich Schneeballen immer mehr anschwellende Volksmassen; und als diese nun auch die Kirche zu belagern sich anschickten, machten die Königlichen plötzlich einen wüthenden Ausfall. Die noch wenig in den Waffen geübten Bürger wurden nach kurzem Kampfe zurückgetrieben, zerstreuet, und mehr als hundert derselben erschlagen. — Der Aufstand war zwar jetzt für den Augenblick gedämpft, aber die Erbitterung in den gährenden Gemüthern nur noch höher gestiegen, und obgleich am folgenden Morgen die Vorsteher der Stadt zu dem neuen Könige kamen, wegen des Geschehenen um Verzeihung baten und für die Zukunft Treue zu geloben versprachen, so trauete doch Rudolph den Mainzern nicht mehr und hielt es für weit rathsamer,

noch an demselben Tage Mainz zu verlassen. Auch der in seiner eigenen Residenz von den Bürgern wenig geachtete und noch weniger geliebte Erzbischof Siegfried glaubte sich jetzt in der Stadt nicht mehr sicher. Mit König Rudolph zog er daher ebenfalls fort, ohne zu ahnen, daß er Mainz nie mehr wieder sehen, den herrlichen darin prangenden Dom nie wieder betreten werde*). — Heinrichs Anhänger deuteten jetzt die blutigen Auftritte in Mainz als eine, dem Neugewählten nur Schmach und Unglück prophezeihende Vorbedeutung, worauf jedoch Rudolphs Freunde erwiederten, daß, da gerade am Krönungstage Rudolphs die vorher mehrere Wochen anhaltende strenge Kälte sich plötzlich gebrochen, und eine weit mildere Temperatur eingetreten wäre, dieses ein ebenso untrügliches, als trostvolles Vorzeigen einer milden und glücklichen Regierung sey. — — Trotz der verschiedenen Graden höherer oder niederer Aufklärung finden wir dennoch in allen Jahrhunderten, und unter dem Wechsel aller nur möglichen Verhältnisse, die Menschen und Völker immer denselben Vorurtheilen, Irrthümern und Schwachheiten unterworfen. In sehr heftig bewegten Zeiten, besonders großer Revolutionen, wo nicht selten die Individualität beinahe eines Jeden, wessen Standes er seyn mag, schmerzhaft berührt wird, haschen die Menschen, wie auch in unsern Tagen geschehen, stets nach Prophezeiungen, Zeichen und Vor-

*) Wie wenig Rudolphs Person den Sachsen genehm war, geht auch aus der spöttischen Weise hervor, in welcher der Sachse Bruno den Auftritt in Mainz berichtet. Seine Erzählung schließt er endlich auch noch mit einem, den armen König nicht wenig persifflierendem Witzworte. Nahe, sagt Bruno, wäre es daran gewesen, daß man von Rudolph hätte rühmen können, er sey ein so wachsamer König gewesen, daß er während seiner ganzen Regierung auch nicht ein einzigesmal geschlafen habe.

bedeutungen, bald um die, ihren Blicken vorschwebende düstere Zukunft noch mehr zu verdüstern, bald auch um diese durch einige Strahlen freudiger Hoffnung sich wieder zu erhellen. — — Von Mainz begab sich Rudolph mit seinen Rittern zu seinem guten Freunde, dem Bischof Adalbero in Würzburg. Hier schrieb er an den Pabst, meldete ihm seine Wahl und Krönung, gelobte ihm unbedingten Gehorsam, bat ihn, um die Angelegenheiten der deutschen Kirche zu ordnen, nach Deutschland zu kommen, und versprach ihm ein zahlreiches, wohl bewaffnetes Geleite.

VI.

Krieg zwischen Heinrich und Rudolph. Schlacht bei Mellrichstadt.

1. Heinrich befand sich mit seiner Mutter, seiner Gemahlin und vielen italienischen und deutschen Fürsten in Pavia, als er die Kunde von Rudolphs Wahl und Krönung erfuhr. Es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Nachricht ihn sehr überrascht habe. Aber gewiß errieth er auch den langen und mächtigen, aus Italien über die Alpen, bis nach Deutschland reichenden Arm, von dem hauptsächlich dieser Schlag herrühren könnte. Aber auch der Gedanke, daß die Hand des Pabstes mit im Spiele sey, konnte ihn jetzt nicht mehr schrecken. Die Longobarden hatte er völlig gewonnen; fest hielten sie zu ihm, und hatten ihm erst unlängst wieder Treue und Gehorsam geschworen. — Wahrscheinlich, um sich von dem zu überzeugen, was er allenfalls von dem Pabste zu hoffen oder zu befürchten haben könnte, sandte er zu ihm, ihn bittend, den Herzog Rudolph, der sich gegen ihn, den rechtmäßigen König, empört, mit dem Banne zu belegen. Gregor antwortete: Er sey dieses zu thun bereit, sobald Rudolph, vorgeladen, sich nicht würde rechtfertigen können. Es sey gegen die Satzungen der

Kirche, einen Angeklagten, bevor er gehört worden, mit dem Banne zu belegen *). Heinrich glaubte nun zu wissen, was er wissen wollte. Mit seiner Mutter und Gemahlin ging er nach Verona, versammelte dort seine Getreuen um sich her, und erklärte ihnen, daß er für seine Krone bis auf den letzten Blutstropfen zu kämpfen entschlossen sey. Zum letztenmale in ihrem Leben sahen sich hier Heinrich und seine Mutter, denn noch in demselben Jahre legte die edle, liebenswürdige Fürstin ihr sorgenvolles Haupt zur Ruhe. Am vier und zwanzigsten December starb sie zu Rom den Tod einer Heiligen. Von Verona ging Heinrich nach Aquileja.

---

*) Aber Rudolphs Verbrechen war ja notorisch. Förmlich empört hatte er sich gegen seinen rechtmäßigen König und Herrn, dessen Mutter, die Kaiserin Agnes, ihn aus dem Staube auf den höchsten Gipfel der, für einen Vasallen erreichbaren Größe erhoben, und der er seine ganze fürstliche Existenz zu danken hatte. Rudolphs Empörung war ganz Deutschland und Italien bekannt. Er brauchte demnach jetzt nicht erst noch gehört zu werden. Wir werden in der Folge sehen, daß ein in Rom, unter den Augen des Pabstes versammeltes Concilium die nämliche Bemerkung, die wir uns hier erlauben, ebenfalls machte. — Als Heinrich sich gegen den Pabst empört und diesen in dem elenden Conciliabolum in Worms des Pabstthums zu entsetzen sich vermessen hatte, ward er, ohne vorher gehört zu werden, von dem Pabste sogleich mit dem Banne belegt, und zwar mit Recht; denn Heinrichs Frevel war ja notorisch, keine Rechtfertigung möglich, mithin auch eine Vorladung überflüssig. Derselbe Fall trat offenbar jetzt auch mit Rudolph ein. Aber da dieser, wenn auch nicht durch unmittelbare Einwirkung Gregors, doch mit der Zustimmung der päbstlichen Legaten, die als Organe des Willens des Pabstes betrachtet werden konnten, sich empört hatte; so gerieth eben dadurch der Pabst in eine Verlegenheit, aus der er sich nur durch eine leere, seiner Selbst nicht ganz würdigen Ausflucht wieder herausziehen konnte.

Hier feierte er das Osterfest, und nachdem er seinen kleinen Sohn Conrad und die Verwaltung des Reiches von Italien dem Erzbischofe Thedald von Mailand und dem Bischofe Dionysius von Piacenza übergeben hatte, trat er, unter der Bedeckung einer nur ganz kleinen Schaar wackerer Ritter, aber desto reichlicher mit Geld versehen, die Reise über die Alpen an. Auch sein Gefolge war gar nicht zahlreich; indessen befanden sich unter demselben mehrere deutsche Fürsten, Grafen und Bischöfe, und unter diesen auch der kluge und besonnene Patriarch Sighard von Aquileja, den Heinrich durch die Markgrafschaften Istrien und Krain und die Grafschaft Friaul völlig für sich gewonnen hatte.

2. In Begleitung des Herzoges Luitold von Kärnthen zog Heinrich mit unglaublicher Eile durch die kärnthischen Engpässe nach Bayern. Als er ganz unvermuthet in Regensburg erschien, ward er mit dem größten Jubel von der Nation empfangen. Alle bayerschen Untervasallen, Grafen und Herren, wie auch die gemeinen Lehnleute sammelten sich sogleich um ihn, und begrüßten ihn als ihren rechtmäßigen König und Herrn. Auch die Böhmen eilten herbei, um ihn ihrer Treue und Ergebenheit zu versichern. Als jetzt Heinrich in einer zahlreichen Versammlung über das ihm zugefügte Unrecht bitter klagte, auch sich entschlossen zeigte, mit dem Schwerte in der Hand seine Krone gegen Rudolph zu behaupten, versicherten ihn alle Anwesenden, Bayern wie Böhmen, ihres kräftigsten Beistandes; und da Heinrich es nun auch weder an Versprechungen noch an reichlichen Geldgeschenken fehlen ließ; so zeigte ein Jeder eine solche Thätigkeit, daß der König schon in wenigen Tagen ein Heer von zwölf tausend Mann unter seinen Fahnen hatte. Der bisherige, gegen Heinrich so trotzige und ungestümme Herzog Welf mußte aus dem Lande entfliehen, dabei seine in Schwaben gelegenen

Erbgüter allen Gefahren eines verheerenden Krieges preisgeben, und, wie Otto, als ein Herzog ohne Herzogthum herumziehen. Welfs ganze Macht beschränkte sich jezt blos auf die, seiner Familie angehörigen, in Schwaben liegenden Güter, Burgen und feste Schlösser. Mit Ausnahme der Bischöfe von Salzburg und Passau und eines Grafen Ecbert von Neuburg hielt nun ganz Bayern fest zu Heinrich *).

*) Die warme und feste Anhänglichkeit der Bayern zeuget sehr vortheilhaft für Heinrich; auch möchte sie wohl eine nicht minder kräftige Widerlegung jener schändlichen Anekdote seyn, von welcher der, ungefähr ein halbes Jahrhundert nachher schreibende Gerohus von Reigersberg in seinem Syntagma de Henr. IV. et. V. eine höchst unverbürgte, blos auf seinem eigenen Zeugniß beruhende Erwähnung macht. Ihm zu Folge soll Heinrich, wie der Leser sich erinnern wird, einst in der heiligen Nacht durch schändliche Nachäffung heiliger Mysterien eine Kirche in Regensburg entweihet haben. Als Beweis der Aechtheit dieser Beschuldigung führt er an, daß man ihm noch die Kirche, in welcher der Frevel begangen worden, gezeiget habe, und in der auch deswegen noch zu seiner Zeit kein Gottesdienst mehr sey gehalten worden. — Fürwahr, ein sehr sonderbarer historischer Beweis! — Auch in Cöln zeigte man lange Zeit ein Haus, in welchem vor einigen hundert Jahren ein Schimmel, zum Beweise, daß eine Frau, welche man für todt hielt, noch am Leben sey, sich zu Nachtszeit ganz allein von seinem Halfter löste, aus dem Stalle herausging, vier Stiegen hinauf stieg, und endlich aus einem Fenster des obersten Stockwerkes den Kopf herausstreckte. Zum Wahrzeichen war lange Zeit an der Vorderseite des Hauses ein aus Stein gehauener Pferdeskopf angebracht. Aber wer wollte, weil man das Haus lange gezeigt hat, worin der Schimmel so geschickt herumspazierte, diesem lächerlichen Volsmährchen auch nur den mindesten Glauben beimessen? — — Noch an verschiedenen andern Orten, in Deutschland wie in Italien, werden ebenfalls Eindrücke in Steinen gezeiget, welche der Teufel, nachdem er allda ein ihm oblie-

gendes Geschäft vollbracht hatte, zurückgelassen haben soll. Die tollsten und abgeschmacktesten Volkssagen suchen im Laufe der Zeit sich nach und nach immer mehr zu verwirklichen. Man bezeichnet endlich den Ort, wo die Mähre sich zugetragen haben soll, und gibt zuletzt auch noch verschiedene, sich darauf beziehende, und dem Scheine nach die Wahrheit bekräftigende Merkmale an, die jedoch gewöhnlich, wenn man die Sache genauer untersucht, ganz andern Ereignissen und Erscheinungen ihren Ursprung und ihr Daseyn zu danken haben. — In dem jetzt beginnenden, langjährigen, mit der größten Erbitterung geführten Kriege, da die feindlichen Heere auf beiden Seiten sich die größten Grausamkeiten erlaubten, des Heiligen so wenig wie des Profanen schonten, die schrecklichsten sacrilegischen Frevel in den Kirchen verübten, Menschen darin verbrannten, Frauen und Jungfrauen auf den Altären schändeten, kurz, eine Menge Kirchen auf das teuflischste entweiheten, mag gar leicht jene, dem Herrn Gerohus in oder bei Regensburg gezeigte Kirche oder Kapelle gleiches Schicksal gehabt haben. Hätte man die Scene von jener, dem unglücklichen Könige aufgebürdeten Schandthat allenfalls noch nach Goslar verlegt, wo er größtentheils die Jahre seiner ziemlich ausgelassenen Jugend zubrachte, so würde diese infame Beschuldigung doch wenigstens einigen, wenn auch noch so kleinen Grad von Wahrscheinlichkeit gewonnen haben. Aber gerade nach Regensburg, in die Mitte des schon damals, wie bis auf unsere Zeiten so durchaus grundkatholischen Bayerlandes: dieß ist offenbar unglaublich. — Endlich hat auch Heinrich den für jene Zeiten prachtvollen Dom in Speier nicht nur mit ungeheuerm Aufwande ausbauen lassen, sondern ihn auch noch mit einer Menge der reichsten Tempelgaben ausgeschmückt. Wer sich aber ein Vergnügen daraus macht, Kirchen zu schänden und zu entweihen, wird auch gewiß sein Geld, besonders wenn er dessen sehr bedürftig ist, zu etwas ganz Anderem zu verwenden pflegen. — Daß die Chronisten jener Zeit, sämmtlich Mönche und Geistliche, eine warme Anhänglichkeit an den römischen Stuhl kund geben, dieß gereicht ihnen unstreitig zu großer Ehre. Aber an hand-

greiflichen Uebertreibungen, leidenschaftlichen Ausbrüchen von Schmähsucht und den gröbsten Lästerungen, womit sie einen Monarchen überschütteten, der, obgleich durch eigene Schuld, mit dem römischen Stuhle in Conflikt zu gerathen das Unglück hatte: daran wird gewiß weder ein Pabst, noch irgend ein aufrichtiger, warmer Verehrer Roms sehr großes Wohlgefallen haben können. Uebrigens reihet sich an die, von Gerohus erzählte Zotte auch ganz füglich das gleichartige, dem Leser schon bekannte Geschichtchen von dem fingerlangen Götzenbildchen, das Heinrich aus Aegypten kommen ließ, das auf alle seine Fragen antwortete, von dem er aber jede Antwort stets entweder durch einen Mord oder Ehebruch hatte erkaufen müssen!!

3. Von jetzt an entwickelte Heinrich eine ungleich größere Kraft, Thätigkeit und Entschlossenheit, als er bisher gezeigt hatte. — Mit seinem Heere brach er sogleich nach Schwaben auf, dessen Herzog bekanntlich Rudolph selbst war. Schon auf dem Marsche vermehrten sich seine Anhänger und sein Gefolg. In Schwaben geschah nun dasselbe, was in Bayern geschehen war. Alle Vasallen, Grafen, Herren und Lehnleute fielen sogleich Heinrich zu. Selbst die meisten von den Blutsverwandten Rudolphs, sogar dessen Eidam, der Graf von Bregenz, traten auf Heinrichs Seite. Mit diesem vereinigten sich nun ebenfalls der Markgraf Diepolt von Vohburg und der Pfalzgraf Conrad. Endlich erklärten sich auch alle Burgunder, ferner die Bischöfe von Strasburg, Konstanz, Basel, das ganze Frankenland, selbst der Pfalzgraf Hermann, obgleich er mit einer Tochter Rudolphs verlobt war, für Heinrich*), und ließen zu seinem Heere ihre Schaa-

*) Praeter hos (Bojarios et Boëmios) tota fere Burgundiorum virtus, Basiliensis et Argetinus antiepiscopi, non modica quoquae pars Francorum, Herimannus comes palatinus, qui gener regis Rudolphi futurus erat, et maxima pars militum regis (Rudolphi) quos

ren stoßen. Einen ganz besondern, Heinrich nicht wenig günstigen Eindruck machte jedoch jetzt das Betragen des Bischofes Imbrico von Augsburg. Schon gleich nach der Krönung Rudolphs wollte Imbrico demselben, als er nach Augsburg kam, durchaus nicht huldigen. Er wollte ihn gar nicht einmal sehen, viel weniger nach hergebrachter Sitte ihn begrüßen. Der den Rudolph begleitende päbstliche Legat entsetzte hierauf den Bischof von Augsburg seiner bischöflichen Würde. Da jedoch Rudolph bei dem Legaten Fürbitte für ihn einlegte, ließ Imbrico sich endlich bewegen, dem neuen Forchheimer König, zwar nicht mit dem Herzen, aber doch mit dem Munde, Treue zu geloben. — Aber jetzt trat Imbrico an den Altar, und betheuerte vor seiner ganzen zahlreich versammelten Gemeinde, daß Heinrich der rechtmäßige König, und seine Sache die gerechte sey. Er unterwarf sich hierauf einem Gottesurtheil, und nahm unter den Augen alles Volkes den Leib des Herrn, und zwar, wie er sagte, sich selbst zum Gerichte, wenn das, was er betheuert, unwahr und falsch sey. Auch der niedere Clerus stellte sich überall auf die Seite

---

jam diu adjuvatos sibi fidelissimos fore non dubitaverat, nec non omnes fere consanguinei et proximi illius, quibus ipse semper fidelissimus extitit, in omnibus Henrico regi adhaeserant, ab isto autem viritim, fidem et jusjurandum parvipendendo, se subtraxerant. *(Berth. Constant.)* — — Berthold gibt nun auch die Ursachen dieses allgemeinen Abfalls an. Ihm zu Folge hatte derselbe größtentheils seinen Grund blos in der Selbstsucht und in dem Eigennutz der Abfallenden. Darin mag zwar Berthold sich nicht allzusehr geirret haben. Aber gewiß ist es doch auch, daß der von Rudolph an dem König begangene Verrath, dessen Schändlichkeit um so empörender hervortrat, da er nicht nur Heinrichs eigener Schwager war, sondern auch der Mutter desselben sein ganzes Glück zu danken hatte, den Abfall mancher edeln Seele mag motivirt haben.

Heinrichs, und suchte das Volk gegen Rudolph zu erregen *).

4. Bei diesem beinahe allgemeinen Abfall erwachte wahrscheinlich Rudolph aus seinem bisherigen süßen Traum; wenn nicht anders er gleich nach seiner Krönung auf seiner Reise durch Süddeutschland schon ziemlich unsanft aus demselben war aufgeschreckt worden. Wo er damals hinkam, fand er zu seinem großen Erstaunen die Freunde und Anhänger Heinrichs weit zahlreicher, als er es sich vorgestellt hatte. Von Mainz wollte er sich nach Worms begeben. Aber die Einwohner, welche kurz vorher ihren Bischof Adalbero, einen der erbittersten Feinde Heinrichs, abermals aus ihrer Stadt gejagt hatten, verschlossen ihm ihre Thore. In allen, besonders den bedeutendern Städten, wo der natürliche, gesunde Sinn der Bürger das treulose, verrätherische Spiel, das die Fürsten mit Heinrich getrieben, mit Abscheu durchschaut hatte, begegnete er nur trotzigen und feindseligen Gesichtern. Besonders hatte er diese Erfahrung in Augsburg gemacht. Als Rudolph sich Constanz näherte, entfloh der Bischof auf ein festes Schloß. Er setzte daher einen andern Bischof ein, der aber bald darauf von Heinrich wieder vertrieben ward. Noch schlimmer ging es ihm in Zürich. Hier ward er von dem, von den dortigen Geistlichen ungemein aufgeregten Volke mit Verwünschungen em-

*) Was die hohe wie niedere Geistlichkeit betrifft, so muß man gestehen, daß mehrere von den Bischöfen sich blos deswegen zur Parthei Heinrichs schlugen, weil sie, sich mancher Schuld bewußt, die Strenge des Pabstes fürchteten; während der niedere Clerus, der in Heinrich einen Feind Gregors zu erblicken glaubte, nun auch von ihm geschützt zu werden, das heißt, seine Weiber oder Concubinen beibehalten zu dürfen hoffte.

pfangen. Ein in Zürich entstandener Volkstumult bewog ihn, die Stadt sogleich wieder zu verlassen; und obgleich die Klöster größtentheils sich zu Rudolph hielten, so machte doch die Abtei St. Gallen eine Ausnahme. Der Abt weigerte sich, ihm zu huldigen, und um nicht dazu gezwungen zu werden, schloß er sich auf einer wohl befestigten Burg ein. — Von Heinrichs Heere ward jetzt Schwaben von einem Ende bis zum andern auf das schrecklichste verwüstet; und ganz besonders sollen sich die Böhmen durch Raub- und Mordlust und die gröbsten, schändlichsten Ausschweifungen ausgezeichnet haben; was, wenn es wirklich wahr ist, blos in der, längst schon zwischen den Deutschen und Böhmen bestehenden Nationalantipathie seinen Grund gehabt haben mag. — Indessen hatte auch Rudolph sich gerüstet; jedoch mit vieler Mühe kaum fünftausend Mann zusammengebracht. Mit diesen belagerte er die Burg Siegmaringen. Aber schnell eilte Heinrich herbei, zerstreute mit leichter Mühe Rudolphs Schaaren, und zwang ihn, mit den drei aus ihren Städten und Ländern vertriebenen Bischöfen von Worms, Passau und Würzburg nach Sachsen zu entfliehen, und seinem königlichen Gegner ganz Oberdeutschland zu überlassen. Auch Rudolphs Gemahlin, die dieser in Zürich zurückgelassen hatte, mußte jetzt in einer festen Burg in Burgund eine Zuflucht suchen, wo sie, nach Bertholds Zeugniß, weil alle Burgunder fest zu Heinrich hielten, mancherlei bittern Kränkungen ausgesetzt blieb *).

5. Seinen bei Siegmaringen errungenen Sieg, der ihn in Besitz des größten Theils von Deutschland

*) Uxor autem regis (Rudolphi) in partes Burgundiae a Turego divertens, in quodam castello suo plurimas Burgundionum illic passura injurias plusquam annum dimidium morabatur. *(Barth. Const.)*

setzte, konnte jedoch Heinrich jetzt nicht weiter verfolgen. Er kannte der Sachsen feindselige Gesinnungen gegen ihn, und die Leichtigkeit, mit der diese kriegerische Nation in wenigen Tagen bedeutende Heere zusammen zu bringen im Stande war. Aber zu einem Feldzuge gegen das so zahlreiche und tapfere Sachsenvolk war sein in Eile gesammeltes Heer noch nicht stark genug, auch nicht hinreichend gerüstet und mit dem Nöthigen versehen. Heinrich begab sich daher nach Ulm. Hier hielt er einen Reichstag, dem natürlich blos die ihm anhangenden Fürsten und Herren beiwohnten. Mit der Krone auf dem Haupte und allen Insignien seiner Würde geschmückt, erschien der König in der Versammlung. Die drei Herzoge Rudolph, Welf und Berthold sammt deren Anhänger wurden des Hochverraths und der Empörung angeklagt. Eines Beweises bedurfte es nicht. Forchheim, Mainz und alle Städte am Rhein, und endlich das von einem Ende bis zum andern verheerte Schwaben zeugten laut gegen die Angeklagten. Da alle drei von Geburt aus Schwaben waren, wurden sie auch nach allemannischen Gesetzen gerichtet, diesen zu Folge zum Tode verurtheilt, und alle ihre Lehen und Güter dem Könige heimgefallen erklärt. Heinrich hatte nun Mittel in Händen, seine Anhänger reichlich zu belohnen, in ihrer Anhänglichkeit sie dadurch noch mehr zu befestigen, auch Andere durch die Hoffnung ähnlicher Belohnung an sich zu locken. Heinrich erklärte jetzt seinen Getreuen, daß er entschlossen sey, den gegen die Sachsen nothwendigen Feldzug sobald wie möglich zu eröffnen. Da aber hiezu noch weit größere Vorbereitungen nöthig waren; so ward die Heerfahrt nach Sachsen auf den nächstkommenden Herbst festgesetzt, worauf Heinrich sein Heer entließ. Von Ulm ging er nach Bayern. Das ganze Bayerland, wie wir wissen, war ihm schon zugefallen. Nur die Bischöfe von Salzburg und Passau und der Graf Ecbert von Formbach, Herr von Neu-

burg an der Donau, machten eine Ausnahme; und obgleich Heinrich ihre Güter und besonders das Passauer Gebiet auf das schrecklichste verwüsten ließ, vermochte er dennoch nicht diese hartnäckigen Gegner zur Unterwerfung zu bewegen. — Während dieß in Böhmen vorging, ward auch in Schwaben Rudolphs Parthei von den, mit den Burgundern verbundenen Bischöfen von Strasburg, Basel und Lausanne nach blutigem und hartem Kampfe beinahe völlig bezwungen. Rudolphs eigene Vasallen fielen nun über ihres bisherigen Herrn Güter mit Feuer und Schwert verheerend her. Ueberall floß Blut, und überall verkündeten aufsteigende Rauchsäulen den, über eine Menge der schönsten Meierhöfe, Dörfer und Flecken sich verbreitenden Greuel der Verwüstung; und da überdieß noch jetzt, wo keine Gesetze mehr schützten, und nur freche Willkühr überall herrschte, auch noch einzele Herren und Ritter diesen Zustand der Dinge benutzten, um ihre Privatstreitigkeiten ebenfalls mit dem Schwerte zu entscheiden; so war nun ganz Schwaben, von der Schweizer Grenze bis an den Lech ein schrecklicher Tummelplatz blutiger, mit der größten Erbitterung und Schonungslosigkeit geführter Fehden. Als endlich die Zeit zu der Heerfahrt nach Sachsen herannahete, begab sich Heinrich an den Rhein, um den Eifer der dortigen Städte, deren waffenfähige Männer er ebenfalls in sein Heer einzureihen suchte, noch mehr zu beleben, und dann die Scharen der Bayern, Böhmen und übrigen zu dem Feldzuge aufgebotenen Bischöfe und Grafen zu erwarten.

6. Indessen war aber auch Rudolph nicht unthätig geblieben. Als er nach seinem Unfall bei Siegmaringen nach Sachsen entfloh, konnte man glauben, daß er dort nicht viele Anhänger, mithin nur schwache Unterstützung finden würde. Mit den Ergebnissen des Tages in Forchheim, mit Rudolphs Wahl nämlich, waren die Sach-

sen, wie wir schon bemerkt, gar nicht zufrieden, am wenigsten Herzog Otto, der doch das unbeschränkte Vertrauen der Nation besaß, in allen Angelegenheiten sich eines vorherrschenden Einflusses erfreuete. Aber die Verhältnisse in Sachsen waren von jenen in Süddeutschland völlig verschieden. In dem letztern war alle Feindseligkeit gegen Heinrich blos das Werk der Herzoge und einiger mit denselben verbundenen Bischöfe und Fürsten gewesen, die Nation jedoch ihm treu geblieben. Aber in Sachsen fand gerade das Gegentheil Statt. Seitdem Heinrich so viele Burgen in Sachsen hatte wollen erbauen lassen, und das Volk bei dem Bau derselben so sehr gedrückt und mißhandelt worden war, hatten alle Sachsen, die vornehmern wie die gemeinen Lehnleute, kurz, das ganze Volk einen unauslöschlichen Haß gegen ihn gefaßt. Sie betrachteten ihn als einen Tyrannen, und sein Untergang war der Wunsch, der in der Brust eines jeden Sachsen lag. Heinrichs bisherige ganz ungemeine Erfolge in Oberdeutschland mußten nothwendig bei ihnen jetzt ebenfalls sehr große Besorgnisse erregen; und da sie in Rudolph auch einen Schützling Roms zu erblicken glaubten, und ihre Hoffnungen auch vorzüglich auf den Beistand des Pabstes und dessen geistige Waffen sich stützten; so wünschten sie nichts sehnlicher, als den, wie sie wähnten, von dem Pabste begünstigten Gegenkönig in ihrer Mitte zu sehen. Als daher Rudolph auf seiner Flucht aus Schwaben nach Erfurt kam, fand er allda schon eine Menge sächsischer und thüringischer Fürsten, die ihm entgegen gekommen waren, und einen feierlichen Empfang, wie er ihn kaum erwarten konnte, ihm bereitet hatten. Unter großem Gepränge führten sie ihn hierauf von Erfurt nach Merseburg, wo er in einer zahlreichen Versammlung aller sächsischen Fürsten und Herren als König anerkannt, und ihm auf das Neue gehuldiget ward. — In kurzer Zeit hatte jetzt Rudolph ein zahlreiches Heer

tapferer Sachsen unter seinem Panier. Mit diesem brach er sogleich auf, und bevor noch Heinrich sein Heer versammelt hatte, stand Rudolph schon mit dem seinigen vor Würzburg, begann auch sogleich die Stadt zu belagern. Mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit betrieb er die Belagerung. Täglich setzte er mit den vielen Kriegsmaschinen, die er mit sich führte, der Stadt auf das heftigste zu. Er hoffte sich derselben zu bemächtigen, bevor noch Heinrich ihr zu Hülfe kommen könnte. Dieser, da er sein ganzes Heer noch nicht zusammen gezogen hatte — die Böhmen und Bayern waren noch nicht angekommen — fühlte sich zu schwach, die Stadt zu entsetzen. Da er aber Nachricht erhalten, daß die beiden abgesetzten Herzoge Welf und Berthold eine Schaar von fünf tausend Mann zusammen gebracht hätten, und auf dem Marsch begriffen wären, mit ihren Leuten zu Rudolph zu stoßen; so brach auch Heinrich auf, um wenigstens die Vereinigung dieses Corps mit dem Hauptheere zu verhindern. Aber auch dieses mislang ihm. Er ward gezwungen, sich nach Worms zurückzuziehen und die belagerte Stadt ihrem Schicksale zu überlassen. Dadurch wurden jedoch die braven Würzburger nicht entmuthiget; sie fuhren fort, mit Entschlossenheit ihre Mauern zu vertheidigen, schlugen mehrere feindliche Stürme zurück, und Rudolph sah sich nach einem kostbaren Zeitverlust von mehreren Wochen endlich gezwungen, die Belagerung aufzuheben *).

*) Durch der Chronisten wirklichen, oder affektirten Haß gegen Heinrich werden ihre Berichte sehr oft nicht nur ekelhaft, sondern auch noch im höchsten Grade lächerlich. Bruno und Berthold können keines Ereignisses erwähnen, ohne es mit Schmähungen auf Heinrich, und übertriebenen Lobeserhebungen gegen Rudolph auszuschmücken. Daß die Aufhebung der Belagerung von Würzburg, nachdem sie einen Monat gedauert hatte, Rudolphs kriegerischen Ruhm nicht

6. Indessen hatte Heinrich, da die Bayern und Böhmen immer noch zögerten, seine Schaaren durch Haufen waffenfähiger Bürger einiger rheinischen Städte ziemlich vermehrt. Sogleich brach er mit seinem kleinen Heere wieder auf, zog an den Neckar, und nahm an dem rechten Ufer des Flusses eine gut gewählte,

---

sehr vermehren, sondern selbst noch etwas vermindern mußte: dieß ist sehr begreiflich. Um nun allen Tadel, der dießfalls auf Rudolph hätte fallen können, von ihm abzuwenden, und in der Voraussetzung, daß Zeitgenossen und Nachwelt noch weit einfältiger wären, als der einfältigste Laienbruder in Bruno's Kloster, berichtet dieser: Rudolph hätte gar leicht sich Würzburgs bemächtigen können, wäre jedoch durch seine Frömmigkeit und religiösen Gefühlen davon abgehalten worden, weil er befürchtet habe, eine der Kirchen in Würzburg könnte bei Eroberung der Stadt zerstört werden, oder in Brand gerathen!! — Bei einer solchen Religiosität hätte aber Rudolph weder Würzburg, noch irgend eine andere Stadt je belagern dürfen; denn in jeder Stadt gab es Kirchen, selbst auf jeder Burg wenigstens eine Burgkapelle. Was also Rudolphs zarte Gewissenhaftigkeit vor den Mauern Würzburgs befürchtete, wäre vor jeder Stadt und jeder Burg zu befürchten gewesen. Uebrigens wurden nachher, als Rudolph Westphalen verheerte, die Kirchen von seinen Leuten eben so wenig verschont, als auch Heinrichs Krieger derselben schonten. — Rudolphs Frömmigkeit bezog sich also blos auf Kirchen, die innerhalb wohl befestigter, und von ihren Bürgern tapfer vertheidigten Städte lagen. — — Weit verständiger zeiget sich hier Berthold von Constanz; Rudolph, erzählt er, habe mit seinem ungleich zahlreichern und besser gerüsteten Heere Heinrich angreifen wollen, bevor dieser noch die erwarteten Truppenverstärkungen an sich gezogen hätte; daher er plötzlich von Würzburg aufgebrochen und Heinrich entgegen gezogen sey. — Dieses ist nun viel vernünftiger, auch der Natur der Sache angemessener, und rechtfertiget Rudolph weit besser, als Bruno's abgeschmackte Faselei.

feste Stellung. Zudem soll er, wie der Mönch Bruno berichtet, so unverständig gewesen seyn, die Uebergänge über den Strom vier Meilen weit, natürlicher Weise oberhalb wie unterhalb des Flusses, mithin in einer Ausdehnung von sechszehn Stunden, auf das beste zu verschanzen. Von dem Main rückte nun ebenfalls Rudolph an den Neckar, und nur dieser Fluß soll beide Heere getrennt haben. Weil an Streitkräften seinem Gegner weit überlegen, wünschte Rudolph eine Schlacht, wußte jedoch seinen Feind nicht aus seiner festen Stellung herauszumanövriren, und fand daher, nachdem er den schönen Neckar und das auf dem jenseitigen Ufer stehende Heer ein paar Wochen angeschaut hatte, sich genöthigt, den Rückzug anzutreten, und, da man sich schon im October befand und die Dienstzeit der sächsischen Lehnsleute verflossen war, sein Heer zu entlassen. Gleich darauf stießen die Bayern und Böhmen zu Heinrich. Dieser verließ nun seine Stellung, ging über den Neckar, und da er keinen Feind in offenem Felde zu bekämpfen vor sich fand, zog er nach Bayern*).

---

*) Ganz anders lautet Bertholds und Bruno's Bericht über Rudolphs Feldzug am Neckar. Jenen zu Folge machte Rudolph dem Heinrich den Vorschlag, die Entscheidung ihres Zwistes einem Gottesurtheil in einer Hauptschlacht zu überlassen — (gewiß von Seite des frommen Rudolphs ein eben so frommer Vorschlag; da sein Heer beinahe dreimal so stark war, als jenes seines Gegners) — Heinrich möchte daher entweder ihm gestatten, ungestört über den Fluß zu setzen, oder wenn er lieber selbst mit seinem Heere auf das andere Ufer zu ihm herüber kommen wolle, so verspreche er ihm, sich zwei Meilen zurückzuziehen, damit Heinrich Zeit und Raum hätte, sein Heer in Schlachtordnung zu stellen. Darauf ging jedoch Heinrich nicht ein, sondern blieb unverrückt in seiner Stellung. Rudolph foderte ihn hierauf zu einem Zweikampfe heraus. Aber auch diesen Antrag ließ Heinrich

unbeantwortet. Rudolph wandte nun alle Künste an, um Heinrich aus seiner Stellung zu locken. Aber alle seine Versuche waren fruchtlos. Als nun beide Heere lange genug, ohne daß es zu einer Entscheidung kommen konnte, einander gegenüber gestanden waren, traten endlich von Heinrichs wie von Rudolphs Seite mehrere Fürsten zusammen, um dem Streite auf gütlichem Wege ein Ende zu machen. In diesem fürstlichen Ausschuß ward nun beschlossen, daß die vornehmsten Fürsten des Reiches, jedoch ganz allein, und ohne Heinrichs oder Rudolphs Gegenwart, am Rhein — (in welcher Stadt? oder an welchem Ort? dieß hätte doch eine Erwähnung verdient) — zu einer Berathung sich versammeln sollten, um den Streit und die Gründe der streitenden Partheien zu untersuchen und definitiv zu entscheiden, und daß man alsdann diesen Spruch der Fürsten gegen jeden der beiden Könige, der sich demselben nicht unterwerfen würde, mit vereinter Macht in Vollziehung setzen sollte. Dieser Vertrag ward von beiden Theilen angenommen und beschworen; worauf Rudolph den Rückzug antrat und sein Heer entließ. Aber in demselben Augenblick kamen die lange erwarteten Bayern und Böhmen an; und nun brach auch Heinrich sogleich wieder den erst eingegangenen und beschwornen Vertrag, und überfiel in Bayern die Güter und Burgen seiner noch übrigen Feinde. — — Diese Erzählung enthält vom Anfange bis zum Ende so viel Widersprechendes, Unnatürliches, zum Theil höchst Ungereimtes, und dem Charakter der handelnden Personen, wie den Zeitumständen so durchaus nicht Anpassendes, daß man gezwungen ist, das Ganze für nichts als eine, und zwar höchst unreife Dichtung zu halten. Erstens wie hätte Rudolph die Lächerlichkeit haben können, an der Spitze eines weit stärkern Heeres, dem Heinrich, der sich seiner wenigen Streitkräfte wegen auf der strengsten Defensive halten mußte, eine Schlacht anzubieten, die zugleich ein Gottesurtheil hätte seyn sollen. Waren damals zwei streitende Partheien — was jedoch sehr selten geschah — wirklich und förmlich mit einander übereingekommen, ihren Zwist der Entscheidung eines Gottesurtheils in einer Schlacht zu

überlassen, so mußten nach den Gesetzen der Ordalien die beiderseitigen Streitkräfte sich wenigstens einigermaßen gleich seyn. Man suchte selbst, wie beim Zweikampfe, Wind und Sonnenschein zu theilen, ja sogar allen Einfluß günstiger oder ungünstiger Terraingegenstände zu entfernen. Hätte Rudolph mit seinem unverhältnißmäßig stärkern Heere eine Schlacht als ein Gottesurtheil vorgeschlagen, so würde er Etwas begehrt haben, dem nicht sehr unähnlich, was von Einem jener halb wahnsinnigen alten römischen Cäsaren erzählt wird, der nämlich oft Lust hatte, mit Gladiatoren zu kämpfen, die aber ungekleidet seyn mußten, und nur von Papier verfertigte, daher weder schneidende noch stoßende Waffen haben durften, während er selbst von Kopf bis auf die Füße gepanzert und mit wohl gestählten, breiten Schwertern versehen war. — Was den Zweikampf betrifft, wozu Rudolph den Heinrich herausgefordert, dieser ihn aber abgelehnt haben soll, so ist dieß zwar möglich, jedoch deswegen großem Zweifel unterworfen, weil selbst Heinrichs Gegner ihm das Zeugniß geben, er sey persönlich tapfer, kühn und ungemein kampfslustig gewesen. — Endlich würde es ja nicht zu erklären und zu begreifen seyn, warum der, an Streitkräften dem Heinrich weit überlegene Rudolph nicht weiter oben oder unten über den Fluß ging; eines entscheidenden Sieges hätte er ja schon im Voraus versichert seyn können, besonders wenn Heinrich, wie jene Chronisten erzählen, so völlig den Kopf verloren hätte, sein ohnehin schwaches Heer noch in einer ausgedehnten Stellung von sechzehn Stunden in viele kleine Abtheilungen zu zersplittern. Nothwendig hätte Rudolph, und zwar ohne großen Verlust von seiner Seite, Heinrichs Heer, so vernunftlos geordnet und gestellt, völlig aufrollen, vernichten, theils in den Fluß sprengen, theils gefangen nehmen müssen. Offenbar waren demnach die Ereignisse am Neckar ganz anders, als Bruno und Berthold sie berichten. Was sie erzählen, sind nichts als Ungereimtheiten, die blos der Kopf eines, des Krieges selbst nicht vom bloßen Hörensagen kundigen Mönchs, wie Bruno, der vielleicht nicht einmal den Curtius je in seinem Leben gelesen, hatte aushecken können. —

Was aber gar den von den Fürsten beider Partheien geschlossenen und von Heinrich sogleich wieder gebrochenen Vertrag betrifft, so ist dies eine handgreifliche verläumderische Lüge. Erstens muß es schon großen Verdacht und Zweifel erregen, daß der Name auch nicht eines Einzigen der zu Abschließung eines Vertrages beauftragten Fürsten, sowohl von Heinrichs wie von Rudolphs Seite, genannt, und eben so wenig auch die Stadt, in der die vornehmsten Fürsten Deutschlands zusammen treten und über eine so wichtige, die ganze Nation im höchsten Grade interessirende Sache entscheiden sollten, namentlich bezeichnet wird. Wie hätte Heinrich es wagen dürfen, einen auch von Fürsten von seiner Parthei geschlossenen und beschwornen Vertrag sogleich wieder zu brechen, ohne eben diese Fürsten auf das gröbste zu beleidigen, ihr Zutrauen völlig zu verscherzen, ja sogar sie zu veranlassen, ihn und seine Parthei — was auch wirklich ihr Ehrgefühl von ihnen gefordert haben würde — zu verlassen. Heinrichs höchstes Interesse war jetzt, sich vor der Welt zu rechtfertigen, und seine Sache als die einzige gerechte darzustellen, und wie hätte er in dieser so kritischen Lage unter den Augen der ganzen Nation und selbst seiner erbittertsten Feinde sich des Treubruchs und der Treulosigkeit schuldig machen und gleich im Anfange des nun begonnenen Kampfes sich mit einer solchen Infamie bedecken mögen. Selbst von dem unbesonnensten und leichtsinnigsten Fürsten wäre so Etwas kaum glaublich, und dieß war doch Heinrich jetzt bei weitem nicht mehr. Sogar einer seiner größten Widersacher bezeichnet ihn um diese Zeit als einen Mann von großem Verstand und ungemeiner Verschlagenheit (vir magni consilii et mirabiliter sagax, sagt *Bonizo* Lib. VIII. ad amicum ap. *Oefele* T. II. p. 816.). — Bruno's und Bertholds Bericht ist, wie es klar vor Augen liegt, nichts als ein schlecht ersonnenes und noch schlechter sich reimendes Gedicht, blos um den Gegenkönig wegen seines doppelt mißlungenen, ihm wenig Ehre bringenden Feldzuges zu rechtfertigen, und nebenbei auf Heinrich wieder eine Hand voll Koth zu werfen.

8. Jetzt waren die Bischöfe von Salzburg und Passau, wie auch Graf Ecbert, die einzigen Feinde Heinrichs im Bayerlande, auf ihren festen Burgen nicht mehr sicher. Heinrich belagerte, eroberte und zerstörte sie. Graf Ecbert floh mit seiner Gemahlin nach Ungarn, und die beiden Bischöfe suchten in Schwaben auf einer, dem Herzog Welf gehörigen und von Heinrichs Anhängern noch nicht eroberten und gebrochenen Burg einen Zufluchtsort. Die Bisthümer Salzburg und Passau betrachtete Heinrich, wegen der Flucht der beiden Bischöfe, als erlediget, und besetzte sie mit andern, von deren Treue und Anhänglichkeit er überzeugt war. Daß dabei weder das Bedürfniß der Kirchen, noch die Würdigkeit derer, die er zu Bischöfen und Aebten ernannte, sehr berücksichtiget ward: dieß versteht sich von selbst. Aber im Kriege geschieht Manches, das, wenn es auch selbst die gebieterischen Zeitumstände nicht völlig rechtfertigen können, doch wenigstens immer einige Nachsicht verdient. Uebrigens folgte auch Rudolph hierin Heinrichs Beispiel. Wo er hinkam, besonders in Westphalen, vertrieb er alle Bischöfe und Aebte, die er für Freunde seines Gegners hielt. Bruno und Berthold, die ihren Rudolph stets mit einem Heiligenschein zu umgeben suchen, versichern zwar, jedoch blos auf ihr Wort, daß Rudolph bei Besetzung solcher Bisthümer und Abteien, ohne alle Rücksicht auf persönliches Interesse, stets mit der zartesten Gewissenhaftigkeit und in Folge der päbstlichen Decrete zu Werke ging. Freilich, von einem Fürsten, der, als er gar zu gerne einer Stadt sich zu bemächtigen wünschte, auch bald darauf hätte erobern können, aber demungeachtet sie nicht eroberte, und zwar blos deswegen, weil in einer durch Sturm eroberten Stadt nur gar zu leicht eine Kirche in Brand gerathen könnte: freilich von einem so frommen Monarchen ist selbst das Unglaublichste zu erwarten. Gewiß ist es indessen, daß es jetzt beinahe in ganz Deutschland kein Bisthum oder Abtei mehr

gab, wo nicht zwei Bischöfe oder Aebte, der eine von Heinrichs, der andere von Rudolphs Parthei, sich feindlich gegenüberstanden, um ihre Kirchen oder Abteien einen blutigen Kampf führten, und Raub, Mord, Verheerung mit allen Greueln eines bürgerlichen Krieges noch um vieles vermehrten.

9. Die Dazwischenkunft des Pabstes und daher rührende Unterhandlungen*) zwischen beiden Krieg führenden Partheien hatten jetzt einen kurzen Waffenstillstand zur Folge, der bis in den Mai des nächstfolgenden Jahres 1078 sich hinzog; obgleich auch während dieser Zeit in Franken, Schwaben, am Rhein und in Lotharingen der Fehdegeist einzelner Herren fortwüthete, und der Greuelthaten eine Menge begangen ward. Daß die Unterhandlungen zu keinem Frieden führen würden, konnte man voraussehen. Die Aufregung beider Partheien war zu groß, und bei den gegenseitigen, einander so sehr entgegengesetzten Foderungen keine friedliche Ausgleichung möglich. Heinrich und dessen Anhänger betrachteten Rudolph als einen Empörer, der blos auf die Gnade und Verzeihung des rechtmäßigen Königes noch Anspruch machen könnte; und auf der andern Seite behaupteten Rudolph und dessen Parthei, besonders die Sachsen, daß von einem König Heinrich gar keine Rede mehr seyn könnte; denn er sey ja gebannt, aus der Gemeinschaft der Christgläubigen ausgeschlossen, und die Nation von dem Eide der ihm einst schuldigen Treue gelöst**). Offenbar konnte und

*) Von diesen wird sogleich umständlichere Rede seyn.

**) Diese Behauptung gründete sich darauf, daß der päbstliche Legat, der Cardinal Bernhard, auf einer am zwölften November zu Goslar gehaltenen Versammlung sächsischer Bischöfe und Fürsten, viel zu voreilig, und ohne von Gregor dazu ermächtiget zu seyn, den König Heinrich auf das neue mit dem Banne be-

mußte jetzt blos das Schwert eine Entscheidung herbeiführen. Im Anfang Mai überfiel Heinrich mit dem Herzog Dieterich von Oberlotharingen die Stadt Metz, vertrieb den, dem Pabste so treu ergebenen, und daher gegen ihn so feindselig gesinnten Bischof Hermann, und legte eine starke Besatzung in die Stadt. Zehen Jahre lang bekam jetzt Hermann seine Stadt, seine Kirche und sein Bisthum nicht mehr zu sehen. Von Metz ging Heinrich nach Strasburg, wo er an die Stelle des unlängst verstorbenen Bischofes Werner den ihm treu anhangenden Probst Thietbold von Constanz zum Bischof ernannte, der auch von der Strasburger Geistlichkeit, trotz des päbstlichen Verbotes, mit der größten Bereitwilligkeit aufgenommen ward. — Bei dem furchtbaren Waffengeräusch, das jetzt alle Gauen Deutschlands erfüllte, indem der Krieg zwischen den beiden Königen sich in einen Krieg Aller gegen Alle umgestaltet hatte, war die Verwirrung im Reiche auf das Höchste gestiegen, und vermindert ward diese nicht durch die inzwischen immer anlangenden päbstlichen Verordnungen und Decrete gegen Investitur, Simonie, Priesterehen, Concubinat ꝛc. Bei dem besten Willen vermochten unter den obwaltenden Umständen manche Bischöfe nicht, die päbstlichen Befehle in Vollziehung zu setzen, während Andere sie ungescheuet verachteten, und ihnen Folge zu leisten gar nicht daran dachten. Deutschland glich einem, in allen seinen Elementen aufgelösten Staat. Bei der überall herrschenden Gesetzlosigkeit vermochte niemand

---

legte und aus der Kirchengemeinschaft ausschloß. Der Pabst mißbilligte zwar im höchsten Grade diesen Gewaltschritt seines Legaten, hielt es jedoch dem Interesse seiner Sache nicht für angemessen, den Wirkungen dieses übereilt ausgesprochenen Bannfluches seines Legaten, die übrigens außerhalb Sachsens nirgends für jetzt noch sehr bemerkbar wurden, Einhalt zu thun.

mehr einen staatsrechtlichen Begriff in seinem Kopfe festzuhalten. Man wußte nicht mehr, wem man gehorchen, welchem Gebote, welcher Richtschnur man folgen sollte. Jeder handelte also nach eigenem Gutdünken, nach eigenen Einsichten, größtentheils wie er es seinem eigenen Interesse am angemessensten fand. Darin der Erklärungsgrund, warum die Strasburger Geistlichkeit, das päbstliche Verbot umgehend, den von Heinrich ihr gegebenen Bischof freundlich aufnahm. Es war ihr mehr daran gelegen, Ruhe und Friede zu erhalten, ihre Kirche nicht durch eine zweispaltige Wahl zu verwirren, und ihr Stift nicht ebenfalls zu einem Schauplatz der Verwüstung zu machen. — Für des Pabstes für die Kirche so heilsame und nothwendige Reformationsplane waren jetzt die Zeitumstände in Deutschland nicht günstig. Das fromme Werk mußte vertagt werden, bis die Herrschaft der Gesetze im Reiche wieder eintrat, und der furchtbare, die Individualität aller Menschenklassen so heftig bewegende Partheigeist ausgetobt hatte.

10. Von Strasburg begab sich Heinrich nach Regensburg. Hier erwartete ihn die unangenehme Nachricht, daß der Markgraf Luitbold der Schöne von Oesterreich und einige andere minder bedeutende Herren von ihm abgefallen und zu Rudolphs Parthei, die man jetzt auch schon anfing, die päbstliche zu nennen, übergegangen wären. Die Ursache dieses Abfalles war folgende. Schon im vorigen Jahre hatte Heinrich, als er, vor der Uebermacht Rudolphs zurückweichend, sich hinter dem Neckar aufstellte, aus mehrern am Rhein gelegenen Städten Jünglinge und junge Männer in sein Heer eingereihet. Da die Bürger in den rheinischen Handelsstädten den Waaren, die sie ausführten, zu deren Sicherheit stets eine starke Bedeckung mitgeben mußten, so war es ihnen auch erlaubt, Waffen zu führen; jedoch durften es keine Ritterwaffen

seyn; auch war dem Bürgerstand in den Städten die Ehre der Heersfolge noch nicht gegönnt. Da Heinrich jetzt sich über dieses rohe Vorurtheil zu erheben anfing, so ward dieß schon auf eine ihm nicht sehr günstige Weise gedeutet. Als aber in den ersten Monaten dieses Jahres die Herzoge Welf und Berthold ganz unmenschlich am Ober- und Mittelrhein haußten, riefen die Bischöfe von Straßburg und Basel nun gar die Bauern zu den Waffen. Bei der tiefen Verachtung, in welche der Bauernstand in jenen rohen Zeiten des ausgearteten, und daher so scharf gespannten Feudalwesens gesunken war, wo der Bauer nicht Menschen-, sondern blos Sachwerth hatte, war ihm der Gebrauch der Waffen durchaus untersagt. Mit um so größerer Bereitwilligkeit folgten daher jetzt die Bauern am Ober- und Mittelrhein dem Rufe der Bischöfe; sie fühlten sich dadurch geehrt; auch ward in ihnen das Bewußtseyn ihrer eigenen Menschenwürde dadurch einigermaßen geweckt. Aber dieß beleidigte den Stolz der hohen wie niedern Aristocratie. Da Heinrich den Bürger- und Bauernstand zu ehren anfing, beschuldigten sie ihn, ihre eigenen Rechte und Vorzüge zu verletzen; und für einige, von Jugend auf mit den gröbsten aristocratischen Vorurtheilen genährte und gleichsam gemästete Herren, wie für den schönen Luitbold von Oestreich, war dieß nun ein hinreichender Grund, ihren rechtmäßigen König Heinrich zu verlassen und auf die Seite seiner Feinde zu treten. Also abermal nicht die mindeste Rücksicht auf Gerechtigkeit und die gerechte Sache, oder auf das Gesammtwohl des Reiches, sondern nur wieder nichts als Privatinteresse oder gar persönliche Leidenschaften und dumme Vorurtheile *)!

*) Der Landsturm war zwar in Deutschland und vorzüglich in Sachsen schon bekannt. Aber bei diesem durften die Bauern keine andern Waffen haben, als blos

11. Der Sachsen starke Kriegsrüstungen ließen Heinrich in Regensburg nicht lange in Ruhe. Rudolph hatte über Heinrich den großen Vortheil, daß das gesammte Sachsenvolk ungetheilt und gleich einer festen Masse zu ihm hielt, während Heinrichs und seiner Freunde Kräfte sich in zahllosen einzelen Bestrebungen zersplitterten; daher er auch nie so zahlreiche Heere und so schnell wie Rudolph in das Feld stellen konnte. Im Junius hatte dieser auch jetzt schon wieder ein Heer, dessen Stärke man auf sechzig tausend Mann angibt,

---

Knittel, große Prügel und dicke, stark mit Eisen beschlagene Stöcke. Für die Ehre ritterlicher Waffen waren sie noch lange nicht reif; und diese ihnen gegeben zu haben, war nun Heinrichs, in den Augen seiner Feinde, großes Verbrechen. Da indessen die rheinischen Bauern, obgleich des Krieges ungewöhnt und in den Waffen noch wenig geübt, sich demungeachtet gegen den Feind sehr mannhaft betrugen, so reizten sie dadurch nur noch mehr den Zorn der Fürsten, die dann gewöhnlich an den Gefangenen, die ihnen aus dem Bauernstande in die Hände fielen, grausame Rache nahmen. Die geringste Strafe, die sie ihnen zuerkannten, war, daß sie dieselben entmannen ließen, und diese Grausamkeit noch für große fürstliche Milde hielten. Aber diese Unmenschlichkeit brachte ihnen nicht die gehofften Früchte. Die Bauern ließen sobald nicht mehr die Waffen aus ihren Händen fallen. Von Rache entflammt, drängten sie sich mit nur noch größerer Bereitwilligkeit in Heinrichs und seiner Freunde Heere, rüsteten sich noch besser, und suchten dem stolzen Adel mit den Waffen in der Hand zu beweisen, daß sie der Waffen nicht unwürdig wären. — Man möchte beinahe sagen, daß es damals einen doppelten Adel in Deutschland gab, nämlich: den G e b u r t s a d e l, das Erbe der sogenannten Herren vom Schwerte, und dann den S e e l e n a d e l, das zu jener Zeit beinahe ausschließliche Eigenthum der Bürger in den Städten, wie auch größtentheils des gesunden noch unverdorbenen Landmanns.

zu seiner Verfügung. Mit diesem wollte er in Franken einbrechen, während die beiden Herzoge Welf und Berthold, die wieder ein Corps von acht bis zehen tausend Mann zusammengebracht hatten, den Heinrich, wenn er sich gegen das aus Thüringen hervorbrechende sächsische Heer in Bewegung gesetzt haben würde, theils in seinem Rücken bedrohen, oder auch nach Erforderniß der Umstände mit dem sächsischen Hauptheer sich vereinigen sollten. Als Heinrich Nachricht von dem Plane seiner Feinde erhielt, war er mit den nöthigen Vorbereitungen zum Kampfe mit einem so zahlreichen Heere noch nicht fertig. Indessen verlor er, so unangenehm und überraschend ihm auch jene Nachricht seyn mochte, dennoch nicht die nöthige Gegenwart des Geistes. Sehr klug ging seine erste Sorge dahin, die beiden feindlichen Herzoge in Schwaben so zu beschäftigen, daß sie ihm weder auf seinem Marsche hinderlich seyn, noch auch mit dem sächsischen Hauptheer sich vereinigen konnten. Um jedoch nach Schwaben die hiezu nöthigen Schaaren von seinem Heere zu entsenden, war dieses nicht stark genug. Er rief also alle freie Bauern in Schwaben und Franken unter die Waffen. In weit größerer Zahl, als es nothwendig war, stellten diese sich sogleich ein, schwuren ihrem Könige Treue, nnd zeigten sich bereit, für ihn gegen alle seine Feinde zu streiten. Leider fehlte es dem Könige an Waffen, und nur zwölf tausend Bauern konnte er mit Ritterwaffen und der übrigen Rüstung versehen. Diese stellte er den beiden Herzogen in Schwaben entgegen. Er selbst zog noch in aller Eile so viele Truppen, als er konnte, an sich, ging damit über den Main, und zog den, aus dem Thüringer Wald schon in Franken eingerückten Sachsen entgegen. Am 7. August stießen beide feindliche Heere, in der Nähe von Melrichstadt, bei dem kleinen Fluß Strei, auf einander. Bei Rudolphs Heere befanden sich die beiden Herzoge Otto und Magnus, auch der Oheim

des Letztern, der Graf Hermann, ferner der Pfalzgraf Friederich von Sachsen, die Bischöfe von Mainz, Würzburg, Magdeburg, Merseburg, Halberstadt und Worms, endlich auch der päbstliche Cardinal-Legat Bernhard. — Den rechten Flügel seines Heeres befehligte König Heinrich in eigener Person. Ihm gegenüber stand der kriegskundige und im Kriege stets glückliche Herzog Otto, und diesem zur Seite der nicht minder tapfere und noch besonnenere Pfalzgraf Friederich von Sachsen. Den linken Flügel des Heeres übergab Heinrich seinem braven und treuen Grafen Eberhard von Nellenburg, mit dem Beinamen: der Bärtige. An Zahl der Streitkräfte waren die Sachsen den Königlichen überlegen. Aber Heinrich wie Rudolph wollten eine Schlacht; denn Deutschlands Krone sollte der Lohn des Siegers seyn. Furchtbar war demnach auch das Zusammenstoßen beider feindlicher Heere. Aber bald und nach kurzem Kampfe fing schon Rudolphs rechter Flügel an zu weichen. Die Bischöfe von Magdeburg und Merseburg waren die ersten, welche die Flucht ergriffen; diesen folgten schnell die Bischöfe von Mainz und Worms, und ihnen Gesellschaft zu leisten, eilte nun auch der päbstliche Legat. Das Ausreißen der Bischöfe wirkte verderblich auf die ganze auf diesem Flügel stehende Heerabtheilung. Alles gerieth in die größte Verwirrung; an kräftigen Widerstand war nicht mehr zu denken. Umsonst bemühete sich Rudolph, die Ordnung wieder herzustellen und den Kampf zu erneuern. Alle seine Bemühungen waren fruchtlos. Das ganze Feld war weithin mit Fliehenden bedeckt. Auch Rudolph ward endlich selbst zur Flucht mit fortgerissen; und da er jetzt schon Alles für verloren hielt, so eilte er, von einer kleinen Schaar Ritter begleitet, den sächsischen Grenzen zu. Eine Menge Sachsen fand noch auf der Flucht den Tod. Viele wurden von den in der Umgegend wohnenden Bauern, die, wie alle Franken, zu

Heinrich hielten, erschlagen. Dieß Schicksal ward auch dem Bischofe von Magdeburg. Besser ging es dem von Merseburg. Diesen ließen die Bauern laufen, nachdem sie ihn völlig geplündert und nackt ausgezogen hatten. Herzog Magnus von Sachsen, dessen Oheim Graf Hermann, und Graf Wilhelm von Kamburg mußten sich ergeben und wurden gefangen genommen; eben so auch die Bischöfe von Mainz, Worms und Würzburg, sammt dem päbstlichen Legaten, dem Cardinal Bernhard. Den beiden Ersten gelang es jedoch, im Getümmel wieder zu entkommen *). Aber während die vom Kampfe erhitzten Sieger mit nicht zu begreifender Unbesonnenheit den fliehenden Feind mehrere Meilen weit verfolgten, statt ihrem noch im Kampfe begriffenen König zu Hülfe zu eilen, war diesem auf dem Flügel, den er selbst führte, das Kriegsglück bei weitem nicht so günstig. Zwar hatte er Otto's Schaaren mit dem größten Ungestümm angegriffen; aber diese standen wie Mauern **). Lange Zeit schlug man sich mit gleichem Erfolge und derselben Erbitterung von beiden Seiten. Vorzüglich zeichneten sich aus die bayerschen Grafen Poppo von Henneberg, Theobald und Heinrich von Lechsgemünde. Auch Otto und Heinrich thaten Wunder der Tapferkeit; aber dennoch ward der König endlich zum Rückzuge gezwungen. Aber dieser lößte sich keinesweges in eine verwirrte Flucht auf. Mit der größten Ordnung zog sich Heinrich zurück, und ob-

*) Ueber die gefangenen Bischöfe und deren eilige Flucht gleich im Anfang der Schlacht macht selbst Bruno in seinem Berichte sich lustig. Sie hätten, sagt er, besser verstanden, Psalmen zu singen, als Truppen gegen Feinde zu führen. Quod sub religione nutriti melius sciebant psalmos cantare, quam legiones armatas ad bella disponere.

**) Adversariis fortibus fortes resistebant, minus vero fortibus fortius insistantes *(Bruno)*.

gleich von Otto bis nahe an Würzburg verfolgt, zerstreuten sich doch nicht Heinrichs Schaaren, und gewissermaßen unbesiegt, kam er vor den Thoren der Stadt an*). Indessen war auch Heinrichs siegender Flügel vom Verfolgen der Feinde wieder zurückgekommen. Als aber jetzt Graf Eberhard erfuhr, daß der König zum Rückzuge gezwungen worden, und nun nicht wußte, was ihm zugestoßen seyn könnte, sogar eine völlige Niederlage desselben befürchten mußte, zog er sich ebenfalls eiligst, gleich einem Fliehenden, und nur von einer kleinen Schaar begleitet, zurück. Unter seinen Gefangenen hatte Eberhard auch den Grafen Wilhelm, Gero's Sohn; und da dieser, wie wir wissen, mit seinem Bruder Dietherich, der Urheber der ganzen Empörung der Sachsen gegen den König war, und Heinrich daher sehr viel an der Person dieses Gefangenen gelegen seyn mußte, so hatte ihn Graf Eberhard bisher sorgfältig bewachen lassen. Aber auf seinem eiligen Rückzuge stieß er auf eine Abtheilung der Schaaren des Pfalzgrafen Friederichs von Sachsen, der zuerst von dem Verfolgen Heinrichs abgelassen hatte, und nun auf dem Rückzuge begriffen war. Plötzlich sah sich jetzt Eberhard von einer weit zahlreichern Schaar, als die seinige war, umringt und angegriffen. Zwar leistete er wie gewöhnlich wieder den tapfersten Widerstand; erlegte einige Feinde, ward aber doch am Ende von der Mehrzahl der auf

*) Wäre Heinrichs Heerabtheilung wirklich völlig in die Flucht geschlagen worden, so würde Otto vom Verfolgen nicht abgelassen haben, bis er dasselbe gänzlich zerstreuet hätte. Dieß geschah aber nicht; denn schon drei oder vier Wochen nach der Schlacht stand Heinrich schon wieder an der Spitze eines sehr ansehnlichen Heeres, mit dem er nach Schwaben zog. Unmöglich würde Heinrich in so ungemein kurzer Zeit ein neues Heer wieder haben zusammen bringen können, hätte er nicht den Kern desselben aus der Schlacht bei Mellrichstadt in aller Ordnung zurückgeführt.

ihn eindringenden Feinde überwältiget, im Gefechte erschlagen, und auf diese Weise Gero's Sohn wieder befreiet. Auch der Cardinal-Legat und die Bischöfe von Mainz und Worms erhielten jetzt wieder ihre Freiheit. Nur der Bischof von Würzburg hatte das Unglück, ein Gefangener zu bleiben, und sah tief gebeugt dem für ihn so demüthigenden Augenblick entgegen, da er am folgenden Tage dem ihm mit Recht so sehr zürnenden Heinrich würde vorgestellt werden. Indessen war es Nacht geworden, und die Sachsen, welche von Würzburg zurückkamen, und die Königlichen, welche dahin zogen, streiften jetzt, beide Theile ohne große Ordnung, bald einzeln, bald in kleinen Schaaren, ohne sich zu erkennen, neben einander vorüber. Die Dunkelheit der Nacht ward jetzt dem Einen zum Verderben, dem Andern zur Rettung. Ein Sachse, der einem von Heinrichs Leuten begegnete und ihn für seinen Landsmann hielt, rief demselben freudig die Losung des Tages: „St. Peter," zu. Aber daran merkte der Königliche, daß es ein Feind sey, und schon wollte er ihm mit den Worten: „das schickt dir dein Petrus zum Geschenke," seinen Dolch in die Brust stoßen, als der Sachse noch weit behender mit seinem Schwerte ihm mit den Worten den Kopf spaltete: „und das nimm zum Geschenke von deinem Heinrich, dem wüthenden Tyrannen." — Hartwig, der Erzkaplan des Erzbischofes von Mainz, gerieth ebenfalls unter einen Haufen Königlicher. Um nicht geplündert, mißhandelt oder gar erschlagen zu werden, stellte er sich, als wenn er Einer der Ihrigen wäre, zog einige Zeit mit ihnen fort und erlauerte endlich einen günstigen Augenblick, ihren Händen wieder zu entwischen *). — Vom Verfolgen der

*) Da der Erzbischof von Magdeburg von den Bauern war erschlagen worden, so erhielt Hartwig einige Monate nachher diesen erledigten erzbischöflichen Stuhl.

Heerabtheilung Heinrichs war der Pfalzgraf Friederich von Sachsen zuerst zurückgekommen. Um seiner Parthei einen Scheintitel zu verschaffen, sich des Sieges rühmen zu können, brachte er die Nacht auf der Wallstätte zu. Einige Zeit nach ihm kam auch Herzog Otto an. Aber bei der Dunkelheit der Nacht vermochte er nicht zu unterscheiden, ob die auf dem Schlachtfelde Lagernden Freunde oder Feinde wären. Er hielt sie für das Letztere; und da er und seine Schaaren zu ermüdet und zu erschöpft waren, um einen neuen Kampf zu bestehen, so schlich er seitwärts fort und ging traurig und unmuthig nun dahin, woher er gekommen war. Am folgenden Morgen brach auch der Pfalzgraf auf, und nachdem er vorher an den Bewohnern der Umgegend, wegen der, am gestrigen Tage an den fliehenden Sachsen ausgeübten Feindseligkeiten, blutige Rache genommen hatte, zog er ebenfalls nach Thüringen zurück.

12. Aber an demselben Tage, an welchem Heinrich und die Sachsen sich bei Mellrichstadt schlugen, hatten auch die beiden Herzoge Welf und Berthold die gegen sie am Neckar aufgestellte Landwehr angegriffen, nach heftigem und langem Widerstand endlich durchbrochen und völlig geschlagen. Mehrere Tausend fielen in dem Treffen, und beinahe nicht viel geringer war die Anzahl derer, die gefangen und von den beiden Herzogen, besonders von Berthold, mit der gewöhnlichen fürstlichen Milde behandelt, das heißt, sämmtlich entmannt wurden. Aber Welfs und Bertholds Freude über ihren Sieg war von kurzer Dauer; denn zwei Tage darauf erhielten sie Kunde von der nichts entscheidenden Schlacht bei Mellrichstadt und dem Rückzuge des sächsischen Heeres nach Thüringen. Diese Nachricht war für sie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel. Jetzt sahen sie sich auf ihre eigenen schwachen Kräfte

beschränkt und, von ihren Bundesgenossen verlassen, dem Zorne und der Rache Heinrichs blosgestellt. Besorgnißvoll entließen sie den größten Theil ihrer Leute und kehrten auf ihre Burgen, auf deren Festigkeit sie sich ganz allein noch einigermaßen verlassen konnten, zurück.

13. Daß die Schlacht bei Mellrichstadt alles unentschieden gelassen, liegt klar vor Augen. Gewinn und Verlust waren auf beiden Seiten gleich. Von jedem Heere hatte der eine Flügel gesiegt, während der andere war geschlagen worden; und obgleich offenbar keine Parthei gesiegt hatte, schrieben doch beide Theile den Sieg sich zu, und rühmten sich dessen in ihren Briefen nach Rom. Indessen wird gewiß der päbstliche Legat, der ja ein Augenzeuge war und keine kleine Angst an jenem Tage ausgestanden haben mag, den heiligen Vater von der wahren Lage der Dinge unterrichtet haben. Auf sächsischer Seite war zwar nur ein Fürst, nämlich der Erzbischof von Magdeburg, getödtet worden, und Heinrich hatte ihrer drei verloren, den Grafen Eberhard von Nellenburg, den Grafen Poppo von Henneberg und Heinrich von Lechsgemünde. Aber dafür war der Verlust an Gemeinen weit größer auf Seite der Sachsen, und schon Ende des Septembers stand Heinrich wieder in Bayern an der Spitze eines zahlreichen wohl gerüsteten Heeres. Mit diesem konnte er freilich, da die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt war, nicht durch die Schluchten und den Thüringer Wald in Sachsen einbrechen. Aber er führte es, und zwar ohne daß die Sachsen etwas gegen ihn zu unternehmen gewagt hätten *), nach Schwaben, um die

*) Hätten die Sachsen im Rücken Heinrichs eine Diversion nach Franken gemacht, so würden sie Heinrich zu einer rückgängigen Bewegung gezwungen, mithin

beiden Herzoge, wegen ihrer an seiner Landwehr verübten Grausamkeit zu züchtigen, und an ihren Erbgütern furchtbare Rache zu nehmen. Schrecklich war der Tag der Rache, der jetzt über die beiden Herzoge hereinbrach. Ihre Burgen wurden gebrochen, ihre Schlösser zerstört, ihre Unterthanen und Leibeigenen auf das grausamste mißhandelt, die Kirchen sammt den darin geflüchteten Menschen verbrannt, Frauen und Jungfrauen geschändet und viele, nachdem man ihnen den Kopf geschoren und Mannskleider umgeworfen, als Sklaven fortgeführt. Am schrecklichsten wütheten Heinrichs wilde Krieger, und wie man sagt, vorzüglich die Böhmen, zu Altorp, dem Stammsitze der Welfen. Hier ward so wenig des Heiligen wie des Gemeinen geschont. Die Altäre wurden zerstückt und zerschlagen, die Crucifixe zerbrochen, die heiligen Gefäße gottlos entweihet, die Reliquien zerstreut und Priester selbst in ihrer gottesdienstlichen Kleidung ermordet und endlich, nachdem die Raub-, Mord- und Zerstörungslust einigermaßen befriediget war, alle Gebäude dem Erdboden gleich gemacht. Als der Herzog Berthold von den Zinnen seiner Burg Lintberg an der Lauter den unaussprechlichen Jammer seiner Unterthanen und die von allen Seiten aufsteigenden Rauchsäulen aller seiner in Brand gesteckten Schlösser, Flecken, Dörfer und Höfe überschauete, ward er bei diesem Herz zerreißenden Anblick so sehr ergriffen, daß er plötzlich in eine schwere Krankheit fiel und wenige Tage darauf starb *). Das einzige

---

die beiden Herzoge vom Verderben gerettet haben. Daß sie dieses nicht thaten, beweißt ihre, von der mörderischen Schlacht bei Mellrichstadt herrührende Schwäche und völlige Erschöpfung. Wäre dieß nicht der Fall gewesen, so würde man das Recht haben, sie eines schändlichen, an ihren Bundesgenossen begangenen Verraths zu beschuldigen.

*) Wenn jetzt Deutschlands Genius auf die verwüsteten,

Erbe, was er seinem Sohne, der ebenfalls Berthold hieß, überlassen konnte, war jetzt blos der leere herzogliche Name. Auch über die noch übrigen offenen oder geheimen Anhänger Rudolphs und der beiden Herzoge kam jetzt dasselbe Verderben. Alle wurden bezwungen, ihre Güter zerstört, und sie selbst verjagt und in Deutschland zerstreut. Der einzige Graf Hugo vertheidigte sich mit Glücke in seiner ungemein stark und wohl befestigten Burg Tübingen. Die Belagerung mußte aufgehoben werden, und Heinrich hatte den Verlust eines seiner treuesten Freunde und Anhänger, nämlich des Erzbischofes Udo von Trier, der vor der Feste fiel, zu bedauern. Udo, ein Sohn des in der Schlacht bei Mellrichstadt gefallenen Grafen Eberhard von Nellenberg, war ein ungemein edler Fürst, untadelhaft in

---

mit Leichen, Trümmern und Schutthaufen bedeckten deutschen Gauen trauernd und weinend herabschauete: Wen anders konnte er dieses Greuels der Verwüstung wegen anklagen, als blos die beiden, bei der Versammlung der Herzoge in Forchheim anwesenden päbstlichen Legaten. Hätten diese zu der Wahl Rudolphs nicht ihre Zustimmung gegeben, so würden die Fürsten nie diesen Schritt gewagt haben; und da bald darauf Heinrich wieder aus Italien zurückkam und ganz Oberdeutschland ihm zufiel, so ist gar nicht daran zu zweifeln, daß die verschwornen Herzoge, dadurch geschreckt, zu einem gütlichen Vergleich die Hände gereicht und auch Heinrich und dessen Räthe ihn angenommen haben würden, besonders wenn der Pabst, woran ebenfalls nicht zu zweifeln ist, das Friedensgeschäft kräftig zu befördern gestrebt hätte. Aber die Wahl Rudolphs mußte nothwendig das Signal zu einem Kriege werden, der offenbar nur durch den völligen Untergang der einen oder andern Parthei wieder beendiget werden konnte. Aber wie viel Blut mußte noch, wie wir sehen werden, bis dahin fließen, und wie viele schreckensvollen Jahre mußten nicht bis dahin über Deutschlands verwüstete und verödete Gefilde hinwegschreiten!

seinem Wandel wie in seinem ganzen Betragen, selbst geehrt und gepriesen von seinen Feinden, die ihm keinen andern Vorwurf machten, als den einer allzugroßen Anhänglichkeit an Heinrich. Aber gerade daß Männer, wie Udo und noch so viele Andere, Heinrich mit Treue ergeben waren, zeugt laut für denselben, und ist gewiß kein ganz schwacher Beweis, daß von allen den vielen groben Vorwürfen und Beschuldigungen, mit welchen der Partheigeist jener Zeit Heinrich überhäufte, wovon freilich einige nicht ganz ungegründet sind, doch der bei weitem größte Theil blos in dem leidenschaftlichen Haß der Sachsen und der, gegen den König verschwornen, treulosen, zu jedem Mittel, mithin auch zur Verläumdung ihre Zuflucht nehmenden Fürsten, ganz allein seinen Grund habe.

14. Aber der Schlag, der in Schwaben den Gegenkönig Rudolph am schmerzhaftesten traf, geschah erst im folgenden Jahre 1079. Wie man sich erinnern wird, hatte Heinrichs Mutter, die Kaiserin Agnes, als Regentin, ihrem Schwiegersohne Rudolph, dem jetzigen Gegenkönig, das Herzogthum Schwaben, und zwar erblich, übertragen. Als jetzt Heinrich den Rudolph, und zwar mit Hülfe der eigenen Vasallen desselben aus Schwaben vertrieben hatte, trat Rudolph, um das Herzogthum seiner Familie zu erhalten, es an seinen Sohn Berthold ab, in der zuversichtlichen Hoffnung, daß dieser die, dem Vater entfremdeten Gemüther der Schwaben wieder gewinnen, und daher gegen Heinrich sich zu halten besser im Stande seyn würde. Die beiden Herzoge Welf und Berthold waren, wegen ihrer Besitzungen in Schwaben, um so bereitwilliger, Rudolphs Sohn als Herzog anzuerkennen, da dessen Schwester Agnes mit dem Sohne des verstorbenen Bertholds war vermählt worden. Aber in dem so eben erwähnten Jahre, als Heinrich das Osterfest zu Regensburg fei-

erte, sprach er Rudolphs Sohne das Herzogthum Schwaben wieder ab, und belehnte damit des Grafen Friederichs von Büren ältesten Sohn, der ebenfalls Friederich hieß, einen trefflichen jungen Mann von kräftigem Geiste und bewährter Treue. Man nannte ihn Friederich von Staufen, wegen einer Burg, die er auf einer steilen Bergspitze der rauhen schwäbischen Alp zwischen der Vils und der Rems sich erbauet hatte. Um den neuen Herzog noch mehr an sich zu fesseln, vermählte Heinrich ihn mit seiner eigenen Tocher Agnes, und legte dadurch den ersten Grund zu der nachher so gewaltig aufblühenden Größe der Hohenstaufen *).

VII.

Dazwischenkunft des Pabstes — Verhandlungen in Rom.

1. Die Vorgänge in Deutschland konnten dem Pabste nichts weniger als gleichgültig seyn. Nicht nur

*) Um den Besitz des Herzogthums Schwaben mußte jedoch Friederich von Hohenstaufen noch einige Zeit mit Welf und Rudolphs Sohne Berthold kämpfen. — Welf war zwar jetzt beinahe gänzlich zu Grunde gerichtet. Aber um kriegerische Schaaren anzuwerben, brauchte man nicht gerade Geld, sondern nur einen bedeutenden und im Kriege berühmten Namen zu haben. Durch den dreißig Jahre beinahe ununterbrochen dauernden Krieg mußten nothwendig die Deutschen immer mehr verwildern. Viele Tausende, theils von ihrem Eigenthum vertrieben, theils desselben völlig beraubt, irrten brodlos umher und, zum Rauben und Stehlen gleichsam gezwungen, reiheten sie sich gerne unter die Fahne eines Ritters, Grafen oder Fürsten, unter dessen Anführung sie reiche Beute zu machen hoffen konnten, und diese war alsdann auch der einzige Sold, den sie erhielten. Daher werden wir ebenfalls den Herzog Welf, obgleich ohne Land und Vasallen, doch stets in diesem Kriege noch eine nicht ganz unbedeutende Rolle spielen sehen.

war seine eigene Person, durch die früher an die Fürsten geschriebenen Briefe, schon zu sehr in diese Händel verwickelt, sondern auch seinen, für die Kirche so heilsamen Reformplänen mußte die, durch Rudolphs Wahl, unter den Deutschen erzeugte furchtbare Spaltung äußerst erschwerend und hemmend entgegen wirken. Indessen konnte er jedoch zu Heinrich wenig oder gar kein Zutrauen mehr haben. Mit den schismatischen Bischöfen in Italien stand derselbe in den freundlichsten Verhältnissen *); auch hatte, gleich nach seiner Abreise aus der Lombardei nach Deutschland, sein Kanzler für Italien, der Bischof Gregor von Vercelli, eine allgemeine, auf den roncalischen Feldern im Monate Mai zu haltende Versammlung ausgeschrieben, die höchst wahrscheinlich nichts anderes als die Absetzung des Pabstes zum Zweck haben konnte, aber eben daher auch von der, über ihrer Kirche wachenden Vorsehung, durch den plötzlichen Tod des Bischofes von Vercelli vereitelt ward. Aber von der andern Seite konnte der Pabst eben so wenig dem Gegenkönig Rudolph sein Vertrauen schenken. Gregors eigenes Gefühl von Recht und Gerechtigkeit mußte ihm sagen, daß die Krone, womit Rudolph sich geschmückt, ein offenbarer, von demselben an dem rechtmäßigen Könige, dem Sohne seiner Wohlthäterin und eigenem Schwager begangener Raub sey, demnach auch sein Thron keine andere Unterlage habe, als die Treulosigkeit einiger Fürsten, von denen er in der Folge keine größere Treue würde zu erwarten haben. Indessen durfte Gregor sich doch auch nicht gänzlich von Rudolph abwenden, da dessen Wahl ja durch die päbstlichen Legaten war befördert und gebilliget worden.

*) Wer aber war es, der den König Heinrich gezwungen, sich in die Arme der Longobarden zu werfen? — Wir überlassen die Beantwortung dieser Frage der eigenen Einsicht unserer Leser.

Unstreitig mußte der Pabst sich jetzt in einer nicht kleinen Verlegenheit fühlen. Das Erste, was er in Beziehung auf die deutschen Angelegenheiten that, war, daß er, auf die Nachricht von Heinrichs freudiger Aufnahme in Bayern, und daß derselbe sich rüste, seine Feinde nicht mehr mit Worten, sondern mit den Waffen zu bekämpfen, sogleich allen Bischöfen in Lotharingen, am Rhein und in Franken verbot, Heinrich als König anzuerkennen, um ihm zu gehorchen *). Dieses Verbot machte jedoch nirgends den Eindruck, den der Pabst sich davon versprochen hatte. Beinahe alle Bischöfe in den so eben genannten Provinzen hielten fest zu Heinrich. Einige davon, wie z. B. die Bischöfe von Basel, Strasburg, Constanz ꝛc. ꝛc. kämpften sogar für Heinrichs Sache, und die wenigen, welche entweder, um dem päbstlichen Befehl zu gehorchen, oder auch aus eigenem Privatinteresse, Heinrich nicht anerkennen wollten, wie die Bischöfe von Metz, Worms, Würzburg, Salzburg und Passau, wurden von ihren bischöflichen Kirchen vertrieben.

2. Noch höher mußte des Pabstes Verlegenheit steigen, als nicht nur Heinrich ihm seine Fortschritte

*) An die bayerischen Bischöfe hatte Gregor dieses Verbot nicht gesandt, weil, bevor dasselbe hätte ankommen können, schon ganz Bayern Heinrich zugefallen war, und nach Schwaben kam es zu spät, da Heinrich auch hier, wie wir wissen, sobald er sich nur zeigte, die Oberhand gewann. — Uebrigens hatte das päbstliche Verbot nur darin seinen Grund, weil Heinrich, obgleich er versprochen hatte, die in Deutschland herrschenden Wirrungen zwischen ihm und den Fürsten gänzlich der Entscheidung des Pabstes zu überlassen, jetzt dennoch zu den Waffen gegriffen hatte. Aber an dieses Versprechen war Heinrich nun nicht mehr gebunden, da die Fürsten, welche doch dasselbe versprochen, ihr gegebenes Wort durch Rudolphs Wahl zuerst schon gebrochen hatten.

und glücklichen Erfolge in Oberdeutschland meldete, sondern auch Rudolph, in dem Wahne, er sey des Pabstes Erwählter, an ihn schrieb, über den Abfall so vieler Fürsten und Bischöfe klagte, und ihn um Rath und Hülfe bat. Gregor hielt jetzt für das Angemessenste, sich als Schiedsrichter zwischen Beide zu stellen, welches er auch um so mehr thun konnte, da Beide, Heinrich schon in Italien, und Rudolph jetzt, sich mit ihren Klagen an ihn gewendet hatten. Aber die Ausübung seiner schiedsrichterlichen Gewalt erschwerte sich jetzt Gregor wieder selbst. Seinen beiden Legaten nämlich in Deutschland befahl er, beide Könige zu ermahnen, ihm sicheres Geleit zu geben, damit er selbst nach Deutschland kommen könne, wo er mit Zuziehung frommer Geistlichen und Laien untersuchen nnd entscheiden wolle, Wem von beiden die Krone gebühre. Welcher aber von beiden Königen sich weigern würde, sich seinem, des Pabstes, Willen und Antrag zu fügen; dem sollten sie die Regierung des Reiches untersagen, ihn sammt allen seinen Anhängern mit dem Banne belegen, und von der Gemeinschaft an dem Leibe und Blut Jesu Christi ausschließen. Sie, die Legaten, sollten stets eingedenk seyn, daß derjenige sich des Lasters der Abgötterei schuldig macht, der dem apostolischen Stuhle den schuldigen Gehorsam versagt, und daß zu Folge einer Verordnung (?) des heiligen Gregors, dieses erleuchteten und demüthigen Lehrers, alle Könige ihrer königlichen Würde beraubt seyn sollen, die so vermessen wären, den Befehlen des apostolischen Stuhles entgegen zu handeln. Jenem aber der beiden Könige, welcher in Demuth sich dem Befehle des Pabstes unterwerfen, und der allgemeinen Mutter, wie es einem Christen geziemt, den schuldigen Gehorsam erweisen würde: diesem sollten sie mit Rath und That beistehen, ein so zahlreiches Concilium, als sie nur immer könnten von Geistlichen und Laien, zusammenberufen, und ihn

(den Gehorsamen) kraft der, den heiligen Aposteln Petrus und Paulus ertheilten Gewalt, an unserer Statt bestätigen, auch allen Bischöfen, Aebten, Geistlichen und Laien im Namen des allmächtigen Gottes befehlen, demselben treu zu seyn, ihm zu gehorchen, und zu dienen *).

*) — — Illud semper habentes in memoria, quia scelus idolatriae incurrit, qui apostolicae sedi obedire contemnit, et quod beatus Gregorius, doctor sanctus et humillimus *decrevit*, Reges a sua dignitate cadere, si temerario ausu praesumerent contra apostolicae sedis jussa venire. Alteri autem, qui nostrae jussioni humiliter paruerit; et obedientiam universali matri (sicut decet Christianum regem) exhibuerit, convocato concilio omnium Clericorum et Laicorum quos advocare poteritis, consilium et adjutorium in omnibus praebete et in regia dignitate per auctoritatem beatorum Apostolorum Petri et Pauli nostra vice confirmate, omnibusque Episcopis, abbatibus, clericis ac Laicis in omni regno habitantibus, ut sibi fideliter (sicut oportet) regi obediant et deserviant ex parte omnipotentis Dei praecipite. — Data Carpinetae secundo Kalendus Junii (30. Mai.). Indictione decima quinta — (Regest. IV. ep. 23. ad Bernard. Diacon. et Bernard. Abbat.)

3. Zu gleicher Zeit setzte auch Gregor die gesammte deutsche Nation, in einem an sie gerichteten päbstlichen Breve von dem Inhalt seines, seinen beiden Legaten gegebenen Befehls in Kenntniß; bemerkt auch dabei, daß beide Könige sich um Beistand an den apostolischen Stuhl gewendet hätten. Dieses Schreiben an die Deutschen enthält beinahe Wort vor Wort dasselbe, was er an die Legaten geschrieben hatte; nur wiederholt er darin, was er schon in mehrern frühern Briefen gesagt, nämlich daß, da der Stuhl des Apostels Petrus die Gewalt erhalten habe, in göttlichen und geistlichen Dingen zu entscheiden, zu binden und zu lößen, er um so

mehr auch dieselbe Gewalt über irdische und zeitliche Angelegenheiten habe *).

*) — — Si enim coelestia et spiritualia sedes beati Petri solvit et judicat, quanto magis terrena et saecularia? (Regest. IV. ep. 24.) — — Sehr gegründete Zweifel gegen diese Behauptung scheinen jedoch mehrere aus dem Munde der ewigen Wahrheit geflossene Reden zu erregen. Wenn Christus sagt: „mein Reich ist nicht von dieser Welt,“ so folgt daraus, daß auch das Regiment seines sichtbaren Statthalters nicht von dieser Welt seyn kann, sondern sich blos auf Jesu Reich, dieses Reich der Wahrheit, das wahre Reich Gottes, und da unter dieser Benennung in den heiligen Schriften des neuen Bundes sehr oft die Kirche bezeichnet wird, also auch blos auf die Kirche beschränken muß. — Dem Jünglinge, der von Jesu begehrte, er möge seinem, des Jünglings Bruder, gebieten, daß er das väterliche Erbe mit ihm theile, gab Christus sehr ernst zur Antwort: „Wer hat mich zum Richter zwischen dir und deinem Bruder bestellt?“ Jedes Wort der Reden Jesu ist nicht blos für jene Zeit, sondern für alle Zeiten gesprochen. Es tönt noch immer und kann nie verhallen; und so möchte man wohl befugt seyn zu glauben, daß Jesus durch diese und ähnliche Reden schon damals den künftigen Häuptern seiner Kirche ihren wahren Wirkungskreis und dessen Grenze habe bezeichnen wollen. — Der große Apostel sagt: „alle Gewalt kommt von Oben.“ Da aber offenbar nur der, welcher ganz allein eine Gewalt zu geben vermag, auch sie wieder zu nehmen das Recht haben kann, so ergibt sich hieraus in der strengsten Schlußfolge, daß Monarchen in ihrem Privat- wie öffentlichen Leben keinen andern Richter haben und haben können, als nur Gott allein *). Indessen sind

*) Eine Ausnahme findet jedoch Statt, wenn Fürsten freiwillig (aus bon plaisir) sich eines Theiles ihrer Rechte entäussern und unter der Benennung: Ständische Deputirte, sich, gleich den alten Königen von Sparta, eine ganze Schaar von Ephoren an die Seite gesetzt und deren Controlle sich zu unterwerfen für gut befunden haben.

jedoch die Könige, wenn sie Christen sind, auch Söhne der Kirche, mithin dieser und deren Oberhaupte in Glaubenssachen so wie in Allem, was sich auf die durch heilige Canons bestimmten Disciplinen bezieht, unbedingten Gehorsam schuldig; und handeln sie gegen die Satzungen der Kirche, wollen sie deren heiliges Lehramt beschränken oder erschweren, sich selbst in das Heiligthum eindrängen, Bischöfen und andern Dienern der Kirche in Ausübung ihrer heiligen Berufspflichten hemmend entgegen treten, mithin sich wirklich gegen ihre Mutter, die Kirche, empören; dann hat unstreitig der Pabst das Recht und die Macht, sie zu bestrafen, und nach dem Grade des Verbrechens sie mit dem Bannfluch zu binden. Man sage und glaube ja nicht, daß dieß eine schwache Waffe sey. Schärfer und zweischneidiger, als jedes andere materielle Schwert, ist jenes, mit welchem Christus seine Kirche umgürtet hat. Es tödtet die Seele und den Geist und, gar oft auch den Leib. Welch ein schrecklicher Zustand ist es nicht schon für den mit dem Bannfluch Beladenen, daß er von diesem Augenblicke an von dem allgemeinen Gebete der gesammten Christenheit ausgeschlossen ist, daß er an den unendlichen Verdiensten des täglich auf dem ganzen Erdkreis dargebrachten hochheiligen Opfers durchaus keinen Antheil mehr hat. Gehüllt ist er in eine, dem materiellen Auge zwar nicht sichtbaren, aber für das Auge der Seele desto furchtbarern Wolke von Finsterniß, durch die, so lange er darin ist, auch nicht ein Strahl göttlicher Gnade mehr zu ihm dringen kann. Und was ist der Mensch ohne diese Gnade, die selbst den größten Sünder, so lange er nur noch ein Glied der Kirche ist, nie gänzlich verläßt, und wenn sie, wegen des Uebermaßes seiner Frevel, doch endlich völlig von ihm weicht, auch sogleich dessen zeitlichen, nicht selten schauervollen Untergang zur Folge hat. — Der Pabst, den Begriff einer reinen Hierarchie festhaltend, bedarf zur Erhaltung und Vertheidigung des Reiches, in welchem er als Statthalter Jesu Christi zu gebieten hat, gar keiner zeitlichen, weder politischen noch materiellen Waffen. Jene, die Christus ihm ertheilt, sind schon mehr als

hinreichend; und feststehend auf den untrüglichen Verheißungen Jesu, ist er weit über alle irdische Reiche und Throne erhaben. Gregor selbst sagt dieß, legt aber leider eine ihm eigene Bedeutung hinein, der zu Folge er alle Grenzen seines Amtes wie seiner Gewalt weit überschreiten zu dürfen glaubte. Aber gewiß nicht aus Stolz oder Herrschsucht, dazu war seine Seele viel zu edel und zu groß, sondern weil irregeleitet durch Grundsätze, die nur in der Unbändigkeit jener Zeit eine, jedoch blos scheinbare Rechtfertigung finden können. Uebrigens circulirten, obgleich noch im Stillen, schon vor Gregor unter dem hohen römischen Clerus dieselben Grundsätze, die möglicher Weise gar wohl in etwas ganz anderem, als in jener, Gott so gefälligen, evangelischen Einfalt und Demuth, ihren Entstehungsgrund möchten gehabt haben. — Staunen dürfen wir daher auch nicht, wenn wir sehen werden, daß Gregor, nachdem er seinen wahren Standpunkt, der zugleich auch der geistige Centralpunkt seiner Macht war, verlassen hatte, nun auf den unsichern, unter den Füßen Aller, die ihn betreten, unaufhörlich schwankenden Boden ganz gemeiner Politik herabgezogen ward und mehr als einmal sich gezwungen sah, so ganz nach neuerer Art zu diplomatisiren, ignoriren, desavouiren, tergiversiren rc. rc. Aber dadurch gewann weder seine eigene noch des hohen apostolischen Stuhles Würde. Er selbst gab Anstoß zuerst einem Theile seiner Zeitgenossen, den Sachsen, und noch größern Anstoß der Nachwelt.

4. Daß es wirklich Gregors sehnlichster Wunsch war, Deutschland beruhiget, und dessen zeitliche wie kirchliche Angelegenheiten geordnet zu sehen, daran ist gar nicht zu zweifeln; aber um so schwerer möchte es zu begreifen seyn, wie Gregor von seiner, den Legaten gegebenen Weisung, und dem an die Deutschen erlassenen Schreiben eine wohlthätige Wirkung erwarten konnte, wenn er sie anders, und in der That erwartet hat. Wie konnte er nur einen Augenblick glauben, daß

Heinrich zugeben würde, ja zugeben könnte, daß es auf das neue in Frage gestellt, und mithin untersucht und entschieden werden sollte: ob er ferner König bleiben sollte oder nicht? Die päbstlichen Schreiben fanden also bei Heinrich und dessen Anhängern keine günstige Aufnahme. Viele der Letztern warfen sie sogar mit Verachtung bei Seite, während Andere ihre Aechtheit zu bezweifeln suchten. Was Rudolph betraf, so erklärte dieser zwar, daß er stets ein gehorsamer Sohn des Pabstes seyn werde, konnte jedoch dessen Foderung in Ansehung des sichern Geleites, aus Mangel an Macht, und weil er allen Einfluß in Süddeutschland verloren hatte, unmöglich entsprechen, da ja Heinrich alle nach Italien führende Pässe besetzt hielt und sorgsam bewachen ließ. Auch der Pabst gerieth dadurch in große Besorgnisse, denn da jetzt alle Verbindung zwischen Deutschland und Italien, auf der deutschen Seite durch Heinrich, und jenseits der Alpen durch die in der Lombardei herrschende große Aufregung unterbrochen war, so erfuhr Gregor jetzt nichts mehr von den Ereignissen in Deutschland. Auch das Schicksal seiner Legaten und der an sie, wie an die Deutschen gesandten Briefe blieb ihm unbekannt *), und zwar

*) Bevor noch Gregor seinen Legaten geschrieben und ihnen den obigen Auftrag gegeben hatte, war der Eine davon, nämlich der Abt Bernard von Marseille, da er gerade auf der Rückreise nach Rom begriffen war, von dem Grafen Ulrich von Lenzburg angehalten und gefangen genommen worden. Er blieb mehrere Monate in der Gefangenschaft und ward erst später von dem Grafen Ulrich, auf die Fürbitte des heiligen Abtes von Clugny, in das Kloster Hirschau entlassen. Selbst noch drei Monate nachher beklagt sich Gregor in einem Schreiben an den Erzbischof Udo von Trier, von seinen Legaten noch keine Nachricht erhalten zu haben. Der Cardinal-Legat hatte jedoch das päbstliche Schreiben mit der darin

um so mehr, da es jetzt ebenfalls im Interesse Rudolphs lag, die beiden päbstlichen Schreiben geheim zu halten, ja wohl so viel möglich zu unterdrücken. Diese hatten nämlich Rudolph ganz unvermuthet, und auf eine höchst unangenehme Weise aus seinem, seit dem Auftritte in Forchheim geträumten Traume aufgeweckt. Er und die Sachsen hatten bisher geglaubt, daß seine Sache auch die Sache des Pabstes sey, daß dieser den Heinrich verworfen und nur ihn als den rechtmäßigen König anerkenne, er daher auch durch die ganze Macht des apostolischen Stuhles werde unterstützt und gehalten werden. Aber aus jenen beiden Briefen ergab sich gerade das Gegentheil. Zu seinem nicht kleinen Erstaunen sah jetzt Rudolph, daß noch von zwei Königen die Rede, mithin auch nicht entschieden sey, welchen von Beiden der Pabst als den rechtmäßigen König anerkennen werde; daß dieß erst von einer vorhergehenden Untersuchung und Prüfung, die vielleicht so bald noch nicht möglich seyn könnte, abhange, kurz, daß das, was Rudolph schon für völlig beendiget glaubte, noch gar nicht angefangen sey. Da aber dadurch der Muth der Sachsen, sobald sie es erfahren würden, bedeutend konnte geschwächt werden; so war Rudolphen nun ungemein viel daran gelegen, sie wo möglich noch einige Zeit in ihrer bisherigen Täuschung zu erhalten, besonders da er jetzt, nach seinem mißlungenen Versuch auf Siegmaringen, und aus Oberdeutschland von Heinrich vertrieben, zu den Sachsen geflohen war und mit diesen sich zu einem Feldzuge gegen Heinrich rüstete.

---

ihm gegebenen Weisung richtig erhalten. Da er aber weder an den Pabst berichten noch von demselben fernere Instruktionen erhalten konnte, so mußte er nach eigener Einsicht handeln, welches er auch wirklich, und wie wir gleich sehen werden, auf eine ziemlich ungeschickte Weise that.

5. Erst während der Belagerung Würzburgs, und als Heinrich sich mit seinem kleinen Heere hinter dem Neckar aufgestellt hatte, gelang es dem Cardinal-Legaten Bernard, das päbstliche Schreiben in die Hände Heinrichs zu spielen. Vorher hatte er schon einen Versuch gemacht, sie durch einen Würzburger Mönch an den König zu senden. Aber Einige der Anhänger Heinrichs erhielten Kunde davon, überfielen den Mönch unter Weges, nahmen ihm seine Papiere ab, die sie mit Verachtung zerrissen, und, damit kein anderer sobald Lust bekäme, sich einem ähnlichen Auftrage zu unterziehen, prügelten sie ihn nicht nur sehr derb durch, sondern hielten ihn auch noch gefänglich zurück. — Dieß war zwar nicht gerade auf Heinrichs Geheiß, jedoch gewiß nicht ohne dessen Wissen geschehen. Er konnte es also ignoriren und immer mit Wahrheit behaupten, kein päbstliches Schreiben erhalten zu haben. Um ihm jedoch allen Vorwand zu benehmen, nichts von einem päbstlichen Ermahnungsschreiben gewußt zu haben, gewann der Cardinal jetzt einen von Heinrichs Leuten selbst, der es übernahm, die Briefe dem König zu überreichen, aber so, daß dieser glauben mußte, es seyen nicht päbstliche, sondern ganz andere Angelegenheiten betreffende Schreiben. Willig nahm sie daher Heinrich an, und ließ sie vorlesen. Aber kaum hatte man ihm einige Zeilen gelesen, als er erkannte, daß es ein päbstliches Schreiben, und er von seinem vermeintlichen Getreuen verrathen worden sey. In heftigem Zorn warf er die Papiere mit Verachtung hinweg, ließ den Ueberbringer verhaften, und sehr strenge würde dieser bestraft worden seyn, hätte er nicht bald darauf Gelegenheit gefunden, aus seiner Haft wieder zu entwischen. Natürlich fiel er nun von Heinrich ab und ging zu Rudolph über.

6. Aber Rudolph selbst befand sich jetzt in nicht kleiner Noth. Sein gegen Heinrich unternommener

unglücklicher Feldzug, auf welchem er weder Würzburg hatte nehmen, noch gegen Heinrich etwas ausrichten können, hatten seinen Feldherrnruhm nicht vermehrt. Um so mehr ängstigten ihn jetzt die päbstlichen Briefe; um so mehr mußte er befürchten, daß der Eifer der Sachsen, wenn diese den Inhalt jener Briefe erführen, erkalten würde. Diese Besorgnisse, wie es scheint, theilten mit ihm auch der Cardinal-Legat und der Erzbischof von Mainz. Zwar hatte Rudolph seine bedrängte Lage dem Pabst geschrieben, und ihn um Beistand gebeten. Aber alle Hülfe, die Gregor leisten konnte, bestand blos darin, daß er an den Erzbischof Udo von Trier und an dessen Suffraganbischöfe schrieb, und ihnen ernstlich gebot, keine Mühe zu sparen, um dem unseligen Kriege ein Ende zu machen, und dem deutschen Reiche wieder den Frieden zu geben. Aber dafür that der päbstliche Legat Bernard nun einen desto entscheidendern Schritt. — Daß Heinrich das päbstliche Ermahnungsschreiben vom 30. Mai jetzt erhalten, jedoch der Forderung des Pabstes sich zu fügen durchaus nicht gesonnen sey, davon war er überzeugt. Kraft der vom Pabste erhaltenen Weisung, jedoch blos dem buchstäblichen Inhalt derselben folgend, ohne den wahren Sinn derselben und die Absicht des Pabstes richtig aufzufassen, berief er mit dem Erzbischofe von Mainz alle sächsischen Bischöfe und Fürsten zu einem Concilium nach Goslar, sprach am 12. Nov. 1077 auf das neue über König Heinrich den Bannfluch aus, untersagte ihm das Reichsregiment, bestätigte dafür Rudolph in seiner Würde, und befahl, im Namen des Pabstes, allen Fürsten, dem Rudolph als ihrem Könige zu gehorchen. Aber mit diesem allzu voreiligen Schritte seines Legaten war Gregor nichts weniger als sehr zufrieden. Jene Weisung, der zu Folge der Cardinal Bernard den König Heinrich jetzt wieder gebannt, hatte der Pabst am Ende des Monates Mai

an seine Legaten erlassen. Aber nun befand man sich schon in Mitte Novembers. Vieles hatte sich indessen geändert. Während seines, mehrere Monaten dauernden Aufenthalts in Canossa hatte der Pabst nichts zur Vereinigung der schismatischen Bischöfe mit dem römischen Stuhle zu Stande gebracht; und als er im September nach Rom zurückkehrte, herrschte gegen ihn in den Gemüthern der Longobarden noch immer dieselbe Aufregung. In Rom selbst war Heinrichs Parthei weit zahlreicher und stärker als die päbstliche. Robert, Herzog von Apulien, den Gregor gebannt hatte, und mit dem er noch nicht ausgesöhnt war, griff immer weiter um sich, hatte erst unlängst Salerno erobert, und den Fürsten Gisulph gezwungen, zu dem Pabste, seinem Beschützer, nach Rom zu fliehen. Endlich hatte in Deutschland Heinrich bei weitem die Oberhand. Ganz Bayern, Schwaben, Franken, alle rheinische Städte, ganz Lotharingen und die meisten burgundischen Herren waren auf seine Seite getreten. Offenbar war es also jetzt nicht der rechte Zeitpunkt, jenen entscheidenden Schritt zu thun, den sein Legat zu Goslar leider gethan hatte. Gregor hielt für das beste, das Geschehene zu ignoriren; schrieb aber sogleich ein sehr zahlreiches, im Anfange des März 1078 zu haltendes Concilium nach Rom aus. Auf diesem sollten nebst verschiedenen kirchlichen Gegenständen, auch die Angelegenheiten Deutschlands verhandelt, daher unverzüglich beide Könige eingeladen werden, Gesandten zu demselben zu schicken. Aber dieß vermochte nur Heinrich, der alle aus Deutschland nach Italien führende Pässe beherrschte. Sehr gerne nahm er daher auch die an ihn ergangene Einladung an. — Heinrichs Wahl, der, zu dieser wichtigen Gesandtschaft geeigneten Individuen war trefflich. Sie fiel auf die Bischöfe Dieterich von Verdün und Benno von Osnabrück; beide ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit, Einsicht und unbescholtenen

Wandel, und, obgleich Heinrich mit Treue zugethan, dennoch vom Pabste und den Römern ungemein geachtet und geehrt.

7. Sehr gerne hätte auch Rudolph Gesandte nach Rom geordnet; dieß lag jedoch nicht in seiner Macht. Aber das päbstliche Einladungsschreiben konnte jetzt den Sachsen nicht vorenthalten werden; zugleich wurden sie nun auch von Gregors frühern, an die beiden Könige und an die ganze deutsche Nation erlassenen Briefe vom 30. Mai in Kenntniß gesetzt. Man kann sich kaum einen Begriff machen von der Ueberraschung der Sachsen, als ihnen des Pabstes wirkliches Verhältniß zu Heinrich, wie zu ihrem vermeinten König Rudolph bekannt ward. Aber noch weit größer war über den Pabst selbst ihr Unwille, und dieser ergoß sich nun in einem, zwar in sehr ehrerbietigen Ausdrücken abgefaßten, jedoch auch mit vielen Bitterkeiten erfüllten Schreiben an Gregor, in welchem sie ihm ganz unumwunden zu verstehen gaben, daß sie in seinem Betragen Wankelmuth, Unentschlossenheit *), ja selbst eine Art von List und Verschlagenheit bemerkten. „Deine Heiligkeit (Excellentia vestra)“ sagen die Sachsen, „sind Zeugen, daß König Heinrich nicht auf unsern Rath, auch nicht auf unsere Klagen und Beschwerden, sondern blos wegen der dem römischen Stuhle zugefügten Beleidigungen der königlichen Würde beraubt, und uns unter fürchterlichen Drohungen verboten ward, ihm ferner zu dienen, daher auch alle Christen von dem Eide der Treue, den sie ihm geleistet, oder noch leisten würden, freigesprochen wurden. Wir haben hierin,

*) Wankelmuth und Unentschlossenheit wird man sehr oft selbst in großen, ausgezeichneten Naturen finden, sobald Verstand und Herz mit einander in Conflikt gerathen oder gegen eine sehr glänzende, sie daher fortreißende Idee ihr inneres Gefühl sich sträubt.

und zwar mit der größten Gefahr für uns, deinem Befehle gefolgt; und weil wir nicht, wie Andere gethan, demjenigen, den du abgesetzt, ferner mehr gehorchen wollten, hat er auf das grausamste gegen uns gewüthet *), so daß viele von uns, nachdem sie

*) Dieß ist eine offenbare Unwahrheit, und in deren Gefolge befindet sich sogleich, durch trügerische Verwechselung der Zeiten und Ereignisse, eine Menge noch anderer, eben so auffallender Unwahrheiten. Noch ehe Heinrichs Excommunication in Deutschland war bekannt worden, war schon die, von den Söhnen des Grafen Gero vorbereitete und zwar nicht zu rechtfertigende, aber doch in mancher Hinsicht einigermaßen zu entschuldigende Empörung in Sachsen ausgebrochen und Herzog Otto von Heinrich wieder abgefallen. Auch die Herzoge des südlichen Deutschlands hatten schon meuterische Zusammenkünfte, und erst in Ulm, wo sie wieder zusammen gekommen waren, um ihr Werk des Aufruhrs noch mehr zu fördern, erhielten sie die Nachricht von dem gegen Heinrich ausgesprochenen Bannfluch, wodurch sie freilich, weil nun auch auf den Beistand des Pabstes hoffend, in ihrem Vorhaben noch mehr bestärkt und ermuntert wurden. Also nicht aus Gehorsam gegen den Pabst, sondern aus ganz anderen Gründen hatten sie dem Könige den Gehorsam aufgekündiget. Aber wie konnte damals Heinrich gegen die, dem Pabste so gehorsamen Sachsen mit so vieler Grausamkeit gewüthet haben? Unmittelbar nach seinem mißlungenen Versuche, in die Markgrafschaft Meißen einzudringen, eilte Heinrich nach Worms und sah sich allda sogleich beinahe von allen Fürsten verlassen. Auf den verschiedenen, von ihm ausgeschriebenen Reichstagen erschien auch nicht ein Einziger; und etliche Wochen darauf hatten die unerhörten Vorgänge zu Tribur und Oppenheim Statt. Selbst wenn Heinrich damals die Sachsen, wegen ihres dem Pabste erwiesenen Gehorsams, hätte züchtigen wollen, so hätte es ihm ja offenbar an Mitteln und Macht dazu völlig gefehlt. — Aber etwas ganz anderes war es, als Heinrich nach seiner Lossprechung in Italien erfahren hatte, daß die Sach-

alle ihre Güter und ihr Leben in diesem Kampfe verloren, eine völlig verarmte, in das größte Elend gestürzte Nachkommenschaft hinterließen. Und was war unser Lohn dafür? Ohne uns dabei um Rath zu fragen, ward er, und zwar ungebessert, losgesprochen (woher wußten denn die Sachsen, daß es Heinrich in Canossa nicht seines gegen die Kirche und dessen Oberhaupt begangenen Frevels aufrichtig reuete, worauf es doch damals vorzüglich ankam) und erhielt auf das neue wieder die Freiheit gegen uns zu wüthen *). In deinem diesfalls (in Beziehung auf die Lossprechung) an uns erlassenen Schreiben hieß es, daß wegen des Reiches nichts geändert worden sey **); überhaupt

sen und die mit ihnen verbündeten Fürsten ihn des Thrones entsetzt und Rudolph darauf erhoben hätten, und, sobald er wieder in Deutschland angekommen war, das Schwert gegen den Thronräuber und dessen Anhänger zog. Wenn nun von den Letztern in Bayern, Schwaben und Franken sehr viele in dem Kampfe ihr Leben verloren, oder von ihren Gütern vertrieben und diese eingezogen wurden, so hatten sie dieses nicht ihrem Gehorsam gegen den Pabst, sondern ihrer frevelhaften Empörung gegen den rechtmäßigen König zuzuschreiben.

*) Das heißt, um sein väterliches Erbe zu kämpfen, dieses sich nicht von seinen aufrührerischen Vasallen entreissen zu lassen, mithin diejenigen zu verderben, die ihn zuerst mit ihren Füßen zertreten und völlig verderben wollten.

**) Man sieht, die Sachsen legen hier in die Worte des Pabstes einen ganz andern Sinn, als wirklich darin lag. Der Leser wird sich dessen erinnern, was wir schon früher darüber sagten, als von eben diesem, an die Sachsen oder vielmehr an die deutschen Fürsten erlassenen päbstlichen Schreiben die Rede war. — Aber auch davon abgesehen; so hatten ja sie selbst aus eigener frecher Willkühr die größte Aenderung, die sich nur denken läßt, sich erlaubt, den rechtmäßigen König Heinrich entthront und dessen Krone dem Rudolph gegeben.

scheine es ihnen unbegreiflich, wie die Lösung der Unterthanen von ihrem Eide habe wieder aufgehoben werden können (dieß ist doch wahrhaftig nicht schwer zu begreifen). Nachdem also das Reich ein ganzes Jahr ohne König gewesen, haben unsere Fürsten einen andern König gewählt; und während nun, in Ansehung der Wiederherstellung der Ruhe und Einigkeit im Reiche (ad resocillandum imperium) unsere Hoffnung auf den einen, neu gewählten König, und nicht auf mehrere Könige gestellt ist, kommen jetzt ganz unerwartet deine Briefe, und sprechen von zwei Königen, sodern von allen Beiden, daß sie Abgeordnete schicken sollen. Diese Sprache von mehreren Königen muß nothwendig eine Theilung des Reiches und Trennung des Volkes zur Folge haben, besonders da du in deinen Briefen immer die Person Heinrichs (personam praevaricatoris) zuerst nennest, ihm einen Vorzug zugestehest, und von ihm, wie von einem mächtigen Könige, sicheres Geleit begehrest, daß du in unsere Gegend kommen und unsere Angelegenheiten ordnen könnest. Es scheine ihnen sehr sonderbar, daß der, welcher in die Würde desjenigen, den eine Kirchenversammlung abgesetzt, durch päbstliche Vollmacht eingesetzt worden *), nun noch zur

*) Dieß ist wieder ein wahres Durcheinander. Als in Folge jenes auf dem Conciliabulum von Worms begangenen Frevels, der Pabst in einem Concilium in Rom den König Heinrich bannte und ihm das Reichsregiment untersagte, so war dieses nichts weniger als eine Absetzung. Wir wollen hierüber jetzt den gelehrten Herrn Professor Döllinger (B. II. S. 742.) selbst hier sprechen lassen: „Dieß (nämlich die Untersagung des Reichsregiments) war noch keine Absetzung, sondern eine blose Suspension, nach den damaligen Ansichten die nothwendige Folge des Bannes, da kein Gläubiger mit dem Gebannten umgehen durfte, dieser also, so lange er im Banne blieb, die Regierungsgeschäfte nicht führen konnte." — Da-

Verantwortung gezogen, und das, was man bereits für beendiget gehalten, auf das neue erst wieder angefangen werden sollte. Was auch noch ferner sie schmerze, sey, daß, so wie man sie zur Beharrlichkeit in dem bereits Begonnenen ermahne, doch auch noch ihren Gegner zu gleicher Hoffnung ermuntere. Die Räthe Heinrichs, die ihm trotz des Verbotes der Kirche dienen, und damit sammt ihrem Oberhaupte (dem Könige Heinrich) von dem päbstlichen Legaten mit dem Banne belegt wurden, werden vom römischen Stuhle

raus geht nun klar hervor, daß, so bald die Gläubigen mit dem vom Banne Gelößten wieder Umgang haben dürfen, dieser nun ebenfalls die Regierungsgeschäfte wieder besorgen kann, was auch wirklich Heinrich that, und keine Macht auf Erden ihm verbieten konnte, daher auch der Pabst es ihm nicht verbot. Die Fürsten und die ihnen anhangenden Chronisten behaupten zwar, daß auch nach der Lossprechung der Pabst dem Heinrich noch die Reichsverwaltung untersagt habe. Aber diese ganz irrige Behauptung ward nur deßwegen aufgestellt, weil die Fürsten darin einen, obgleich sehr schlechten Grund zu haben glaubten, in der Empörung gegen ihren rechtmäßigen König zu beharren. — Wenn ferner die Sachsen gleich darauf sagen: Rudolph sey durch päbstliche Vollmacht als König eingesetzt worden, so ist dieß eine nicht mindere, jedoch diesmal den Sachsen nicht zu verübelnde Unwahrheit. Die päbstlichen Legaten zu Forchheim hatten die dort versammelten Fürsten nicht im Namen des Pabstes ermächtiget, einen neuen König zu wählen; sondern ihnen blos gesagt: sie, die Fürsten, müßten selbst am besten wissen, was jetzt das Wohl des Reiches erfodere. Da jedoch die Legaten, als wirklich zur Wahl geschritten ward, nicht dagegen protestirten, ja selbst der Krönung beiwohnten, so mußten freilich die Fürsten dadurch getäuscht werden, und die Meinung mußte sich bei ihnen feststellen, Alles sey mit Bewilligung, ja selbst auf Befehl des Papstes, oder wenigstens mit dessen Zustimmung geschehen.

wohlwollend empfangen, und kehren nicht nur ungestraft, sondern selbst mit Ehrenbezeugungen überhäuft, zurück, so daß wir ein Gegenstand des Gespöttes und Gelächters werden, die, gleich Wahnsinnigen, mit jenen keine Gemeinschaft haben wollten, die doch von dem Oberhaupte der Kirche so liebevoll (caritative) aufgenommen würden. Zu unserm Verdruß kommt noch hinzu, daß man sogar das, was unsere Feinde verschulden, uns ebenfalls zur Last legt, und uns der Nachlässigkeit beschuldiget, daß wir keine Gesandten geschickt hätten, da es doch klarer als die Sonne ist, daß wir blos von jenen daran verhindert werden, welche es nicht zu hindern, mit einem Eide versprochen hatten. Aber davon schweigt man jetzt, und macht es uns zum Vorwurfe, keine Gesandten abgeordnet zu haben. Wir wissen zwar, und haben zu deiner Frömmigkeit das Zutrauen, daß Du bei allem diesem eine gute Absicht hast, und nur nach irgend einer feinen Ueberlegung (subtili aliqua deliberationae) so handelst. Aber wir unwissende Leute verstehen eine solche feine Politik nicht. Wir reden nur von dem, was uns klar vor Augen liegt, nämlich daß durch diese Begünstigung beider Partheien*),

---

*) Dieser Vorwurf, den hier die Sachsen dem Pabst machen, ist offenbar gerecht. Gregor mußte entweder gleich im Anfange, wie es die Gerechtigkeit erfoderte, den Rudolph als einen Usurpator verwerfen, oder, wenn er dieß nicht wollte, den Heinrich nicht mehr als König anerkennen, mithin auch nicht mehr über Reichsgeschäfte mit ihm unterhandeln. Den Sachsen ist es also nicht sehr zu verargen, wenn sie Gregor der Doppelzüngigkeit und einer Art von Achselträgerei beschuldigten. Indessen waren die Beweggründe, warum Gregor so handelte, nichts weniger als selbstsüchtig. Seine Absicht war rein und edel. Er hatte dabei blos das Wohl der Kirche, deren Reinigung und Heiligung im Auge, und da er dieß nicht bewerkstelligen zu können glaubte, wenn nicht Heinrich

und das fortdauernde Hinausschieben einer abermaligen Entscheidung über Sachen, die doch schon ausgemacht sind und fest bestehen, nichts als blutige Kriege, Verwirrung und Verwüstung entstehen; Raub und Mord, zahllose verbrannte und zerstörte Dörfer, Häuser und Kirchen, zunehmendes Elend des gemeinen Volkes, Auflösung aller göttlichen und weltlichen Ordnung; und endlich, da du beiden Theilen Hoffnung zum Reiche gemacht hast, auch schreckliche Verwüstung und Vergeudung der königlichen Domänen, so daß in der Zukunft die Könige Deutschlands nicht mehr von ihren königlichen Gütern, sondern blos vom Raube werden leben müssen. Alles dieses Elend würde entweder gar nicht, oder in viel geringerem Maße über uns gekommen seyn, wenn deine Heiligkeit auf der Bahn, die sie anfänglich betreten, ohne rechts oder links zu schauen, fortgewandelt wäre. Wenn es dem Pabste zu schwer scheine, denen mit Worten zu Hülfe zu kommen, die für ihn sich der größten Gefahr ausgesetzt hätten; so möchte er doch wenigstens der zerstörten und verwirrten

ihm in allen Dingen gehorche; so wollte er sich des Rudolphs als eines Schreckbildes bedienen, um den Heinrich zu einem unbedingten Gehorsam und völliger Abhängigkeit von dem römischen Stuhle zu zwingen. Aber die Sachen nahmen einen ganz andern Gang, als den, welchen Gregor berechnet hatte; und der Stein, den seine Hand geschleudert, verfehlte durchaus die Richtung, die er ihm hatte geben wollen. Möge doch der Mensch, wenn auch alle menschliche Weisheit sein Erbtheil geworden, er sogar selbst ein Heiliger ist, nie der Vorsehung vorgreifen wollen. In diesem Falle werden schwere Mißgriffe stets sein Lohn seyn, die alsdann vielleicht selbst die beste Absicht dennoch nicht in den Augen des Weltrichters möchten rechtfertigen können. Obgleich es auch auf der andern Seite sehr wahr ist, daß es sehr oft bei Gott nicht sowohl auf die Handlung selbst ankommt, als vielmehr auf die Absicht, die derselben zum Grunde lag.

Kirche helfen. Vermagst du nicht, und haltest es für zu gefährlich, den Zerstörern offen zu widerstehen; so mache doch wenigstens das, was bereits geschehen, nicht wieder rückgängig. Denn wenn das, was eine römische Synode beschlossen, und ein Legat des apostolischen Stuhles bestätiget hat, mit Stillschweigen übergangen, und gleichsam für nichts geachtet wird; so wisse man nicht mehr, was man in der Zukunft glauben, und für gewiß halten dürfe. Er, der Pabst, habe sie in den Rachen des Wolfs geführt, und möge doch jetzt ihre, auf ihn gesetzte Hoffnung nicht täuschen" *).

*) Der ganze, wahrscheinlich von einem sächsischen Bischofe, im Namen der Fürsten, in auffallend schlechtem, wenig correktem, hie und da beinahe unverständlichem Latein geschriebene Brief ist eigentlich an sich nichts als ein höchst erbärmliches Produkt, dessen beide Factoren Lüge und Wahrheit sind, letztere jedoch in ganz ungemein geringem Maße. Zudem herrscht darin auch noch die größte Verwirrung aller Begriffe über Kirche und Staat, und zwar vom Anfange an bis zum Ende desselben. Indessen hat er doch in so weit einiges historisches Interesse, als daraus der tiefe, dem römischen Stuhle nachtheilige Eindruck sich ergibt, welchen Gregors Verfahren wenigstens auf einen Theil der Deutschen, wo nicht auf die ganze Nation damals machte. Da jedoch die Sachsen nachher noch ein paarmal an den Pabst schrieben, und in jedem dieser Briefe ihre Sprache immer beissender und schärfer wird, so möchte sich auch daraus ein ziemlich bündiger Beweis abstrahiren lassen, daß die Sachsen jetzt nur deswegen dem Pabste auch in den zeitlichen Angelegenheiten ihres Landes einen so unbedingten Gehorsam zu erweisen sich den Schein gaben, weil sie in ihm einen mächtigen Förderer dessen erblickten, was sie auszuführen längst schon beschlossen hatten; und daß endlich, wenn Gregor ihnen einmal entgegen getreten wäre, und sich förmlich gegen sie erklärt hätte, ganz gewiß auch ihrem frühern Gehorsam, dessen sie sich jetzt so sehr rühmen, ein eben so störriger, hartnäckiger Ungehor-

8. Da die Sachsen zu ihrer Gesandtschaft nach Rom keine bedeutenden Männer wählen konnten — denn Wer von ihren Bischöfen oder Fürsten wollte sich der Gefahr einer langen und harten Gefangenschaft aussetzen? — so übergaben sie ihr Schreiben den nächsten besten, die auf gut Glück es wagen wollten, sich durch die bei den Pässen aufgestellten Wachen Heinrichs durchzuschleichen. Der Abgeordneten, welche die Sachsen auf diese Weise über die Alpen senden konnten, waren es demnach nur wenige, die jedoch, weil ohne Gefolge und ohne Alles, was Aufsehen und Verdacht hätte erregen können, glücklich nach Rom kamen. Diese Leute konnte und wollte jedoch Gregor nicht als förmliche Gesandte betrachten, mithin sie auch nicht als solche behandeln; nur in Geheim gab er ihnen Audienz, ließ sie auch nicht vor der Synode erscheinen. Aber den Gesandten Heinrichs gestattete er, vor dem zahlreichen, aus zwei und siebenzig Bischöfen bestehenden Concilium die Sache ihres Herrn zu führen; und dieß unternahmen nun Dieterich und Benno, und zwar mit einer Alles besiegenden, alles mit sich fortreissenden Beredsamkeit. Zuerst versprachen sie, im Namen ihres Herrn, öffentlich dem Pabste Gehorsam, und setzten dann mit der größten Klarheit die wahre Lage der Dinge auseinander, und wie Rudolph, obgleich ein Vasall Heinrichs, und demselben durch seinen Vasalleneid verpflichtet, ihm dennoch treulos geworden, ihn aus dem Lande vertrieben, hierauf noch Andere zu gleicher Treulosigkeit verführt, und endlich, seine frevelnde Hand nach der Krone seines Herrn ausstreckend, sich zum König aufgeworfen habe. Ihr Herr, sagten Heinrichs Gesandten,

---

sam würde gefolgt seyn. Kurz, die Verhältnisse des Pabstes zu den Sachsen, wie der Sachsen zu dem Pabste beruheten offenbar blos auf rein-politischen Gründen.

führe nicht deßwegen darüber hier Klage, weil es ihm nicht leicht sey, seinen abgefallenen treulosen Vasallen und dessen Anhänger durch Waffengewalt wieder zu unterdrücken; sondern weil es ihm geziemend scheine, auch die Entscheidung des römischen Stuhles darüber zu vernehmen. Die beiden Bischöfe wußten die Schändlichkeit des verrätherischen Betragens Rudolphs in einem so gräßlichen Lichte darzustellen, daß viele der versammelten Väter, sobald die Gesandten ihre Rede geendet hatten, sogleich sich erhoben, und in dem Gefühle eines gerechten Unwillens erklärten, ein so fluchwürdiges Betragen müsse auch mit dem Fluche der Kirche belegt, und dieser Spruch unverzüglich in der vollen kirchenrechtlichen Form in Vollzug gesetzt werden. Damit war jedoch der Pabst nicht einverstanden. Aus sehr guten, dem Leser schon bekannten Gründen, konnte er unmöglich seine Zustimmung dazu geben. „Ihm,“ sagte Gregor, „wären der Gehorsam und die Erklärung „beider Könige bekannt; auch wisse er, daß einem „jeden derselben ein Theil der Reichsfürsten, Bischöfe „und anderer gutgesinnter religiöser Männer anhange. „Aber eben daher sey es um so nothwendiger, eine „solche wichtige Angelegenheit, mit Zuziehung angesehener und einsichtsvoller Männer, reiflich zu überlegen, damit ja nicht durch Uebereilung dem Einen „oder dem Andern Unrecht geschehe. Unpartheiische „Gerechtigkeit müsse alle Beschlüsse einer römischen, „unter den Augen des höchsten Oberhaupts der Kirche, „gehaltenen Synode leiten.“ Wirklich gelang es auch Gregor am andern Tage, das Concilium zu einem, sein bisheriges Verfahren vollkommen rechtfertigenden Beschluß zu bewegen. Diesem zu Folge sollten abermals päbstliche Legaten nach Deutschland gehen, um dort in einer zahlreichen Versammlung von Geistlichen einen Versuch zu machen, die beiden streitenden Partheien gütlich mit einander zu vergleichen, oder wenn dieses

nicht gelingen sollte, nach Recht und Gerechtigkeit zu entscheiden. Zugleich ward jetzt auch über Jeden, er sey König, Fürst, Bischof, oder ein gemeiner Ritter, der durch Eingebung des Teufels, oder seines eigenen Vortheiles wegen, den päbstlichen Legaten in ihrem Friedenswerke hemmend und hindernd entgegen zu treten sich erkühnen würde, ein furchtbarer, Leib und Seele verderbender Fluch ausgesprochen. Jedes Glück des Lebens möge auf immer von ihm weichen, und nie ein Sieg seiner Fahne folgen. Um den Eindruck noch zu vermehren, welchen dieser Fluch auf jedes Gemüth hervorzubringen im Stande seyn könnte, wurden die brennenden Fackeln, welche der Pabst und die Bischöfe beim Verkünden dieses Beschlusses trugen, ausgelöscht und auf die Erde geworfen*). — Gregor ernannte hierauf die Legaten, welche nach Deutschland gehen sollten, empfahl ihnen aber sehr ernst, ihrer eigenen Sicherheit wegen diese Reise in Gesellschaft der Gesandten Heinrichs zu machen; auch befahl er ihnen, daß, sobald man wegen der Zeit wie des Orts, wo der Reichstag sollte gehalten werden, übereingekommen wäre, sie eiligst wieder zu ihm nach Rom zurückkehren sollten, damit er alsdann andere, mit noch größerer Vollmacht versehene Legaten zu dem Reichstag nach Deutschland senden könne**). — Heinrichs Gesandten

*) Dieses gibt einigermaßen selbst Berthold zu; und obgleich er Heinrichs Gesandten wieder der Lüge und des Truges und unredlicher Künste beschuldiget, ohne jedoch irgend Etwas bestimmt anzugeben, was ihnen zum Vorwurf gereichen könnte, mithin blos auf alltäglichen Gemeinplätzen sich herumtreibend, gesteht er doch am Ende, daß die Bischöfe von Verdün und Osnabrück die Sache ihres Herrn nicht ineptissime vertheidiget hätten.

**) Aber warum ordnete Gregor nicht jetzt gleich solche, mit den nöthigen Instruktionen versehene Legaten ab,

entließ er hierauf sehr freundlich, da sich aber, was wahrscheinlich Gregor schon wußte, jedoch jetzt noch einige Zeit ignoriren wollte, das Gerücht von dem zu Goslar von dem Cardinal-Legaten über Heinrich ausgesprochenen Bannfluch sich zu verbreiten anfing, so hielt er es nicht für schicklich, den Gesandten öffentlich den apostolischen Segen zu ertheilen. — Die sächsischen Abgeordneten aber, weil er sie nicht in der Eigenschaft öffentlicher Gesandten anerkannt hatte, entließ er nur ganz heimlich*), ließ aber durch sie den Gegenkönig, so wie Alle, die den Befehlen und Decreten des apostolischen Stuhles sich unterwerfen und sie befolgen würden, seiner Gunst, seiner väterlichen Liebe und seines apostolischen Segens versichern.

---

die, sobald über Zeit und Ort eine Uebereinkunft getroffen seyn würde, welches gewiß keine leichte Sache war, auch unverzüglich diesen günstigen, kaum zu erwartenden Zeitpunkt benutzen und das Friedensgeschäft beginnen konnten. Wozu das öftere, offenbar zwecklose Hin- und Herschicken so vieler Legaten? Wird man dadurch nicht unwillkürlich zu der Vermuthung gezwungen: Gregor habe die ganze Angelegenheit vorzüglich verzögern und so lange hinausschieben wollen, bis das Waffenglück zwischen Heinrich und Rudolph sich bestimmt und entscheidend ausgesprochen haben würde. — O, der unseligen Politik, die gewiß, wie Bossuet sagt, nicht jene des Evangeliums und der übrigen heiligen Schriften ist.

*) Legatis autem Regis Rudolphi a dissimulatoria et satis cautissima licencia *clam et furtive* dimissis, quia per omnia ipsum obedientissimum et consentaneum sibi et apostolicae sedi minime dubitaverat, paternam dilectionem, pietatem et gratiam ipsi cum apostolica indulgentia et benedictione vigilanter demandare studuit, nec non omnibus majoribus et minoribus, qui sedis apostolicae praeceptis et decretis obedienter subesse et favere studio et voluntate in pace Christi unanimes non cessarent. (*Berthold.* Const. ad ann. 1078. p. 81.)

9. Die Verhandlungen auf dieser Synode machte nun auch Gregor sogleich in einem besondern Schreiben *) der deutschen Nation bekannt. Auch dem Erzbischofe Udo von Trier schrieb Gregor in ungemein freundlichen und zutrauungsvollen Ausdrücken, ihn ermahnend, das Friedensgeschäft, so viel er nur könnte, zu befördern. Er befahl ihm, daß, wenn man über den Ort und die Zeit, wo und wann der Reichstag sollte gehalten werden, sich gegenseitig verständiget haben würde, er unverzüglich mit einem seiner Brüder im heiligen Amte, der aber von Rudolphs Parthei seyn müßte, zu ihm nach Rom kommen möchte, damit er, der Pabst, alsdann das Weitere verfügen könnte. Endlich gab er dem Erzbischofe noch den Auftrag, bei Heinrich, dessen Freund er sey, sich zu verwenden, daß die beiden päbstlichen Legaten, der Cardinal nämlich und der Abt von Marseille, welche noch in Deutschland wären, sicher und ungehindert zu ihm nach Rom zurückkehren dürften.

10. Aber die auf dieser Synode genommenen Beschlüsse, so wie das päbstliche Breve an die Deutschen, befriedigten keine Parthei; am allerwenigsten Rudolph und die Sachsen, deren Erbitterung gegen den Pabst jetzt um Vieles stieg. Ungesäumt erließen sie an Gregor ein Schreiben, das in noch weit stärkeren Ausdrücken abgefaßt war, noch weit treffendere Vorwürfe enthielt, und in welchem sie unumwunden sagen, ihr Vertrauen auf den römischen Stuhl sey durch des Pabstes Betragen nicht wenig erschüttert worden. Uebrigens zeichnet sich dieser Brief blos durch seine Unanständigkeit, ja wohl Grobheit gegen den Pabst aus. Seinem Wesen nach ist der ganze Vortrag blos eine erbärmliche, höchst abgeschmackte Con-

*) *Greg.* ep. L. V. XV. vom neunten März.

sequenzenmacherei. Die Sachsen gehen von dem durchaus falschen Grundsatze aus, daß, als vor drei Jahren der Pabst den Heinrich mit dem Banne belegt, ihm die Regierung seiner beiden Reiche untersagt und alle seine Unterthanen von dem ihm geleisteten Eide losgesprochen habe, auch Heinrich für immer des Thrones sey entsetzt worden, und daß dieser Beschluß eines, unter dem Vorsitze des Pabstes gehaltenen Conciliums durch keinen spätern conciliarischen Beschluß mehr könne aufgehoben werden. „Was gehet es uns an", sagen sie daher, „jetzt noch einmal zu untersuchen, „ob Der ein Recht habe zu regieren, dem es schon „vor drei Jahren durch das Urtheil einer Kirchenver„sammlung abgesprochen ward. Einem solchen Urtheil „hätte die Untersuchung vorangehen und ihm nicht „erst drei Jahre nachher folgen müssen. Wie kann „eine Synode unter deinem Vorsitze über eine noch „ununtersuchte Sache geurtheilt haben? Wozu also „eine zweite Untersuchung? War aber die Unter„suchung, die einem Urtheilsspruche vorangehen „soll, damals mangelhaft, oder hat sie gar gefehlt; „wie hast du ohne sie und ohne irgend eine hinzuge„fügte Bedingung dem Heinrich das Reichsregiment „nehmen können?" — (welch' eine abgeschmackte, platte und unverständige Sophisterei!) — Etwas treffender, jedoch der Wahrheit ebenfalls nicht ganz getreu, sagen die Sachsen ferner: „Dein Legat hat „(zu Goslar) dem Heinrich die Regierung abgespro„chen, die Wahl Rudolphs in deinem Namen „bestätiget, und allen Deutschen geboten, ihm als „Könige zu gehorchen und in allen Dingen gewärtig „zu seyn. Wenn deine Lösung des dem Heinrich ge„schwornen Eides gültig ist, so kann dieser offenbar „nicht mehr regieren. Ist sie aber ungültig; was „soll aus den Bischöfen werden, die deßhalb ihren „Eid gegen Heinrich gebrochen haben? Was soll

„endlich aus dem Eide werden, den wir selbst auf „dein Geheiß *) dem Rudolph geschworen. Alle ver„ständigen Leute mögen sprechen und entscheiden, ob „je eine solche Verwirrung in der Kirche er„hört worden sey." Am Ende bitten sie den Pabst, er möchte nicht zurückweichen, sein eigenes Werk nicht wieder niederreissen, und nicht, aus Furcht vor irgend einer Gefahr, zu leeren Ausflüchten seine Zuflucht nehmen. Nur unter andern Worten fodern sie endlich von Gregor: Er möge ohne weiters den Heinrich bei Seite werfen, und den Rudolph als den allein rechtmäßigen König Deutschlandes anerkennen. — Mit Recht hielt Gregor den Brief der Sachsen zu keiner Antwort geeignet **). Indessen hätte er doch, und zwar mit immer zunehmender Klarheit, durch eben dieses Schreiben zu der Ueberzeugung gelangen können, daß weder Reichstäge und Concilienbeschlüsse, noch auch päbstliche Schreiben voll frommer Ermahnungen dem trostlosen Zustande Deutschlands ein Ende machen könnten. Von den beiden Königen konnte keiner, wenn er auch gewollt hätte, jetzt mehr zurücktreten. Am wenigsten Heinrich, nicht nur, weil er das Gefühl seines guten Rechts hatte, sondern auch weil Ehre und Monarchenpflicht ihm geboten, sich eher unter den Trümmern seines Thrones begraben, als das väterliche Reich sich schmachvoll entreissen zu lassen. Aber auch dem Rudolph war jeder Rückweg verschlossen. Seine eigene Individualität war zu tief und zu vielseitig in die sächsischen Händel verwickelt und verflochten. Er war gleichsam selbst eine sächsische

*) *Greg.* ep. L. V. XVI.

**) Man sieht, die Sachsen schreiben, und zwar nicht ganz mit Unrecht, unmittelbar alles dem Pabste zu, was sein Legat zu Goslar gethan, gesprochen und gutgeheißen hatte.

Angelegenheit geworden, und stand, wie jeder Sachse, unter dem mächtigen, in allem vorherrschenden Einfluße des unternehmenden, längst schon nach der deutschen oder einer neuen sächsischen Krone lüsternen Herzogs Otto von Nordheim. Hätte jetzt Rudolph sich selbst aufgeben wollen, so würde sein und seines ganzen Hauses völliger Untergang eine nicht mehr zu vermeidende Folge davon gewesen seyn. Rudolphs Wahl zum König spaltete Deutschland in zwei Theile, die weder Gregors Segen noch Fluch, und nur der Allmacht Hand wieder miteinander zu vereinigen vermochte. So wie die Menschen damals und zu allen Zeiten waren, und auch jetzt noch sind, konnte und mußte also blos das Schwert eine Entscheidung herbeiführen. Aber offenbar hatte Deutschlands damalige unselige, ja wohl verzweiflungsvolle Lage in den vielen früheren Mißgriffen und falschen Berechnungen ihren Grund; und als endlich gar die päbstlichen Legaten in Forchheim zu Rudolphs Erhebung stillschweigend ihre Zustimmung gaben, und sie nicht aus allen Kräften zu verhindern suchten, schleuderten sie über das deutsche Reich einen Feuerbrand, der dreißig Jahre fortbrannte, den keine menschliche Hand zu löschen vermochte, und der endlich ganz Deutschland in eine, auch noch lange nachher rauchende Brandstätte verwandelte*).

---

*) Erst mehrere Monate nachher, im folgenden Jahre, erließ Gregor an den Herzog Welf ein Schreiben, das einige, sich auf diesen Brief der Sachsen beziehende, jedoch sehr allgemein gehaltene Ausdrücke enthält. „Wenn die," sagt Gregor, „welche jetzt murren, die Lage der Sachen nach Wahrheit und Gerechtigkeit beurtheilten; so würden sie sich bald von der Grundlosigkeit ihrer Klagen überzeugen können" (Lib. VI. ep. XIV.). Am Ende desselben Schreibens sendet Gregor dem Herzog Welf, wie auch dessen sämmtlichen Angehörigen und Getreuen, welche den Frieden und den apostoli-

11. Mit viel mehr Mäßigung, aber auch mit weit größerer Schlauheit benahm sich Heinrich, als er die Beschlüsse der römischen Synode vernahm. Davon unterrichtet war er schon, bevor noch Gregors Legaten zu ihm kamen; denn seine eigenen Gesandten hatten diese, sobald sie diesseits der Alpen waren, zurückgelassen, waren ihnen vorangeeilt, und hatten Heinrich von allen Verhandlungen auf der Synode hinreichend unterrichtet. Schnell faßte jetzt Heinrich seinen Entschluß. Den Schein des Gehorsams gegen den Pabst wollte er beibehalten, aber zu gleicher Zeit auch eine Reichsversammlung im Sinne Gregors, und unter der Leitung seiner Legaten, durchaus verhindern, jedoch so, daß er am Ende alle Schuld auf die Sachsen zurückwerfen könnte. Die päbstlichen Legaten empfing er daher auf die zuvorkommendste, wohlwollendste Weise, nahm sie mit sich nach Cöln, führte sie dahin und dorthin, und hatte sie überall an seiner Seite. Sein Zweck war dabei nicht nur die Legaten einigermaßen für sich zu gewinnen, sondern auch der Welt zu zeigen, in welchem freundlichen Benehmen er mit dem römischen Stuhle stünde, und daß der von dem Legaten in Goslar gegen ihn ausgesprochene Bannfluch, weil von dem Pabste nicht genehmiget, völlig ungültig und kraftlos sey, wovon ja offenbar der Legaten vertrauter Umgang mit ihm, dem vorgeblich Gebannten, der sprechendste Beweis seyn müßte. — Vollkommen gelang Heinrich diese List, und sein immer

---

schen Stuhl lieben, die Lossprechung von allen ihren Sünden. — Ob der Himmel auch diese Lossprechung ratificirt habe: dieß müssen wir dahin gestellt seyn lassen. Aber zu seiner Zeit werden wir sehen, daß eben dieser Herzog Welf die päpstliche Parthei verließ, zu Heinrich überging und für dessen Interesse mit der größten Thätigkeit arbeitete.

zahlreicher werdende Anhang, denn beinahe täglich wußte er, selbst von den bisherigen Anhängern Rudolphs mehrere auf seine Seite zu ziehen, ward dadurch nicht wenig ermuthiget. Da jedoch Heinrich den Legaten versprochen hatte, allen Wünschen des Pabstes, besonders in Beziehung auf den zu haltenden Reichstag vollkommen zu entsprechen; so ordnete er Gesandte an die Sachsen, und ließ diese einladen, nach Fritzlar zu kommen, um dort mit einigen seiner geistlichen und weltlichen Fürsten, welche er dahin schicken würde, sich über die zu dem bevorstehenden Reichstage nöthigen Einleitungen und Vorbereitungen zu besprechen, allenfalls auch über einige der wichtigsten dort zu verhandelnde Gegenstände sich wo möglich gegenseitig zu verständigen. Die Sachsen, die, wie wir aus ihrem Schreiben an den Pabst ersehen, von einem Könige Heinrich gar nichts mehr wissen noch hören wollten, erstaunten nicht wenig über diese Sendung. Um jedoch jeden Schein zu vermeiden, als wollten sie die von dem Pabste anbefohlene Reichsversammlung verhindern oder erschweren, nahmen sie dennoch, obgleich laut murrend, den von Heinrich ihnen gemachten Antrag an. Wirklich erschienen sie auch an dem bestimmten Tage in Fritzlar. Aber auf den höchsten Grad stieg ihr Unwille, als sie hier auch nicht einen Einzigen von Heinrichs Bischöfen und Fürsten, sondern blos einige Räthe und Höflinge desselben fanden. Sogleich wollten sie wieder umkehren und konnten nur mit großer Mühe bewogen werden, sich mit Heinrichs anwesenden Räthen in Unterhandlungen einzulassen. Diese sollten jedoch keinen andern Zweck haben, als vorläufig alle Hindernisse zu entfernen, welche der Haltung einer Reichsversammlung entgegenstehen könnten. Aber Heinrichs Räthe, indem sie die mit den Beschlüssen der römischen Synode ohnehin schon sehr unzufriedenen Sachsen noch mehr gegen dieselben zu erbittern suchten, legten alles darauf

an, das Gegentheil zu bewirken, jedoch so, daß man alle Schuld des vereitelten Reichstages alsdann auf die Sachsen werfen könnte*). Doch diese, entweder Heinrichs arglistigen Plan durchschauend, oder vielleicht auch jetzt noch nicht wagend, mit dem Pabste förmlich zu brechen, erklärten sich, obgleich murrend, zu dem von Gregor vorgeschriebenen Reichstage bereit. Ein Waffenstillstand, der bis dahin dauern sollte, ward demnach abgeschlossen, und ein sächsischer Bevollmächtigter begab sich zu Heinrich, meldete diesem die Bereitwilligkeit seiner Nation zu dem bevorstehenden Reichstag, und wollte ihm zugleich auch die Zeit und den Ort bestimmen, wann und wo derselbe sollte gehalten werden. Darüber ward Heinrich unwillig, und zwar mit Recht, denn diese Bestimmungen waren ihm selbst von dem Pabste überlassen worden. Ganz schnöde fertigte er daher den Sachsen ab. „Davon", sagte Heinrich, „daß die Sachsen Zeit und Ort zur Reichsversamm„lung bestimmen wollten, könne keine Rede seyn, auch „wäre nie Rede davon gewesen. Zudem habe er auch

*) Heinrichs List bestand darin, daß seine Abgeordneten den Sachsen, zu welchen wahrscheinlich die päpstlichen Legaten noch nicht gekommen waren, indem Heinrich sie so lange wie nur möglich bei sich behielt, die Verhandlungen der römischen Synode in einem ihnen höchst ungünstigen Lichte darzustellen suchte, als wenn alle dort genommenen Beschlüsse gegen sie gerichtet wären, ja sogar der Papst sie und den Rudolph mit dem Banne schon bedrohet hätte. — Diese List war zwar schlecht ersonnen, aber auch deren Wirkung blos auf den vorliegenden Augenblick berechnet; denn würden jetzt die Sachsen, wie Heinrich hoffte, in einer plötzlichen Aufwallung ihres Unwillens den Reichstag verworfen haben, so würde auch Heinrichs Zweck, der ebenfalls keinen Reichstag wollte, vollkommen erreicht gewesen, alle Schuld jedoch auf die Sachsen zurückgefallen seyn.

„nur in so weit nachgegeben, daß er den Legaten ver-„sprochen, aus Rücksicht auf die Bitten des Pabstes, „alle Rebellen zu begnadigen, und ihnen vollkommene „Verzeihung zu ertheilen.“ —

11. Als die Sachsen von ihrem Bevollmächtigten das Resultat der Verhandlungen zu Fritzlar und Heinrichs gebieterische Erklärung erfuhren, brachen sie sogleich alle ferneren Unterhandlungen ab, und die Feindseligkeiten nahmen von beiden Seiten wieder ihren Anfang. Die darauf folgenden kriegerischen Ereignisse sind dem Leser bekannt, nämlich die blutige und doch nichts entscheidende Schlacht bei Melrichsstadt, und die abermalige Verwüstung eines Theiles von Schwaben, wo Heinrich beinahe alle Burgen der Anhänger Rudolphs brach, und deren Länder schrecklich verheerte. Aber während auch jetzt Schwert und Brandfackel in den meisten Gauen Deutschlands wütheten, setzten doch Heinrich und Rudolph ihre Unterhandlungen oder vielmehr ihre Intriguen an dem römischen Hofe fort. Jede Parthei wünschte den Pabst auf ihrer Seite zu haben, und ihn zu einem entscheidenden, die Gegenparthei niederschmetternden Schritte zu bewegen. Gregor, zu weit entfernt, nur sehr sparsam Nachrichten aus Deutschland erhaltend, und unter diesen eben so viel Wahres als Falsches, dabei von zwei Partheien bestürmt, wovon jede die Lage der Dinge in einem, ihrem Interesse entsprechenden Lichte darzustellen suchte, befand sich in einer nicht kleinen Verlegenheit. Indessen hielt er es für das Beste, einstweilen noch bei seinem bisherigen Zögerungssystem zu beharren. Er berief demnach wieder ein Concilium nach dem andern. Das erste schon im November, das andere im Februar des folgenden Jahres 1079. Auf jedem derselben erklärte er, daß zur Pacificirung Deutschlands es kein besseres Mittel gebe, als jenes, welches er vorgeschlagen, nämlich eine

Reichsversammlung, vor welcher die beiden Könige ihre Rechte geltend machen, und hierauf die Legaten mit Zuziehung der versammelten Fürsten entscheiden sollten, welchem das Reich gebühre. Auf beiden Concilien waren Gesandten von Heinrich, wie von Rudolph gegenwärtig. Natürlich gelobten die Einen wie die Andern im Namen ihrer Herren dem Pabste Gehorsam, und versprachen den beschlossenen Reichstag auf alle mögliche Weise zu befördern, auch den Entscheidungen desselben sich zu unterwerfen. Wie gewöhnlich gingen nun wieder Legaten nach Deutschland, die das Nöthige zu dem Reichstage vorbereiten, und, wenn Alles in bester Ordnung wäre, wieder nach Rom zurückgehen und es dem Pabste berichten sollten, damit dieser alsdann zur völligen Vollendung des Friedensgeschäftes abermals neue, dazu noch mehr geeignete Legaten nach Deutschland schicken könnte. Endlich ward auch, da es ohnehin unter Gregors Regierung beinahe ununterbrochen von dem Vatikan herab blitzte und donnerte, gegen Jeden, welcher der Zusammenberufung des Reichstages, so wie auch den Legaten in ihrem Friedensgeschäft hinderlich seyn würde, der Bannfluch geschleudert.

12. Es wäre wahrhaft unbegreiflich, wenn der Pabst auch bis jetzt noch nicht die Ueberzeugung gewonnen haben sollte, daß weder Heinrich noch Rudolph und dessen Sachsen einen Reichstag in dem Sinne des Pabstes wünschten, daß es eher in ihrem Interesse läge, denselben auf alle Weise zu verhindern, daß jede der beiden Partheien ihm nur Gehorsam in der Voraussetzung verspräche, wenn er auf ihre Seite treten und durch seine geistlichen Waffen ihre materiellen Waffen noch mehr schärfen, mithin die Gegenparthei völlig unterdrücken würde, und daß demnach auf dem bisher eingeschlagenen Wege durchaus nichts zu Stande kommen könnte, als blos Vermehrung und Verlängerung

des jammervollen, trostlosen Zustandes Deutschlands. Wirklich muß man entweder Gregors Scharfblick in Beurtheilung politischer Zustände und Verhältnisse sehr bezweifeln, oder man ist gezwungen anzunehmen: er habe vorsätzlich die Spaltung in Deutschland unterhalten, weder Heinrich noch Rudolph völlig sinken lassen wollen, um in dem Einen ein Gegengewicht gegen den Andern zu haben, Beide sich desto unterwürfiger zu machen, und am Ende für den sich zu entscheiden, für welchen zuerst das Glück der Waffen entschieden haben würde *). — Die Legaten, welche der Pabst nach

*) Wir müssen gestehen, daß von den beiden, hier oben angegebenen Vermuthungen wir die Erstere für die bei weitem wahrscheinlichere halten. Bei Gelegenheit, daß Herr Professor Döllinger die in Umlauf gesetzten übertriebenen Vorstellungen von Gregors weit aussehenden, die Errichtung einer allgemeinen Weltherrschaft beabsichtigenden Planen zu berichtigen sucht, sagt dieser geistvolle Gelehrte: „Gregor war auch auf dem päbstlichen Stuhle blos ein frommer Mönch.“ — Bei dem ersten Blicke scheint diese Aeußerung höchst befremdend; aber bei tieferer Forschung und reiflicherer Prüfung wird man sie vollkommen gegründet finden. In der That, auch auf dem päbstlichen Throne war Gregor stets nur ein sehr frommer, gegen sich und Andere gleich strenger Mönch, der mit unerschütterlicher Festigkeit an Grundsätzen hielt, die jedoch sämmtlich nur in seiner, mit den schönsten Idealen von einem alle Völker beglückenden Reiche der Wahrheit und Gerechtigkeit erfüllten Phantasie ihren Grund hatten, deren Realisirung aber, so bald er Pabst war, er für eine seiner heiligsten Berufspflichten hielt, sie auch wirklich realisiren zu können, bei seinem festen Glauben an einen Beistand von Oben, keinen Augenblick zweifelte; daher über alle, wenn selbst in der Natur der Staaten und Völker, wie der Menschen und deren Leidenschaften liegenden Hindernisse sich kühn hinwegsetzte, und bei dem Bewußtseyn der Reinheit seiner Absichten, selbst

Deutschland sandte, waren der fromme Peter, mit dem Beinamen Igneus, jetzt Bischof von Alba, der gewandte

---

die Belehrungen der Geschichte verschmähete, in der er, wie wir gesehen, fruchtlos gesucht hatte, was allenfalls seinem frommen, im Ganzen genommen wohl auch menschenfreundlichen Wahne hätte dienen mögen. — Als Gregor den Stuhl des heiligen Petrus bestieg, waren schon über dreihundert Jahre verflossen, seit dem die Kirche durch Pipin und Karl den Großen auch in ihren zeitlichen Verhältnissen eine völlig unabhängige, selbstständige Stellung erhalten. Die Fesseln, mit welchen bis dahin die oströmischen Kaiser die geistige Wirksamkeit des römischen Stuhles bisweilen zu hemmen suchten, waren für immer zerbrochen, und auch alle abendländischen Reiche, deren Verfassung, Verwaltung, Gesetzgebung und ganzes öffentliche Leben ohnehin schon theils aus der Kirche hervorgegangen, theils durch sie nach christlichem Sinne gemildert worden waren, trugen von jetzt an das volle Gepräge christlicher Staaten. In dieser für die Kirche so schönen Periode hätte demnach Gregor, wenn er sein neues System von der, auch über alles Zeitliche, über Könige und Königreiche gebietenden Schlüsselgewalt historisch begründen wollte, auch die es begründenden Thatsachen suchen müssen. In diesem Bestreben würde zwar seine Mühe fruchtlos, aber eben daher sein Gewinn desto größer gewesen seyn, denn selbst zwei der größten Päbste, nämlich Gregor II. und Nicolaus I. würden seine Ansichten ungemein berichtiget haben. Der Erstere*) in seinem Kampfe mit dem tollen, bilderstürmenden morgenländischen Kaiser Leo III., und der Andere in seiner äußerst delicaten Stellung zu dem jungen, durch glühende Leidenschaft zu unchristlichem Wandel hingerissenen König Lothar. Als Nicolaus diesen endlich mit dem Banne zu belegen gezwungen war, machte er dennoch das Excommunicationsurtheil nirgends bekannt, suchte es gewissermaßen zu verheim-

---

*) Man sehe der Fortſ. B. 10. Abschn. 16. §. 27.

Ulrich, Bischof von Padua, und Heinrich, Patriarch von Aquileja. Die beiden Letztern hatte Heinrich ganz für sich gewonnen. — So gut sie es nur immer vermochten, suchten die Legaten sich in Deutschland ihres schweren Auftrages zu entledigen. Um den Reichstag zu Stande zu bringen, mußten sie natürlicher Weise bald zu Heinrich, bald zu Rudolph und den Sachsen gehen. Auf Heinrich machte dieß wenig Eindruck; er sah das Ganze für das an, was es wirklich war, nämlich für ein leeres, zu nichts führendes Diplomatisiren, wodurch man nur

lichen, blos aus Besorgniß, daß ehrgeizige oder unzufriedene Großen darin einen Vorwand finden möchten, sich zu empören, zum Aufruhr zu reizen, oder gar Lothar seines Reiches ganz oder auch nur theilweise zu berauben. Vielleicht würde selbst die Nachwelt es nicht erfahren haben, daß Lothar von dem Pabste Nicolaus war excommunicirt worden, hätte man es nicht aus einem Schreiben des Letztern an König Karl, Lothars Oheim, erfahren *). Nicolaus hatte den jungen gekrönten Frevler in geistige Fesseln geschlagen, dessen Seele dadurch dem Verderben übergeben, aber das zeitliche Schicksal desselben der Allmacht strafender Hand überlassen, die auch bald darauf den Unbesonnenen ergriff, und ihn weit schneller zermalmte und vernichtete, als römische Absetzungsdecrete es vermocht haben würden. — Um jedoch auf die vorliegende Frage wieder zurückzukommen, so war Gregor nichts weniger als ein Politiker, als ein, Verhältnisse und Zeitumstände, so wie Zweck und Mittel klug miteinander vergleichender, und die Folgen irgend einer Unternehmung ängstlich berechnender Staatsmann. Seine Ueberzeugung stand fest; sein Wille war ein eiserner Wille, und so wie er jeden Augenblick bereit war, sich selbst seinen Grundsätzen zum Opfer zu bringen, ebenso würde er denselben auch eine halb mit Trümmern bedeckte Welt zum Opfer gebracht haben.

*) Man sehe der Fortſ. B. 14. Abſchn. 20. §. 20.

Zeit zu gewinnen suchte, in der Hoffnung, daß während derselben vielleicht irgend ein unvorhergesehener Incidenzfall eine günstige Wendung herbeiführen könnte. Mit größerem Rechte stellte Heinrich seine ganze Hoffnung auf sein Schwert und auf das, bisher im Ganzen genommen ihm mehr günstige als ungünstige Kriegsglück. Aber bei Rudolph und den Sachsen ward durch dieses Betragen der Legaten der Argwohn gegen die Gesinnungen des römischen Hofes auf das Neue geweckt. An den Pabst schrieben sie daher jetzt wieder, und zwar mit steigender Erbitterung, in kurzer Zeit drei Briefe nacheinander, die gar nicht geeignet waren, Gregors immer größer werdende Verlegenheit zu mindern. Auch die päbstlichen Legaten sahen jetzt bald die Unmöglichkeit ein, den Zweck ihrer Mission zu erreichen. Beide Theile zeigten sich zwar bereit, ihre Sache auf einer Reichsversammlung vor dem Pabst oder dessen Legaten zu führen, und deren Ausspruch sich unterwerfen; aber jeder setzte die vorläufige Bedingung, daß sie vorher erst versichert seyn müsse, die Entscheidung werde ganz nach ihrem Wunsche und zu ihrem Vortheil ausfallen. Rudolph und die Sachsen wollten durchaus nichts mehr von einem König Heinrich wissen, und bestanden hartnäckig auf ihrer Foderung, daß Rudolph in dem Reiche bestätiget werden und seine Wahl die päbstliche Sanction erhalten müsse. Aber eben so laut und bestimmt erklärte auch Heinrich den Legaten, daß er nur dann den Reichstag befördern könne und werde, wenn er vorher Bürgschaft erhalten hätte, daß Rudolph und die Sachsen sich auf demselben unterwerfen würden, in welchem Falle er alsdann aus Liebe zu dem Pabst bereit sey, Allen zu verzeihen. — Als die Legaten sahen, daß alle Künste ihrer diplomatischen Weisheit hier nicht auslangten, suchten sie wenigstens sich des zweiten Theils ihrer Mission, nämlich eine

neue blutige Schlacht zwischen Heinrich und Rudolph zu verhindern, mit besserm Erfolge zu entledigen. Nur mit Mühe konnten sie Heinrich, der mit seinem Heere schon im Marsche gegen Rudolph begriffen war, vom Kampfe abhalten; sie bedroheten mit dem Fluch der Kirche beide Heere, wenn sie handgemein miteinander werden sollten. Heinrich zog sie also wieder zurück, und nun ward ein Waffenstillstand geschlossen, worauf Heinrich sein Heer entließ, jedoch mit großer Vorsicht, nämlich erst, nachdem er es zu einer nächst bevorstehenden Heerfahrt nach Sachsen eidlich verpflichtet hatte. — Die Legaten, einstweilen zufrieden, doch eine kurze Waffenruhe zu Stande gebracht zu haben, kehrten nun, nachdem sie von beiden Theilen so viel Geld und Geschenke genommen, als sie hatten bekommen können*), vor Anfang des Winters nach Rom zurück, und verließen Deutschland in derselben Verwirrung und trostlosen Aussicht, in welcher sie es gefunden hatten. Bevor die Bischöfe von Padua und Alba abzogen, bestätigten sie noch mit dem Patriarchen von Aquileja, der bei Heinrich zurückblieb, die von demselben gesetzten Bischöfe. Darüber wurden nun Rudolph und die Sachsen wieder im höchsten Grade gegen den Pabst und dessen Legaten aufgebracht. Aber für Heinrich war es, besonders in seiner gegenwärtigen Stellung zu der Kirche, ein, wenigstens für den jetzigen Augenblick, gar nicht zu berechnender Gewinn; denn eben dadurch ward ja der von dem Cardinal-Legaten Bernard zu Goslar gegen Heinrich ausgesprochene Bannfluch wieder aufgehoben, oder was auf

*) So berichtet wenigstens Bruno: Apostolici Legati, sagt er, frequenter ad utrasque partes venerunt, et nunc nobis, nunc hostibus nostris apostolicum favorem promittentes, ab utrisque pecuniam, quantum poterant more Romano conquirere, detulerunt.

dasselbe hinausläuft, für ungültig und kraftlos erklärt. Wer mit dem Banne belegt ist, mithin sich außerhalb der Kirche befindet, kann auch keine Bischöfe ernennen, und werden die, welche er ernannt hat, von Legaten im Namen des apostolischen Stuhles bestätiget, so ist dieß ein sprechender Beweis, daß jener nicht mehr im Banne ist. Aber auch sehr verargen kann man es Rudolph und seinen Sachsen nicht, wenn sie jetzt an dem römischen Hofe noch mehr irre wurden. Sie selbst waren dadurch gerade an ihrer empfindlichsten Seite verwundet; denn jener zu Goslar gegen Heinrich ergangene Bannfluch war gerade das Hauptargument, worauf sie bisher bei dem Pabste ihre Foderungen gründeten, und deren Erfüllung mit so vieler Heftigkeit begehren zu können, sich berechtiget glaubten. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß solche, selbst dem blödesten Auge auffallenden Widersprüche, die Ehrfurcht gegen den römischen Stuhl, oder vielmehr gegen dessen, von Gregor in Anspruch genommene, oberherrliche Weltrichtergewalt bei der deutschen Nation nicht sehr vermehren konnten.

VIII.

Schlacht bei Flarchheim. — Gregor verdammt Heinrich und bestätiget Rudolph in der königlichen Würde. — Folgen dieser Excommunication. — Concilium in Brixen.

1. Rudolphs Lage hatte sich indessen um vieles verschlimmert. Täglich verlor er einige seiner Anhänger, die zu Heinrich übergingen. Dieser hatte den großen Vortheil vor seinem Gegner, daß jeder, wenigstens in seinem Herzen, ihn für den, durch Geburt und Erbrecht zum Throne gelangten rechtmäßigen König erkennen mußte. In Westphalen fielen von Rudolph die meisten seiner bisherigen Anhänger ab und verstärkten

die in jenen Gegenden ohnehin schon sehr zahlreiche Parthei Heinrichs. Ueber die in Westphalen Abgefallenen kam zwar Rudolph unverzüglich mit verhältnißmäßig großer Heeresmacht, und zwang sie, den Frieden von ihm zu erkaufen. Aber welches Vertrauen konnte er ihnen für die Zukunft schenken? Bei Rudolphs Zug nach Westphalen und Hessen ward die Stadt Frizlar in einen Aschenhaufen verwandelt. Das ehrwürdige, von dem heiligen Bonifacius erbaute Kloster fand jetzt nicht dieselbe Schonung, welche die, in der wohl und stark befestigten Stadt Würzburg gelegene Kirche vor ein paar Jahren gefunden hatte. Das Kloster und die Kirche gingen in Flammen auf. — Aber dieß konnte Rudolph nicht dafür trösten, daß selbst in Rom Heinrichs Freunde mit jedem Tage neue Anhänger gewannen, und jetzt schon die bei weitem größere Mehrzahl bildeten. Selbst das Land, von welchem Rudolph sich nur allein noch als König betrachten konnte, nämlich Sachsen, fing jetzt an unter seinen Füßen zu schwanken. Mehrere, und sogar der bedeutendern Fürsten wendeten sich von ihm ab, traten in Verbindung gegen denselben, und warteten nur eine schickliche Gelegenheit ab, zu Heinrich überzugehen *).

*) Demnach muß Heinrich doch nicht der greuelvolle Sünder, der wüthende Tyrann ꝛc. gewesen seyn, zu dem die sächsischen Chronisten ihn machen. Aber diesfalls finden Bruno und Berthold bald wieder einen Ausweg. Alle die zu Heinrich sich halten, oder zu ihm übergehen, sind pecunia corrupti oder homines perversi. Jene jedoch, welche zu der sächsischen Partei gehören, sind sammt und sonders lauter christianae religionis amatores et defensores, oder honestae vitae non modici cultores; kurz Alles, was gut, fromm und wahrhaft edel ist, folgt den sächsischen Fahnen. In Heinrichs Gefolge sind nur die Laster. Da jedoch ganz Bayern, Schwaben, Franken, alle rheinischen Städte, Rhätien, Burgund und

2. Diese, ihm so günstige Stimmung eines Theils der Sachsen wollte Heinrich nicht unbenutzt lassen. Mit der größten Thätigkeit rüstete er sich zu einer neuen Heerfahrt nach Sachsen, stand schon im Anfange Jänners des Jahres 1080 an der Spitze eines zahlreichen Heeres, und brach damit mitten im Winter und bei der strengsten Kälte durch Thüringen in Sachsen ein. Aber Heinrichs Rüstungen waren den Sachsen nicht verborgen geblieben. Die ganze sächsische Nation hatte sich zur Vertheidigung ihres Landes in Masse erhoben *). Indessen gingen doch, als Heinrich sich näherte, die Grafen Widekind, Wiprecht und selbst Dietherich, Gero's Sohn, nebst noch mehreren sächsischen Herren zu ihm über. Auch der Markgraf Ecbert von Meissen, der, wie seine Schwiegermutter, die Markgräfin Adala von der Lausitz, der Verbindung gegen Rudolph beigetreten war, zog jetzt, nachdem er sich auf seinem Marsche einiger festen Schlösser bemächtiget hatte, ganz langsam heran, und nahm eine solche Stellung, die ihn nicht zwang, an der Schlacht Theil zu nehmen, und in der er nachher sich für den Theil erklären konnte, dessen Waffen das Kriegsglück gekrönt haben würde. Alles schien jetzt Heinrich nicht nur eines sichern, sondern völlig entscheidenden Sieges zu versichern. Sogar der Herzog Magnus von Sachsen und dessen Oheim, Graf Herrmann, die in der Schlacht bei Mellrichstadt gefangen, aber von Heinrich unter der Bedingung wieder entlassen worden waren, daß sie in Zukunft ihm treu und in allem gewärtig seyn wollten, erinnerten sich ihrer versprochenen Treupflicht, und standen im Begriffe, mit ihren Schaaren zu dem

---

ganz Lotharingen zu Heinrich hielten, so muß höchst wahrscheinlich aus allen diesen Ländern auch alle Tugenden ausgewandert, und in die Harzgebirge und deren Thälern sich geflüchtet haben.

*) Berthold sagt: Praegrandis militum exercitus.

Heere Heinrichs zu stoßen. Unglücklicher Weise begegneten sie unter Weges einigen Bischöfen, die ihr Vorhaben entdeckten, durch Erregung allerlei Gewissensscrupel sie davon abzuhalten suchten, und endlich bewirkten, daß der Herzog und dessen Oheim, den Bischöfen weder Recht noch Unrecht gebend, zwar sich nicht mit Heinrich vereinigten, aber auch den Rudolph seinem Schicksale überließen, und mit ihren Schaaren wieder nach ihren Burgen zurückzogen. — Am sieben und zwanzigsten Januar stießen endlich die feindlichen Heere bei Flarchheim auf einander. Beide Heere trennte ein nicht breiter, aber tiefer Bach. An dem Abhang eines sich weit hinziehenden Hügels lagerten die Sachsen, Heinrichs Angriff erwartend, der jedoch durch die steilen Ufern des Baches ungemein erschwert ward. Mit vieler Klugheit wußte jedoch Heinrich dieses zu vermeiden, und begünstiget von einem dichten Nebel und sehr stürmisches Wetter, umging er das feindliche Heer und erschien plötzlich im Rücken der Sachsen. Darüber erschrack Rudolph nicht wenig. Seine Schlachtordnung zu ändern, hatte er keine Zeit mehr; denn mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit griff ihn Heinrich sogleich an. Das Beispiel des Königes belebte den Muth des ganzen Heeres. Besonders zeichnete sich mit seinen Böhmen der tapfere und treue Herzog Wratislav wieder aus. Alles warf er vor sich nieder, erbeutete endlich sogar den Hauptbanner der Sachsen. Mehrere der sächsischen Heerführer waren schon gefallen; unter andern auch der Burggraf Meinfrid von Magdeburg. Ueberall fingen die Sachsen an zu weichen; überall wurden ihre Linien durchbrochen und sie endlich völlig in die Flucht geschlagen. Aber jetzt begingen die Sieger wieder denselben, auch in der Schlacht bei Mellrichstadt ihnen Verderben bringenden Fehler. Mit der größten Unordnung, in aufgelößten Reihen und einzelen Haufen, verfolgten sie die fliehenden Sachsen, hatten auch schon

viele derselben niedergehauen; als Herzog Otto plötzlich mit frischen, wohlgeordneten Schaaren ankam, in die vereinzelten Haufen eindrang und ein schreckliches Blutbad unter ihnen anrichtete. Blos von den Böhmen sollen mehr als drei Tausend Mann erschlagen worden seyn. Heinrich sah sich jetzt zum Rückzuge gezwungen. Aber zu weit von seinem Lager entfernt, das er in der Hoffnung eines gewissen Sieges nur schwach besetzt hatte, vermochte er es nicht mehr zu erreichen. Es ward also die Beute einer zahlreichen Schaar Sachsen, die es in der Nacht plünderten und alle Knechte, die sie darin fanden, erdrosselten. — Von dem Schlachtfelde aus sandte Rudolph sogleich Eilboten mit der Nachricht von seinem erfochtenen Siege nach Rom. Indessen war offenbar der Verlust auf beiden Seiten gleich; denn die Sachsen, die blos deswegen sich den Sieg zuschrieben, weil sie das Schlachtfeld behauptet hatten, wagten auch am andern Tage nicht, des Königes sich zurückziehendes Heer zu verfolgen, sondern zogen sich ebenfalls in ihr Land zurück. Aber dafür breiteten sie unter ihren Landesleuten und in ganz Sachsen die schamlose Lüge aus: Heinrichs Heer, das bei Wartburg sich gelagert, sey von der Besatzung plötzlich überfallen und mit Zurücklassung seiner Waffen und Pferde völlig zerstreut worden; und von allen verlassen, sey es Heinrich kaum noch gelungen, auf geheimen, wenig bekannten Wegen sich zu retten. Dieses Kunststück verfehlte jedoch, wie es scheint, seine Wirkung; denn Markgraf Ecbert, der ohne an der Schlacht theilzunehmen, ein Augenzeuge derselben gewesen war, fiel jetzt förmlich von Rudolph ab und ging zu Heinrich über, der ihm dafür die Markgrafschaft Meisen wieder zurück gab.

3. So wenig die Schlacht bei Mellrichsstadt etwas entschieden hatte, entschied auch das Treffen bei Farch-

heim. Rudolphs äußerst gefährdete Lage ward dadurch nicht im mindesten gebessert. Im Gegentheil mußten seine Besorgnisse nur immer noch höher steigen. Die beiden mächtigen Fürsten, nämlich Herzog Magnus und dessen Oheim hatten ihn so gut wie aufgegeben, wenigstens jetzt sich für neutral erklärt. Von diesen hatte er also bei Fortsetzung des Krieges wenig oder nichts zu hoffen. Markgraf Ecbert hatte, ungeachtet Rudolphs vorgeblichen Sieges, sich dennoch ganz von ihm losgemacht und stand jetzt auf Heinrichs Seite. Endlich war auch sein Ansehen unter jenes des Herzogs Otto von Nordheim, dem er seine Rettung zu danken hatte, und ohne den er und die Schlacht völlig verloren gewesen wären, in den Augen der Sachsen noch weit tiefer gesunken; und die Abhängigkeit von diesem Manne mußte nothwendig in der Folge für ihn noch drückender werden. In der Meinung, daß es nur eines Ausspruches des Pabstes bedürfte, um die auf seinem Haupte so sehr schwankende Krone sogleich wieder zu befestigen, und daß hierauf auch den Händen Heinrichs die Waffen von selbst entfallen würden, richteten sich jetzt Rudolphs um Hülfe flehenden Blicken ausschlieslich nach Rom. Dahin schickte er nun unverzüglich mehrere Gesandten, die durch ihr Noth und Angstgeschrei den Pabst endlich einmal zu einem entscheidenden Schritt bewegen sollten. Dasselbe that jedoch auch Heinrich, gab aber seinem Gesandten den Auftrag, diesmal in einem ungleich stärkern und entschiedenern Ton, als bisher mit dem Pabste zu sprechen. Gerade vor der Eröffnung des von Gregor auf den Anfang März ausgeschriebenen Conciliums, kamen die Gesandten Heinrichs und Rudolphs in Rom an. Die Erstern waren die Bischöfe Liemar und Robert von Bremen und Bamberg. Wegen der frühern Verhältnisse dieser beiden Bischöfe zu dem römischen Stuhle, konnte es dem Pabste unmöglich sehr angenehm seyn,

daß Heinrich sie jetzt zu seinen Gesandten am römischen Hofe gewählt hatte. Aber noch weit höher stieg Gregors Erstaunen, als jetzt beide Männer kühn vor ihn traten und ihm in kurzen Worten erklärten, ihr Herr, König Heinrich, verlange von ihm, ihn jetzt ohne fernere Zögerung sogleich als den rechtmäßigen König Deutschlands anzuerkennen, und seinen aufrührerischen Vasallen, den Rudolph mit dem Banne zu belegen. Würde er sich dessen weigern, so wäre König Heinrich entschlossen, unverzüglich einen andern Pabst wählen zu lassen, von dem er alsdann mit Zuversicht die Erfüllung seiner gerechten Foderung hoffen dürfte*).

*) — — Superbiam et inauditam portantes legationem ut si vellet Papa Rudolphum absque judicio excommunicare, debitam ei praeberet obedientiam, sin aliter: acquireret sibi Papam, qui faceret secundum ejus voluntatem. (Bonizo p. 817.) — Aber Bonizo ist der einzige der dieses berichtet. Das Stillschweigen sämmtlicher Geschichtschreiber vermag zwar nicht das Zeugniß eines Andern zu entkräften, besonders wenn dieser durch seine Stellung, wie Bonizo, weit besser als andere davon unberichtet seyn kann. Was jedoch diesen Bericht Bonizo's nicht wenig zu verdächtigen scheint, ist, daß Gregor, wie wir sogleich sehen werden, bei Herzählung der Verbrechen, wegen deren er Heinrich jetzt mit dem Banne belege, von dieser trotzigen, wahrhaft das Gepräge der Empörung gegen die Kirche tragenden, daher auch wahrhaft fluchwürdigen Drohung nicht die mindeste Erwähnung macht. Nicht ganz ungegründet möchte daher die Vermuthung seyn, daß Bonizo, einer der wärmsten Verehrer Gregors, sich gar leicht diesen Zusatz erlaubt haben könnte, um Heinrichs auf sehr schwachen Gründen beruhender Verdammung einen weit wichtigern, Gregors strenges Urtheil gegen Heinrich vollkommen rechtfertigenden Grund unterlegen zu können. Wie wir sogleich berichten werden, bestand nach den eigenen Worten Gregors, Heinrichs ganzes Verbrechen blos darin, daß er den von dem Papste

Jetzt war Gregor gezwungen, mit Nachdruck sich für eine der beiden Partheien zu erklären. Er mußte wählen zwischen Heinrich und Rudolph, und natürlicher Weise fiel seine Wahl auf den gehorsamen, demüthigen, frommen, mit jeder Tugend geschmückten Rudolph.

4. Gleich in der ersten Sitzung der diesmal ganz ungewöhnlich zahlreichen Synode, ward auch den Gesandten Heinrichs und Rudolphs, nachdem Gregor vorher noch einige kirchliche Angelegenheiten geordnet und die Verbote gegen die Investitur erneuert hatte, der Eintritt in den Versammlungssaal gestattet. Sogleich traten nun Rudolphs Gesandten mit ihren schon so oft wiederholten Anklagen gegen Heinrich auf, nämlich daß er die Kirchen zerstört, Bischöfe vertrieben, nach Willkühr mit den bischöflichen Stühlen verfahren und das Blut so vieler Christen vergossen habe. Lauter Anklagen, die man eben so gut gegen Rudolph und die Sachsen hätte erheben können, die jedoch eigentlich blos in dem, mit jedem Kriege verbundenen Elend ihren Grund hatten, und daher höchstens blos dem Urheber des Krieges hätten zur Last gelegt werden können. Heinrichs Gesandten wollten jetzt ihren Herrn vertheidigen, aber man legte ihnen Stillschweigen auf. Fruchtlos beriefen sie sich auf die Kirchengesetze. Wiederholte Drohungen und gegründete Furcht vor den ärgsten Mishandlungen schloßen ihnen den Mund. — Jetzt erhob sich Gregor und trat vor die Versammlung. Im Eingange der langen Rede, die er hielt, flehet er die beiden Apostel um Beistand an, und rief sie zu Zeugen der Wahrheit alles dessen auf, was er jetzt sagen werde.

---

verordneten Reichstag zu verhindern gesucht und wirklich verhindert habe. Sehr möglich also, daß dieser Verdammungsgrund dem Bonizo nicht ganz vollwichtig möchte geschienen haben.

Er beginnt nun von dem Augenblicke an seiner Uebernahme des obersten Kirchenregiments, und macht eine kurze, ziemlich unvollständige Darstellung der Ereignisse bis auf den heutigen Tag. Er betheuert die päbstliche Würde gegen seinen Willen, und nur gezwungen und mit tiefer Trauer übernommen zu haben. Aber bald darauf hätten die Söhne des Teufels gegen die Kirche Gottes und deren Oberhaupt sich empört, und in ihrem Rathe beschlossen, ihn von dem Stuhle des heiligen Apostels wieder herabzustürzen und zu tödten. Vorzüglich wäre es König Heinrich gewesen, der sich gegen die Kirche erhoben. Aber seinem Stolze habe das Ansehen einer Synode Einhalt gethan; und Er, der Pabst, durch seine Macht ihn zu Boden geschleudert. Demüthig um seine Lossprechung flehend, sey hierauf Heinrich zu ihm nach Italien gekommen. Auf sein Versprechen ernster Besserung habe er ihm seine Bitte gewährt, die Lossprechung ihm ertheilt, jedoch das Reich, dessen er ihn auf der Synode entsetzt hätte, noch nicht zurückgegeben*). Da jedoch die Bischöfe und Fürsten

*) Das wäre auch eine ganz überflüssige Arbeit gewesen. Erstens hatte Gregor kein Recht, irgend einen König seines Reiches zu entsetzen. Zweitens hätte bei der Excommunication Heinrichs höchstens nur eine Suspension eintreten können, und zwar blos in Folge der damals falsch aufgefaßten und irrig angewandten kirchlichen Satzung, daß nämlich Niemand, ohne selbst in den Kirchenbann zu verfallen, mit einem Excommunicirten die geringste Gemeinschaft haben dürfte. In diese kirchliche Verordnung legte man jetzt einen Sinn, der gar nicht darin lag, und machte davon eine Anwendung, deren Unnatur und Ungereimtheit selbst dem Auge eines Chorknaben nicht entgehen konnte. — Was endlich die selbst nach der Lossprechung noch nicht zurückgegebene Reichsgewalt betrifft, so beziehen wir uns auf das, was wir schon

Deutschlands gesehen, daß Heinrich die ihm gemachten Versprechungen nicht gehalten, so hätten sie, jedoch ohne seinen Rath*), den Rudolph zum König gewählt. Darüber habe Heinrich sich bei ihm beklagt und seinen Beistand angerufen. Diesen habe er ihm auch zugesagt, jedoch nicht eher als bis er die Sache genauer untersucht und sich überzeugt haben würde, auf wessen Seite die Gerechtigkeit stünde. Zu diesem Zwecke habe er nun auf derselben Synode, auf welcher die Bischöfe von Verdün und Osnabrück, im Namen Heinrichs klagend zu ihm gekommen wären, eine Reichsversammlung verordnet, welche nach genauer Untersuchung denjenigen Hülfe und Beistand leisten sollte, dessen Sache sie für die Gerechte erkennen würde. Aber in der Ueberzeugung, daß derjenige, welcher sich seines Unrechts bewußt wäre, auch diese Reichsversammlung zu verhindern suchen würde, habe er, der Pabst, alle Könige wie Bischöfe und Fürsten, die sich dieses erkühnen sollten, mit dem Banne belegt. Der so eben genannte Heinrich, nicht zurückschreckend vor der Gefahr des Ungehorsams, dieses Lasters der Abgötterei, habe mit seinen Anhängern jene Reichsversammlung verhindert, daher über sich selbst den Fluch der Kirche ausgesprochen, und trage die Schuld, des aus dieser Ursache auf das neue wieder vergossenen Blutes so vieler Christen, der Zerstörung einer Menge Kirchen und der Verwüstung und völligen Verödung beinahe des ganzen deutschen

früher darüber gesagt, und besonders auf die Eidesformel, worin auch nicht ein Wort davon steht, daß Heinrich nicht mehr ein König von Gottes Gnaden, sondern ein König von Gregors Gnaden zu seyn verspreche.

*) Diesem widersprechen jedoch die Briefe der Sachsen. Aber demungeachtet sind wir völlig überzeugt, daß hier nicht die Sachsen, sondern Gregor die Wahrheit spricht.

Reiches. Daher Er, der Pabst, jetzt im Vertrauen auf Gottes Gericht und Erbarmung, so wie auch zu der hochgebenedeiten Mutter unsers göttlichen Erlösers und gestützt auf das Aesehen der hier versammelten Synode, den Heinrich, den man König nennt, sammt dessen ganzen Anhang aus der Kirche und der Gemeinschaft der Rechtgläubigen ausstoße, ihm die Regierung der Reiche Deutschlands und Italiens verbiete, alle königliche Würde ihm nehme, auch alle Christen von dem Eide der Treue löse, den sie ihm geschworen haben, oder noch schwören werden. Nie müssen die Waffen Heinrichs und seiner Anhänger ein Sieg krönen; nie müssen sie jemals wieder zu Kräften kommen. Dem Rudolph aber, den die Deutschen sich zum Könige gewählt, übertrage er das Reich, und im Vertrauen auf die Zustimmung der Synode, ertheile er ihm und allen ihm anhangenden Getreuen die Lossprechung von allen ihren Sünden, und den Segen der Synode für dieses und das künftige Leben. Und so wie dem Heinrich seines Stolzes, seines Ungehorsames und seiner Falschheit wegen, die königliche Würde genommen wird, werden dem Rudolph zum Lohne seiner Demuth, seines Gehorsamns und seiner Wahrheitsliebe, königliche Gewalt und Würde ertheilt. „Ihr hier versammelten Väter und heilige Kirchenfürsten,“ fuhr nun Gregor fort, „erhebt Euch jetzt, damit die alle Welt einsehe und erkenne, daß, wenn Ihr Gewalt habt im Himmel zu binden und zu lösen, Ihr auch Macht habt, Herrschaften, Königreiche, Fürstenthümer, Herzogthümer, Markgrafschaften, Grafschaften und alles was Menschen besitzen, nach dem Verdienst eines Jeden zu nehmen und zu geben. Schon oft habt Ihr Patriarchate, Primate, Erzbisthümer, Bisthümer Unwürdigen genommen und sie Würdigen ertheilt. Wenn Ihr nun über das Geistliche zu richten die Macht habt, um viel mehr nicht auch über das Weltliche? und wenn Ihr die Engel, die Beherrscher

stolzer Monarchen einst richten werdet, um wie viel mehr nicht auch deren Knechte, die Monarchen. Alle Könige und weltliche Fürsten müssen jetzt erfahren, Wer Ihr seyd, welche Macht Ihr habt, und in Zukunft sich hüten, den Befehlen Eurer Kirche nicht zu gehorchen. Vollziehet also ohne Zeitverlust euer über Heinrich ausgesprochenes Urtheil, damit jedermann erfahre, er sei nicht durch Zufall, sondern blos durch Eure Macht gestürzt worden. Möge er beschämt und bestürzt sich zur Buße wenden, damit seine Seele am Tage des Gerichtes gerettet werde*).

---

*) « Agite nunc, quaeso patres et principes sanctissimi, ut omnis mundus intelligat et cognoscat quia, si potestis in coelo ligare et absulvere, potestis in terra imperia, regna, principatus, ducatus, mavchias, comitatus et omnium hominum possessiones pro meritis tollere unicuique et concedere. Vos enim patriarchatus, primatus, acchiepiscopatus et episcopatus frequenter tulistis pravis et indignis, et religiosis viris dedistis. Si enim spiritualia judicatis, quid de saecularibns vos posse credendum est; et si angelos dominantes omnibus superbis principibus judicabitis, quid de illorum servis facere posestis? Addiscant nunc reges, et omnes saeculi principes, *quanti Vos estis*, quid potestis, et timeant parvipendere jussionem vestrae ecclesiae; et in praedicto Henrico tam cito judicium vestrum exercete, ut omnes sciant, quia non fortuito, sed vestra potestate cadet. — (Conc. Rom. VII. apud *Mansi* T. 20. p. 535 et 36.)» Deutlicher, klarer und bestimmter hätte nicht wohl Gregor sich ausdrücken können. — Früher wußte man gar nichts von Dispensationen. Nicht einmal von einer kirchlichen Verordnung, besonders wenn sie ein gewisses canonisches Ansehen hatte, war eine Dispensation von Seiten des römischen Hofes zu erwarten, um so viel weniger von einem Gott gethanen Gelübde, und dieß ist doch jeder Eid. Aber gerade war in jener gesetzlosen Zeit, wo nicht selten der ganze gesellschaftliche Zustand sich aufzulösen drohete, der Eid, dessen Heilig-

keit selbst das irreligiöseste Gemüth fühlte, und daher vor dessen Verletzung zurückschreckte, noch das einzige Band, was den so sehr gefährdeten Socialzustand zusammenhalten konnte und auch wirklich zusammenhielt. Aber wie sehr mußte nicht in den Augen der Völker, wie einzeler Individuen ein Band, das eines Menschen Hand nach Gutdünken wieder lösen kann, an seiner Heiligkeit verlieren?*) Wer seinen Vasalleneid brach, fiel der öffentlichen Schmach und Schande anheim, und nicht leicht wagte dieses selbst der kühnste, entschlossenste, von Schwungsucht getriebene Große, und auch Heinrichs Fürsten würden es nicht gewagt haben, hätte nicht Gregor schon in dem Jahre 75 sie von dem ihrem Könige geschwornen Eide der Treue gelöst. Der Eid ist ein mit dem Namen des Allerhöchsten geprägtes Goldstück; und Gregor VII. ist der erste, dessen Hand dieses göttliche Gepräge wieder auslöschte. Da aber kein Wahn stille steht, sondern immer weiter treibt und noch mannigfaltiger sich verzweiget, so hatte es auch dabei noch nicht sein Bewenden, und bald werden wir sehen, daß man sich nicht damit begnügte, blos Heinrichs Unterthanen ihres Eides zu entbinden, sondern daß man sogar Heinrichs eigene Kinder von Gottes viertem Gebote löste, ihnen endlich gegen denjenigen Waffen in die Hände gab, von denen sie ihr Daseyn und Alles, was sie hatten und noch hoffen durften, erhalten hatten. — Um ihre grenzenlose Liebe zu dem Menschengeschlecht zu versinnlichen und dem menschlichen Herzen recht fühlbar zu machen, hat es Gottes erbarmender Liebe gefallen, sich unter dem Bilde eines Vaters den Menschen darzustellen. In dem Gebiete der Liebe ist also väterliche Liebe und Zärtlichkeit das Höchste, hat aber auch eben daher auf gleiche kindliche Liebe die gerechtesten, nie verjährenden, unwiderruflichsten Ansprüche; und dieser Liebe wird nun ein Dolch in

*) In wiefern die Kirche, das heißt, der römische Stuhl von einem Eide lösen, oder denselben aufheben könne: darüber werden wir noch in der Folge vollkommen befriedigende Aufschlüsse, und zwar in ächt kirchlichem katholischen Sinne unsern Lesern mittheilen.

die Hand gegeben und ihr erlaubt, ja sie sogar von Bischöfen ermuntert, nach der Krone und dem Leben eines Vaters räuberische und mörderische Hände auszustrecken. O, des Greuls! von dem man vor den Zeiten Gregors VII. in der Kirche nie etwas gehört hatte. Gregor selbst kann man zwar die Empörung der Söhne Heinrichs nicht unmittelbar zur Last legen; da er aber dem Eide seine Heiligkeit und Unverletzbarkeit genommen, ihn zu lösen sich angemaßt, daher ihn in den Augen der Welt zu einem blosen Menschenwerck herabgewürdiget hatte: so mußte auch bald die Empörung eines Sohnes gegen einen excomminicirten Vater ihre Rechtfertigung finden. — Gregors Mißgriffe und Verirrungen hatten sämmtlich blos in seinen ganz überspannten Begriffen, von der ihm beiwohnenden, sich über alles erstreckenden Schlüsselgewalt ihren Grund, und an diesen Begriffen hing er um so fester, da sie in der Grundstimmung seines Charakters einen, ihnen ungemein zusagenden Boden fanden, Er auch der Reinheit seiner Absichten sich stets dabei vollkommen bewußt war. Aber daß die Heiligkeit und Reinheit des Zweckes unheilige Mittel nicht zu heiligen vermag: dieß ist eine längst allgemein anerkannte Wahrheit. — Unstreitig ist des heiligen Petrus Schlüsselgewalt, weil blos im Reiche der Geister herrschend und selbst im Himmel gebietend, eine, über alles Irdische erhabene, unsichtbare Macht. Aber gerade weil Gregor sie auch in dem Zeitlichen und Materiellen wollte schalten und walten lassen, benahm er ihr, wenigstens in den Augen der Völker, ihre Heiligkeit und einen großen Theil ihrer geheimnißvollen Kraft, besonders da sie in diesem Falle stets auch das, ihrer nicht würdige Gebiete gemeiner Politik betreten, und dann nothwendig in deren Irrgängen nur gar zu oft sich verirren mußte.

5. Unverzüglich ward nun der, abermals gegen Heinrich geschleuderte Bannfluch der christlichen Welt bekannt gemacht. Am zweiten Festtage der bald darauf folgenden Osterfeier — offenbar ein Tag, der eher zum Segnen als zum Fluchen geeignet zu seyn scheint —

wiederholte sogar Gregor öffentlich in der Peterskirche das über Heinrich gefällte Verdammungsurtheil und fügte dann noch hinzu: „Heinrich werde, wenn er bis zum Feste der beiden heiligen Apostel Petrus und Paulus (29. Junius) nicht reumüthig in sich gehe, entweder todt oder abgesetzt seyn, und geschehe dieß nicht, so soll man ihm, dem Pabste, ferner keinen Glauben mehr schenken. Da jedoch dieses Wort nicht in Erfüllung ging, und Heinrich an diesem Tage weder todt, noch auch von seinen, ihm anhangenden Bischöfen und Fürsten verlassen, mithin auch nicht von ihnen abgesetzt war, im Gegentheil gleich darauf an der Spitze eines zahlreichen Heeres stand, so ward nachher diese Aeusserung Gregors als eine blos von seinen Feinden herrührende hänische Erdichtung für unwahr erklärt und völlig unbeachtet erlassen. Unstreitig war dieß das Klügste was Gregors Freunde thun konnten; denn etwas vernünftiges und befriedigendes darüber zu sagen, würde ihnen ziemlich schwer gewesen seyn. Indessen rührt jene Angabt nicht von Gregors Gegnern, sondern von einem seiner wärmsten und eifrigsten Anhänger her. Es ist nämlich Bonizo, der sich berichtet*). Zwar sucht dieser, um Gregors Sehergabe zu retten, dessen Worten eine ganz andere Deutung zu geben, aber was er darüber

---

*) Sunt alii qui dicunt venerabilem Gregorium papam legaliter fuisse, sedcontra se ipsum sententiam damnatus dictasse, nam in secunda feria post pasca apud sanctum Petrum, cum Regem excommunicasset, adjecit: omnibus Vobis notum sit, quod si usque ad festivitatem Sancti Petri, Henricus non resipuerit, mortuus erit aut depositus, quod sihoc non fuerit, mihi credi amplius non oportet. — Nun beginnt Bonizo seine Exegese, die aber für den gewöhnlichen, nüchtern und gesunden Menschenverstand, und zwar der Zeitgenossen, wie der Nachwelt, nicht sehr einleuchtend seyn möchte.

sagt, ist offenbar nichts als ein sinnloses, unter einen Schwalm von Worten, wie in einem Nebel eingehülltes Wischewasch, das nichts erklärt und nichts beweißt. Es müßte Einer von einer ungemein leicht zu befriedigenden Natur seyn, wenn ihm diese Erklärung Bonizo's auch nur von weitem genügen sollte. Wer sie lesen mag, findet sie bei Oefele S. 119. – Aber nicht ganz unmerkwürdig möchte es seyn, daß zwar nicht gerade am 29. Junius, also am Ende dieses Monates, jedoch schon drei Monate darauf Gregors Schützling, der Gegenkönig Rudolph, in der Schlacht an der Elster Krone und Leben verlor, mithin im wahren Sinne des Wortes mortuus und depositus war. Bald möchte man glauben, Gregor habe zwar ein strafendes prophetisches Wort gegen König Heinrich aussprechen wollen, jedoch ohne Wissen und Willen es gegen den Gegenkönig Rudolph ausgesprochen. — Für den Geschichtforscher im Allgemeinen mag das ohne alle Bedeutung seyn. Aber dem, welchem die unerforschlichen Rathschlüsse Gottes und dessen geheime Wege ein Gegenstand anbetender Bewunderung sind, möchte es vielleicht doch einigen Stoff zu weiterm Nachdenken darbieten.

6. Die Kunde von Heinrichs abermaliger Excommunication setzte Italien und Deutschland in gleich wilde Bewegung. In den Staaten der Markgräfin Mathildis brachen Volkstumulte aus, die man gleichsam als Vorboten künftiger, noch größerer Unfälle hätte betrachten können, besonders da der größte Theil von Mathildens Lehnsleuten, wie Gregor selbst in einem seiner Briefe sagt, die edle Fürstin, ihrer unbegrenzten Anhänglichkeit an den römischen Stuhle wegen, des Wahnsinnes für verdächtig hielt. Aber noch weit wilder und heftiger stürmte es in Deutschland. Heinrich befand sich zur Osterfeier in Bamberg, als die Nachricht von dem ankam, was auf der römischen Synode ge-

geschehen war. Die vielen anwesenden Bischöfe, die zu Folge des päbstlichen Dekrets jetzt, wenn sie ihren König nicht sogleich verließen, schon im voraus mit dem Banne belegt waren, ergossen sich in einen Strom der gröbsten Lästerungen gegen Gregor, und erklärten laut und öffentlich, daß sie ihn nicht länger mehr für ihr und der Kirche Oberhaupt erkennen wollten. — Einige Mißgriffe ausgenommen, die Heinrich sich in den letzten Jahren hatte zu Schulden kommen lassen, war seine Haltung bisher stets edel und würdevoll geblieben. Sein Verhältniß zu den abgefallenen sächsischen Fürsten wie zu dem Pabst war das eines rechtmäßigen, von Gott gesetzten Königes zu aufrührischen, treulosen Vasallen, und der nun die von seinen Vorfahren ererbte Krone gegen alle Ansprüche, von welcher Seite sie auch möchten erhoben werden, bis auf den letzten Athemzug zu vertheidigen entschlossen war. Das Recht stand also offenbar auf seiner Seite. Aber leider verließ er jetzt die Bahn, auf der er mit frohem Muthe und festem Tritte hätte fortschreiten sollen, ließ sich von unzufriedenen Bischöfen bethören, gab seine Einwilligung zur Absetzung des rechtmäßigen Pabstes, wie zur Wahl eines neuen Oberhaupts der Christenheit, und ward nun selbst ein frecher Empörer gegen Gott und dessen heilige Kirche.

6. Ueberhaupt scheint Heinrich, seitdem er aus Italien wieder nach Deutschland zurückgekehrt war, seine wahre Stellung nie recht verstanden zu haben. Anstatt dem Pabste mit süßen Worten zu schmeicheln, ihm unbedingten Gehorsam zu heucheln, ihm zu versprechen, die Abhaltung eines Reichstages zu befördern und dennoch denselben auf verdeckten Wegen zu verhindern; statt aller dieser kleinlichen, eines Königes unwürdigen Künste und diplomatischen Taschenspielereien, hätte Heinrich dem Pabste ganz unumwunden und mit eben so

vieler Aufrichtigkeit, als Ernst und Festigkeit erklären müssen, daß er in kirchlichen Angelegenheiten und Glaubenssachen ihn, den Pabst, als seinen Vater und Führer anerkennen, daher alle päbstliche, gegen Simonie und die Unenthaltsamkeit der Geistlichen gerichteten Decrete, sobald es von ihm gefordert würde, mit seiner ganzen weltlichen Macht in Vollziehung setzen, auch selbst wegen der Investitur, sobald man nur, was Gregor selbst schon früher versprochen hatte, sich über einige Punkte noch gegenseitig würde verständiget haben, dem Pabste schuldigen Gehorsam leisten, und ihm, in dem ganzen Umfange seines kirchlichen Regiments, stets als ein folgsamer Sohn hülfreich zur Seite stehen werde. Aber auch auf der andern Seite, daß er, Heinrich, nie zugeben werde, nie zugeben könne, daß die Frage: ob er König Deutschlands und Italiens sey, erst noch von einer Versammlung seiner eigenen, ihm durch ihren Eid verpflichteten Vasallen sollte entschieden werden, mithin daß er fest entschlossen sey, so lange er athme, seinen Thron so wie dessen Rechte und Unabhängigkeit bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und lieber mit vielen Tausenden seiner Getreuen in einer Schlacht ehrenvoll zu fallen, als seine, von seinen Vorfahren rein und glänzend erhaltene Königswürde so schmachvoll mißkannt, befleckt und völlig entweihet zu erblicken. — Eine solche unumwundene, ernste und doch dabei recht herzliche Sprache würde dem, für alles Wahre, Edle so gefühlvollen Pabste Gregor gewiß nicht mißfallen haben. In jedem Falle hätte sie wenigstens seiner eigenen Ungewißheit, wodurch er, wie wir gesehen, zu einem, für ihn selbst höchst peinlichen Hin- und Herschwanken gezwungen war, ein Ende gemacht haben; denn Heinrich abermals mit dem Banne zu belegen, dazu hätte Gregor keinen Stoff gehabt*), auch seine

*) Aus dem über Heinrich gefällten Verdammungsurtheil, welches wir so eben unsern Lesern mitgetheilt haben,

eigene Weisheit und Gerechtigkeitsliebe es ihm nicht gestattet. Höchst wahrscheinlich würden die beiden höchsten Häupter der Christenheit sich verstanden und freundlich einander die Hände gereicht haben. Vermochten, wie wir bald sehen werden, die Sachsen, trotz eines erfochtenen vollständigen Sieges, am Ende dennoch durchaus nichts gegen den excommunicirten, anathematisirten und mit dem Fluche des Bannes gebundenen Heinrich; wie noch weit weniger würden sie gegen Heinrich, den Freund Gregors, vermocht haben? — Ein, eine lange Reihe von Jahren dauernder, mit aller Wildheit entzügelter Leidenschaften geführter bürgerlicher Krieg würde dann Deutschland nicht verwüstet und so viele, einst blühende Länderstrecken, in Einöden verwandelt haben. Im Gegentheil würde das deutsche Vaterland sich der frohen Hoffnung haben hingeben können, daß es unter dem Scepter des, jetzt an Erfahrungen so reichen, in der Schule des Unglücks und der Trübsale geläuterten, von der Natur mit so manchen trefflichen Eigenschaften ausgerüsteten Heinrichs*), dem es auch weder an Verstand,

ergibt es sich ja ganz klar, daß das Hauptverbrechen, dessen Gregor ihn dießmal beschuldigte, und daher auch ihn bannte, blos darin bestand, daß Heinrich versprochen, die Abhaltung eines Reichstages zu befördern, jedoch gerade im Gegentheil ihn verhindert, sein der Kirche gemachtes Versprechen gebrochen habe.

*) Theilweise geben dieß selbst Heinrichs Gegner zu; besonders der ehrliche, weit weniger befangene Lambert von Aschaffenburg. Heinrichs Unglück war es, daß die Geschichtschreiber jener Zeit, mit Ausnahme Wallrams, Siegberts und des Verfassers der vita Henrici, sämmtlich zur sächsischen und päbstlichen Parthei gehörten, und weil dem geistlichen Stande angehörend, war ihnen ein excommunicirter und von dem Pabste abgesetzter König ein Gegenstand des Grausens. Einen Solchen recht zu lästern schien ihnen fromme Pflicht; und je tiefer sie Heinrich herabwürdigten, je höher stiegen in ihrer Einbildung der Ruhm und die Größe

noch an Festigkeit, Entschlossenheit und persönlicher Tapferkeit fehlte, bald wieder zu seiner vorigen Größe und Majestät sich würde erhoben haben.

7. So wie jeder Mißgriff noch gröbere Mißgriffe zur Folge hat; eben so führt auch jeder Frevel zu noch immer größerm Frevel. Betäubt durch das Geschrei seiner Bischöfe, worunter es einige ganz leidenschaftlich entflammte Feinde Gregors gab, beschloß nun Heinrich, nicht blos die schändliche Posse von Worms zu wiederholen, und den Pabst abzusetzen, sondern auch sogleich einen neuen Pabst zu wählen, und so der unselige Urheber eines die Kirche spaltenden, die Christenheit verwirrenden und das Gewissen zahlloser Rechtgläubigen beunruhigenden und ängstigenden Schisma zu werden. Alle Fürsten und Bischöfe wurden demnach zu einer Reichsversammlung nach Mainz berufen, und zwar mit dem Zusatze: um den Hildebrand der päbstlichen Würde zu entsetzen und einen andern Pabst zu wählen. Das Zusammenberufungs-Schreiben hatte den Bischof Heinrich von Speier zum Verfasser. Alle die alten, wahrhaft sinnlosen Lästerungen und Schmähungen gegen den Pabst

---

seines Gegners, des Pabstes Gregor. Da sie nun in allen ihren Berichten über Heinrich stets nur Schatten auf Schatten, und zwar recht dichte und schwarze Schatten häuften, ohne auch nur einen einzigen, diese Schatten erhellenden Lichtpunkt hinzuzufügen; so mußte nothwendig am Ende eine eckelhafte Carricatur von nichts als Lastern, Ausschweifungen und Thorheiten jeder Art hervorkommen, die sie, und nach ihnen auf ihr Wort, auch die Nachwelt Heinrich nannten. In diesem Geiste fuhren ebenfalls die nächst darauf folgenden Chronisten fort; nur daß sie, wie z. B. Gerohus, auch noch aus eigenem Vorrath Etwas hinzufügten und wo möglich in Schmähungen auf den unglücklichen Monarchen ihre Vorgänger noch zu überbieten suchten.

wurden darin wieder vorgebracht; und obgleich ganz Rom, Italien, Deutschland, ja wohl die gesammte Christenheit von der Heiligkeit des Privatlebens Gregors, von dessen Reinheit, klösterlicher Zurückgezogenheit, lebendigem Glauben und glühendem Eifer für die Ehre Gottes und der Kirche, vollkommen überzeugt waren, erfrechten sich doch abermals Bosheit und Unverstand, ihn des Stolzes, der Unkeuschheit, der Zauberei, endlich gar der berengarischen Ketzerei und eines Bundes mit dem Teufel zu beschuldigen. — Physische Blindheit ist hellsehend gegen die Verblendung des Lasters und gehässiger Leidenschaft! — Heinrichs Bischöfe waren zwar sämmtlich der Meinung, daß Heinrichs Verdammung eine Ungerechtigkeit, und seine Absetzung von der Regierung eine stolze Anmaßung Gregors sey. Aber an dem Verbrechen, das canonisch gewählte, mithin rechtmäßige, und von der ganzen Christenheit anerkannte höchste Oberhaupt von dem Stuhle des Apostels herabzustürzen und einen Andern darauf zu erheben: daran wollten sie keinen Antheil nehmen. Nur neunzehn Bischöfe erschienen demnach in Mainz. Auch der Bischof Dietherich von Verdün war allda angekommen; aber je näher der Tag herankam, an welchem dieß neue schreckliche Aergerniß der christlichen Welt sollte gegeben werden, je mehr graußte ihm davor; so daß er noch am Vorabend des Tages, an welchem das Concilium sollte eröffnet werden, ganz in der Stille Mainz verließ. Sämmtliche neunzehn Bischöfe kündigten Gregor förmlich den Gehorsam auf, und erließen an ihn ein offenes Sendschreiben, in welchem die Unsinnigen, sich selbst vor den Augen der Welt schmähend, dem Pabste Vorwürfe machten, wie nur immer der boshafteste Lügengeist sie eingeben konnte. Das Schreiben schloß sich mit den Worten: „Da du gesagt, daß keiner von uns in deinen Augen ein Bischof sey — (darin mag Gregor nicht ganz Unrecht gehabt haben), so wisse, daß auch du für

keinen von uns mehr ein Pabst bist.“ — Zu einer neuen Pabstwahl zu schreiten, wagten jedoch die in Mainz versammelten Bischöfe nicht. Wahrscheinlich fühlten sie sich dazu noch zu schwach, ihre Anzahl noch zu klein. Sie überließen also diese saubere Arbeit den italiänischen Bischöfen. An diese erging nun ein Sendschreiben, abermals verfaßt von dem wüthenden Bischof Heinrich von Speier, in welchem sie eingeladen wurden, den Mainzer Beschlüssen beizutreten. — Die lombardischen Bischöfe, denen kein Opfer zu schwer, kein Frevel zu groß war, sobald sie sich dadurch nur den Pabst Gregor vom Halse schaffen konnten, zeigten sich zu Allem bereitwillig. Dreißig derselben und mehrere italiänische Fürsten, Heinrichs Anhänger, begaben sich also jetzt nach Brixen. Dahin kam auch Heinrich in Begleitung einiger deutscher Bischöfe und Fürsten. Am fünf und zwanzigsten Junius des Jahres 1080 versammelten sich sämmtliche in Brixen anwesende geistliche und weltliche Herren. Aber leider war der Gerechtigkeit, wie der Besonnenheit und würdevollen Mäßigung jeder Zugang zu dieser Versammlung verschlossen. Der Geist der Lüge führte darauf den Vorsitz; und nachdem die wildesten und gehässigsten Leidenschaften in den gottlosesten Schmähungen und Lästerungen gegen Gregor sich erschöpft hatten, ward folgender Beschluß gefaßt: „Da es bekannt ist, daß Hildebrand, der falsche Mönch, Pabst Gregor VII. genannt, nicht von Gott gewählt, sondern durch Betrug und Bestechung schamlos der Kirche aufgedrungen ward, Er, der die kirchliche Ordnung auflößt, das christliche Reich verwirrt, der den rechtgläubigen und friedfertigen König an Leib und Seele zu verderben sucht, aber den meineidigen König in seinen Schutz nimmt, und ihn vertheidiget; der unter Einträchtige Zwietracht, unter Friedfertige Hader, unter Brüder Streit, unter Ehegenossen Trennung ausgesäet hat, und alles erschüttert, was fest und ruhig zu stehen schien: so sprechen Wir, die wir hier

im Namen Gottes und auf Befehl des Königs Heinrich versammelt sind, gegen den frechen Hildebrand, der Kirchenraub und Mordbrennerei prediget, der Mord und Meineid vertheidiget, der den wahren apostolischen Glauben von dem Leibe und Blute des Herrn verdüstert, den alten Schüler des Ketzers Berengar, den Traum- und Zeichendeuter, den offenbaren Zauberer, einstimmig nach den Satzungen der Kirche das Urtheil aus, daß er, des Stuhles des heiligen Petrus unwürdig, desselben entsetzt und vertrieben werden, und wenn er nicht freiwillig denselben verlassen will, auf ewig verdammt seyn soll." — Welch ein verwegener, jedes rechtgläubige Herz empörender Spruch! Eine, sie noch mehr infamirende Schandsäule hätten die versammelten Bischöfe unmöglich ihrem fluchwürdigen Andenken setzen können. — Sogleich ward jetzt auch zu einer neuen Wahl geschritten, die natürlicher Weise auf Gregors ärgsten Feind, nämlich auf den, unsern Lesern schon bekannten Erzbischof Wibert fiel. Nach einer kurzen, wahrscheinlich nur affektirten Weigerung nahm dieser die ihm angetragene höchste Würde an, legte sich hierauf den Namen: Clemens III. bei, ertheilte dem König Heinrich die Lossprechung und den apostolischen Segen, und sprach dann über Gregor, den Gegenkönig Rudolph und den Herzog Welf den Bannfluch aus. Nachdem nun Alles geschehen war, wodurch man mit einer an sich höchst ehrwürdigen, heiligen Handlung ein schamloses Possenspiel getrieben hatte, trennten sich wieder Heinrich und dessen neuer Pabst. Der Erstere kehrte nach Deutschland, der Andere nach Italien zurück, wohin ein natürlicher Sohn des Königes, ebenfalls Heinrich genannt, ihn begleitet haben soll *). — Tief und schmerz-

*) Dieß ist jedoch beinahe unglaublich. Heinrich, im November des Jahres 1050 geboren, war also im Junius des Jahres 1080 noch keine volle 30 Jahre alt. Der

haft trauerten alle gemäßigten und vernünftigen Freunde und Anhänger Heinrichs über die unerhörten Hergänge in Mainz und Brixen*).

Jüngling, der mit Wibert jetzt nach Italien ging, konnte doch nicht wohl vor seinem fünfzehnten Jahre wehrhaft gemacht worden seyn. Wäre er also wirklich ein natürlicher Sohn Königs Heinrich gewesen, so hätte dieser schon in einem Alter von 14 Jahren und einigen Monaten ihn gezeugt haben müssen; welches jedoch nicht wohl anzunehmen seyn möchte.

*) Selbst der, dem Könige Heinrich so sehr ergebene Verfasser der vita Henrici ruft hier klagend aus: „Cessa obsecro, Rex gloriose, cessa ab hoc molimine ut ecclesiasticum caput de suo culmine dejicias et *in reddenda injuria te ipsum reum Facias.*" — Heinrichs Verfahren gegen den Pabst hatte jedoch nicht sowohl in des Königs Haß und Erbitterung gegen denselben, als in weit wichtigern politischen Rücksichten seinen Grund. Heinrich nämlich mußte befürchten, daß der abermals gegen ihn geschleuderte Bannstrahl, obgleich derselbe jetzt etwas an seiner Kraft verloren hatte, dennoch nicht ganz, ohne ihn schadhaft zu berühren, an ihm herabgleiten möchte, daß er selbst dadurch einem großen Theile der Nation, besonders dem gemeinen Volke zum Anstoß werden, daher auch Mancher unter seinen Anhängern in seiner Treue zu ihm zu schwanken anfangen könnte. Um alle dergleichen für ihn höchst gefährlichen Folgen des Bannfluches von sich ferne zu halten, gab es unstreitig kein sichereres, aber zugleich auch verwerflicheres Mittel, als einen Gegenpabst aufzustellen, der ihn segnete und den auf ihn geworfenen Bann auf seine Gegner, den Gregor und Rudolph, zurückschleuderte. Bei der damaligen großen Unkunde der Vornehmern wie der Geringern in allen kirchlichen Angelegenheiten, Satzungen und Ordnungen, konnte er mit Grund hoffen, daß die Welt nothwendig an den beiden Päbsten irre werden müsse. Clemens war nicht nur von italiänischen, sondern auch deutschen Bischöfen zum Pabste gewählt worden. Auf zwei Concilien hatten diese Gregors Wahl für ungültig erklärt, ihn sogar der Bestechung dabei beschuldiget; und da

Clemens und Heinrich sowohl in Deutschland wie in Italien, nicht nur unter den Bischöfen, sondern auch vorzüglich unter dem niedern Clerus, ja selbst in den Klöstern, zahllose Anhänger hatten, so fingen nun auch diese an, die Sache der Parthei, der sie angehörten, in Schriften und von den Kanzeln mit aller Lebhaftigkeit und mit allen Waffen zu vertheidigen, die nur immer sophistische Spitzfindigkeit, oder auch eigene Rednergabe ihnen darbieten konnten. Kurz, sie schrieen und tobten eben so laut, als auch die von der Gegenparthei schrieen und lärmten. Wie hätte nun der Laie jetzt untersuchen können, untersuchen wollen, auf welcher Seite Wahrheit und Gerechtigkeit seyen? Vielleicht nur wenige hatten die hiezu nöthigen Fähigkeiten, die allermeisten nicht nur Mangel an diesen, sondern auch noch weder Zeit noch Lust dazu. Der Bann war also jetzt eine stumpfe Waffe geworden; denn wollte Rudolph von der, von Gregor über Heinrich verhängten Excommunication einen Vortheil ziehen, so trat ihm Letzterer mit dem, von Clemens und einer Menge deutscher und italiänischer Bischöfe über ihn selbst und seine Sachsen ausgesprochenen Bannfluch entgegen. Der Bann des Einen entkräftete den Bann des Andern; und so blieb nun jeder auf der Seite, wohin ihn früher wirkliches oder vermeintliches Pflichtgefühl, oder auch blos eignes Interesse geführt hatte; und wir werden zu seiner Zeit und nicht ohne Erstaunen sehen, daß sogar sehr bedeutende Personen, wie z. B. die beiden Welf, Vater und Sohn, und endlich selbst Gregors ehemaliger warmer Freund, der Bischof von Porto, die päbstliche Partei verließen und zu Heinrich übergingen.

IX.

Schlacht an der Elster — Tod Rudolphs von Schwaben.

1. Sich wenig mehr bekümmernd um den Pabst in Rom, welchen zu bekämpfen er nun seinem Gegenpabste, dem Clemens, überließ, rüstete sich jetzt Heinrich mit seiner gewöhnlichen Thätigkeit zu einer neuen

Heerfahrt nach Sachsen, und schon Mitte Septembers hatte der unermüdete, an Hülfsquellen unerschöpfliche junge Monarch wieder ein ansehnliches Heer zu seiner Verfügung. Anfangs October brach er mit demselben nach Thüringen auf. Mit ihm waren der neue Herzog von Schwaben, Friedrich von Hohenstaufen, Heinrichs Eidam, dann der tapfere bayersche Graf von Loch, die beiden Erzbischöfe von Köln und Trier und noch vierzehn andere Bischöfe. Heinrich hoffte, die Sachsen unvorbereitet zu finden. Aber in dieser Hoffnung sah er sich getäuscht. Er fand nicht ferne von den Ufern der Unstrut ein zahlreiches sychsisches Heer in einem stark befestigten Lager ihn ruhig erwartend. Dieses wagte Heinrich nicht anzugreifen; er zog sich also zurück, und wandte sich nach der Seite von Erfurt. Aber sogleich brachen auch die Sachsen ihr Lager ab, und folgten dem königlichen Heere auf dem Fuße. Bei Recognoscirung des feindlichen Lagers hatte Heinrich sich überzeugt, daß die Sachsen an Streitkräften ihm weit überlegen wären. Er suchte also eine Schlacht so lange zu vermeiden, bis er die Verstärkungstruppen, welche theils der Markgraf Ecbert von Meissen, theils der Herzog Wratislaw aus Böhmen ihm zuführten, würde an sich gezogen haben. Um demnach die Sachsen von fernerem Nachrücken abzuhalten, sandte er einen Haufen leichter Reuter in die Gegend von Goslar, mit dem Befehle, dort einige Dörfer und Meierhöfe anzustecken und dann eiligst wieder zu ihm zu stoßen. Diese List gelang. Als die Sachsen die hinter ihnen aufsteigenden Rauchsäulen erblickten, glaubten sie sich von dem Feinde in ihrem Rükken umgangen, und eilten zurück, um ihre Grenzen zu vertheidigen. Dadurch gewann nun Heinrich Zeit, rückte schnell gegen Erfurt, ließ diese Stadt plündern und einen Theil davon in Brand stecken, wandte sich hierauf, Alles verheerend und verwüstend, gegen Naumburg, und ging dann, um seine Vereinigung mit den

meißnischen und böhmischen Schaaren zu erleichtern, über die Saale. Alle diese Bewegungen hatte Heinrich sehr richtig combinirt. Als aber die Sachsen sahen, daß sie wären getäuscht worden, brachen sie sogleich wieder gegen Heinrich auf. Was dieser zu vermeiden suchte, dazu wollten ihn jetzt Rudolph und Otto zwingen, rückten daher so rasch und so nahe auf ihn an, daß er sich gezwungen sah, an den Ufern der Elster sein Heer in Schlachtordnung aufzustellen. Den Einen seiner Flügel lehnte er an die Elster an. Vor seiner Fronte hatte er einen breiten Sumpf, und jenseits desselben standen die Sachsen.

2. Die Schlacht an der Elster hat viel Aehnliches mit den beiden frühern Schlachten bei Mellrichstadt und Flarcheim. Ein nur einigermaßen anschauliches Bild von dieser Schlacht geben weder Bruno's noch Berthold's unzusammenhängende Berichte. Was sich allenfalls aus denselben herausstellt, ist blos, daß die Sachsen, während ihre Bischöfe den ein und achtzigsten Psalm sangen*), den Morast umgingen. Heinrich ward dadurch gezwungen, eine andere, ihm weniger günstige Stellung zu nehmen. Die Elster hörte auf, ein Anlehnungspunkt für sein Heer zu seyn. Dieses hatte den Fluß nun in seinem Rücken. Die Sachsen griffen diesmal zuerst an, wurden aber kräftig empfangen, und nach kurzem Kampfe zurückgeschlagen. Bald bedeckte eine zahllose Menge fliehender Sachsen das Feld, und schon stimmten auf dem Schlachtfelde Heinrichs Bischöfe das Te Deum laudamus an, als plötzlich Heinrichs böser Genius, der Herzog Otto nämlich, wieder erschien, und Allem eine ganz andere Wendung gab. Heinrich ward jetzt geschlagen und zu schleunigem Rückzuge gezwungen. Die Sachsen erfochten einen vollständigen Sieg.

---

*) Deus stetit in synagoga deorum. *Ps.* 81

Sehr groß war jedoch Heinrichs Verlust nicht, und würde noch geringer gewesen seyn, wenn nicht ein Theil seines Heeres, dem zu seinem Rückzuge oder zu seiner Flucht kein anderer Weg, als der über die Elster, offen stand, in den Fluß wäre gesprengt worden, und wegen der Höhe und Steile des jenseitigen Ufers es nur Wenigen gelungen wäre, sich zu retten, und daher die mehrsten von den Wellen des Stromes verschlungen wurden. Auch Heinrichs Lager fiel den Sachsen wiederum in die Hände, und da der ganze Raub von Erfurt sich darin befand, so war die Beute, die sie machten, nicht unbedeutend. Heinrichs größter Verlust in dieser Schlacht war, daß der edle Graf Ratbod, einer der treuesten, tapfersten und erfahrensten Heerführer in dem Treffen fiel. Er besaß im höchsten Grade die Liebe wie das Zutrauen des Heeres. Als man seine Leiche in das Lager zurücktrug, sollen die Träger, von ihrem Schmerz überwältigt, einigemal ausgerufen haben: „Ach, alles ist verloren!" — Dieser Ruf ward fälschlich gedeutet. Man glaubte, die ganze Schlacht sey schon auf allen Punkten verloren; und gerade weil sich von keiner Seite einige Gefahr zeigte, hatte die geschreckte Einbildungskraft einen desto größern Spielraum. Panischer Schrecken soll daher plötzlich diesen Theil des Heeres ergriffen, und zu übereilter, unordentlicher Flucht fortgerissen haben. Wie diesem aber auch seyn mag; so scheint doch wirklich der Tod des braven Ratbod nicht wenig zu dem von den Sachsen errungenen Sieg beigetragen zu haben.

3. Heinrich hatte zwar jetzt eine Schlacht verloren, aber diese demungeachtet ihm größeren Vortheil gebracht, als ein auch noch so glorreich erfochtener Sieg. Sein erbittertster und ärgster Feind, nämlich der Gegenkönig Rudolph von Schwaben, war in dem Treffen geblieben. In der Hitze des Kampfes war ihm die

rechte Hand abgehauen worden, während der edle junge Herzog Gottfried von Bouillon, der nachherige Besieger der Sarazenen, die Spitze der Reichsfahne, die er trug, ihm tief in den Unterleib stieß. Sein Leben war nicht mehr zu retten. Er starb schon am Abend der Schlacht, oder wenigstens gleich am folgenden Tage. Ueber Rudolphs letzte Augenblicke weichen die Berichte sehr weit von einander ab. Nach der Ursperger oder Auersperger Chronik, wie auch nach Otto von Freisingen, Gerbert, und noch andern, freilich spätern Chronikern, ward Rudolph, als man ihn tödtlich verwundet in sein Zelt zurückgebracht hatte, bei dem Anblick der ihm abgehauenen Hand tief gerührt. „Dieß ist," sprach er endlich mit sterbender Stimme, „dieselbe Hand, mit der ich einst Heinrich, meinem Könige und Herrn, den Eid der Treue geschworen habe". — Sich hierauf zu den sein Lager umstehenden Bischöfen wendend, fuhr er fort: „Ich verlasse jetzt Reich und Leben. Aber Ihr möget nun wohl bedenken, ob der Weg, auf den Ihr mich geführt, und den ich auf euern Rath betreten, der rechte gewesen sey." — Ganz anders lautet aber der Bericht des Bruno. Dieser läßt Rudolph den Tod eines antiken Helden sterben, und dieselben Worte, welche einst auf den schon halb erstorbenen Lippen des Größten der Griechen, des Epaminondas, schwebten, legt er auch dem tödtlich verwundeten Rudolph in den Mund. — Der König, erzählt Bruno, obgleich schmerzhaft und tödtlich verwundet, blieb dennoch ruhig und gefaßt. Um seine eigene Person gar nicht besorgt, zeigte er eine desto größere Sorgfalt für die Heilung und Verpflegung der verwundeten Sachsen. Das Wohl Deutschlands war der große Gedanke, der ihn jetzt ausschließlich beschäftigte. Als er demnach vernahm: die Sachsen hätten gesiegt, brach er freudig in die Worte aus: „Nun will ich gerne Alles dulden und leiden, was nur immer der Himmel über mich beschlos-

sen haben mag." — Die um sein Lager stehenden Fürsten, gerührt von solcher Seelengröße, schwuren nun dem rettungslos Verwundeten, daß, wenn er wieder genesen (?) sollte, sie ihn, trotz seiner Verstümmelung, doch als ihren König beibehalten, und keinen andern wählen wollten. — Wir müssen aufrichtig gestehen, daß der erstere von diesen beiden Berichten, wenigstens unserm Gefühle nach, ein ungleich schärferes Gepräg der Wahrheit zu tragen, auch weit mehr in der Natur, und besonders in den Seelenzuständen eines Sterbenden gegründet zu seyn scheint. Der Eid, und besonders der Vasalleneid, hatte damals, wie wir unsern Lesern bereits bemerkten, einen ganz eigenen Charakter vorzüglicher, unverbrüchlicher Heiligkeit, und die Erinnerung, ihn gebrochen zu haben, auf welche Weise und aus welchen Gründen es geschehen seyn mochte, mußte nothwendig in jedem Gemüthe, das auf einen so verderblichen Abweg zu gerathen das Unglück gehabt hatte, sehr tiefe, nie mehr auszulöschende Spuren zurücklassen. Wie wahrscheinlich ist es demnach nicht, daß auch jetzt und gerade in dem letzten und wichtigsten Augenblicke des menschlichen Lebens, wo die Welt mit allen ihren täuschenden und trügerischen Freuden dahinschwindet, wo jede Leidenschaft und selbst die Herrschsucht ihren Zauber verliert, und das erwachte, nun völlig enttäuschte Gewissen weit hörbarer, als gewöhnlich zu sprechen pflegt: daß, sagen wir, in diesem oft für eine ganze Ewigkeit entscheidenden Moment auch Rudolphs gepreßte, vielleicht geängstigter Brust jene Worte wehmüthiger Reue wirklich entfahren seyn möchten. Daß Heinrich der rechtmäßige König, er selbst aber ein, seinem Herrn untreu gewordener Usurpator sey; davon wird sich Rudolph, selbst während seines ganzen Lebens, schwerlich ein Geheimniß gemacht haben; um wie viel weniger also jetzt, wo die Welt von ihm schied, und er an der Schwelle der furchtbaren Pforten der Ewigkeit stand.

— — Dagegen wird zwar gewöhnlich eingewandt, daß der Verfasser der Auersperger Chronik erst über hundert Jahre nachher schrieb, Bruno aber ein gleichzeitiger Geschichtschreiber sey, mithin dessen Zeugniß ungleich mehr Glauben verdiene, als jenes eines erst hundert Jahre nachher blühenden Chronisten. — Aber gerade dieser scheinbare, und daher dem gewöhnlichen Verstande sich desto leichter aufdringende Grundsatz birgt in sich einen großen Irrthum, von dem bisweilen selbst geistvolle Männer sich nicht ganz frei zu erhalten wissen. Nicht immer, und unter gewissen Umständen sogar nur selten, sind gleichzeitige Geschichtschreiber die sichersten und zuverläßigsten Quellen. Es kommt nicht blos darauf an, daß ein Geschichtschreiber die Wahrheit wissen konnte; noch weit wichtiger ist die Frage, ob er dieselbe auch hat sagen wollen, sagen dürfen. In Zeiten, wo Alles in Partheien zerrissen ist, wo diese mit Waffen und in Schriften sich wüthend bekämpfen, und der entzügelte Partheigeist, und das ganze Heer gehässiger Leidenschaften aus Allem, was geschieht, nur für sich immer neue Nahrungsstoffe zu schöpfen suchen: wie kann man in einer so wild bewegten Zeit noch Ruhe und Unbefangenheit von einem Schriftsteller erwarten, den seine eigenen Verhältnisse selbst in Mitte dieses wilden Treibens geführt hatten. Endlich wird auch in solchen heftig aufgeregten Perioden gewöhnlich die Persönlichkeit hochgestellter und mächtiger Individuen tief in die Zeitereignisse hinein gezogen, nicht selten auf das mannigfachste mit ihnen verwebt, und dann trifft es sich nur gar zu oft, daß es durchaus in dem Interesse solcher Machthaber liegt, Manches von dem Geschehenen einstweilen noch den Augen der Welt zu entziehen, oder wenigstens in einer ganz andern Gestalt hervortreten zu lassen; und gewiß wird dann der Geschichtschreiber, besonders wenn er zur Parthei des gebietenden Mannes

gehört, sich von selbst zu bescheiden wissen. Dieß Letztere findet nun seine volle Anwendung auf den vorliegenden Fall. Jene von Rudolph, in den letzten Augenblicken seines Lebens gesprochenen Worte aufrichtiger Reue enthalten offenbar ein Verdammungsurtheil über das ganze Unternehmen, und über alle, die durch Rath oder That daran Antheil genommen hatten. Die Bischöfe und Fürsten, die Rudolphs Sterbelager umgaben, hätten allen Verstand und alle Besonnenheit verloren haben müssen, wenn sie jene Reden des Sterbenden hätten veröffentlichen wollen. Welchen, für sie verderblichen Eindruck würden sie nicht nothwendig auf die ganze Nation, und vorzüglich auf das sächsische Volk, das heißt, auf die gemeinen Lehnsleute gemacht haben? Ganz sicher wäre das blutige Würfelspiel, das nun einmal die sächsischen Fürsten, und besonders die Herzoge Otto und Welf begonnen hatten, für sie, von diesem Augenblicke an, unwiederbringlich verloren gewesen. — Daß die Sachsen die Leiche Rudolphs mit großer Pracht und großem Gepränge zur Erde bestatteten, und in der Kirche zu Merseburg seinem Andenken ein prachtvolles Grabmal errichteten, dieß waren sie sich selbst und ihrer eigenen Ehre schuldig; auch geboten ihnen dieses Klugheit und die Politik, der sie bisher gefolgt waren, und noch ferner folgen wollten. Ob es aber wahre Liebe und aufrichtige Anhänglichkeit war, die dem Verstorbenen jenes, eines Königes nicht unwürdige Denkmal in der Kirche von Merseburg erbauten, daran möchte wohl noch gar sehr zu zweifeln seyn. Während seines Lebens genoß Rudolph nur ein sehr untergeordnetes Ansehen in Sachsen. Schon mit seiner Wahl zum Könige war man dort, wie wir gesehen, im höchsten Grade unzufrieden; und hätten die Sachsen nicht ihre eigene Sache durch jene des Rudolphs zu fördern, und vorzüglich dadurch den Pabst für sich zu gewinnen gehofft und geglaubt, so würde derselbe nach

seinem mißlungenen Feldzug am Neckar gewiß nicht in Sachsen jene thätige Theilnahme gefunden haben, die er höchst wahrscheinlich damals nicht einmal selbst auch nur von weitem erwartet hatte *).

4. Eine nicht minder große Entschädigung für seinen, in dem Treffen gegen die Sachsen erlittenen Verlust fand Heinrich auch in der jetzt aus Italien gekommenen, ihn freudig überraschenden Nachricht, daß nämlich an demselben Tage (15. October), an welchem er die Schlacht an der Elster verlor, seine Parthei in Italien über die päbstlichen, eigentlich Mathildischen Truppen, bei Volta am Mincio einen entscheidenden Sieg erfochten hatte. Diese frohe Nachricht begleitete die dringende Einladung, sobald als möglich selbst nach Italien zu kommen, da er ja ohnehin dem neuen Pabste, als er sich zu Brixen von demselben trennte, die Zusage gemacht habe, um Pfingsten des folgenden Jahres 1081 mit einem Heere über die Alpen zu gehen, den Pabst Clemens in Rom einzuführen und dann die Kaiserkrone von demselben zu empfangen. Dieser Einladung folgen zu müssen, davon sah Heinrich sehr wohl die Nothwendigkeit ein; aber er wollte doch vorher den Angele-

*) Als Heinrich später nach Merseburg kam, und ebenfalls Rudolphs prächtiges Grabmal bewunderte, drangen mehrere aus seiner Umgebung mit Bitten in ihn, es zerstören zu lassen, indem ein solches herrliches Denkmal nur einem rechtmäßigen Könige, und nicht einem Aufrührer gebühre. Aber Heinrich gebot, es unberührt zu lassen, und setzte lachend hinzu: „Wollte Gott, daß alle meine Feinde ein eben so prachtvolles Grabmal hätten!“ — Unstreitig ein edler, keine gemeine Seele verrathender Zug in Heinrichs Charakter. — Noch viele Jahrhunderte nachher zeigte man in dem Dom zu Merseburg eine ausgetrocknete, verdorrte Hand als die des Rudolphs von Schwaben.

genheiten Deutschlands eine für ihn günstigere Wendung geben. — Mit seiner gewöhnlichen, nicht zu ermüdenden Thätigkeit sammelte Heinrich jetzt eiligst die zerstreuten Ueberreste seines Heeres, und suchte den Muth desselben durch die Nachricht von Rudolphs Tode auf das neue zu entflammen. Dieß gelang ihm jedoch nicht. Der Unfall an der Elster hatte viele seiner Krieger zu sehr geschreckt. Diese mußte er sämmtlich entlassen. Da aber indessen die Böhmen, und außer diesen auch noch von andern Orten her Verstärkungstruppen angekommen waren, so hatte Heinrich gleich in den ersten Tagen des Decembers, also ungefähr sechs Wochen nach der Schlacht an der Elster, schon wieder unter seinen Fahnen ein ansehnliches Heer, mit dem er, um die Winterszeit nicht unbenutzt vorüber gehen zu lassen, gegen Sachsen zog. Jedoch diesmal, wie er den sächsischen Fürsten sagen ließ, nicht in feindlicher Absicht, sondern um das Weihnachtsfest in Goslar zu feiern. Aber die Sachsen traueten ihm nicht, ließen ein Aufgebot in ihrem Lande ergehen, und von allen Seiten rückten zahlreiche Schaaren an die sächsischen Grenzen, um diese im Falle eines Angriffes mit überlegener Macht zu vertheidigen. Heinrich wollte jedoch durchaus keine Schlacht. Er hatte wirklich friedliche Absichten; denn er glaubte, daß jetzt nach Rudolphs Tod eine Aussöhnung zu Stande kommen könnte, und die Sachsen ihn nun um so leichter als rechtmäßigen König von Deutschland anerkennen und seiner Hoheit sich unterwerfen würden. Höchst wahrscheinlich würde Heinrichs Hoffnung in Erfüllung gegangen seyn, wäre nur auch Otto von Nordheim zugleich mit Rudolph von Schwaben in der Schlacht an der Elster gefallen. Heinrich entließ demnach sein Heer und knüpfte friedliche Unterhandlungen an. Da er jedoch bald sah, daß diese zu nichts führten; so ließ er den Sachsen den Antrag machen, sie möchten, wenn sie durchaus einen eigenen

König haben wollten, seinen Sohn Conrad zu ihrem Könige wählen, wogegen er ihnen eidlich versprechen wolle, die sächsischen Grenzen nie mehr zu betreten. Aber auch dieser Vorschlag ward trotzig zurückgewiesen, und zwar blos durch den gebietenden Einfluß Herzogs Otto, dem, wie wir wissen, ja selbst ganz ungemein nach einer sächsischen Königskrone gelüstete. Als er um seine Meinung gefragt ward und seine Stimme zu geben hatte, sprach er nicht nur mit Heftigkeit dagegen, sondern schloß sein Gerede auch noch mit der groben und pöbelhaften Bemerkung: „daß von einem schlechten Rinde stets auch ein eben so schlechtes Kalb falle.“ — Diese, das Gefühl des Anständigen so sehr verletzende Zote entschied, und alle fernere Unterhandlung darüber hatte ein Ende *).

5. Heinrich beschäftigte sich nun vorzüglich mit den Vorbereitungen zu einer Heerfahrt nach Italien. Länger durfte diese nicht aufgeschoben werden, sollte anders der Sieg bei Volta ernstlich benutzt werden und der Eifer der Lombarden nicht erkalten. Indessen wünschte Heinrich doch auch, Deutschland wo möglich ruhig zu verlassen. Er knüpfte also auf das neue wieder Unterhandlungen an. Von beiden Theilen wurden fünf Bischöfe ernannt. Von Seite Heinrichs waren es die Bischöfe von Cöln, Trier, Bamberg, Speier und Utrecht; von Seite der Sachsen die Bischöfe von Mainz, Magdeburg, Salzburg, Paderborn und Hildesheim. Diese zehen Bischöfe kamen im

*) Selbst Bruno fühlt das Grobe und die Gemeinheit dieser Rede. Damit man aber von der Ungeschliffenheit des Otto nicht auch auf die Rohheit der damaligen Fürsten überhaupt einen Schluß machen möge, sucht Bruno das Grobseyn zu einer, nur dem Herzog Otto anklebenden, ziemlich liebenswürdigen Eigenheit zu machen: Sicut erat solitus jocose magna seria nonnullo schemate ludenti velare.

Laufe des Jänners in dem Kaufunger Walde, auf dem linken Ufer der Werra zusammen. Da noch mehrere sächsische Fürsten und Herren, ohne zwar an den Conferenzen einen unmittelbaren Antheil zu nehmen, doch Zeugen der Verhandlungen seyn wollten, so mußten auf deren Verlangen die zehen Kirchenhäupter ihre Sitzungen öffentlich halten. Wie gewöhnlich ward jetzt wieder viel unnützes Zeug, das offenbar zu nichts führen konnte, hin und wieder gesprochen *). Die Königlichen, der nutzlosen Rednerei bald müde, trugen, weil doch kein Friede zu Stande kommen könne, auf einen Waffenstillstand an, der vom ersten Februar bis zur Mitte des

*) Der Erzbischof von Salzburg z. B., nachdem er die alten, schon lange gehörten Klagen, wovon unstreitig einige gegründet, noch mehrere ungegründet und die meisten blos dem, mit jedem Bürgerkriege verbundenen Elende zuzuschreiben waren, der Reihe nach hergezählt hatte, machte den Gesandten Heinrichs den Vorschlag: sie möchten etweder beweisen, daß Heinrich König seyn könne, oder ihnen gestatten, den Beweis zu führen, daß Heinrich nicht König seyn könne. Das Erstere zu erweisen, wäre unstreitig für die Königlichen etwas Leichtes gewesen. Aber auch den Sachsen, von dem einmal angenommenen Standpunkte ausgehend, würde der Beweis des Gegentheils nicht schwer gewesen seyn. Ueber die Frage: ob der Pabst das Recht habe, Kaiser und Könige ihrer Reiche zu entsetzen, würden sich die Conferenzen in eine förmliche theologische Disputation aufgelöst und diese dann, wie alle dergleichen Disputationen, sich geendiget haben, nämlich, daß jeder Theil bei seiner richtigen oder falschen Ansicht geblieben wäre. Offenbar war die Natur des Krieges der Art, daß, wenn dem deutschen Reiche der Friede wieder sollte gegeben werden, entweder der eine Theil den andern vollkommen überwinden und unterdrücken, oder eine völlige Erschöpfung beider Theile auch Beide zum Frieden zwingen mußte. Welches Letztere auch, wie wir zu seiner Zeit sehen werden, wirklich geschah.

Junius dauern sollte. Aber darauf erwiederten die Sachsen, daß sie entweder einen festen, dauerhaften Frieden oder gar keinen haben wollten. Auch die Königlichen erklärten sich zu dem Erstern bereit. Während des von ihnen vorgeschlagenen Waffenstillstandes, sagten sie, habe man Zeit, sich näher zu verständigen und wegen eines dauerhaften Friedens zu unterhandeln. Da jedoch Heinrich seine Rüstungen zu einer Heerfahrt nach Italien unmöglich so geheim hatte betreiben können, daß nicht auch die Sachsen etwas davon erfahren hätten, so stellten diese jetzt die Frage: ob der Friede ein allgemeiner seyn sollte, und als Heinrichs Bischöfe darauf antworteten: „ja, ein allgemeiner Friede für ganz Deutschland", nahm Herzog Otto das Wort: „Glaubt Ihr", sagte er, „daß wir so dumm wären, eure Absicht nicht zu errathen? Heinrich will indessen unser Haupt, den Pabst, angreifen. Aber geht nur nach Italien. Wir wissen schon, was wir zu thun haben werden. Einen neuen König werden wir wählen, der im Stande seyn wird, uns zu vertheidigen; und wenn Ihr aus Italien wieder zurückkommt, werdet Ihr eure Städte und Länder nicht mehr in dem Zustande finden, in welchem Ihr sie verlassen habt." — Die Conferenzen im Kaufunger Wald hatten jetzt ein Ende und nichts war zu Stande gebracht, als blos ein Waffenstillstand von sieben Tagen. — Otto's Drohungen schreckten jedoch den König nicht sehr. Heinrich wußte, daß jetzt die Sachsen unter sich selbst nicht einig wären, mithin ihre eigene Uneinigkeit, mehr als irgend etwas anderes, eine neue Königswahl unendlich erschweren, höchst wahrscheinlich ganz unmöglich machen werde. Die Sorge für Oberdeutschland überließ er seinem tapfern Eidam, dem Friederich von Hohenstaufen, dem nunmehrigen Herzog von Schwaben. Auch konnte er sich auf die Treue seiner zahlreichen, zum Theile mächtigen Freunde und Anhänger verlassen, deren vereinte Kräfte es sehr leicht dahin bringen konnten,

daß es bei den ohnehin unter sich uneinigen Sachsen, in Ansehung der Wahl eines neuen Königes, zu keinem allgemeinen Beschluß komme. — Mit noch größerer Thätigkeit setzte er daher seine Zurüstungen fort, und mit nicht geringem Erstaunen erblicken wir ihn schon um die Mitte der Fasten an der Spitze zahlreicher, aus allen Nationen deutscher Zunge bestehender Schaaren, bereit, ihrem Könige, wohin er sie führen würde, zu folgen. Bevor jedoch Heinrich Deutschland verließ, verlieh er die Mark Oestreich, deren Markgraf Leopold von ihm abgefallen war, dem Herzog Wratislav von Böhmen; auch die Bisthümer zweier seiner Gegner, nämlich der Bischöfe von Salzburg und Passau, übergab er an Bischöfe seiner Parthei; so wie er überhaupt, um eine Vereinigung der Streitkräfte seiner Gegner zu verhindern, jedem Einzelnen der feindlichen Parthei ebenfalls Einen seiner Anhänger entgegen zu setzen suchte.

X.

Heinrichs IV. Heerfahrt nach Italien.

1. Schon im vorigen Jahre ahnete Gregor, als er den König Heinrich mit dem Banne belegt, und ihn der Reiche Italiens und Deutschlands entsetzt hatte, auch die furchtbaren Stürme, die sich nun bald gegen ihn erheben würden. Er fühlte das Bedürfniß einer mächtigen Stütze, die er jedoch blos an dem eben so tapfern als schlauen und man möchte sagen, unüberwindlichen Robert Guiscar, Herzog von Calabrien und Apulien, finden konnte. Aber wegen mehrfachen, an den Besitzungen des heiligen Petrus begangenen Raubes, war dieser schon seit zwei Jahren mit dem Fluche des Bannes belegt, hatte jedoch indessen, sich wenig um den Bann bekümmernd, fortgefahren, den römischen Stuhl zu beunruhigen und beinahe jedes Jahr feindliche Einfälle in die in Campanien liegenden päbstlichen Staaten

gemacht; daher auch von dem Pabste der Bannfluch einigemal erneuert und noch im Februar des vorigen Jahres 1080 auf das neue wieder gegen ihn war ausgesprochen worden. Aber die Ereignisse auf der am 7. des gleich darauf folgenden Monates März in Rom gehaltenen Synode gaben der Lage der Dinge plötzlich eine ganz andere Gestalt. Gregors Entschluß war bald gefaßt. Entschlossen, sich mit Robert auszusöhnen und die ehemaligen, schon vom Pabste Nicolaus II. angeknüpften freundschaftlichen Verhältnisse zwischen dem Herzog und dem römischen Stuhle wieder herzustellen, begab er sich in Begleitung des Fürsten Jordan von Capua*),

*) Auch mit dem Fürsten von Capua mußte sich der Pabst bald wieder ausgesöhnt haben; denn aus einem, im Jahre 1079 von Gregor an denselben erlassenen Schreiben ergibt es sich, daß dieser Fürst bei dem Pabste mehrerer groben Frevel war angeklagt worden. Er hatte seine Stiefmutter, gegen deren Willen und aller ihrer Bitten ungeachtet, durch die härtesten Mittel zu einer neuen Ehe gezwungen, sie sogar aus einer Kirche, wohin sie sich geflüchtet, gewaltsam herausführen lassen. Er war ferner in eine, dem heiligen Benedikt gehörigen Kirche eingedrungen, hatte sich des Kirchenschatzes bemächtiget, und war überhaupt, statt die in seinem Fürstenthum liegenden Kirchen zu schützen, vielmehr deren grausamer Unterdrücker, und suchte auf alle Weise sie ihres Eigenthums zu berauben. Unstreitig an sich schon große Frevel; aber gewiß noch weit größer und gröber in Gregors Augen. Wahrscheinlich wird jedoch auf den drohenden Brief des Pabstes der Fürst Genugthuung geleistet haben. Wir wissen zwar nicht, worin diese bestand. Sollte jedoch auch die ihm auferlegte Buße nur wenig bedeutend gewesen seyn, so kann man nicht daraus auf eine Ungleichheit in dem Charakter des Pabstes schließen. Die Freiheit, das Wohl und die Verherrlichung der Kirche war in Gregors großer Seele der vorherrschende Gedanke. Diesem war alles Uebrige tief untergeordnet; und so war

schon im Anfange Junius nach Aquino. Dahin kam auch Herzog Robert. Beiderseitiges Bedürfniß hatte sie einander entgegengeführt. Auch dem tapfern, nach Eroberungen dürstenden Herzog, der jetzt im Begriffe stand, seine riesenhaften Plane gegen die Griechen auszuführen, dem oströmischen Reiche dessen in Europa liegende Provinzen zu entreissen und der endlich selbst den Thron in Constantinopel für ein, für ihn nicht unerreichbares Ziel hielt: auch diesem fing jetzt der Bann an immer lästiger zu werden. Er fühlte, daß derselbe sein Unternehmen nicht nur nicht fördern, sondern sogar verderblich auf dasselbe wirken, vielleicht selbst die Einwohner von Apulien und Calabrien, während seiner Abwesenheit, zur Empörung reitzen könnte. Gregor und der Herzog waren daher jetzt bald mit einander einverstanden. Wahrscheinlich machte der Fürst von Capua den Vermittler. Der Pabst löste also den Herzog von dem Banne und belehnte ihn mit allen den Staaten, womit seine beiden Vorfahren, die Päbste Nicolaus II. und Alexander II., ihn belehnt hatten. Bei dieser feierlichen Handlung vergaß jedoch Gregor nicht, was er seiner Würde und der des heil. Petrus Kirche schuldig war. Robert hatte zwar versprochen, von dem, was er von dem päbstlichen Staate an sich gerissen, Etwas, jedoch nicht Alles zurückzugeben; daher sprach der Pabst bei der Belehnung zu ihm: „Was die Länder, die Du jetzt noch ungerechter Weise im Besitze hast, nämlich die Fürstenthümer Salerno, Amalfi und einen Theil der Mark Fermo betrifft, so will ich für jetzt noch Nachsicht mit Dir haben, indem ich zu Gottes Barmherzigkeit hoffe, daß sie Deinen Sinn erweichen und zur Gerechtigkeit lenken wird *)." —

---

er demnach auch mild, wo das Beste der Kirche Milde erheischte, und dann wieder streng, wo er durch Strenge seinem großen Ziele sich mehr nähern zu können glaubte.

*) De illa autem terra, quam injuste tenes, sicut est Salernus et Amalfia, et pars Marchiae Firmanae, nunc

Herzog Robert leistete hierauf dem Pabste den Vasalleneid, versprach die römische Kirche gegen alle ihre Feinde zu vertheidigen und verpflichtete sich zu einem jährlichen Tribut von zwölf Denarien, in paviensischen Münzsorten, für jedes Paar Ochsen in allen seinen Staaten. — Die ersten, für Robert vortheilhaften Folgen dieser Aussöhnung waren, daß der Pabst allen Bischöfen Unteritaliens befahl, das Heer, welches der Herzog gegen die Griechen führen werde, so wie alle Bewohner Apuliens und Calabriens ernstlich zur Treue und zum Gehorsam gegen den Herzog zu ermahnen. In einem zweiten gleich darauf folgenden Schreiben fordert Gregor dieselben Bischöfe auf, ihm Hülfe zu leisten gegen Heinrich und den nun zum Oberhaupt aller Schismatiker und Ketzer erwählten Wibert, der sich jetzt Pabst nenne *).

---

te patienter sustineo in confidentia dei omnipotentis et tuae bonitatis etc. etc.

*) An sich ist zwar dieser Brief wenig merkwürdig. Aber eine darin enthaltene Stelle gibt demselben, in einer gewissen Hinsicht, eine ungleich größere Bedeutsamkeit. — Gregor sagt nämlich zu den Bischöfen: „Scitis enim quia tempore Domini nostri Papae Alexandri II., quod idem Henricus injuriae ecclesiae sancti Petri per Cadalum inferre excogitaverit, et in quantam quamque turpissimam, mundo teste, confusionis foveam cum eodem Cadulo cadere meruit, et quanto honore, quantisque triumphis in exercitatione illius certaminis Reverenda Paternitas nostra profecerit." — — Ganz bestimmt und ohne alle Milderung und Beschränkung, beschuldiget also Gregor hier den König Heinrich, der Urheber jenes, durch die Erhebung des Cadalus oder Cadalous auf den päbstlichen Stuhle veranlaßten Schisma und gegebenen Aergernisses gewesen zu seyn, und demnach damals schon verdient zu haben, in die abscheulichste Grube des Verderbens zu fallen. — Als Cadalous von den longobardischen Bischöfen zum Pabste erwählt ward, war Heinrich noch keine volle eilf Jahre alt. Dieses konnte Gregor nicht unbekannt seyn; denn da er, vom Pabste Stephan IX. gesandt, sich in dem

Jahre 1058 bei der Kaiserin Agnes in Merseburg einige Zeit aufhielt; so mußte er den damals kaum achtjährigen Knaben Heinrich gewiß öfters gesehen haben, und konnte demnach auch wissen, daß in dem Jahre 1061, in welchem Cadalous sich Pabst zu nennen anfing, Heinrich noch keine völlig zurückgelegten eilf Jahre zählte. Endlich war der Cardinal Hildebrand schon unter Viktor II. und noch mehr unter Alexander II. die Seele von Allem, was in der Kirche geschah; und sein Einfluß in allen Angelegenheiten des pästlichen Hofes völlig unbeschränkt. Nothwendig mußte er also auch wissen, daß es niemand als Heinrichs Mutter und Vormünderin, die Kaiserin Agnes, war, die, weil bethört von den longobardischen Bischöfen, wie auch von Wibert, ihrem Kanzler für Italien, die Wahl des Cadalous begünstiget, sie gut geheißen, als Regentin auch derselben die königliche Bestätigung ertheilt, und endlich durch alle Mittel, die ihr zu Gebote standen, die freilich sehr schwach waren, auch den Cadalous in der päbstlichen Würde zu erhalten gesucht hatte. Nachdem man der Kaiserin die Regentschaft genommen hatte, stand Heinrich, wie man sich erinnern wird, noch drei Jahre unter der Vormundschaft Hannos und Adalberts von Bremen und konnte an der Regierung noch eben so wenig Antheil nehmen, als er auch unter der Vormundschaft seiner Mutter daran Antheil genommen hatte. Selbst als Erzbischof Adalbert den noch nicht einmal zum Jüngling gereiften fünfzehnjährigen Heinrich am Osterfeste 1065 zu Worms für mündig erklärt und ihn wehrhaft gemacht hatte, behielt Adalbert das Reichsruder noch immer in Händen, und Heinrich, nur seinen Vergnügungen nachgehend, gab zu dem, was Adalbert that, höchstens blos seinen Namen her. Zudem begünstigte zwar Adalbert den Cadalous, aber blos aus Achtung für die Kaiserin, als deren Geschöpf er denselben betrachtete. Uebrigens bestanden die Begünstigungen Adalberts blos in leeren Worten, Versprechungen, Aufmunterungen rc. rc. Etwas Eingreifendes, Entscheidendes unternahm er nicht. Aber gerade geschah dieß alsogleich nach dem Sturz Adalberts, als Hanno wieder an die Spitze der Verwaltung gestellt ward und der junge König nun an den Regie-

rungsgeschäften ebenfalls einigen Antheil zu nehmen anfing. Jetzt erschienen, und zwar im Namen des Königes, und als Bevollmächtigte Heinrichs, der Erzbischof Hanno, Herzog Gottfried von Lothringen und Herzog Otto von Bayern in Italien, bestätigten, nach vorhergegangener kurzer, nur dem Scheine nach unternommener Untersuchung, den Papst Alexander in seiner päbstlichen Würde, und trugen nicht wenig dazu bei, daß auf dem bald darauf gehaltenen Concilium in Mantua, Alexander als das höchste Oberhaupt der Kirche allgemein anerkannt ward. — Welchen Antheil an den durch Cadalous veranlaßten und von demselben sorgfältig unterhaltenen Verwirrungen in der Kirche kann man also dem, während der längsten Zeit der Dauer dieses Schisma noch unter der Vormundschaft stehenden, von der Regierung ausgeschlossenen Heinrich zuschreiben? welche Schuld kann man ihm beimessen? Wir sind weit entfernt sagen zu wollen: Gregor habe wissentlich und geflissentlich eine Unwahrheit gesagt. Aber Unwahrheit bleibt Unwahrheit; sey es auch, daß blos — was sehr menschlich ist — in einem Momente der Aufwallung, wo eine gegen Heinrich vielleicht gerechte Erbitterung Gregor die nöthige Ruhe raubte, sie seiner Feder entfloß. Indessen kann man nicht leugnen, daß, was einmal geschieht, auch noch öfters geschehen kann, und daß daher Gregor möglicher Weise auch noch manche andere, blos vom Hörensagen aufgegriffene Beschuldigung gegen Heinrich könnte erhoben haben. Wenn aber ein so großer, mit so vielen andern Tugenden geschmückter Pabst, wie Gregor, dennoch eine ungerechte Anklage gegen Heinrich sich erlauben konnte, um wie viel mehr werden nicht Heinrichs profane Gegner und Feinde, die aufrührischen, treulosen und selbstsüchtigen Fürstn und die leidenschaftlich erbitterten, immer noch mehr aufgehetzten Sachsen sich dieses erlaubt haben. Kurz, wer nur einen Stein auffassen konnte, glaubte ihn auf den unglücklichen König schleudern zu müssen. Diese Steinigung dauerte auch noch nach Heinrichs Tod viele Jahrhunderte, ja bis auf den heutigen Tag fort; und unter den Steinwerfenden befand sich zu jeder Zeit auch stets manche sancta Simplicitas.

2. Auch an alle Gläubigen der Christenheit erließ der Pabst ein Schreiben, in welchem er ihnen bekannt macht, daß Herzog Robert, Fürst Jordan, mehrere normännische Häuptlinge und beinahe alle Fürsten Tusciens, wie auch der in der Nähe Roms liegenden Staaten, ihm eidlich ihre Hülfe zugesagt hätten, daß er demnach ein Aufgebot zu einer Heerfahrt gegen Ravenna, den Sitz des falschen Pabstes, erlassen habe. Er fordert sie auf, das Erkühnen der Feinde der Kirche so zu verachten, wie er selbst verachte. Mit dem steigenden Hochmuth derselben, sagt Gregor, nähere sich auch immer mehr deren völliger Untergang. Sie möchten also, in festem Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes, des Falles der Gottlosen und des Sieges der Kirche des heiligen Petrus vollkommen versichert seyn. — Aber von allen diesen schönen Hoffnungen ging nichts in Erfüllung. Herzog Robert schiffte sich mit seinem Heere ein und segelte nach Durazzo. Fürst Jordan von Capua, der ohnehin nachher vom Pabste abfiel und sich auf die Seite Heinrichs stellte, kam ebenfalls nicht und eben so wenig irgend einer der normännischen Häuptlinge; und endlich ward auch das Heer der Markgräfin Mathildis, der Einzigen, die unter allen Verhältnissen dem Pabste treu blieb, und in Mantua ihre Schaaren zusammen gezogen hatte, bei Volta so vollständig geschlagen, daß selbst Gregor um diese Zeit an seine Legaten schrieb, daß, wenn Mathilde nicht von Deutschland aus, und zwar sehr bald und kräftig würde unterstützt werden, sie nothwendig unterliegen müsse. Der Zug nach Ravenna mußte also unterbleiben und Gregor dafür selbst einen Besuch von Seite Heinrichs in Rom erwarten.

3. Unter diesen, für ihn so günstigen Aussichten brach Heinrich im Anfange März des Jahres 1081 mit seinem Heere nach den Alpen auf. Schon bei seinem ersten Auftreten in Italien ward er sogleich zu den

kühnsten Hoffnungen berechtiget. Alle Fürsten und Herren von ganz Oberitalien strömten herbei, um ihn als ihren König und Herrn zu begrüßen, und als treue Vasallen ihm in allem gewärtig zu seyn. Mit großer Pracht, und von einer Menge italiänischer Fürsten und Bischöfe umgeben, feierte Heinrich das Osterfest in Verona. Mit verstärkter Heeresmacht zog er von da nach Ravenna. Gewiß erinnerte sich jetzt Heinrich der unglücklichen Verhältnisse, unter welchen er vor vier Jahren zum erstenmale nach Italien gekommen war. Gewiß erwachte demnach auch das Andenken an die damals erlittenen Demüthigungen wieder auf das neue in seiner Seele. Fest stand daher nun sein Entschluß, noch einen Versuch zur Aussöhnung mit dem Pabste zu machen und, wenn dieser mißlingen sollte, durch Waffengewalt zu erzwingen, was er bisher durch Bitten nicht hatte erhalten können. Alle Fürsten Oberitaliens waren auf seiner Seite; aber nun wünschte er auch den Beherrscher Unteritaliens für seine Sache zu gewinnen. Mit dem Herzog Robert knüpfte er demnach Unterhandlungen an, versprach ihm einen Theil des päbstlichen Gebietes als ein Reichslehen zu geben, begehrte auch des Herzogs Tochter zur künftigen Gemahlin seines Sohnes, des Prinzen Conrad. Jetzt ergab es sich, wie klug es von Seite des Pabstes war, schon im verflossenen Jahre sich mit dem mächtigen Herzog ausgesöhnt zu haben, denn wäre zwischen diesem und Heinrich die Verbindung zu Stande gekommen, so waren Gregor und Rom unwiederbringlich verloren. Aber Robert, eingedenk seines dem Pabste geleisteten Vasalleneides, lehnte Heinrichs Anträge, jedoch mit vielem Anstande, von sich ab. Aber dafür gewann Heinrich nachher sämmtliche normännische Häuptlinge, und selbst den Fürsten Jordan von Capua, obgleich derselbe erst im vorigen Jahre Gregor seiner treuen Anhänglichkeit eidlich versichert hatte. — Von Ravenna ging Heinrich nach Mailand, wo er zum

König von Italien gekrönt ward und die Huldigung von allen zahlreich anwesenden Fürsten empfing.

4. Schon als die Kunde von Heinrichs Zurüstungen zu einer Heerfahrt nach Italien in Rom anlangte, geriethen Gregors sämmtliche Umgebungen in Besorgniß und Schrecken. Sie bestürmten den Pabst mit Bitten, sich mit Heinrich auszusöhnen, welches jetzt um so leichter geschehen könnte, da durch Rudolphs Tod das größte Hinderniß gehoben wäre. Gregor ließ sich jedoch hiezu nicht bewegen; sann im Gegentheil auf Mittel, den König so sehr in Deutschland zu beschäftigen, daß er an eine Heerfahrt nach Italien nicht denken könnte. Dem Bischofe Altman von Passau gab er daher den Auftrag, so viele deutsche Fürsten, als möglich, für den römischen Stuhl zu gewinnen, und alle Deutsche dringend zu ermahnen, daß, wenn sie zu einer neuen Königswahl schreiten sollten, sie nur einen solchen König wählen möchten, der die Kirche zu vertheidigen im Stande sey, auch derselben den nämlichen Eid des Gehorsams leisten würde, den Rudolph geschworen hätte, indem Er (der Pabst) sonst demselben nicht beistehen, sondern ihm entgegen seyn würde. — Als nun jetzt Heinrich, trotz allen Hindernissen, dennoch nicht nur in Italien angekommen war, sondern auch eben so glänzende, als rasche Fortschritte machte, erneuerten Gregors Freunde ihre früheren Bitten, die jedoch abermals auf den Pabst nicht den mindesten Eindruck machten. Um zu zeigen, wie wenig Heinrichs Fortschritte ihn schreckten, hielt Gregor in Rom eine Kirchenversammlung, auf welcher er auf das neue Heinrich und dessen Afterpabst mit dem Fluche des Bannes belegte. Indessen ließ er doch durch den ehrwürdigen Abt Desiderius von Monte-Cassino den Herzog Robert bitten, er möchte, eingedenk seines ihm geleisteten Vasalleneides, Rom und dem römischen Stuhle zu Hülfe eilen. Aber Robert ließ

ihm sagen: die Normänner dürften während der Fastenzeit, den Gesetzen des Gottesfriedens gemäß, das Schwert nicht ziehen *). Als die Fastenzeit vorüber war, segelte Robert nach der griechischen Küste. — Die Gefahr war indessen noch nicht so nahe, als man in Rom befürchtete. Von Mailand ging Heinrich nach Pavia, und hielt hier, zu gleicher Zeit wie Gregor in Rom, eine Kirchenversammlung, auf welcher die zahlreich anwesenden lombardischen Bischöfe den Wibert, unter dem Namen Clemens III., als rechtmäßigen Pabst anerkannten, sich von Gregor lossagten und gegen ihn und dessen Anhang den Bannfluch schleuderten. Von Pavia zog Heinrich in das Toscanische, belagerte Florenz und zwang die Stadt, sich ihm am 12. April zu ergeben **). Gegen Mathildens feste, größtentheils auf Felsen liegenden, und mit hinreichender Besatzung versehenen Burgen vermochte Heinrich nichts. Aber im freien Felde fand er nirgends Widerstand. In der Stadt Lucca entstand ein Volkstumult. Die Einwohner verjagten

*) Man möchte beinahe vermuthen, daß Robert nicht ohne Hohnlächeln dem Pabste diese Antwort sandte. Wenigstens scheint es, daß der Herzog, beschäftiget mit seinen großen Entwürfen gegen das oströmische Reich, jetzt nicht die mindeste Lust hatte, auch mit dem deutschen König sich in Krieg zu verwickeln. Indessen gab er doch seinem Sohne Roger, den er als Statthalter in seinen italiänischen Staaten zurückließ, den Auftrag, dem Pabste, wenn es nöthig seyn sollte, alle Hülfe zu leisten, die er ihm zu leisten im Stande seyn würde. Aber leider machten die Eingebornen Apuliens, wie wir sogleich berichten werden, dem Roger so viel zu schaffen, daß er sich kaum in seiner Statthalterschaft zu halten vermochte.

**) Florentinische Geschichtschreiber berichten zwar, Heinrich habe die Stadt Florenz fruchtlos belagert und die Belagerung wieder aufheben müssen. Aber Villani sagt das Gegentheil.

ihren Bischof, den heiligen Anselm, und ergaben sich an Heinrich, der einen gewissen Petrus Diaconus, einen seiner eifrigsten Anhänger, zum Bischofe von Lucca ordnete. Auch das durch seinen Seehandel schon bedeutend gewordene Pisa ging zu Heinrich über; eben so auch die Städte Siena, Pistoja und Arezzo. — Endlich brach Heinrich nach Rom auf, erschien gleich nach Pfingsten vor den Mauern der Stadt, und schlug sein Lager auf den Feldern des Nero auf, und zwar an dem nämlichen Tage, an welchem Herzog Robert mit seiner Flotte und seinem Heere aus dem Hafen von Hydrunum*) nach Corfu segelte.

5. Bei seinem raschen und kühnen Marsch auf Rom beruhete wahrscheinlich Heinrichs Hoffnung einer Ueberrumpelung und schnellen Einnahme Roms auf seinem geheimen Einverständnisse mit Römern von seiner Parthei innerhalb der Stadt; daher auch sein Heer nicht mit dem, zur Belagerung einer Stadt nöthigen Belagerungszeug versehen war. Seine Erwartungen gingen jedoch nicht in Erfüllung. Mathilde, Gregors treue Freundin, hatte demselben alles Gold und Silber, was sie nur immer zusammen bringen konnte, selbst den Klosterschatz von Canossa geschickt, um damit die Treue und Anhänglichkeit der Römer zu erkaufen, und sie darin zu erhalten. Bei den bisher stets feilen Römern konnte dieses Mittel seine Wirkung nicht verfehlen, und als jetzt Heinrich vor der Stadt erschien, empfingen ihn die, zur Vertheidigung ihrer Stadt bereitstehenden Römer mit den gröbsten Schmähungen von ihren Mauern herab. — Nachdem Heinrich einige Wochen vor Rom gelegen und das römische Stadtgebiet verwüstet hatte, auch die Hitze immer drückender ward, hob er

*) Heut zu Tage Otranto.

die Belagerung auf, und zog mit seinem Heere nach der Lombardei, wo er bis zum Ende dieses Jahres blieb. Die Bischöfe, welche sich besonders eifrig in seinem Dienste erwiesen hatten, belohnte er königlich, vermehrte durch Leutseligkeit und Herablassung die Anzahl seiner Anhänger, ertheilte auch den Städten, die zu ihm hielten, kostbare Freiheiten und Privilegien, gewann sie dadurch noch immer mehr für seine Sache, und trug auf diese Weise nicht wenig zu deren nachherigem, schnellen Emporkommen bei. Aber besonders willkommen war ihm um diese Zeit eine Gesandtschaft des griechischen Kaisers Alexius. Dieser sandte ihm prächtige Geschenke und große Summen Geldes, schloß mit Heinrich ein Bündniß gegen den, den Griechen jetzt so furchtbar gewordenen normännischen Herzog, und versprach noch weit größere Summen nachzusenden, sobald Heinrich in Roberts Staaten eingerückt seyn würde. Alexius hoffte, und zwar mit Recht, daß Robert durch eine solche Diversion würde gezwungen werden, Griechenland zu verlassen und eiligst zur Vertheidigung seiner eigenen Staaten nach Italien zurückzukehren.

6. Beinahe noch leichter als mit den Waffen konnte damals Rom mit Geld erobert werden. Mit diesem, durch den griechischen Kaiser jetzt reichlich versehen, brach also Heinrich gleich nach Weihnachten, ungeachtet der strengen Kälte, mit seinem Heere auf, ging über den fest gefrornen Po, und erschien um die Fastenzeit abermals vor Rom. Aber alle Versuche, sich der Stadt durch Gewalt, List oder Verrätherei zu bemächtigen, mißlangen auch jetzt wieder. Die in ihrer Anhänglichkeit an den Pabst unermüdete Mathildis hatte Gregor wieder neue Geldsummen gesandt. Alles, was in dem Kloster von Canossa noch an Altarblatten, Leuchtern, Kronen und andern Kirchengefäßen sich Kostbares vorfand, hatte sie einschmelzen lassen und nach Rom geschickt. Der Be-

trag davon belief sich auf siebenhundert Pfund Silbers und neun Pfund Goldes*). Die Römer, da Heinrich den Pabst nicht überbieten konnte, hielten also fest in ihrer Treue zu dem Letzten, zeigten sich eben so bereit, wie im vorigen Jahre, ihre Stadt zu vertheidigen, die Gregor während Heinrichs Abwesenheit noch stärker hatte befestigen lassen. Wie Berthold erzählt, ließ Heinrich durch einige erkaufte Verräther Feuer in die Kirche vom Vatikan werfen, in der Hoffnung, daß die Römer, um das Feuer zu löschen, ihre Posten auf den Mauern verlassen, und diese dann desto leichter würden erstürmt werden können. Aber der Pabst eilte schnell herbei, gebot jenen, die ihre Posten verlassen hatten, schnell wieder dahin zurückzukehren, verstärkte sogar dieselben, und machte dann über die schon emporlodernden Flammen das Zeichen des heiligen Kreuzes, worauf dieselben sogleich niederschlugen und die Kirche unverletzt erhalten ward**). — Um das übrige, von dem griechischen Kaiser versprochene Geld zu erhalten, be-

---

*) Mathildis suchte jedoch dem Kloster den Schaden einigermaßen dadurch zu ersetzen, daß sie demselben einige Kirchen anwies, auch noch viele andere Wohlthaten ihm zufließen ließ.

**) Dies erzählt nur der einzige Berthold von Constanz. Alle übrigen Chroniker, selbst Bonizo, machen davon keine Erwähnung. — Zudem gab es, um das Feuer einer einzigen in Brand gesteckten Kirche zu löschen, ganz gewiß in Rom noch weit mehr Hände, als dazu nothwendig war, ohne daß die auf den Mauern stehenden Römer an dem Löschen hätten Antheil nehmen müssen. Erst wenn die halbe Stadt in Brand gerathen wäre, hätte Heinrich hoffen können, daß auch die auf den Mauern stehenden Römer, um das Feuer zu dämpfen, ihre Posten verlassen würden. Allem Ansehen nach ist demnach das Ganze nichts als ein, wahrscheinlich in guter Meinung ersonnenes Klostermährchen.

schloß Heinrich, sich den Grenzen Apuliens zu nähern. Dadurch schnitt er auch den Römern alle Verbindung mit den normännischen Fürsten ab. Er brach demnach wieder von Rom auf und zog am rechten Ufer der Tiber hinauf. Aber unglücklicher Weise fehlte es ihm an Fahrzeugen, um mit seinem Heere über den Strom zu setzen. Zudem fing ein Theil des Heeres an zu murren. Es wäre den Lombarden erwünschter gewesen, nach Tuscien zurückzukehren, und dort die Güter Mathildens wieder auszuplündern. Als nun jetzt angezeigt ward, daß weiter oberhalb des Stroms der Uebergang leichter wäre; weigerten sich die Lombarden laut und drohend über die Tiber zu gehen. Furcht vor den Normännern mag zum Theile ein Grund ihrer Widersetzlichkeit gewesen seyn. Jetzt hatte der berüchtigte Benzo, Bischof von Alba, eine schöne Gelegenheit, dem Könige einen wichtigen Dienst zu leisten. Er wußte nämlich sich zwei sehr geräumige Fahrzeuge zu verschaffen. In diesen schiffte er mit seinen Kriegsleuten über den Fluß und schlug auf dem dortigen Ufer im Angesicht des ganzen Heeres sein Zelt auf. Als der Bischof von Piacenza dies sah, setzte er ebenfalls mit seinen Lehnsleuten über den Strom. Bald folgte ihnen der König selbst mit einer ganzen Schaar braver Schwaben, zugleich mit Heinrich auch dessen Gegenpabst und der Patriarch von Aquileja; und als endlich einige Eingeborne des Landes dem Erzbischofe von Mailand eine Fuhrte zeigten, ging auch er und das ganze Heer über die Tiber. — Heinrich rückte sogleich tiefer in das Land hinein, besuchte auch bei dieser Gelegenheit das berühmte Kloster Farva, dessen Abt einer seiner treuen Anhänger war*).

*) Heinrich ward von den Mönchen in Farva mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen. Sie kehrten sich nicht im mindesten an den päbstlichen Bann; nah-

7. Als die Einwohner Apuliens hörten, daß der König sich den Grenzen ihres Landes nähere, glaubten sie, die Stunde ihrer Befreiung von dem harten Joch der Normänner habe nun geschlagen. In allen nur einigermaßen bedeutenden Städten brachen Empörungen aus Roger, Roberts Sohn, den der Vater als Statthalter seiner italiänischen Staaten zurückgelassen hatte, vermochte den allgemeinen Aufstand nicht zu dämpfen *). Jordan, Fürst von Capua, verband sich mit Heinrich und huldigte ihm als seinem Lehnsherrn. Der Erzbischof von Capua war ohnehin schon völlig in dem Interesse des griechischen Kaisers, und trat daher auf die Seite Heinrichs. Diesem unterwarfen sich nun auch die meisten Städte Apuliens und sämmtliche normännische Häuptlinge verließen jetzt ebenfalls die päbstliche Parthei, und nahmen, gleich dem Fürsten von Capua, ihr Land von Heinrich zu Lehen. Durch alles dieß machte Heinrich sich unstreitig um das griechische Reich sehr verdient; gewann aber desto weniger für sich selbst. Rom hatte er zwar jetzt außer aller Verbindung mit dessen Nachbarstaaten gesetzt; aber dafür auch den mächtigen Herzog Robert sich nicht nur zu einem höchst gefährlichen Feinde gemacht; sondern ihn auch gezwun-

---

men, zu Folge eines alten Gebrauches des Benediktinerordens, den König in ihren Orden auf, ließen ihn auch ihrem Gebete beiwohnen, und hielten sich stets mit unverbrüchlicher Treue zu ihm. (Chron. Farf. bei *Muratori* Rer. Ital. T. II. P. II.)

*) Er ward gezwungen, sich auf eines seiner festesten Schlösser zu flüchten. Hier ward er von den Aufrührern belagert; machte aber plötzlich einen, von den Belagerern gar nicht vermutheten Ausfall, und er und seine kleine Schaar schlugen sich nun mit solcher Tapferkeit, daß die Anfrührer, obgleich an Zahl den Kriegern Roberts weit überlegen, dennoch völlig geschlagen und zerstreut wurden.

gen, eiligst wieder nach Italien zurückzukehren, und nun werden wir sogleich sehen, daß gerade an Roberts allzufrüher Rückkehr alle Entwürfe Heinrichs gegen Rom, und zwar gerade in dem Augenblicke scheiterten, wo sein Triumph beinahe gar keinem Zweifel mehr zu unterliegen schien. —

8. Im Anfange des Sommers, als die zunehmende Hitze dem Heere verderblich zu werden drohete, verließ Heinrich Apulien, ging über die Tiber zurück und zog in das Toscanische. — Während dieses Feldzuges hatte Heinrich den Bischof Bonizo von Sutri zum Gefangenen gemacht, sogar Tibur erobert, auch einige Burgen um Rom erbauet und zahlreiche Besatzungen hineingelegt. Ueber diese setzte er nun seinen Pabst, den Wibert, überließ ihm auch noch einen kleinen Theil seines Heeres, um die Belagerung fortzusetzen. Heinrich sah wohl ein, daß Wibert nichts Entscheidendes zu unternehmen im Stande sey. Er sollte auch blos die Römer, so viel er könnte, unaufhörlich beunruhigen, quälen und ängstigen, besonders durch Hinwegnahme der Zufuhren sie des Krieges immer mehr müde und überdrüßiger machen. Er selbst unternahm gegen die Burgen der Markgräfin Mathildis einen fruchtlosen Feldzug. Die Staaten dieser ausgezeichneten Fürstin trugen gleichsam einen undurchdringlichen Schild von Festungen und festen Schlössern auf ihrem Rücken; Canossa, Bibianello, Carpineta, Monte Barazone, Montebello und noch eine Menge anderer fester Burgen, besonders in den Gebirgen von Modena und Reggio. Weil nicht nur schon durch ihre Lage und von Natur fest, sondern durch die Kunst noch mehr befestiget, dabei mit hinreichenden, eben so tapfern, als allen Bestechungen und andern Lockungen unzugänglichen Kriegern besetzt, vermochte Heinrich nicht, auch nur einer einzigen derselben sich zu bemächtigen; verwüstete dafür

desto schrecklicher das platte Land, was jedoch die edle Fürstin nicht abhielt, ihrem Freunde, dem Pabste Gregor, so vieles Geld, als sie nur zusammen bringen konnte, nach Rom zu schicken.

9. Im Anfange des folgenden Jahres 1083 zog Heinrich wieder gegen Rom und erschien nun zum drittenmale unter den Mauern der Hauptstadt der Christenheit. Auf beiden Seiten der Tiber ward die Stadt jetzt angegriffen, alle Verbindung mit den außerhalb ihrer Thore liegenden Aeckern und Feldern ihr abgeschnitten, jede Möglichkeit irgend einer Zufuhr ihr benommen. Diesmal war auch Heinrichs Heer mit den nöthigen Kriegsmaschinen versehen. Mit weit größerer Lebhaftigkeit als bisher, ward daher die Belagerung betrieben. Aber Herzog Robert hatte dem Pabste, als er dessen große Noth erfuhr, dreißig tausend Goldstücke geschickt. Mit diesem Gelde erhielt er die Römer in ihrer Treue, und die Dichte und Festigkeit der Mauern trotzten dem Spiele der feindlichen Belagerungsmaschinen. Ohne allen Erfolg hatte Heinrich nun seit einigen Monaten Rom belagert, und schon fing bei ihm und seinem Heere die Hoffnung einer glorreichen Beendigung der Belagerung völlig zu verschwinden, als auf einmal und ganz unerwartet das Kriegsglück sich ihm wieder freundlich zuwandte; und er, sey es durch Verrätherei oder durch die Kühnheit und Entschlossenheit einiger seiner Krieger, sich wenigstens doch eines Theiles der Stadt bemächtigte. Nach dem Berichte Landulphs, hatte der Erzbischof Thedald von Mailand dem König tausend auserlesene Reuter zugeführt. Als nun eines Tages durch die Ermüdung beider Theile eine Art von Waffenruhe eintrat, schlichen sich einige der mailändischen Lehnsleute ganz nahe an die Mauer, wo dieselbe durch die Wurfmaschinen noch am meisten war beschädiget worden. Ihre Absicht war, die Beschaffenheit der Mauer

und Thürme, wie auch der dort ausgestellten Posten zu erspähen. Zu ihrem großen Erstaunen fanden sie alle Wachen auf diesem Theil der Mauer in Schlaf versunken. Ohne sich zu besinnen, fielen sie über die Schlafenden her, erschlugen dieselben und bemächtigten sich eines Thurms. Von diesem herab riefen sie durch Signale das übrige Heer zu Hülfe. Ganze Schaaren eilten nun herbei, und in wenigen Augenblicken war Heinrich im Besitze der Leosstadt und der Peterskirche. Gregor zog sich in die Engelsburg zurück, blieb jedoch immer noch im Besitze des größten Theils der Stadt.

10. Aber nun fingen die Römer an, des jahrelangen Elendes und Mangels an den nothwendigsten Bedürfnissen müde zu werden. Wohin sie nur von ihren Mauern herab ihre Blicke richteten, sahen sie nichts als Wüsten und Einöden; denn während der schon so lange dauernden Belagerung war die ganze Gegend auf das schrecklichste verheert worden. Auch bei Gregor fing ebenfalls das Geld an auszugehen, nachdem er vorher sogar schon die Kirchenschätze zur Befriedigung der Römer größtentheils verwandt hatte. Als daher jetzt Heinrich öffentlich erklärte: Er sey bereit, Gregor für den rechtmäßigen Pabst anzuerkennen und von ihm sich krönen zu lassen, ward der Pabst selbst von seinen wärmsten Freunden und Anhängern, von Bischöfen, Aebten und Mönchen, kurz von Geistlichen und Weltlichen mit Bitten bestürmt, sich doch des grenzenlosen Elendes des Landes und der noch unglücklichern Stadt zu erbarmen, und die Hand nicht von sich zu stoßen, die König Heinrich ihm jetzt so freundlich reiche. Aber Gregor, fest bei seinen Grundsätzen verharrend, gab die einzige Antwort, die ein Pabst unter den gegenwärtigen Verhältnissen geben konnte. „Zwischen ihm und Heinrich,“ sprach Gregor mit der ihm eigenen Würde, „könne keine Annäherung Statt finden, so

lange derselbe nicht der Kirche Genugthuung geleistet und dadurch die Auflösung des über ihn ausgesprochenen Bannfluches erhalten habe." — Jeder fernern Vorstellung, die man ihm von der ihn selbst bedrohenden Gefahr noch machen wollte, setzte Gregor stets dieselbe Erklärung entgegen. Alle gemäßigten Anhänger des römischen Stuhles beschuldigten jetzt Gregor einer offenbaren Halsstarrigkeit; selbst mehrere seiner wärmsten Freunde, wie z. B. der Bischof Porto, fingen an zu wanken, und beinahe alle Römer, im höchsten Grade unzufrieden mit der Hartnäckigkeit des Pabstes, der jetzt ihren schon so lange ausgestandenen Drangsalen ein Ende machen könnte, und doch das allgemeine Elend nur noch zu verlängern suche, erklärten sich laut für Heinrich. Aber obgleich dieser es jetzt weder an Liebkosungen, Geschenken und Versprechungen, noch an Drohungen fehlen ließ, um die Römer immer noch mehr gegen den Pabst zu reitzen; so unternahmen sie dennoch nichts Feindliches gegen den heiligen Vater; ein sprechender Beweis, daß Gregors würdevolles Betragen und unerschütterliche Standhaftigkeit im Unglücke einen sehr tiefen Eindruck auf die römischen Gemüther muß gemacht haben. Indessen kam doch zwischen Heinrich und den Römern ein Vertrag zu Stande, dem zu Folge die Römer sich verbindlich machten, den Pabst zu bewegen, gegen Mitte des Novembers in Rom eine Kirchenversammlung zu halten, deren Entscheidung Heinrich, wie auch die Römer sich unbedingt unterwerfen sollten. Zu gleicher Zeit versprachen ihm diese, zwar ganz im Geheim, jedoch unter einem Eide, es innerhalb einer gewissen Frist dahin zu bringen, daß entweder Gregor, oder wenn er sich dessen weigere, ein anderer von ihnen erwählter Pabst ihm die Kaiserkrone reichen sollte. Als Bürgen ihres Versprechens stellten sie dem Könige zwölf Geißeln. Damit war nun Heinrich vollkommen zufrieden, gab daher auch

zur Zusammenberufung der in Vorschlag gebrachten Kirchenversammlung gerne seine Einwilligung; denn unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo er, an der Spitze eines Heeres, schon Herr eines Theiles der Stadt Rom war, zudem auch die Römer dem, mit ihm eingegangenen Vertrage den so eben erwähnten geheimen Artikel beigefügt hatten, konnte er keinen Augenblick daran zweifeln, daß auch die Entscheidung der Kirchenversammlung ganz nach seinem Wunsche ausfallen würde. Aus diesem Grunde sagte er jetzt Allen, die sich zu dem bevorstehenden Concilium nach Rom begeben würden, sowohl auf der Hin- wie Herreise, volle Sicherheit zu. — Heinrich beschloß nun, die Blokade von Rom aufzuheben; erbauete jedoch vorher noch in aller Eile ein kleines Fort, in welchem er seinen getreuen Ulrich von Kosheim mit einigen hundert Rittern zurückließ, und brach dann mit seinem Heere nach Tuscien auf. Hier setzte er seinen Krieg gegen Mathildens Burgen fort und verwüstete nicht nur dieser Fürstin, sondern auch deren Vasallen und Lehnsleute Güter und Schlösser so schrecklich, daß viele derselben von Mathilden abfielen, sie selbst auch so sehr in die Enge getrieben ward, daß sie schon zu schwanken anfing, und, da nun auch noch Heinrichs Schwiegermutter, die Markgräfin Adelhaide, zu ihr kam, und sie mit dem König auszusöhnen suchte, so würde Mathilde nun ganz gewiß mit Heinrich Friede geschlossen und dessen Parthei ergriffen haben, wenn nicht der aus Lucca vertriebene Bischof Anselm, den ihr Gregor längst schon zum Beichtvater und Seelenführer gegeben hatte, sie zurückgehalten, durch religiöse Vorstellungen zur Ausdauer ermuntert, und sie in ihrer bisherigen Anhänglichkeit an den Pabst auf das Neue wieder befestiget hätte*).

*) Anselm war ein höchst ehrwürdiger, durch unbescholtenen Wandel, ächte Frömmigkeit, und grenzenlose,

10. Gregor, um den Römern sich gefällig zu erweisen, schrieb auf deren Verlangen nun wirklich eine Kirchenversammlung gegen die Mitte Novembers aus. Wie es sich von selbst versteht, konnte der Pabst nur jene Bischöfe, Aebte und Mönche zu der Synode berufen, welche nicht im Banne, mithin von der päbstlichen Parthei waren. Alle, welche zu dem Könige hielten, waren demnach davon ausgeschlossen. Zudem war auch das päbstliche Zusammenberufungsschreiben nichts weniger als in einem Geiste der Versöhnung, sondern vielmehr in Ausdrücken abgefaßt, welche den König nichts Gutes konnten ahnen lassen. Er sey gesonnen, sagt Gregor in seinem Schreiben, den Urheber des gegenwärtigen Elendes in der Christenheit, wie des unseligen Krieges zwischen der Kirche und dem Reiche,

---

ehrfurchtsvolle Anhänglichkeit an den römischen Stuhl ausgezeichneter Prälat. Da demnach Gregors Grundsätze für ihn ein unabweichbare Richtschnur waren, so machte er sich auch kein Gewissen daraus, hielt es selbst für heilige Pflicht, Heinrichs Leute durch Geschenke und Versprechungen zum Abfall von ihrem rechmäßigen Könige zu verführen, dessen Gegner zu immer größern Widerstand zu entflammen, und wo er konnte, die königlichen Burgen zu verbrennen. Donizo sagt von ihm:

Consilii magni vir hic angelus his fuit annis
Consilium cujus sequitur comitissa vetustum
. . . .
. . . .
Multos cum feudo, multos munus tribuendo,
Pugnando plures, castellaque saepius urens
Regis ab obsequio jugiter disjungit iniquo
Ultramontanis ac Principibus sibi charis
Errores Regis scribit vitare rebellis.

Um dem Könige zu schaden, konnte er nicht wohl noch ein mehreres thun; aber der heilige Mann glaubte, er thue ein Gott gefälliges Werk.

aus den Höhlen, in welchen er hinter Winkelzügen und Widersprüchen sich verborgen, hervorzuziehen und vor den Augen der ganzen Welt zu entlarven. Er selbst werde sich von allen ihm gemachten Vorwürfen zu reinigen wissen. Gott sey sein Zeuge, daß er Rudolphs Wahl nicht befohlen, ja nicht einmal angerathen habe. Im Gegentheil sey er vielmehr Willens gewesen, alle die Bischöfe, die daran Theil genommen, in einer Kirchenversammlung zur Rechenschaft zu ziehen und sie wie auch Rudolph selbst abzusetzen, wenn sie sich nicht würden rechtfertigen können*).

---

*) Aber gerade daraus entsprang die wahre Quelle alles nachherigen grenzenlosen wie endlosen Elendes. — So wenig als für König Heinrich, nachdem er sich in Worms erfrecht hatte, das rechtmäßige Oberhaupt der Christenheit abzusetzen, und es auf das sündhafteste zu lästern, eine Rechtfertigung möglich war, er daher auch mit Recht, und zwar ohne gehört zu werden — welches ganz überflüssig, jawohl gar lächerlich gewesen wäre — mit dem Banne belegt, und das Anathema über ihn gesprochen ward. Eben so wenig war auch für Rudolph und die ihm anhangenden Bischöfen und Fürsten, eine Rechtfertigung selbst nur von weitem gedenkbar, als sie gegen ihren rechtmäßigen König sich empört, hierauf uneingedenk ihres ihm geleisteten Vasalleneides ihn abgesetzt, und einen andern, eben so treubrüchigen Lehnsmann auf den Thron erhoben hatten. Nothwendig mußte also vor allem erst Rudolphs Wahl von dem Pabste als eine offenbare Empörung anerkannt und, wenn die Aufrührer nicht auf die Ermahnungen des Pabstes zu ihrer Pflicht zurückkehrten, dem Könige das Recht zugestanden werden, den Empörer und dessen Anhänger durch Waffengewalt zur Unterwerfung zu zwingen. Erst wann dies geschehen war, konnte, im Falle die sächsische Nation wirklich gegründete Klagen hatte, woran auch beinahe nicht zu zweiteln ist, der Pabst seine, Alles nach göttlichen Gesetzen schlichtende, mildernde und versöhnende schiedsrichterliche Gewalt eintreten, seine väterlich ermahnende

Aber alles dieses sey durch Heinrich, den man König

Stimme dem König hören lassen, und selbst nöthigen Falls unter Androhung kirchlicher Censuren ihn bewegen, gegründete Beschwerden abzustellen, und mit Gerechtigkeit und Menschlichkeit seine Völker zu beherrschen. Aber von Allem diesem geschah gerade das Gegentheil. Rudolph ward, sobald ihn nur einige wenigen Fürsten und Bischöfe, mithin bei weitem nicht sämmtliche Reichsstände, und am allerwenigsten die ganze Nation — denn wie wir gesehen, blieb das Volk sowohl in den Städten, wie auf dem Lande Heinrich stets treu und ergeben — auf den Thron erhoben hatten, ward er nicht nur sogleich von dem Pabste als König anerkannt — denn von diesem Augenblicke an spricht Gregor in seinen Briefen stets von zwei Königen — sondern man stellte an Heinrich auch noch die unerhörte Foderung, daß er vor einem, ebenfalls, nur mit Ausnahme der päbstlichen Legaten, blos aus seinen eigenen Vasallen bestehenden Reichstage erscheinen, und, auf gleiche Linie mit den aufrührischen, eidbrüchigen Fürsten gestellt, sich diesen gegenüber, gleich einem gemeinen Verbrecher, vertheidigen, rechtfertigen und dann geduldig abwarten sollte, ob Gregor oder dessen Legaten, die, wie Bruno selbst gesteht, nicht immer Verächter großer Geschenke waren, ihm erlauben würden, noch ferner König zu seyn oder nicht. Läßt sich wohl noch eine größere Herabwürdigung der königlichen Würde denken; kann man eine Königskrone noch tiefer in den Koth treten? Da nun Heinrich dieses nicht zulassen wollte, ja nicht zulassen konnte, ohne sich selbst und seinem Andenken eine nie verwitternde Schandsäule zu setzen; so ward er zum zweitenmale mit dem Banne belegt und dem, schon durch seinen schwarzen Undank gegen das königliche Haus gebrandtmarkten, eidbrüchigen Rudolph der päbstliche Segen ertheilt. — Aber auf welcher Seite jetzt hier Recht und Gerechtigkeit standen, darüber werden ganz gewiß weder frömelnden Phrasen, noch irrig gedeutete Bibeltexte irgend eine unbefangene, mit den Lehren wie mit dem Geiste des Christenthums vertraute Seele zu täuschen im Stande seyn. — Heinrichs Feh-

nenne und dessen Parthei gestört und gehindert wor-

---

ler war bloß, daß er, wie wir weiter oben schon bemerkten, statt gegen Gregor eine offene, gerade und unumwundene Sprache zu führen, ihm unbedingten Gehorsam heuchelte und die Zusammenberufung eines Reichstages zu befördern versprach, den er doch nicht halten wollte, und ohne ein Verräther an sich und der königlichen Würde zu werden, auch durchaus nicht halten konnte. Aber das größere Irrsaal, in das er erst nachher gerieth, als er, durch Aufstellung eines Gegenpabstes, die Kirche und die Christenheit spaltete, dieser wahrhaft verdammungswerthe Frevel war blos eine Folge davon, daß man ihn zuerst wieder, und zwar ohne alle erhebliche Ursache, aus der Gemeinschaft der Rechtgläubigen ausgestoßen, mit dem Banne und dem Fluch der Kirche belegt, ihn der beiden Reiche Deutschlands und Italiens für verlustig erklärt und diese einem offenbaren, blos seines Interesses wegen vor dem Pabste kriechenden Usurpator zuerkannt hatte. — Uebrigens ging Gregor hierin stets aufrichtig und nach seinem besten Wissen und Gewissen zu Werke. Daß Christus dem Apostel Petrus und dessen Nachfolgern, durch die Schlüsselgewalt, auch die Herrschaft über alle Reiche der Erde und alle Besitzungen der Menschen ertheilt habe: dies war für ihn eine gar nicht mehr zu bezweifelnde Wahrheit, für die er mit Freuden sogar ein Märtyrer geworden wäre, und der er daher als einer heiligen Richtschnur stets kühn folgen zu können glaubte. Eben so rein von selbstsüchtigen Zwecken war auch sein glühendes Verlangen, die Kirche über alle Reiche und Throne dieser Erde zu erheben. Aber wäre es nicht möglich, daß Gregor sich in den Mitteln dazu sehr vergriffen haben könnte? Bevor noch die Welt einen Gregor den Siebenten kannte, war die Kirche, und zwar gleich in dem ersten Augenblicke ihrer Gründung, schon über alle irdische Reiche erhaben, und strahlte nie in einem höhern Glanze, als gerade zu der Zeit, da eine Reihe großer Päbste und heiliger Oberhirten, als wahre Weltüberwinder, und die Welt und deren ganze Herrlichkeit unter ihren Füßen tretend, das Blutgerüste bestiegen und mit ihrem Blute

den 2c. 2c. Das ganze Schreiben war voll von Vor-

---

die Kirche, diese reine, von allen irdischen Beziehungen entfesselte Braut Jesu immer noch mehr schmückten und verherrlichten. Aber gerade dadurch, daß Gregor die Kirche von den heiligen Höhen, auf die sie ihr göttlicher Gründer gestellt, in die tiefen und schwülen Niederungen des Erdlebens und in das unselige Gewirr der Welthändel herabzuziehen und sie zum Theile sogar gleichsam zur Mäcklerin des wilden und leidenschaftlichen Treibens der Mächtigen und Großen dieser Erde zu machen suchte, benahm er ihr weit mehr von ihrer wahren Hoheit und Heiligkeit, als er derselben hätte hinzufügen können. — Nicht minder, ja wohl noch mehr Erstaunen erregend ist der Lärm, den Gregor beinahe in allen seinen Briefen davon machte, daß jetzt die Kirche eine Magd sey und überall mit Füßen getreten werde. Offenbar stand ja gerade vor und zu Gregors Zeiten die Kirche, besonders in Deutschland, auf dem höchsten, für sie erreichbaren Gipfel weltlicher Hoheit, Macht und Reichthum. Zum Nachtheil ihrer eigenen Domainen hatten alle Kaiser aus dem sächsischen Hause sich gleichsam von ihren Kirchen plündern lassen, sie mit Wohlthaten überhäuft, und während eines ganzen Jahrhunderts hindurch war ununterbrochene Fülle des Segens auf sie herabgeströmt. Jetzt waren alle Bischöfe mächtige Reichsfürsten, nahmen an allen Angelegenheiten des Reiches den lebhaftesten Antheil, und ihr Ansehen war so groß, daß ein Erzbischof Hanno es wagen durfte, den jungen König seiner Mutter zu rauben und dann aus eigener Machtvollkommenheit der, durch einen allgemeinen Reichstags-Beschluß der Kaiserin übertragenen Regentschaft ein Ende zu machen. Dreimal stand Hanno an der Spitze der Reichsverwaltung, eben so auch der Erzbischof Adalbert von Bremen. Die Pracht und der äussere Glanz, die sie umgaben, überstrahlten bei weitem jene der ersten deutschen Herzoge, und die Kirchen von Cöln, Mainz, Würzburg, Bremen 2c. stritten mit einander, welche von ihnen die reichste und mächtigste sey, die ausgedehntesten Besitzungen und die meisten Lehnleute und Unterthanen habe. — In nicht

würfen und Anklagen gegen Heinrich; so daß dasselbe

minder blühendem Wohlstand befanden sich auch die Klöster und Abteien Alle waren reich, hatten große Besitzungen und waren geehrt von dem Volke wie von den Großen des Landes, und fand sich in denselben ein, durch Frömmigkeit ausgezeichneter Mönch oder Abt, wie z. B. Odilo von Clugny, so war er ein Gegenstand der allgemeinen, höchsten Verehrung. Könige hielten es für eine Ehre, wenn ein Solcher einen ihrer Prinzen aus der Taufe hielt, besuchten selbst öfters ein solches Kloster und ließen stets in kostbaren Geschenken sprechende Beweise ihrer Anerkennung und hohen Verehrung zurück. Es ist wahrhaft ganz unbegreiflich, woher Gregor VII. die fixe Idee: die Kirche werde wie eine Magd gehalten und überall mit Füßen getreten, gekommen seyn konnte. — Indessen sind wir vollkommen überzeugt, daß weder Ehrgeiz und Herrschsucht, noch irgend eine gehässige Leidenschaft auch nur den mindesten Einfluß auf Gregors Handlungsweise gehabt haben; obgleich wir auf der andern Seite aufrichtig gestehen müssen, daß, wenn wir die, von dem sanften, demüthigen, wahrhaft gottesfürchtigen Cardinal Damiani dem Archidiacon Hildebrand gemachten, zwar stets in freundschaftlichen Scherz eingekleideten Vorwürfe ein wenig erwägen, wir in die Versuchung gerathen, zu vermuthen, Gregors Charakter möchte doch nicht ganz von aller Beimischung von Stolz, Eigensinn und einer allzugroben Herbe frei gewesen seyn *). — Uebrigens war unstreitig Gregor, was auch Niemand leugnen wird, eine ungemein edle, hohe, mit den seltensten Eigenschaften ausgerüstete und mit vielen herrlichen, wahrhaft evangelischen Tugenden

*) Unter Anderm werden die Leser sich noch jenes Briefes erinnern, den der Cardinal Damiani an den Archidiacon Hildebrand schrieb und in welchem er ihm sagt: „Ich bitte übrigens ganz demüthig meinen heiligen Sathan, daß er nicht so sehr gegen mich wüthe, und daß sein hochzuverehrender Stolz nicht immer auf mich drein schlage, sondern einmal gesättiget, sanftmüthig gegen seinen Knecht spreche.

durchaus nicht geeignet war, den König zu der Hoffnung einer gütlichen Ausgleichung oder Aussöhnung zu berechtigen; daher auch Heinrich, trotz seines gegebenen Wortes — was jetzt offenbar eben so unrecht als unklug war — allen jenen Bischöfen, die er als seine erklärten Gegner erkannte, und besonders den Bischöfen Otto von Ostia, Anselm von Lucca, Hugo von Lyon, Reginald von Como und noch mehrere Andere den Weg nach Rom sperren, und sie auf ihrer Reise dahin anhalten ließ. Das Concilium war demnach nicht sehr zahlreich. Es bestund blos aus Bischöfen Unteritaliens und Einigen, welche aus Frankreich gekommen waren. Ebenso war es auch nur von kurzer Dauer. Schon am dritten Tage ward es wieder aufgelößt und nichts darauf beschlossen, was zum erwünschten Zweck hätte führen können. Nur mit Mühe und durch vieles Bitten konnten die versammelten Väter den Pabst abhalten, den Bannfluch auf das Neue gegen König Heinrich zu schleudern. Da jedoch, wie bisher beinahe auf allen in Rom gehaltenen Synoden, wieder gebannt und geflucht werden mußte; so sprach Gregor auch jetzt wieder

---

geschmückte Natur. Aber bei allem dem blieb er dennoch Mensch, konnte demnoch auch sich irren; denn Irrthum ist ja das gemeinsame Erbe, welches der gefallene Adam allen seinen Kindern und Kindeskindern ohne Unterschied hinterlassen hat *).

---

*) Aber gerade das ist ein laut zeugender, gar keinem Zweifel mehr Raum gebender Beweis von der höhern, göttlichen Weihe des höchsten Oberhaupts der Kirche, daß noch kein Pabst, welche menschliche Schwachheiten ihm ankleben mochten, oder welchen Täuschungen, von denen auch der erleuchteteste Mensch sich nicht immer frei zu halten vermag, er unterliegen konnte, doch in Glaubenssachen, so wie in allem Wesentlichen des Kirchenregiments, durch die ganze lange Reihe von Jahrhunderten hindurch, sich je noch geirret hat. In dieser heiligen Sphäre ist der Pabst unfehlbar, und sein Gedanke ist ein unverbrüchliches Denkgesetz für alle ächte Katholiken.

den Bannfluch über alle Jene aus, welche irgend einen Bischof oder Abt zu dem Concilium zu kommen gehindert hätten, womit natürlicher Weise nun wieder Heinrich ganz vorzüglich gemeint war *).

11. Da jetzt der von den Römern bestimmte Tag heranrückte, an welchem Heinrich von Gregor, oder von einem andern an dessen Stelle erwählten Pabste die Kaiserkrone empfangen sollte; so näherte sich auch Heinrich wieder der Stadt Rom. Aber Gregor hatte indessen so vieles Gold und Silber, als er nur konnte, aus den Kirchen genommen und dadurch die geldgierigen Römer auf das Neue gewonnen. Diese hielten also jetzt wieder fest zu dem Pabste, und nun gereuete es sie

*) Daß Heinrich die Bischöfe, welche er anhalten ließ, auch habe plündern und einkerkern lassen, dieses berichtet wieder nur ganz allein Berthold von Constanz. Die italiänischen Geschichtschreiber, selbst Bonizo, wissen nichts davon. Das Gegentheil ergibt sich auch schon so ziemlich aus der Art, wie der ebenfalls angehaltene und gefangene Bischof von Ostia behandelt ward. Diesen, wie Petrus Diaconus erzählt, traf der, von Heinrich zu sich in das Kloster von Farva berufene Abt Desiderius von Monte-Cassino am Hofe des Königes und in dessen Gefolge an, hatte auch während seines Aufenthaltes allda öfters mit demselben in Betreff des von Nicolaus II. erlassenen Wahldecrets, worüber beide verschiedener Meinung waren, sehr lebhafte Unterredungen. Wahrscheinlich werden auch die andern angehaltenen und gefangen genommenen Bischöfe und Aebte nicht minder anständig behandelt worden seyn. Sollte jedoch, was möglich wäre, Einer oder der Andere von jenen, welchen Heinrich den Auftrag gegeben hatte, die nach Rom reisenden Bischöfe und Mönche festzunehmen, die königlichen Befehle überschritten und einige der Gefangengenommenen mißhandelt haben; so kann dies dem Könige unmöglich zu Last gelegt werden.

auch des mit Heinrich geschlossenen geheimen Vertrages. Da sie jedoch durch einen Eid gebunden waren, so sahen sie sich gezwungen, das ganze Geheimniß, welches bisher dem Pabste verborgen geblieben war, demselben zu entdecken. Aus Schonung gegen den Pabst sannen nun die Römer auf Mittel, ihrem, dem König eidlich gegebenen Versprechen treu zu bleiben, ohne jedoch Gregor Gewalt anzuthun, oder gar einen andern Pabst zu wählen. In einer buchstäblichen Erklärung der Worte, mit welchen sie dem Könige die eidliche Zusage gemacht hatten, glaubten sie endlich ihr Heil gefunden zu haben. Sie sagten daher dem Pabste, daß sie Heinrich blos versprochen hätten, ihn, den Pabst, zu bewegen, ihm die Krone zu geben, nicht aber ihn, wie gewöhnlich, selbst zu salben und zu krönen. Um sich den Römern gefällig zu erweisen, ging Gregor in diese Idee ein, ließ daher Heinrich sagen, daß, wenn er Genugthuung geleistet und die Lösung von dem Banne erhalten haben würde, er ihm auch die Krone, und zwar mit seinem Segen, wo nicht, nur mit seinem Fluche geben werde. In diesem letztern Falle der Pabst, alsdann die Kaiserkrone an einem Stabe von der Engelsburg herab ihm reichen würde *). Natürlicher Weise ließ Hein-

*) So erzählt Berthold, und noch sehr viele erzählen es ihm nach. Woher aber dem Berthold in seinem Kloster in Rhätien diese Nachricht gekommen seyn mag, das weiß der liebe Gott. Daß die Erzählung so ziemlich das Gepräge einer Fabel trage, wird Jedem von selbst einleuchten. Zudem wäre es selbst für Gregor, wenn wirklich sich alles so zugetragen hätte, nichts weniger als sehr ehrenvoll; denn wer es auch hätte sein mögen, der, um die Römer von ihrem Eide zu entbinden, jenen Ausweg ersann, der hätte immer ein Mensch seyn müssen, der mit Eidschwüren ein freches Spiel zu treiben keinen Anstand nahm, und dazu würde gewiß Pabst Gregor nie seine Einwilligung gegeben haben. — Wie so oft, ist also auch hier wieder Bertholds Bericht von sehr apocryphischer Art.

rich sich dieses nicht gefallen, worauf die Römer ihm erklärten, sie hätten ihr Wort gehalten und würden von jetzt an den heiligen Vater mit Gut und Blut vertheidigen. Wirklich griffen sie auch gleich darauf das, von Heinrich bei der Peterskirche errichtete Fort an und zerstörten es nachdem sie die während des Sommers durch Krankheit bis auf 40 Ritter geschmolzene Besatzung mit leichter Mühe zurückgetrieben hatten.

12. Heinrich blieb den Winter über in Rom, nämlich in dem Theile der Stadt, der in seiner Gewalt war, suchte durch Drohungen und Versprechungen die Römer zum Abfalle von dem Pabste zu bewegen, und da alle seine Bemühungen fruchtlos blieben, verheerte er im Frühjahre des folgenden Jahres 1084 auf das neue wieder die ganze Gegend auf dem linken Tiberufer, brach mehrere um Rom herum liegende Burgen, nahm viele in Campanien liegende Orte, und streifte verheerend weit und breit in dem Kirchenstaat umher. Doch dadurch wurden zwar die Römer gedemüthiget und hart geplagt; aber in der Hauptsache ward dabei nichts gewonnen; und schon fing Heinrich an, die Hoffnung aufzugeben, sich der Stadt bemächtigen zu können; als ganz unerwartet eines Tages, da er sich gerade auf einige Meilen von der Stadt entfernt hatte, eine römische Gesandtschaft bei ihm anlangte und ihn einlud, nach Rom zu kommen. Die Römer, sagten sie, seyen jetzt entschlossen, sich und ihre Stadt ihm zu unterwerfen. Roms sämmtliche Thore würden ihm offen stehen. Heinrich zögerte nicht dieser Einladung zu folgen, hielt, den Gegenpabst an der Seite, seinen feierlichen Einzug und bezog den lateranischen Palast. Das Erste, was jetzt Heinrich unternahm, war, daß er die Engelsburg auf das engste und strengste einschließen ließ; eben so auch die Häuser verschiedener, dem Pabste anhangender römischer Großen, die seit einiger Zeit ihre

Wohnungen in feste Burgen verwandelt hatten. — Um der in Brixen vorgenommenen Absetzung Gregors und der darauf erfolgten Wahl Wiberts eine größere gesetzliche Form zu geben, beriefen nun Heinrich und dessen Gegenpabst alle ihnen ergebenen Bischöfe zu einem in Rom in der St. Peterskirche zu haltenden großen Concilium. Auch Gregor ward vorgeladen, um auf die gegen ihn erhobenen Klagen zu antworten. Aber Gregor erschien nicht, wie auch kein Cardinal und überhaupt kein Geistlicher der römischen Kirche. Als strenge Beobachter der Kirchengesetze warteten der Afterpabst und dessen schismatische Bischöfe drei Tage lang; und als, was vorauszusehen war, Gregor nicht erschien, ward ihm das Urtheil gesprochen, er seiner päbstlichen Würde entsetzt, der Erzbischof von Ravenna, unter dem Namen Clemens III., auf das neue zum Pabste gewählt, wenige Tage darauf, nämlich am Palmsonntage, von den Bischöfen von Bononien, Modena und Cervia feierlich consecrirt, und setzte hierauf am heiligen Osterfeste, welches in dem Jahre 1084 auf den 31. März fiel, mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten, und unter dem lauten Jubel des Volkes die Kaiserkrone auf Heinrichs Haupt*).

---

*) Heinrich schrieb selbst gleich nach seiner Krönung an seinen Freund, den Bischof von Verdün: Scias, Nos a Papa Clemente ordinatum et consensu omnium Romanorum consecratum in Imperatorem, totius Populi exultatione. — Von der Erhebung des Clemens schrieb Heinrich ebenfalls dem Bischofe: scias, electum Papam nostrum Clementem in sede Apostolica sublimatum *omnium Romanorum acclamatione.* Darin blieben die Römer sich immer gleich; denn von jeher, wie wir auch schon oft gesehen, schrieen sie an dem einen Tage Gloria in excelsis! und an dem gleich darauf folgenden schon wieder crucifige! crucifige! — Daß aber, wie Einige behaupten, auch die Königin Bertha mit ihrem Gemahl sey gekrönt worden, dies ist ein Irrthum; denn Heinrich gibt in demselben

Von diesem Tage an begann nun auch Clemens III. die Jahre seiner neuen Würde zu zählen.

13. Jeder Strahl von Hoffnung zu einer Aussöhnung zwischen Gregor und Heinrich war nun auf immer verschwunden, und das Ende des anarchischen Zustandes in Deutschland wie in Italien, und der traurigen Verwirrung und Spaltung in der Kirche zeigte sich jetzt auf das neue wieder nur in sehr entfernter, dunkler Perspective. Woran aber der, von Hohen und Niedern so sehr ersehnte Friede auch diesmal scheiterte, ob an Gregors allzugroßer Strenge, oder an Heinrichs Stolz und Uebermuth: dies läßt sich zwar nicht mit völliger Gewißheit angeben, jedoch ist es höchst wahrscheinlich, daß es blos die Schuld Heinrichs war. — Als vor sieben Jahren Heinrich zum erstenmale nach Italien kam und um seine Lossprechung zu erhalten, nach Canossa zog, hatte man die Genugthuung, die Heinrich leisten, so wie die Buße und Demüthigung, der er sich unterwerfen sollte, zu einem Gegenstande mehrere Tage dauernder Unterhandlungen gemacht. Diesmal, wie es scheint, ward über diesen so wichtigen Punkt gar nicht unterhandelt. Es ist zu bedauern, daß weder Bonizo, noch ein anderer Chroniker jener Zeit uns deutlich sagt, worin dann die Genugthuung, die Gregor von Heinrich foderte, hätte bestehen sollen. Neuere Geschichtschreiber sagen zwar, der Pabst habe begehrt, daß Heinrich sich ihm völlig unterwerfen, die Regierung niederlegen

Schreiben dem erwähnten Bischofe den Auftrag, seine Gemahlin die Kaiserin Bertha, auf das St. Petri- und Paulsfest zu ihm nach Regensburg zu führen, wo er um diese Zeit eintreffen würde. Bertha befand sich demnach nicht mit Heinrich in Rom, konnte mithin auch nicht gekrönt worden seyn, war aber demungeachtet doch Kaiserin, weil ihr Gemahl jetzt Kaiser war.

und Krone und Zepter ihm gleichsam zu Füßen legen sollte. Dies ist jedoch offenbar ein Irrthum, da ja Gregor durch die Römer Heinrich hatte sagen lassen, daß, wenn er Genugthuung geleistet haben würde, er, der Pabst, ihm die Kaiserkrone mit seinem apostolischen Segen zu geben bereit sey. Wollte man auch annehmen, die von dem Pabste gefoderte Niederlegung der Regierung sey nur eine augenblickliche gewesen, und daß der Pabst sie ihm sogleich wieder zurückgegeben hätte; so wäre doch auch dieses eine Foderung gewesen, der Heinrich unmöglich hätte entsprechen können, indem er ja, durch einen solchen Act, Gregor als seinen obersten Lehnsherrn und zugleich auch des Pabstes über alle Reiche der Erde sich erstreckende Weltherrschaft öffentlich anerkannt haben würde; und in der Lage, in welcher damals Gregor sich befand, in der Engelsburg enge eingeschlossen, beinahe von allen Bischöfen verlassen*), durch die Bitten und Thränen der Römer gedrängt, dabei von dem Wankelmuth des käuflichen römischen Volkes nur zu sehr überzeugt, und endlich gewiß auch selbst schmerzhaft trauernd über die schreckliche, in der Kirche wie in dem Reiche herrschende, alle unmittelbare wie mittelbare göttliche Gesetze und Institutionen verwirrende und profanirende Anarchie: wie hätte er in dieser Lage solche überspannte Forderungen machen können, machen wollen? Weit größere Wahrscheinlichkeit hat es demnach, daß Heinrich, aufgeblasen und kühn gemacht durch seine bisherigen Erfolge in Italien, sich jeder der Kirche zu leistenden Genugthuung weigerte und mit Hartnäckigkeit darauf bestand, daß der Pabst ihn, ohne ihm eine Buße aufzulegen, von dem Banne löse und mit der Kaiserkrone schmücke. Unstreitig wäre dieses für Gregor

*) Muratori, B. VI. S. 446. — Die Bischöfe, die Gregor noch anhingen, waren größtentheils solche, die von ihren bischöflichen Stühlen schon vertrieben waren.

die größte und grausamste Demüthigung gewesen. Er wäre dadurch in den Augen der ganzen Christenheit sein eigener Ankläger geworden, hätte seine hohe päbstliche Würde durch Feigheit befleckt, alles, was er bisher selbst in der Kirche gethan, gleichsam stillschweigend zurückgenommen *), mithin eine heilige Sache schändlich verrathen. So tief konnte der Pabst sich nicht erniedrigen, lieber, mit edler Selbstaufopferung, sich jeder drohenden Gefahr preisgeben. Daher erscheint auch von jetzt an Gregor in einem weit schönern und reinerem Lichte, nämlich in jenem eines in Gott erstarkten, heiligen Bekenners, der nicht nur alles zu dulden bereit war, sondern wirklich auch, wie wir sogleich sehen werden, sehr große Drangsale und noch weit größere Seelenleiden mit Gleichmuth ertrug.

14. Nach seiner Krönung fing Heinrich sogleich an, die Burgen, in deren Besitze noch einige Freunde Gregors waren, nach und nach zu brechen und zu zerstören, ließ alle Häuser der Corsen einreißen, zog in das Capitolium, befestigte den aventinischen Hügel und richtete sich so ein, als wenn er Rom auf lange Zeit zu seiner Residenz machen wollte. Von den festen, ihm bisher trotzenden Gebäuden war nur noch das Septifolium übrig, ein ungeheures, auf mehreren Reihen von starken Säulen ruhendes, mit sieben Thürmen versehenes Gebäude, das Rusticus, ein Vetter Gregors, ungemein verschanzt hatte, und jetzt mit vieler Tapferkeit vertheidigte. Dieses wurde nun mit großer Lebhaftigkeit belagert. Wurf- und Belagerungsmaschienen wurden davor aufgeführt, und schon waren mehrere Säulen

*) Selbst seine, der Kirche so nothwendigen und heilsamen Decrete gegen Simonie, Priesterehen oder Concubinat würden dadurch vieles von ihrer Kraft verloren haben.

gestürzt und das colossale Gebäude seinem Einsturz nahe gebracht, als plötzlich die, zwar Heinrich nicht ganz unerwartete, aber gerade in dem gegenwärtigen Augenblicke ihm höchst unwillkommene Nachricht einlief: Herzog Robert rücke mit einem zahlreichen Heere in Eilmärschen gegen Rom. Es war der ehrwürdige Abt Desiderius von Monte-Cassino, der Heinrich diese Nachricht geben ließ, zugleich aber auch dieselbe Botschaft dem Pabste Gregorius sandte und ihm Glück wünschte, daß der Tag seiner Befreiung jetzt nahe. — Da die Umgegend Roms erst im verflossenen Frühjahre von Heinrich war völlig verwüstet worden, so unterlag nun auch bald die Verpflegung seines Heeres sehr großen Schwierigkeiten; und da ferner der Kaiser nicht vermuthen konnte, daß es dem Robert gelingen würde, die aufrührischen Städte und Vasallen in Apulien, die sämmtlich mit der größten Anstrengung für ihre Freiheit kämpften, so schnell und in so kurzer Zeit sich wieder zu unterwerfen, so hatte er, sobald die Feierlichkeiten seiner Kaiserkrönung vorüber waren, den größten Theil seines Heeres entlassen, und die Truppen, welche er jetzt noch in und um Rom hatte, waren an Zahl weit zu schwach, als daß er damit dem weit überlegenen, durch wilde Tapferkeit ausgezeichneten, und von einem kühnen, bisher unüberwindlichen Feldherrn geführten Heere die Stirne hätte bieten können. Heinrich beschloß also, sich aus Rom zu entfernen und die Vertheidigung der Stadt den Römern selbst zu überlassen. Wirklich waren auch jetzt Roms Einwohner, wahrscheinlich zum Theil aus Furcht vor den Normännern, dem Kaiser mit aller Treue ergeben. Aber bei allem dem konnte er doch unmöglich dem, von jedem Winde so leicht zu bewegenden Römervolk vollkommen trauen. Hatte ja erst vor ein paar Wochen ein Römer den Versuch gemacht, ihn zu ermorden. Heinrich nämlich besuchte täglich die auf dem aventinischen Hügel gelegene St. Marienkirche und ver-

richtete dort sein Gebet. Der Mörder wollte auf den Kaiser, gleich bei dessen Eintritt in die Kirche, von oben herab einen ungeheuern Stein, der ihn augenblicklich zerschmettert haben würde, herab fallen lassen. Aber die Vorsehung schützte den Monarchen. Als der Elende gerade damit beschäftiget war, den Stein in eine, seinem mörderischen Zwecke entsprechende Lage zu bringen, stürzte er selbst mit demselben herab und lag todt auf der Erde. Die Leiche des Königmörders ward von dem entrüsteten Volke geschleift und in Stücken zerrissen *). — Im Ganzen genommen, und nur wenige Ausnahmen abgerechnet, hielt doch das ganze römische Volk es mit Heinrich. Die Belagerung der Engelsburg hatte es bisher mit dem größten Eifer betrieben, auch um das Schloß eine Mauer aufgeführt, so daß Niemand hinein oder herauskommen konnte. — Je mehr sich Robert Rom näherte, desto behutsamer und langsamer zog er einher. Der Kaiser hatte daher noch Zeit genug, die Festungswerke der Leo'sstadt zu zerstören, hielt hierauf eine rührende Rede an das römische Volk. Dringende Geschäfte, sagte Heinrich, riefen ihn nach der Lombardei zurück. Sie möchten indessen nur muthig die Mauern ihrer Stadt gegen die Normänner vertheidigen. Er werde bald wieder zu ihnen zurückkommen und sie alle Wirkungen seiner Gnade und seines Wohlwollens in deren ganzen Fülle empfinden lassen. — Wirklich waren die Römer jetzt fest entschlossen, Rom gegen das ihnen ohnehin so verhaßte Normännervolk bis auf das äusserste zu vertheidigen. — Von Rom zog sich der

*) *Baron.* Annal. ad an. 1084. Nr. 2 et 3. — Der lügenhafte Benzo nimmt von diesem Ereigniß Anlaß, den Pabst Gregor eines mörderischen Anschlages gegen Heinrich zu beschuldigen. Man würde das Andenken dieses großen Pabstes entehren, wenn man ihn gegen diese eben so gottlose als handgreifliche Verläumdung des elenden Benzo rechtfertigen wollte.

Kaiser mit seinem Heere zuerst nach Civita Castellana, dann nach Siena und von da nach Verona zurück. Hier weilte er eine kurze Zeit, versammelte noch die italiänischen Fürsten und Markgrafen, verpflichtete sie zur Fortsetzung des Krieges gegen Mathilde, ging hierauf über die Alpen und befand sich schon in der ersten Hälfte des Julius wieder auf vaterländischem, deutschem Boden *).

15. Aber ungeheueres Unglück, schreckliches Drangsal, wie selbst zu den Zeiten der Gothen und Vandalen nicht über Rom gekommen war, brach jetzt über die, dem Verderben geweihete Stadt und deren unglückliche Einwohner herein. — Wenige Tage nachher, als Heinrich abgezogen war, erschien Robert mit seinem Heere vor den Mauern Roms. Er hatte dreißig tausend Mann Fußvolkes und sechs tausend Mann Reiterei. Zum Unglücke der Römer dienten mehrere tausend Sarazenen, Feinde des christlichen Namens, unter Roberts Heere. Vor dem tusculanischen Thor schlug dasselbe sein Lager auf. Ueberzeugt, daß die Römer tapfern Widerstand leisten würden, unternahm Robert in den ersten drei Tagen nichts. Aber er recognoscirte indessen die Stadt von allen Seiten, und als er die schwächsten, am leichtesten anzugreifenden Punkte erspähet hatte, ließ er, um die Römer zu täuschen, als es schon Nacht zu werden anfing, sein Heer oberhalb um die Stadt bis an die milvische Brücke ziehen. Er selbst führte dreizehn hundert auserlesene Krieger so geräuschlos als möglich gegen das Lorenzothor. Gedeckt durch eine alte Wasserleitung, kam er mit seiner Schaar ganz

*) In Verona hatte sich von Heinrich auch dessen Afterpabst Clemens wieder getrennt, und war zu seinem frühern erzbischöflichen Sitze nach Ravenna zurückgekehrt.

unbemerkt an dem Thore an. In der größten Stille legten nun Einige seiner Leute Leitern an, erstiegen die Mauern, brachen das Lorenzothor mit Brecheisen, und ließen den Herzog mit seinen dreizehn hundert Kriegern in die Stadt. Schnell durcheilten diese die Stadt bis an das flaminische Thor, und als dieses nun ebenfalls erbrochen ward, stürzte gleich einem reissenden Strom das ganze normännische Heer in die Stadt. Jetzt ließ Robert sein gewöhnliches, allen Italiänern so furchtbares Feldgeschrei: Guiscard, Guiscard! erschallen. Panischer Schrecken ergriff die Römer. Die auf den Mauern waren, eilten, weil sie schon alles für verloren hielten, zu ihren Wohnungen zurück. Ohne Widerstand zu finden, durchzog Robert die Stadt bis zur Engelsburg, setzte den Pabst in Freiheit und führte ihn nach dessen Palast im Lateran. Allda angekommen, warf sich der Herzog mit seinem ganzen Heere auf die Kniee und empfing von dem heiligen Vater den apostolischen Segen. Aber die Stadt, unter dem Vorwand, sie wegen ihres Abfalles von dem Pabste zu strafen, überließ Robert der Willkühr seiner wilden Horden. Nun ward in allen Straßen Roms geplündert, gemordet, jeder Frevel geübt, besonders das zarte Geschlecht ohne Unterschied des Alters, des Ranges, der Schönheit, der Unschuld und Tugend auf das schrecklichste mißhandelt. Selbst das Ehrwürdige und Heilige fand keine Schonung. Schon drei Tage hatte dieser grausame Unfug beinahe ohne alle Unterbrechung fortgedauert, als auf einmal die Römer durch das unaufhörliche, Mark und Bein durchdringende Jammergeschrei geschändeter Mütter und Töchter in Verzweifelung geriethen. Furchtlos und gar keine Gefahr mehr achtend, griff jetzt alles zu den Waffen. Die Normänner hielten gerade ihr Mittagsmahl, und schwelgten schon halb berauscht an wohl besetzten Tafeln, als der erste Angriff der Römer erfolgte. Auch sie sprangen jetzt schnell von ihren

Tischen auf und eilten zu den Waffen. Eine förmliche Schlacht, ein Kampf auf Leben und Tod, begann nun in allen Straßen der Stadt. Roger, der Sohn des Herzogs, lagerte mit einer kleinen Heerabtheilung vor den Thoren Roms. Bei der ersten Nachricht von dem schrecklichen Aufstand der Einwohner eilte er mit tausend Reitern den Seinigen zu Hülfe. Aber dies entmuthigte nicht die braven, bis zur Verzweifelung gebrachten Römer. Wuth und glühende Rachgier erhöheten ihre Kräfte. Sie setzten den Kampf fort, und zwar immer mit größerm Vortheile, und schon schien sich der Sieg völlig auf die Seite der Römer zu neigen, als Robert, auf das äusserste gebracht und beinahe an einem glücklichen Erfolge verzweifelnd, Feuer in die Stadt zu werfen befahl. Schnell loderten die Flammen empor und eben so schnell verbreitete sich das Feuer von Gebäude zu Gebäude auch auf die übrigen Theile der Stadt. Es dauerte nicht lange, so standen schon mehrere Stadtviertel in Flammen. Jetzt entsank den Römern der Muth. Der Gedanke, alles das Ihrige zu verlieren, lähmte ihre Kräfte. In schmählicher Flucht suchten sie ihr einziges Heil; Jeder eilte nach seiner Wohnung, um zu retten, was noch zu retten seyn möchte. Aber gerade dadurch ward ihr Verlust weit größer, als wenn sie den Kampf fortgesetzt hätten. Viele Tausende wurden auf der Flucht erschlagen, noch viel mehrere zu Gefangenen gemacht. In der grenzenlosen Verwirrung, bei dem wilden Toben und Würgen der Sieger und dem jammervollen Klaggeschrei der Besiegten, ward an das Löschen des immer weiter um sich fressenden Feuers gar nicht gedacht, und als, bei einigermaßen wiederhergestellter Ordnung, es endlich gelang, der Wuth des Feuers Einhalt zu thun, lagen beinahe zwei Drittel der Stadt mit allen ihren Kirchen, Palästen, öffentlichen Gebäuden und Denkmälern in Schutt und Asche. Nur noch mehr war

jetzt Robert gegen die Römer erbittert. Zwei bis drei Tausend der Gefangenen ließ er als Sclaven an Juden verkaufen, und noch eine größere Anzahl schleppte sein Heer nachher als Sclaven mit sich nach Calabrien fort. — Der Muth wie alle Hoffnungen der Römer waren nun gebrochen. Sie unterwarfen sich dem Pabste, baten um Gnade und Verzeihung, erhielten diese mit leichter Mühe, und verbanden sich durch einen Eid, für die Zukunft sich treu zu dem Pabste zu halten. Auch mit dem Herzog Robert mußten sie ein Bündniß schließen und demselben zwölf Geißeln als Bürgen ihrer Treue übergeben. — Robert hielt sich nicht lange in Rom und dem römischen Gebiete auf, und nachdem er einige in der Umgegend von Rom liegenden Burgen, deren Besitzer Gegner des Pabstes waren, gebrochen und eine nicht sehr starke Besatzung in die Engelsburg geworfen hatte, zog er mit reicher, in Rom gemachter Beute beladen wieder nach Hause. Aber für das Herz Gregors war jetzt der Anblick so vieler noch rauchenden Trümmer und öden Brandstätten, wie der vielen Tausenden, völlig verarmter und durch Ermordung ihrer Angehörigen in die tiefste Trauer versenkter Familien unerträglich. Zudem mochte auch wohl der Gedanke, daß die Römer, obgleich ungerechter Weise, ihn für den Urheber alles, sowohl über die Stadt, wie über sie selbst ergangenen Unglückes halten möchten, ihm den fernern Aufenthalt in Rom im höchsten Grade zuwider machen; kurz, Gregor verließ mit dem normännischen Heere ebenfalls Rom, zwar wie er Willens war, blos auf kurze Zeit, jedoch leider um nie wieder dahin zurückzukehren. Er ging zuerst zu seinem Freunde, dem Abt Desiderius nach Cassino, wo er einige Zeit blieb, und dann nach Salerno sich begab.

XI.

Ereignisse in Deutschland während Heinrichs dreijähriger Abwesenheit.

1. Während Heinrich in Italien alle seine Feinde theils sich unterwarf, theils sie schreckte, ängstigte und demüthigte, endlich Rom und die Kaiserkrone sich erkämpfte, auch seinen leidigen Pabst Clemens der römischen Kirche aufdrang und ihn in dem Lateran einführte; während alles dieses, wie der Leser gesehen, jenseits der Alpen geschah, war das unglückliche Deutschland ein weiter und blutiger Tummelplatz, auf welchem Heinrichs Anhänger und Gegner in mörderischen Fehden, mit stets wechselndem Erfolge, sich unaufhörlich bekämpften. Die drei Jahre, während denen Heinrich in Italien weilte, waren für Deutschland eben so viele Jahre der höchsten Noth und unaussprechlichen Elendes, nothwendige Folgen des in allen Theilen des zerrissenen, zerfleischten Vaterlandes wüthenden Bürgerkrieges. In der deutschen Geschichte sind diese drei Jahre eine bis dahin nie erlebte und zum Glücke auch nachher nie wieder erhörte Epoche grenzenloser Gesetzlosigkeit und völliger Auflösung aller bürgerlichen Ordnung wie alles staatsgesellschaftlichen Zustandes.

2. Sobald in dem Jahre 1081 die Alpen zwischen Deutschland und König Heinrich lagen, sandten die sächsischen Fürsten, treu jener Drohung, die sie gegen die Abgeordneten Heinrichs, kurz vor dessen Antritt seiner Heerfahrt nach Italien, geäussert hatten, sogleich auch Boten an alle Fürsten und Herren des südlichen Deutschlands, und zwar ohne Unterschied, zu den Anhängern wie zu dem Gegnern Heinrichs, und foderten sie sämmtlich auf, zu einer gemeinschaftlichen Wahl eines neuen Königes sich mit ihnen zu vereinigen. Nur Heinrichs Sohn, ließen sie ihnen sagen, müßte von der Wahl ausgeschlossen seyn; jedem Andern, den sie

wählen würden, wollten sie sich unterwerfen und mit Treue ihm gehorchen. Dieses Letztere sprachen sie jedoch blos unter dem geheimen Vorbehalt, daß der Gewählte nach ihrem Sinne seyn, das heißt, daß die Krone Deutschlands nun wieder zu der Nation der Sachsen zurückkehren müsse. — An der Spitze der Bewegungen in Sachsen standen, nebst den sächsischen Bischöfen, wieder Herzog Otto und der junge Markgraf Ecbert. Der Letztere war ein wilder, unbändiger, dabei treuloser Mensch. Erst im vorigen Jahre hatte er sich mit Heinrich ausgesöhnt und demselben auf das neue Treue geschworen, fiel aber jetzt wieder von ihm ab, blos weil seine, längst schon im Stillen genährten Hoffnungen, wie jene des Herzogs Otto, nun ebenfalls bis zum deutschen Königsthrone sich erhoben. — Die schwäbischen Bundesgenossen der Sachsen, die Herzoge Welf, Berthold, Sohn des in dem Treffen an der Elster erschlagenen Rudolphs, wie auch die Zähringer zeigten sich sogleich bereit, der an sie ergangenen Einladung zu folgen, und zogen mit zahlreichen Schaaren ihren Freunden entgegen. Auch die Sachsen brachen auf und rückten in dem westlichen Franken ein. Wie gewöhnlich bezeichneten auch jetzt wieder überall blutige Spuren der schrecklichsten Verwüstung den Marsch der frommen, dem Pabste, wie sie sich rühmten, so gehorsamen Sachsen. Alles ward rechts und links auf ihrem Wege auf das schonungsloseste verheert, und die Flammen der von ihnen in Brand gesteckten Städte, Dörfer, Kirchen und Schlösser leuchteten ihnen gleichsam auf ihrem Zuge*). Bei Bamberg trafen sie mit ihren schwäbischen Freunden, den Herzogen Welf, Berthold und den übrigen

*) Mense autem Junio, exercitu collecto perexerunt in orientalem Franciam, et praediis vel incendiis eam fastando, multas quas sibi fecerant injurias vindicaverunt; nam *flamma latum facientes iter* venerunt

zusammen. Nun begannen sogleich die Verhandlungen über die neue Königswahl. Daß an keine Einigkeit unter den Fürsten zu denken seyn würde, dies war vorauszusehen. Die Sachsen wollten durchaus nur einen sächsischen Fürsten, nämlich den Otto oder Ecbert, und die südlichen Fürsten weder den Einen noch den Andern zum König haben. Während nun vieles hin und her gesprochen und gestritten ward, lief auf einmal die Nachricht ein: Heinrichs Eidam, der Herzog von Schwaben, der tapfere Friedrich von Hohenstaufen, sey mit einem Heere im Anzug, um jede neue Wahl zu verhindern. Unverzüglich brachen die Sachsen und deren Bundesgenossen auf und zogen nach der Donau. Aber bei der, unter ihnen jetzt herrschenden, so großen Verschiedenheit der Interessen, Ansichten und Wünsche, schien den Meisten eine Schlacht höchst gefährlich. Um also nur einigermaßen die Einigkeit wiederherzustellen, eilten sie, während ihres Marsches irgend eine, die Stimmen so viel als möglich in sich vereinigende Wahl zu treffen, und diese fiel nun auf einen Grafen von Salm, Namens Hermann, einen Sohn Guiselberts, Grafen von Lüzelburg. Hermann war ein sehr reicher Herr, stand in der ganzen Gegend, wo er seine Erbgüter hatte, allgemein in dem Rufe eines eben so tapfern als edeln und redlichen Mannes; aber dem übrigen Deutschland war er völlig unbekannt, mithin von ganz unbedeutendem Ansehen. Offenbar war er deßwegen gewählt worden, weil gerade Jeder blos einen König haben wollte, dem er nur dann, wenn es ihm auch gefiele, gehorchen dürfte. Indessen ward Hermann einstweilen von den Sachsen und mit den ihnen

---

non longe etc. (*Bruno*, hist. bel. sax. p. 231.) Man sieht, im Verheeren, Verwüsten und Verbrennen blieben von den beiden Partheien keine hinter der andern zurück, und da, wo Eine die Oberhand hatte, vergalt sie der Andern stets in vollem gerütteltem Maaße.

verbundenen schwäbischen Herren als der für die Zukunft bezeichnete König begrüßt. Am folgenden Tage griff er den Friedrich von Hohenstaufen an, hatte das Glück ihn zurückzutreiben, und konnte demnach sich auch die Ehre eines Sieges zuschreiben, der jedoch weder ihm noch den Sachsen auch nur den mindesten Vortheil brachte. Der ganze Ingrimm der Verbündeten traf jetzt Augsburg. Drei Wochen lang belagerten sie die Stadt. Aber die braven Einwohner hielten sich tapfer. Die Feinde mußten unverrichteter Dinge abziehen, nachdem sie vorher die Vorstadt niedergebrannt und die umliegende Gegend verwüstet hatten. Sachsen und Schwaben trennten sich jetzt wieder und die Einen wie die Andern gingen nach Hause. An die Erstern schloß sich der neu ernannte Gegenkönig an und zog mit ihnen in ihr Land.

3. Hermann wußte jetzt noch nicht, ob er wirklich König werden würde. Seine Wahl, wenn man es anders eine Wahl nennen kann, war blos das Werk des Zufalles, blos Folge einer augenblicklichen Verlegenheit, und da diese nun vorüber war, so unterlag es noch sehr großem Zweifel, ob die, welche ihn gewählt, indessen nicht wieder ihre Gesinnungen geändert hätten. Zum Theil war dies wirklich der Fall. Herzog Otto weigerte sich geradezu, dem Neuerwählten zu huldigen und ihm den Eid der Treue zu schwören. Dadurch wurden nun auch alle übrigen sächsischen Fürsten schwankend. Noch mißlicher ward Hermanns Sache, als man erfuhr, Herzog Otto sey mit den Anhängern Heinrichs in Unterhandlung getreten und von ihnen so völlig gewonnen worden, daß man die Nachricht von dem Abfalle desselben von der päbstlichen Parthei *) mit jedem

*) Man wird sich erinnern, daß schon von dem ersten Augenblicke an, als Gregor im Anfange des Jahres acht Tausend und sechs und siebenzig den König mit

Tage erwarten dürfe. Wirklich stand auch Otto's Entschluß, zu Heinrich überzugehen, schon ganz fest, als ein unbedeutender Zufall seinem Sinne auf einmal wieder eine andere Richtung gab. Gegen das Ende des Jahres nämlich stürzte in ebenem Felde sein Pferd mit ihm. Unglücklicher Weise kam er unter dasselbe zu liegen, und trug daher eine starke Quetschung am rechten Schenkel davon. Da er gerade kurz vor dem Sturz seines Heeres sich mit seinem Plane, die Parthei Heinrichs zu ergreifen, in Gedanken beschäftiget hatte; so hielt der alte einfältige Mann diesen Zufall für eine Warnung von Oben. Er brach also alle Unterhandlungen mit Heinrichs Freunden ab und erklärte den Sachsen, daß er, wie bisher, auch in der Zukunft treu zu ihnen halten werde. Jetzt gab Otto erst seine Einwilligung zu der Erhebung Hermanns, und dieser ward nun am zweiten Weihnachtsfeste von dem, aus seinem Erzstift vertriebenen Erzbischof Siegfried zu Goslar feierlich gekrönt.

---

dem Banne belegt hatte, auch die Fürsten, welche schon mehrere Monate vorher sich gegen Heinrich verschworen hatten, sich sogleich die päbstliche Parthei nannten. Sie wollten dadurch den Vorwurf der Empörung von sich ferne halten und ihren verrätherischen Umtrieben den Schein geben, als wenn alles, was schon geschehen und noch geschehen würde, blos Folge päbstlicher Befehle wäre. Eigentlich war es nichts als eine erbärmliche Mistification, die nur Kurzsichtige blenden konnte. Als aber im Jahre Tausend und achtzig Gregor den Rudolph als rechtmässigen König erkannte, allen Bischöfen und Fürsten verbot, dem Heinrich ferner zu gehorchen, mithin jetzt selbst an die Spitze der gegen Heinrich feindlich gesinnten Fürsten trat, da konnten Rudolph wie dessen Nachfolger Hermann und deren Anhänger sich mit Recht die päbstliche Parthei nennen. Eine Benennung, die nicht nur sehr ehrenvoll für sie war, sondern aus der sie auch, weil viele dadurch getäuscht und irregeführt wurden, sehr wesentliche Vortheile zogen.

4. Wahrscheinlich wird es Hermann indessen schon mehr als einmal gereuet haben, eine Krone angenommen zu haben, die für ihn gleich von dem ersten Augenblicke an nichts als eine Spottkrone werden konnte. War er vor seiner Krönung schon selbst von den Sachsen wenig geehrt, so ward er jetzt nach derselben ein Gegenstand der allgemeinen Verachtung von ganz Deutschland. Während der Krieg in seiner furchtbarsten Gestalt, mit Raub, Mord und Brand, in Baiern, Schwaben, Rhätien, Burgund, kurz in allen Theilen des Reiches unaufhörlich wüthete, der Partheigeist keine Fesseln und Schranken mehr kannte, der Herzog Wratislav aus Böhmen mit einem Heere in die Markgrafschaft Oestreich einbrach, den von Heinrich abgefallenen Markgraf Liutpold bei Mailberg auf das Haupt schlug, und sich in der ihm von Heinrich geschenkten Markgrafschaft zu behaupten wußte, kam der Schattenkönig Hermann gar nicht mehr aus Sachsen hervor, und da schon mehrere bedeutende sächsische Herren, besonders die mächtigen Billungen, es mit Heinrich hielten, so war es jetzt blos Hermanns einziges Geschäft, die noch übrigen Fürsten so viel möglich bei der päbstlichen Parthei, die jetzt auch die seinige war, zu erhalten. Aber auch dieses Geschäft, wie es scheint, gelang ihm nur zur Hälfte. Ohne Ansehen, ohne Macht und ohne Mittel, sich das Eine oder Andere zu verschaffen, ward er endlich eines längern Aufenthaltes in einem Lande, wo er eine so traurige Figur vorstellte, im höchsten Grade überdrüßig. Dem Herzog Otto, der wahrscheinlich aus Gefälligkeit gegen ihn sich wollte zum Statthalter ernennen lassen, übertrug er also Sachsen und ging zu Herzog Welf nach Schwaben *). Diesem hatte

*) Nichts ist abgeschmackter, und wenn man darüber lachen könnte, auch lächerlicher, als daß Berthold der Welt aufbinden will, Hermann habe deswegen

er vorzüglich seine Erhebung oder vielmehr seinen leeren Königstitel zu verdanken. Mit Welfs Hülfe hoffte er

Sachsen verlassen, weil er im Begriffe gestanden, mit einem Heere über die Alpen zu gehen, um dem Pabste, dessen mißliche, äusserst gefährdete Lage er erfahren, zu Hülfe zu eilen. — Aber, du guter Gott! woher hätte Hermann dieses Heer nehmen, durch welche Mittel es zusammen bringen wollen? Ohne alles Ansehen selbst unter denen, die ihn zum König ernannt, dem ganzen übrigen Deutschland völlig unbekannt, kaum im Stande sich in Sachsen zu behaupten, während der bei weitem größeste Theil Deutschlands auf Heinrichs Seite stand, dabei ohne Geld und von allen Hülfsquellen entblößt, wie hätte ihm da der tolle Gedanke einer Heerfahrt nach Italien auch nur von weitem in den Sinn kommen können. Auf die Anhänger der päbstlichen Partbei konnte er nicht im Mindesten zählen; diese hatten ja alle vollauf zu thun, um sich gegen die weit zahlreichern Anhänger Heinrichs in Deutschland zu erhalten. Wohl mag eine Heerfahrt nach Italien allenfalls in dem Interesse Welfs gelegen haben. Aber dieser war gerade damals selbst in eine Menge blutiger Fehden und Kämpfe verwickelt, nicht nur mit den unternehmenden und tapfern Hohenstaufen, sondern auch mit den mächtigen Pfalzgrafen Raboto und allen schwäbischen Bischöfen ohne Ausnahme; unmöglich konnte und durfte er sich jetzt auch nur einen Augenblick aus Deutschland entfernen. — Hätte auch wirklich Hermann durch ein, auf natürlichem Wege gar nicht zu erklärendes Wunder ein kleines Heer zusammengebracht, so ist gar nicht einzusehen, wie er damit hätte nach der Lombardei kommen können, da die Lombarden ausschließlich alle Alpenpässe beherrschten, ganz Italien, nur mit Ausnahme der Besitzungen Mathildens, dem Heinrich gehorchte, und dieser mit einem so zahlreichen Heere vor Rom stand, daß er, hätte er nicht gleich nach der Einnahme der Stadt den größten Theil desselben entlassen, ganz kühn den Normannen hätte entgegen rücken können, auch höchst wahrscheinlich sie zurückgetrieben und vielleicht gar dem normännischen Reiche in Italien ein Ende

in dem südlichen Deutschland eine, doch wenigstens etwas bedeutendere Rolle zu spielen. Doch auch hier war seines Verbleibens nicht lange. Schon wenige Wochen nach seiner Ankunft bei Welf erhielt er die Nachricht von dem Tode seines Statthalters, des Herzogs Otto. Aus Furcht, daß jetzt sämmtliche sächsischen Fürsten von

---

gemacht haben würde. — Was noch einigermaßen vernünftiger Weise gedenkbar seyn möchte, ist blos, daß vielleicht Hermann, voll Schaam über die gänzliche politische Nullität, in die er versunken war, und höchst überdrüßig, noch länger ein Mannequin im Königsmantel vorzustellen, auf den ritterlichen Gedanken gekommen seyn könnte, mit einer ganz kleinen Schaar von ein paar Hundert, gerne auf Abentheuer ausgehenden Rittern sich nach Italien zu schleichen, zu der Markgräfin Mathildis zu gehen, und in deren Dienste in einzelnen Kämpfen für den Pabst durch persönliche Tapferkeit, an der es ihm nicht gefehlt haben soll, sich Ruhm und kriegerische Lorbeeren zu erkämpfen und so die Schmach, welche seine papierne Königskrone über ihn gebracht, in den Augen der Zeitgenossen wieder zu tilgen. — Man kann nicht leicht einen befangenern, vorurtheilsvollern und dabei weniger judiciösen Geschichtschreiber sich denken, als diesen Berthold von Constanz. Alles mögliche, besonders wenn es in seinen Kram taugt, läßt er sich aufbinden und sucht sodann, jedoch wahrscheinlich bona fide, es Zeitgenossen und Nachwelt ebenfalls aufzubinden. — Wie man aber seinen Berichten, besonders wenn dieselben ganz isolirt erscheinen, auf gar kein anderes Zeugniß sich stützen, nicht selten sogar in handgreiflichem Widerspruch mit dem natürlichen Gange der Ereignisse stehen, auch nicht aus irgend einer, möglich gedenkbaren, historischen Combination hervorgehen — dennoch blindlings folgen kann, dieß ist schwer zu begreifen. Als wenn es gar nichts weiteres mehr bedürfte, wird gewöhnlich nur darunter gesetzt: Berthold Const. pag. ..., das will nun gerade so viel sagen, als Magister dixit, folglich muß es die ganze Welt glauben.

ihm abfallen möchten, ging er eiligst wieder nach Sachsen zurück. Das Einzige, was er jetzt that, war, daß er, wie wenigstens erzählt wird, unter seinen eigenen Anhängern, die während seiner sogenannten Regierung nicht selten sich unter einander selbst erwürgten, einen Landfrieden zu Stande brachte.

5. Am thätigsten war indessen Herzog Welf in Schwaben. Stets im Harnisch, stets auf neue Ränke sinnend, und an Hülfsquellen unerschöpflich, wußte er durch die Kühnheit seines Geistes seine Bundesgenossen, den Berthold und die Zähringer nämlich, in einer gewissen Abhängigkeit von sich zu erhalten, und lag in ununterbrochenem Kampfe mit Friederich von Hohenstaufen, wie mit dem mächtigen Grafen Rapoto in Bajern und am andern Ende Schwabens ebenso mit den Bischöfen von Basel, Chur, Strasburg, Constanz und dem Abte Ulrich von St. Gallen, welche sämmtlich zu Heinrich hielten. Beinahe in allen Bisthümern und Abteien gab es, wie wir schon weiter oben bemerkten, zwei Bischöfe oder zwei Aebte, der Eine von Heinrich, der Andere von Rudolph geordnet. Keiner von diesen wollte dem andern weichen und ihre Anhänger und Dienstleute suchten nun ebenfalls, mit dem Schwerte und der Brandfackel in der Hand, die wirklichen oder vermeintlichen Rechte ihrer geistlichen Herren geltend zu machen, und die Anstrengungen waren gewöhnlich bei beiden Partheien so überspannt, daß sie nicht selten beinahe den völligen Ruin eines Bisthums oder einer Abtei zur Folge hatten. — Durch Verrätherei gelang es endlich dem Herzog Welf, sich der Stadt Augsburg zu bemächtigen. Hart und schwer mußten nun die braven Einwohner für die Treue büßen, mit der sie bisher unverbrüchlich zu ihrem rechtmäßigen König gehalten hatten. Seinen wilden und weil schlecht besoldeten, nur desto raub- und beutegierigern Horden gab Welf die edle Stadt Preis. Mehrere Tage hindurch ward dieselbe geplündert, da-

bei zugleich auch jeder Frevel geübt. Die Einwohner wurden auf das schonungsloseste mißhandelt; drei Kirchen oder Kapellen niedergebrannt, ebenso auch der erzbischöfliche Palast und mehrere öffentliche Gebäude. Nichts war der Wuth der rohen Kriegsknechte heilig. Kirchen und Altäre wurden entweiht, jede Schandthat, jeder gottlose Muthwille ungestraft begangen, und nur durch ein besonderes Glück, obgleich unter mancherlei Gefahren, gelang es dem, von Heinrich eingesetzten Bischofe Siegfried, durch schleunige Flucht dem Verderben zu entgehen. Der von des Königes Gegenparthei geordnete Bischof Wigold kam nun wieder nach Augsburg. Seines Sieges mochte er doch wahrscheinlich sich nicht sehr erfreuen, denn bei seiner Ankunft sah er sich sogleich gezwungen, um den Geiz und die Raubsucht derer, die ihn wieder zurückgebracht hatten, zu befriedigen, seine Kirche ihres Schatzes, sowie auch beinahe aller kostbaren Kirchengefäße zu berauben, und endlich den größten Theil der Güter des Bisthums unter seine Anhänger zu vertheilen *).

*) Abermals ein Beweis, wenn es noch eines solchen bedürfte, daß die päbstliche, oder vielmehr sächsische Parthei sich überall dasselbe erlaubt, dessen sie König Heinrich bei dem Pabste im Jahre 1080 angeklagt hatten. Er habe Kirchen verbrannt, Bischöfe vertrieben, geheiligte Oerter entweihet, Christenblut vergossen ꝛc. Lauter Greuel, die jede Parthei in gleichem Maße übte, die man jedoch, will man gerecht seyn, dem Rudolph, Welf, Otto ꝛc. eben so wenig als dem König Heinrich zuschreiben kann, indem sie offenbar blos nothwendige Folgen des Krieges, oder vielmehr der damaligen wilden und grausamen Art Krieg zu führen waren, auch größtentheils in der mangelhaften Composition und noch schlechtern Organisation der Heere ihren Grund hatten. Aber desto schmerzhafter ist eben daher die Rückerinnerung, daß gerade auf dieser unbefugten und ungerechten Anklage zum Theile

auch das, gegen Heinrich ergangene Verdammungs-, Entsetzungs- und Vernichtungsurtheil gegründet war. Heinrich ward des Thrones entsetzt, seines väterlichen Erbes, der Reiche Deutschlands und Italiens beraubt, aus der Gemeinschaft der Rechtgläubigen ausgestoßen, und gebannt und verflucht, gänzlicher Vernichtung und aller damit verbundener, grenzenloser Schmach durch päbstlichen Spruch preisgegeben. Die Folgen dieses Ereignisses, das selbst noch nach so vielen Jahrhunderten die Welt in Erstaunen setzt, sind dem Leser zum Theile, — denn die Kette von Ursachen und Wirkungen ist noch lange nicht geschlossen — schon bekannt. Zuerst der verderbliche Irrwahn, in den der beinahe zur Verzweiflung gebrachte Heinrich gerieth, und in welchem, weil er ein Rettungsmittel darin zu finden glaubte, einen Gegenpabst aufstellte, und eine bejammernswerthe Spaltung in der Kirche herbeiführte; dann der jetzt völlig entfesselte, bis zur Wuth gesteigerte Partheigeist, der grausame Fanatismus der Schismatiker, die Fortsetzung eines Krieges, dessen Ende nun gar nicht mehr abzusehen war, die immer zunehmende Erbitterung und Wildheit, mit der dieser Krieg von jetzt an geführt ward; die hingewürgten Generationen, die niedergebrannten zahllosen Städte, Kirchen und Paläste; die vielen, sonst so reichen und fruchtbaren, aber jetzt verarmten, oder gar völlig verödeten und entvölkerten Länderstrecken, kurz, grenzenloses, nie erhörtes Elend, das von den Ufern der Elbe bis an die Tiber sich erstreckte, und selbst mit der grausamen Züchtigung Roms, mit der Ermordung so vieler tausend Römer und der völligen Zerstörung zweier Drittel der Stadt sich noch nicht einmal endigte. — Als Gregor in seinem siebenten, in Rom gehaltenem Concilium König Heinrich gebannt, und aller seiner Rechte und Kronen für verlustig erklärt hatte, rief er den versammelten Vätern zu: „erhebet Euch und zeiget der Welt quanti vos estis et quid potestis etc. Leider erwies es sich aber jetzt, daß sie in der materiellen Welt Nichts waren, Nichts konnten, und den unübersehbaren Jammer, der die Menschheit drückte, auch nicht um das Gewicht eines Strohhalms zu erleichtern vermochten. Furchtbare Warnung für Jeden,

sey er auch noch so hochgestellt, auch noch so ehrwürdig und heilig für seine Person, doch nie die Grenzen des Wirkungskreises, in den die Weisheit einer höhern Vorsehung ihn gesetzt, zu überschreiten, am allerwenigsten der Allmacht Hand, welche die Schicksale ganzer Reiche und Völker, wie einzelner Individuen lenkt, je vorgreifen zu wollen. — Wir wiederholen es: In dem Reiche der Geister, in dem geistigen Reiche Gottes ist das Oberhaupt der Kirche unumschränkter Gebieter, und in so fern — denn dafür sorgt Gott — als dem Geiste am Ende doch die Materie stets unterliegen, und die Körper sich ihm fügen müssen, ist auch die Macht des Pabstes die höchste, über jede irdische Macht weit erhaben. Er ist der sichtbare Staathalter Jesu Christi, vor dessen Namen ja alle Mächte im Himmel, auf der Erde und unter der Erde sich beugen müssen. Auch unfehlbar ist Er, denn der Geist, den Jesus seinem Apostel, dem heiligen Petrus und der Kirche, die er auf ihn erbauete, verheißen hat, wird bis an das Ende der Tage mit Adlersflügeln in unendlich erbarmender Liebe über ihm schweben und ihn erleuchten. Dieß ist der Pabst, der Kirche des Sohnes Gottes geheiligtes Oberhaupt, in dessen grenzenlosem g e i s t i g e m B e r e i c h e ihm alle, die zu der Jüngerschaft Jesu gehören wollen, wie viele Kronen auch ihre Häupter schmücken mögen, unbedingten Gehorsam schuldig sind. — Wir müssen aufrichtig gestehen, daß uns nicht gerade alle Grundsätze Gregors, die er theilweise zur Richtschnur seiner Handlungen machte, jenen so vieler seiner frühern heiligen Vorgänger zu entsprechen scheinen. Aber vielleicht war seine Erscheinung zum Theile auch ein göttliches Strafgericht, das Gott über jene Zeit und die Christenheit verhängt hatte. In diesem Falle mußte er selbst gegen seinen Willen das seyn, was er war; ein innerer göttlicher Drang trieb ihn dazu, und in diesem Falle kann seine Handlungsweise nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe menschlicher Weisheit und Gerechtigkeit gemessen werden. Wunderbar und unerforschlich ist Gott in seinen Heiligen. Gerne und unbedingt verehren wir daher auch die Aussprüche späterer Päbste, die Gregor VII. den ausgezeichneten, heiligen Freunden Got-

tes beizählten *); aber schwerlich möchte dennoch Gregors Benehmen in seinem harten Conflikt mit Heinrich gerade das gewesen seyn, was ihn auf die hohe Stufe eines Heiligen erhob. Was eigentlich den Heiligen macht, sind nicht dessen Thaten, selbst nicht der Glanz und das höhere Licht, mit dem er der Welt leuchtet; sondern es ist jene heilige, sein ganzes Innere durchglühende Flamme göttlicher Liebe, die ihn immer enger mit Gott vereint, ihn immer mehr Gott verähnlichet, und auf diese Weise zu einem Heiligen ihn macht; und unstreitig war Gregor VII. mit einer Menge höherer Tugenden geschmückt, die ihm eben so gerechte Ansprüche auf unsere Bewunderung, wie auf unsere Liebe und Verehrung geben.

*) Die Bekanntmachung der Canonisationsbulle haben jedoch Oestreich und Frankreich in ihren Ländern nicht gestattet.

6. Schaudererregend war in dieser unglückschwangern Zeit der Zustand Deutschlands. Grenzenloser Jammer und schreckliches Elend drückten überall die Menschen zu Boden, und selbst in den, von der Natur gesegnetesten Gegenden herrschten Theuerung oder Hungersnoth. Nirgends war auch nur eine Spur bürgerlicher oder gesetzlicher Ordnung. Die Partheihäupter, nicht einmal die mächtigern Herzoge und Fürsten, und am allerwenigsten der Schattenkönig durften aus Furcht, ihre Anhänger und sogenannten Getreuen zu verlieren, sich nur einen Augenblick erlauben, irgend ein göttliches oder menschliches Gesetz handhaben zu wollen. Alles mußten sie gestatten, und vom Fürsten bis zum gemeinen Ritter folgte jeder nur dem Triebe seiner Leidenschaften und wilden Begierden. In dieser Zeit entstand auch jene neue Art menschlichen Abschaums, die man Raubritter nannte. Während der unheilvollen Zeit, wo ganz Deutschland in Zank und Kampf und in zahllosen blutigen Fehden gleichsam ganz aufgelößt zu seyn schien, hatten eben dadurch manche einzelne Ritter sich nicht

wenig bereichert. Für diese hatte nun eine solche Lebensweise einen ganz eigenen Reiz, und längst schon an Raub und Mord gewöhnt, bildeten sie nun mit einem Haufen ihrer Reisigen förmliche Räuberhorden, baueten auf steilen Anhöhen und Felsenspitzen feste Raubnester, plünderten und ängstigten das in der Gegend umherwohnende Volk, machten alle Landstraßen unsicher und, dem Christenthum und der Menschheit höhnend, schwelgten sie mit ähnlichem Gesindel auf ihren Burgen in stolzer Sicherheit, und lachten und erfreueten sich des allgemeinen Elendes. — Nur in den Klöstern fand der Unglückliche, obgleich nicht immer, doch größtentheils allein noch Ruhe und Sicherheit. Wer in das grenzenlose Elend hinein schauete, und dessen Ende auch in der weitesten Entfernung noch nicht erblickte, der verzweifelte an dem Leben, floh hinter irgend eine stille Klostermauer, und, weil ohnehin seines Eigenthums von einem Tage auf den andern nicht sicher, schenkte er es dem Kloster. Andere, die in dieser unseligen Periode viele Jahre lang ihre Seelen mit Blut und durch Raub und Brand befleckt hatten, führte der grauenvolle Anblick der so jammervollen Gegenwart wieder zur Besinnung und oft, besonders wenn sie schon nahe am Ziele ihrer Laufbahn standen, zu sehr ernsten Betrachtungen. Auch diese suchten bei frommen Klostergemeinden jetzt Trost und Beruhigung, büßten für die Sündenlast ihres bisherigen Lebens, erbaueten durch ihre völlige Umwandlung nicht selten selbst die Brüder des Klosters, und strebten durch Demuth und anhaltendes Gebet alle die Aergerniße wieder gut zu machen, die sie in die Welt gebracht oder darin erhalten hatten. Bei manchen Klöstern, besonders bei St. Blasius im Schwarzwald, wie auch bei dem Kloster Hirschau war der Zulauf und Zudrang so groß, daß die Klostergebäude um vieles mußten erweitert und vermehrt werden. Eines der seltsamsten und rührendsten Schauspiele bot sich jetzt

dem Auge des Betrachtenden dar. Männer, ausgezeichnet in der Welt durch Geburt, Rang und Reichthum: Ritter, Grafen und Markgrafen waren jetzt froh, als gemeine Laienbrüder aufgenommen zu werden, weigerten sich nicht der allerniedrigsten Verrichtungen im Dienste des Klosters, ließen willig und demüthig sich in der Küche, im Keller oder in der Backstube gebrauchen, und hüteten sogar, wenn die Reihe sie traf, die Ochsen, Kühe und Schweine des Klosters *).

*) Eo autem tempore in regno Teutonicorum tria monasteria cum suis cellulis, regularibusque disciplinis instituta egregie pollebant: quippe coenobium S. Blasii in nigra silva, et S. Aurelii, quod Hirsaugia dicitur, et S. Salvatoris, quod Scafhusin, id est navium domus dicitur. Ad quae monasteria mirabilis multitudo nobilium et prudentium virocum hac tempestate in brevi confugit, ut depositis armis evangelicam perfectionem sub regulari disciplina exsequi proposuit, tanto inquam, numero, ut ipsa monasteriorum aedificia necessario ampliarint: eoquod non aliter in eis locum commanendi haberent. In his itaque monasteriis nec ipsa exteriora officia per seculares, sed per religiosis fratres administrantur, et quanto nobiliores erant in saeculo, tanto se contemtibilioribus officiis occupari desiderant, ut, qui quondam erant comites vel marchiones in saeculo, nun in coquina, vel pistrino fratribus servire, vel porcos eorum in campo pascere pro summis deliciis computent. Ibi nempe et porcarii et bubulci praeter habitum idem sunt, quod monachi. — Dieses berichtet zwar blos Berthold von Constanz. Da er aber in der Nähe dieser Klöster wohnte und gleichsam Augenzeuge gewesen seyn mußte, so verdient sein Bericht, obgleich wahrscheinlich wieder etwas übertrieben, dennoch einige Berücksichtigung. — In allen Jahrhunderten, in glücklichen, wie in drangvollen Zeiten haben die Klöster stets, und zwar auf die mannigfaltigste Weise sich wohlthätig und segensvoll erwiesen. Daß man besonders jetzt ihren Werth nicht kennt und nicht einsehen will, darüber darf man sich nicht wundern; denn mit Mißverstand

7. So sah es im deutschen Reiche aus, als Heinrich mit der Kaiserkrone geschmückt, in dem Monate Julius des Jahres ein Tausend und vier und achtzig aus Italien wieder in Deutschland ankam. Vieles hatte indessen eine für Heinrich nicht wenig vortheilhafte Wendung genommen. Ein nicht zu berechnender Vortheil für ihn war es schon, daß der Tod ihn von mehrern seiner ärgsten Feinde befreiet hatte, besonders von Herzog Otto von Nordheim, der den Ton in Sachsen angab, und gleichsam die Säule war, an die alle übrigen sächsischen Fürsten, nur mit Ausnahme

---

des Evangeliums oder großer Unbekanntschaft mit demselben ist auch stets falsche und unrichtige Auffassung unserer kirchlichen Institute, und besonders der Klöster unzertrennlich verbunden. Dem Unglauben ist es in unsern Tagen gelungen, sie beinahe alle zu zerstören, und die, welche noch übrig blieben, suchte die Afterweisheit unserer Tage ebenfalls in lauter Schul- und Lehranstalten umzuwandeln. Der Unterricht der Jugend war freilich auch schon in den ältesten Zeiten eine Aufgabe für die Klöster; aber er war nur Nebensache. Ihrem innern Wesen nach sollen Klöster wahre, daher auch dem Geräusche der Welt entrückte Pflanzschulen aller höhern, evangelischen Tugenden seyn, oder auch stille Wohnsitze für betrachtende, der Welt völlig entfremdete, gottgeweihte Seelen, die jedoch trotz ihrer äussern Abgeschlossenheit dennoch durch das Gebet in dem lebendigsten Verkehr mit der ganzen, über alle vier Welttheile verbreiteten, streitenden, leidenden und duldenden katholischen Kirche stehen. — Das fromme, kindliche, völlig anspruchslose Sehnen nach klösterlichem Leben und gottgefälliger Einsamkeit, mithin den ächten Klostergeist wird man in der katholischen Welt nie völlig zu unterdrücken und zu ersticken im Stande seyn; denn gleich einem sanften Wehen geht er unmittelbar aus dem Geiste und den Lehren des Evangeliums hervor, und so lange diese der Welt leuchten und sie erwärmen, wird es auch stets Klöster geben.

der Billungen, sich lehnten und festhielten*). Seit dem Tode dieses unruhigen, aber wie es scheint zum Herrschen gebornen Mannes fingen die Sachsen immer mehr an sich auf Heinrichs Seite zu neigen. Des ohnmächtigen Gegenkönigs Hermann waren sie im höchsten Grade überdrüßig. Schon Rudolph hatte, nachdem man ihn zum König gemacht, sich nirgends als in Sachsen aufhalten können, daher das Land für seine königliche Hofhaltung und seines Gefolges Unterhalt sorgen müssen. Jetzt sahen sie wohl ein, daß sie mit Hermann dieselbe Last haben würden, und wünschten nichts sehnlicher, als von derselben sobald als möglich befreiet zu werden. Hermanns Ansehen war völlig gesunken. Niemand gehorchte ihm, und die mächtigern sächsischen Fürsten, für die er nur ein augenblickliches Werkzeug gewesen war, behandelten ihn mit Stolz und sichtbarer Verachtung**). Endlich bewirkte auch Heinrichs Rückkehr nach Deutschland, daß bei allen, die über den schreckbar zerrütteten Zustand des Landes trauerten und ihn beklagten, die Sehnsucht nach Friede, Ruhe und Ordnung, mithin nach

*) Wenige Wochen nach Otto's Tode starb auch der Erzbischof Siegfried von Mainz. Nicht mindern Vortheil brachte dem Heinrich auch der Tod des Markgrafen Udo von der Nordermark, indem dessen Sohn, ebenfalls Heinrich genannt, längst schon in seinem Herzen ein Anhänger des rechtmäßigen Königs war.

**) Nicht nur, daß die Sachsen stets ihre Berathungen entweder bei dem Bischofe von Magdeburg oder Halberstadt und nie bei Hermann hielten, gingen sie sogar so weit, daß sie ihm nicht einmal den Zutritt zu denselben gestatteten. — Als eines Tages ein Bischof für eine Kirche eine Fürbitte bei ihm einlegte, äusserte der arme König darüber seine Verwunderung, indem der Bischof doch wohl wissen müßte, daß er, Hermann, nicht einmal sich selbst, und noch viel weniger einem Andern helfen könne.

Vereinigung des Reiches unter einem gemeinsamen Oberhaupt auf einmal wieder erwachte.

2. Heinrichs gefährlichster Feind war blos noch Herzog Welf. Dieser setzte jetzt dem Herzog Friedrich von Staufen gewaltig zu, und es war nicht unwahrscheinlich, daß ersterer in Schwaben endlich die Oberhand über Heinrichs Anhänger erhalten würde. Mit seiner gewöhnlichen Thätigkeit zog der König in aller Eile ein Heer zusammen und ging nach Schwaben. Welf rückte ihm entgegen. An der Grenze Schwabens und Bayerns bekamen beide Heere einander zu Gesicht. Das Eine stand diesseits, das Andere jenseits des Lechs. Aber keine wagte den Uebergang. Als sie schon mehrere Tage, sich gegenseitig beschauend, einander gegenüber gestanden waren, erhielt der Herzog plötzlich die Nachricht: Friedrich von Hohenstaufen habe alle seine Streitkräfte vereint, sey gegen ihn im Anzug und bedrohe ihn in seinem Rücken. Bei dieser Botschaft gerieth das welfische Heer in Schrecken. Ein Theil desselben zerstreute sich. Welf war gezwungen, Augsburg zu räumen, und zog sich nun eiligst in seine festen Burgen zurück. — Nicht nur unter dem Jubel aller Einwohner Augsburgs, sondern auch unter den größten Freudesbezeugungen der gesammten Geistlichkeit der Diocöse hielt Heinrich seinen Einzug in die Stadt. Des verstorbenen Rudolphs Bischof, Wigold, mußte nun wieder sein Bisthum mit dem Rücken anschauen, und der von Heinrich geordnete, und demselben stets treue Bischof Siegfried kehrte im Triumph nach Augsburg zurück. — Heinrich ging hierauf nach Regensburg, hielt sich aber nicht lange dort auf, sondern zog durch Ostfranken nach Mainz, übergab den, durch Siegfrieds Tod erledigten erzbischöflichen Stuhl einem Geistlichen, Namens Wezilo, und erschien dann plötzlich in Lotharingen, versicherte

sich der Treue der Einwohner von Metz, und ging dann nach Köln zurück. Mit lange nicht mehr in Deutschland gesehener Pracht feierte Heinrich hier das Weihnachtsfest. Eine Menge Fürsten waren zu dem Feste herbeigeeilet. Ehrfurchtsvoll begrüßten sie ihn als Kaiser und beeiferten sich auf jede Weise, seine Gunst zu gewinnen. Kurz, man war des ewigen Haders müde und der Enttäuschung nahe.

3. Aber gerade der Glanz dieses Festes und der Zudrang so vieler Fürsten um die Person Heinrichs schreckte nicht wenig die päbstliche Parthei, besonders mehrere der sächsischen Bischöfe. Diese brachten also Unterhandlungen in Vorschlag; wohl wissend, daß dieß den Fürsten beider Partheien genehm seyn würde. Heinrich, der, wie wir wissen, zwar den Krieg nicht scheuete, aber doch auch den Frieden liebte, war unklug genug, den Vorschlag anzunehmen. Offenbar hatte die päbstliche Parthei keinen andern Zweck dabei, als blos Zeit zu gewinnen, um in das Feuer, welches zu erlöschen schien, wieder neues Oel zu gießen. Die Verhandlungen hatten gleich im ersten Monate des Jahres 1085 zu Berka und Gerstungen an der Werra Statt. Schon der Vortrag, mit welchem der Erzbischof Gebhard von Salzburg die Berathung eröffnete, zeigte deutlich, daß an eine, man will nicht sagen, Aussöhnung, sondern auch nur leise Annäherung von weitem nicht zu denken sey. „Wir sind gekommen," sagte Gebhard, „um Euch zu beweisen, daß wir mit denen, welche der Pabst selbst in einem Concilium mit dem Banne belegt hat, durchaus keine Gemeinschaft haben dürfen." — — Es ist unbegreiflich, wie der gelehrte, vernünftige und auch gemäßigte Gebhard solchen Unsinn vorbringen konnte; denn wollten die päbstlichen Bischöfe auch den Grundsatz, daß, wer mit einem Gebannten Umgang pflege, ebenfalls in den

Bann verfalle, in seiner ganzen unnatürlichen, monstruösesten Ausdehnung annehmen; so konnten sie freilich mit Heinrichs Bischöfen, die beinahe alle im Banne waren, nicht die geringste Gemeinschaft haben, mithin auch keine Unterhandlungen anknüpfen; aber warum hatten sie dann selbst dieselben in Vorschlag gebracht, und zu diesem Zwecke sich nach Berkach und Gerstungen begeben? — Gegen die Rede des Gebhards erhoben sich jetzt Heinrichs Vertheidiger, der neue Erzbischof Wezilo von Mainz und der Bischof Conrad von Utrecht. Aber ihr Gerede war eben so eitel. „Wenn", sagten sie, „Heinrichs Feinde auch auf das, was Gott selbst in Beziehung auf den, den Königen schuldigen Gehorsam angeordnet hat, nicht achten wollten, so sollten sie ihm doch wenigstens so viel Recht widerfahren lassen, als die Kirchengesetze auch dem geringsten Geistlichen gestatten. Dieser könnte nicht angeklagt, mithin nicht verurtheilt werden, bevor er nicht in seinen vorigen Stand, und in alle seine Rechte, aus denen er durch Gewalt oder Furcht verdrängt worden, wieder eingesetzt sey. (Sie beriefen sich dabei auf einen Canon der nicänischen Kirchenversammlung, der dasselbe verbietet.) Nun aber sey dieses gerade bei Heinrich geschehen, der durch die Empörung der Fürsten schon eines Theiles seines Reiches sey beraubt gewesen, als der Pabst ihn abermals mit dem Banne belegte." — Diese Einrede wurde jedoch leicht und zwar mit Recht durch die Bemerkung beseitigt, daß jene Kirchensatzungen wie auch der nicänische Canon nur auf Bischöfe sich bezögen, und auf Laien nicht anwendbar wären. In gleichem Geiste, und nicht ohne alle Leidenschaftlichkeit ward noch vieles hin und her geredet, bis endlich Gebhard erklärte: „Ueber die ganze Kirche sey der Pabst als Richter gesetzt; er selbst aber könne von niemand gerichtet werden. Ihnen gezieme es daher nur, ihm zu gehorchen, nicht aber mit ihm zu rechten. Er habe Heinrich einmal

gebannt: ob mit Recht oder Unrecht, das sey seine Sache und nicht die ihrige." Mit dieser Erklärung hatte die Conferenz ein Ende, und die Bischöfe beider Partheien trennten sich mit den nämlichen Gesinnungen, in denen sie nach Berkach gekommen waren; nur daß wahrscheinlicher Weise durch das zu nichts führende Zungengefecht die Erbitterung bei dem Einen oder Andern noch um einige Grade höher war gesteigert worden *).

*) Unstreitig war Gebhards Erklärung vollkommen gegründet. Schon in den ältesten Zeiten der Kirche stand der Grundsatz fest: Ecclesia romana omnes judicat et a nemine judicatur. — Ferner, daß die Bischöfe den Befehlen des Pabstes, ohne sie untersuchen zu dürfen, gehorchen müssen, unterliegt gleichfalls keinem Zweifel, und eben so wenig auch, daß der Pabst die Macht habe, selbst Könige mit dem Banne zu belegen, mithin in diesem Falle den Bischöfen zu verbieten, in Gegenwart des gebannten Monarchen öffentlichen Gottesdienst zu halten, ihm die Sacramente zu reichen, ihn in ihr Kirchengebet einzuschließen und überhaupt ihnen zu gebieten, in allen kirchlichen Beziehungen den mit dem Banne belegten, als einen von der Kirche getrennten, folglich derselben völlig fremden Fürsten zu betrachten. Darüber noch langes Gerede zu machen, war höchst überflüßig und unnütz. Worauf es hier allein ankam, war die Frage: ob der Pabst wirklich die Macht habe, Monarchen ihrer Thronen zu entsetzen, und nach eigener Einsicht über diese zu verfügen; eine Frage, deren gründliche Erörterung die Bischöfe sich um so mehr erlauben konnten, da nicht nur von allen Vorgängern Gregors, unter denen sich doch so viele große und heilige Päbste befanden, kein Einziger sich dieses Recht beigelegt, und noch viel weniger es auszuüben einen Versuch gemacht hatte; sondern auch viele von Gregors wärmsten Anhängern, wie z. B. Bischof Hermann von Metz es sehr bezweifelt, daher an Gregor geschrieben, darüber Belehrung sich erbeten, auch wirklich Aufschlüsse von ihm erhalten hatten, die jedoch, in der Voraussetzung, daß sie von ihrer Vernunft einigen Gebrauch

zu machen sich damals erlauben durften, sie unmöglich hatten befriedigen können. — Ferner wäre es hier ganz an der Zeit gewesen, daß die versammelten Bischöfe jetzt auch noch mit einer andern, nicht minder wichtigen Frage sich beschäftiget hätten, nämlich mit der Frage: ob das Kirchengesetz, dem zu Folge der, welcher mit einem Gebannten Gemeinschaft hat, ebenfalls in den Bann verfalle, eine so ungeheure Ausdehnung erhalten könne, daß dadurch nicht nur alle Bande des Blutes, sondern auch alle Bande des staatsgesellschaftlichen Zustandes dürften und müßten zerrissen werden; daß mithin der Unterthan seinem Monarchen nicht mehr zu gehorchen, der Diener seinem Herrn die Dienste, zu denen er sich durch eingegangene Verträge verpflichtet, nicht mehr zu leisten, und endlich selbst der Sohn — wie es bald darauf geschehen — von seinem Vater sich abzuwenden, ihn zu verlassen, sogar sich gegen ihn zu empören, ihn schändlich zu verrathen, und durch grenzenlosen Kummer vor der Zeit in die Grube zu stürzen berechtiget seyn könnte. Freilich hatte von dem ersten, von den Aposteln in Jerusalem gehaltenen Concilium bis auf die Zeiten Gregors, noch nie eine Kirchenversammlung sich mit solchen Definitionen beschäftiget. Aber die so schrecklich aufgewühlte Zeit, wo selbst die Kirche, wie sogar die Sachsen in ihrem ziemlich rücksichtlosen Schreiben an den Pabst geklagt hatten, Niemand mehr einen festen Haltpunkt darzubieten schien, hätte den Bischöfen es zur Pflicht machen sollen, mit Ruhe und Unbefangenheit sich in Untersuchungen einzulassen, deren Endresultat nothwendig beide Partheien mit einander vereiniget, und den Frieden, den die bei weitem größere Mehrzahl der Fürsten so sehnlichst wünschte, herbeigeführt haben würde. Unter den, in Berkach anwesenden Bischöfen gab es viele, denen es weder an Redlichkeit noch an Klarheit der Begriffe fehlte, die Wahrheit einzusehen. Selbst der wahrhaft fromme Gebhard gestand nachher, daß der Pabst in vielem die Grenzen überschritten, auch übereilte Urtheile gefällt habe, und trauert dabei über die großen Gefahren, denen so viele Seelen, bei Auflösung der Eide

wären ausgesetzt gewesen und auch jetzt noch ausgesetzt seyen. Aber Gregor hatte bei Zeiten allen Bischöfen eine solche Furcht einzuflößen gewußt, daß bei seinem bloßen Namen schon die Infuln auf ihren Häuptern zu wanken schienen. Hatte ja sogar auf eben dieser Versammlung der beredte und gewandte Erzbischof Wezilo, obgleich er selbst schon unter dem Banne lag, es dennoch nicht gewagt, in eine, die Behauptungen Gregors in Zweifel ziehende Frage einzugehen, sondern um seinen Herrn, den König, zu rechtfertigen, zu Kirchensatzungen seine Zuflucht genommen, die offenbar hier keine Anwendung finden konnten. Märtyrer der Wahrheit zu werden hatte keiner Lust; aber eben daher nahm auch jetzt die Kirche, die bis auf die Zeiten Gregors VII. stets eine zarte, alle ihre Kinder an ihrer Brust säugende, liebevolle Mutter gewesen war, nun auf einige Zeit die Gestalt einer herben, finstern und hartherzigen Stiefmutter an.

4. Aber um das Resultat der Verhandlungen der Bischöfe sogleich zu erfahren, waren auch viele weltliche, sächsische und thüringische Fürsten nach Berkach und Gerstungen gekommen. Mehreren davon leuchteten die, von Gebhard im Namen ihrer Parthei aufgestellten Grundsätze gar nicht ein. Sie waren ganz anderer Meinung. Unter diesen Fürsten hatte demnach gleich am folgenden Tage ebenfalls eine Versammlung Statt. Die Hitzigsten von der päbstlichen Parthei foderten nun alle Anwesenden auf, sich zu erklären, ob sie fest entschlossen seyen, den Kampf gegen Heinrich auf Leben und Tod fortzusetzen, und bis auf den letzten Blutstropfen bei ihrer Parthei festzuhalten. Dem Bischof Udo von Hildesheim, wie auch dessen Bruder Conrad, und dem Grafen Dieterich von Katellenburg, Schwager des Markgrafen Ecbert von Meissen, ward der Vorwurf gemacht, sie hätten ein geheimes Einverständniß mit Heinrich und diesem sich verbindlich gemacht, ihr Vaterland zu verrathen. Die Beschuldigten erklärten:

sie hätten zwar mit dem Könige Unterhandlungen angeknüpft, doch bis jetzt noch nichts abgeschlossen. Nun foderte man von ihnen Geißeln als Bürgen ihrer Treue; und als diese Foderung mit Unwillen zurückgewiesen ward, kam es zu heftigem Wortwechsel und endlich gar zu blutigem Kampfe. Des Markgrafen Eckberts Schwager und dessen Vetter, ein Graf Dieterich, wurden erschlagen, und der Bischof Udo sammt seinem Bruder Konrad vermochten kaum durch eilige Flucht ihr Leben zu retten. Beide eilten nach Fritzlar, unterwarfen sich dem Könige Heinrich, und boten sich als Vermittler zwischen ihm und ihren Landesleuten an. Dieses Anerbieten nahm Heinrich gerne an, gab auch dem Bischofe, auf dessen Begehren, die eidliche Versicherung, daß er mit väterlicher Milde in Sachsen regieren, und alle Rechte, in deren Besitze die Nation schon seit den Zeiten Karls des Großen wäre, unverletzt und aufrecht erhalten werde. Das Beispiel des Bischofes von Hildesheim, und besonders Heinrichs eidliche Zusage, brachten eine ganz ungemeine Wirkung hervor. Viele von der päbstlichen Parthei verließen jetzt dieselbe und gingen zu Heinrich über. Alles, sagten sie, sey jetzt erlangt, was man so lange mit den Waffen fruchtlos zu erkämpfen gesucht, fernerer Kampf sey überflüssig, und man müße diese günstige Gelegenheit ergreifen, um den schrecklichen, schon so lange dauernden Wirrnissen ein Ende zu machen*). Hatten die Sachsen vor einigen

*) In welchem schreienden Contrast steht jetzt nicht die Erklärung und dieses Benehmen der Sachsen mit dem, was sie früher so oft dem Pabste gesagt, geschrieben, und durch ihre Abgeordneten hatten sagen lassen. Damals betheuerten sie, daß sie blos auf Befehl des Pabstes den König Heinrich verworfen, nur aus Gehorsam gegen den Pabst dem König nicht mehr gehorchten, und einen Andern, den Rudolph, sich zum Könige gewählt hätten. Aber jetzt gab es sich kund, was eigentlich der Grund des wüthenden Aufstandes

Jahren keinen andern Wunsch, als Heinrich aus allen sächsischen Gauen zu vertreiben und auf immer ihn von

---

der Sachsen war. Sie befürchteten nämlich, ihre von den Zeiten Karls des Großen herrührenden, aus dem ausgearteten Lehnwesen hervorgegangenen, auf dem gemeinen Volke so schwer lastenden, dasselbe völlig unterdrückenden herrschaftlichen Rechte zu verlieren; besonders von dem Augenblicke an, als Heinrich anfing, nicht nur die Städte auf alle Weise zu begünstigen, sondern auch den Bauern in Schwaben erlaubte, Waffen zu tragen, ja sogar ritterliche Waffen ihnen gegeben hatte. Jetzt, da diese Besorgnisse verschwunden waren, und sie über die Aufrechthaltung ihrer sogenannten Rechte eine sichere Garantie zu haben glaubten, bekümmerten sie sich nicht mehr um den Pabst, und noch weniger um dessen, gegen Heinrich erlassene Absetzungsdecrete, und erkannten ihn sogar als rechtmäßigen Kaiser, obgleich wohl wissend, daß nicht Gregor, sondern ein Anderer, und zwar der Gegenpabst, ihm die Krone ertheilt hatte. Offenbar hatten die Fürsten sich nur des päbstlichen Namens bedient, um ihre Empörung und Eidbrüchigkeit unter einer, dem Scheine nach religiösen Hülle zu verbergen. Es ist unbegreiflich, daß Gregor dieses von Schwung- und Selbstsucht, und zwar ganz grob geflochtene Gewebe nicht durchschauete. — Unstreitig hatte Gregors ganze Macht, die er dem Heinrich so sehr fühlen ließ, ihre wahre und einzige, aber nur desto breitere Unterlage blos in dem aufrührischen und ehrgeizigen Streben mächtiger und treuloser deutscher Vasallen, wovon der Eine die deutsche Krone, der Andere eine besondere sächsische Krone, der Dritte ein Herzogthum rc. rc. im Auge hatte, und wovon nun jeder den römischen Stuhl zum Genossen seiner meuterischen Umtriebe machen wollte. — Wäre nicht schon unter Heinrichs IV. langjähriger Vormundschaft die deutsche Reichsverfassung durch den Ehrgeiz der nach völliger Unabhängigkeit ringenden Fürsten beinahe aus allen ihren Fugen gerissen worden, und hätten sie dafür, wie unter den sächsischen und fränkischen Königen, sich in dichten Reihen um den Thron Heinrichs gesammelt; so würde ganz gewiß

ihren Grenzen entfernt zu halten, so war jetzt ihr Verlangen nicht minder lebhaft, Heinrich wieder in ihrer Mitte zu sehen, und ohne darauf zu achten, welcher Pabst ihm die römische Krone auf das Haupt gesetzt, ihn als Kaiser zu begrüßen. Es entstand ein wahrer Wetteifer unter ihnen, wer zuerst sich mit Heinrich aussöhnen, wer zuerst sich ihm unterwerfen würde. Natürlicher Weise gerieth darüber die päbstliche Parthei, die mit jedem Tage schwächer und unbedeutender ward, in nicht kleine Besorgnisse; besonders wurden die ihr anhängenden Bischöfe noch mehr geschreckt, als sie hörten, daß Clemens, auf Begehren des Kaisers, ein Concilium auf die zweite Osterwoche nach Mainz ausgeschrieben habe. Diesem wollten sie zuvorkommen, versammelten sich daher ebenfalls, und zwar schon in der ersten Osterwoche (1085) zu einem Concilium in Quedlinburg. Da Otto von Ostia als päbstlicher Legat demselben beiwohnte, so nannten sie ihre Versammlung ein allgemeines Concilium. Indessen fanden doch, außer dem Le-

---

auch Gregor diesen König, selbst da, wo er gegen die Kirchengesetze sündigte, eben so milde und schonungsvoll behandelt haben, wie er den Eroberer Englands, Wilhelm den Bastard, behandelte, der doch in vielen Stücken den Grundsätzen Gregors zuwider handelte, und über die gesammte Geistlichkeit seines *) Reiches eine völlig despotische Herrschaft ausübte. Aber dieser erhielt einen päbstlichen Segen nach dem andern **). Nicht in Deutschland war die Kirche zur Magd herabgewürdiget; es hatte auch gar kein Ansehen, daß dieß sobald noch geschehen würde, ja wohl geschehen könnte. Wohl aber war in England Gefahr da, daß die Kirche in diesem Reiche zu einer, an dem Thron des Eroberers und seiner Söhne sclavisch dienenden Magd könnte herabgewürdiget werden.

---

*) Döllinger S. 108.

**) Vid. epist. Theod. Virdun. episcop. ad Pap. Greg. VII. (bei *Martene*. Thes. Anecd. T. I. p. 214.)

gaten, nur vierzehn Bischöfe sich ein. Auch von den weltlichen Fürsten kamen nur sehr wenige nach Quedlinburg, nämlich: die königliche Jammergestalt Hermann und der von allen Partheien, und vorzüglich von den Sachsen gehaßte, unruhige Markgraf Ecbert, der selbst nach der Krone trachtete, und daher den Krieg fortzusetzen wünschte. Mit Ecbert auch noch ein paar Grafen, wovon Heinrich der Dicke, Otto's von Nordheim Sohn, und ein Graf von Beuchlingen die bedeutendsten waren. — Nur wenige Canons wurden auf diesem Concilium gemacht. Zufolge Eines derselben ward verordnet, daß wenn Jemand auch unverschuldeter oder ungerechteter Weise mit dem Banne wäre belegt worden, derselbe dennoch vor erhaltener Lossprechung nicht zu dem Tische des Herrn sollte zugelassen werden*). Ferner ward für die Geistlichkeit das Gebot völliger Enthaltsamkeit erneuert, und endlich auch der Bannfluch wieder über den Gegenpabst, so wie über alle ihm anhängenden Bischöfe, die sämmtlich namentlich bezeichnet wurden, der Bannfluch ausgesprochen. Heinrichs ward zwar nicht ausdrücklich erwähnt, aber als Beschützer der gebannten Bischöfe ward er doch mittelbar unter dem Banne begriffen. — Wenig fehlte; so hätte auf diesem Concilium der päbstliche Legat dem Könige Heinrich einen ganz ungemeinen Dienst geleistet. Er eröffnete nämlich damit das Concilium, daß er den versammelten Bischöfen die Mittheilung machte: Er habe in Erfahrung gebracht, daß König Hermann mit seiner Gemahlin in einem der verbotenen Grade verwandt, mithin dessen Heirath in diesem Falle ungültig wäre. Der Legat begehrte demnach, daß diese Sache jetzt möchte untersucht werden**). Endlich wollte er auch, daß die

*) *Mansi* XX. p. 607 u. 8.

**) Gewiß wird hier Hermann abermals den Königsmantel, den ihm die Sachsen umgehängt hatten, auf das neue verwünscht haben. Bisher hatte er nichts

sächsischen und thüringischen Fürsten alle Kirchen- und Klostergüter, die sie an sich gebracht, wieder zurückzugeben durch einen Conciliienbeschluß sollten gehalten werden. Es wäre jetzt eine schöne Gelegenheit gewesen, den unbedingten Gehorsam, den die Sachsen bisher so oft dem Pabste versprochen hatten, auf die Probe zu stellen. Aber die versammelten Bischöfe, klüger als der Legat, drangen mit Vorstellungen in ihn, und machten ihm begreiflich, daß seine Anträge ganz gegen das Interesse des Pabstes wären, indem sie nothwendig den völligen Ruin der päbstlichen Parthei in Deutschland zur Folge haben würden. Der Legat ließ demnach die Sachen einstweilen noch auf sich beruhen.

5. Weit zahlreicher war das zu Mainz, acht Tage nachher, von der Gegenparthei gehaltene Concilium. Es befanden sich auf demselben vier Erzbischöfe und neunzehn Bischöfe, zudem auch mehrere Abgeordneten von Bischöfen aus Italien und Frankreich, endlich auch noch zwei Legaten des sogenannten Pabstes Clemens III. Auch der Kaiser wohnte in eigener Person demselben bei. Auch diese Versammlung gab sich den Namen und die Bedeutung eines öcumenischen Conciliums. Hermann, wie alle Bischöfe, welche auf der Synode von Quedlinburg versammelt gewesen waren, wurden jetzt hier in Mainz für Empörer gegen die Hoheit des Kaisers erklärt, verdammt und aller ihrer Aemter und Würden entsetzt. Für die, durch diesen Spruch erledigten bischöf-

als Kränkungen und Demüthigungen von den Fürsten erfahren müssen, und nun kommt der Legat des Pabstes, dem er sich doch unbedingt hingegeben hatte, auch noch hinzu, und will ihm das, was seinem Herzen das theuerste ist, nämlich seine Gemahlin, rauben. — Wie schwer mußte nicht der Graf von Lüzelburg für den Einfall, einmal König seyn zu wollen, jetzt büßen!

lichen Stühle ernannte der Kaiser sogleich andere Bischöfe; unter diesen auch den Meginhart, dem die Ursperger Chronik ein sehr ehrenvolles Zeugniß ertheilt*), und der nun, statt des abgesetzten Bischofes Adalbero, das Bisthum Würzburg erhielt. — Daß die Synode von Mainz ein Conciliabulum, ein wahres Afterconcilium war, dieß unterliegt keinem Zweifel. Aber es war vollkommen geeignet, die Nation irre zu leiten. Diese hatte nun das ärgerliche Beispiel vor Augen, daß zwei Päbste und zwei Partheien von Bischöfen, Oberhäuptern der Kirche, sich gegenseitig verdammten, bannten und fluchten. Welche Parthei die wahre Kirche ausmache, das wußte das Volk, die Hohen wie die Niedern, nicht zu entscheiden; dazu hatten sie weder die nöthigen Kenntnisse noch Fähigkeiten; denn für beide Theile ward eben so stark auch in Schriften wie von den Kanzeln herab gestritten, geprediget und gelärmt. Da jedoch das Mainzer Concilium weit zahlreicher war, ja sogar Bischöfe aus fremden Ländern durch ihre Abgeordneten ihm beiwohnten, so mußte natürlicher Weise unter der Volksmasse, und zwar ohne Unterschied des Ranges und des Standes, sich die Meinung bilden, daß auf der Seite, auf welcher die meisten Bischöfe stünden, auch das Recht stehen müsse. Wahrscheinlich war dieß der Zweck bei Zusammenberufung der Mainzer Synode; und dieser ward vollkommen erreicht.

6. Heinrichs Hauptaugenmerk war jetzt auf Sachsen gerichtet. Bayern, Franken und Schwaben, wo seine Anhänger und Gegner sich wacker mit einander herumbalgten, überließ er demnach einstweilen ihrem

*) — — — Meginhardus conversatione probabilis, literis etiam et ingenio atque facundia nulli pene secundus, Vuitciburgensi ecclesiae praesul ordinatur, dignus qui alius temporis esset episcopus. (Chron. Ursperg. p. 239.)

eigenen Conflikt und zog gleich im Anfange des Sommers dieses Jahres mit einem Heere nach Sachsen. Nirgends fand er Widerstand. Vor den Thoren von Magdeburg schlug er sein Lager auf. Die dort versammelten Herren und Edeln luden ihn sogleich ein in die Stadt zu kommen, und unter dem Jubel und den größten Freudensbezeugungen der Einwohner hielt Heinrich seinen feierlichen Einzug in die Stadt. Der sogenannte König Hermann und sämmtliche zu der päbstlichen Parthei gehörigen Bischöfe eilten über die Elbe und flohen zu den Dänen. Durch diese Flucht verlor Hermann auch das letzte Quentchen von Ansehen, welches der ohnehin nur leere Name eines Königes ihm bisher noch hatte geben können. Die sächsischen und thüringischen Herren waren bereit, sich Heinrich zu unterwerfen. Mehrere davon hatten es schon früher gethan. Bei den meisten hatte sich die Ansicht festgestellt, daß Kaiser Heinrich jetzt gerade der Monarch sey, den sie sich wünschen müßten. Die vielen Erfahrungen, sagten sie, die Heinrich in Beziehung auf die Tapferkeit und den ausdauernden Muth der Sachsen gemacht, so wie die traurige Rückerinnerung an seine vielen eigenen Leiden, die er sich durch diesen Krieg zugezogen, würden und müßten nothwendig jeden Gedanken an eine abermalige Verletzung der Rechte, für die sie so lange gekämpft hätten, auf immer von ihm ferne halten. Die angeknüpften Unterhandlungen führten also schnell zum erwünschten Resultat. Man foderte von Heinrich, für alle Geächteten ohne Ausnahme eine allgemeine Amnestie eintreten zu lassen, und zugleich auch ihnen die Zurückgabe aller Lehen und Allodien, deren sie während des Krieges wären beraubt worden, feierlich zu versprechen. Der König nahm diese Bedingungen an, worauf ganz Sachsen und Thüringen sich ihm unterwarfen. — Heinrich glaubte jetzt das Ziel seines langen, müheseligen und gefahrvollen Strebens erreicht zu haben; und war

auch dieses zu glauben nach menschlichen Ansichten vollkommen berechtiget. Leider werden wir jedoch bald sehen, daß weder für Heinrich noch für Deutschland nun schon die Stunde der Ruhe, der Einigung und des Friedens geschlagen hatte. Indessen müssen wir für jetzt das deutsche Vaterland verlassen und unsere Blicke wieder nach Italien wenden, da gerade um eben diese Zeit die Nachricht von Gregors, am fünf und zwanzigsten Mai (1085) erfolgten Tode in Deutschland ankam.

XII.

Ende Gregors VII.

1. Als Gregor, in Begleitung Herzogs Robert und einiger Getreuen, die ihm folgen wollten, das zum Theil in Trümmern liegende und mit einem dichten Trauerflor bedeckte Rom verließ, begab er sich zuerst zu seinem Freunde, dem Abte Desiderius nach Monte-Cassino. Auf dieser herrlichen, in der schönsten und anmuthigsten Gegend liegenden Abtei blieb er bis zu Anfang des Winters, erbauete durch seine Frömmigkeit die demüthigen Bewohner des Klosters, bestätigte auch während seines Aufenthalts allda den heiligen Anselm von Lucca in der Würde eines apostolischen Vicars für die ganze Lombardei. Von Monte-Cassino ging er nach Salerno, eine damals sehr volkreiche und wohl befestigte Stadt. Unstreitig war bisher dem Pabst die lebendigste Ueberzeugung von dem, was er, wie in kirchlichen und heiligen Angelegenheiten, so auch in weltlichen Dingen für Wahrheit hielt, die einzige Richtschnur aller seiner Handlungen gewesen. Sein reines Bewußtseyn, stets das gethan zu haben, was seiner Einsicht und seinen Grundsätzen nach entweder die Gerechtigkeit, oder das Wohl der Kirche, oder auch die jedes-

maligen Umstände zu erfodern schienen, vermochte daher auch unter allen Stürmen, die jetzt den römischen Stuhl so heftig erschütterten, ihn — unter allen Verhältnissen stets derselbe und sich selbst gleich — aufrecht zu erhalten, konnte aber doch bei Allem dem ihn über das grenzenlose Elend, das jetzt gleich einem Baartuch über Deutschland, Italien, der Kirche und der ganzen Christenheit lag, unmöglich täuschen. Tief gebeugt kam er also in Salerno an. Sein Muth, weil fest gegründet in einem, alles besiegenden Glauben an eine, über ihrer Kirche stets waltenden Vorsehung, war zwar nicht gebrochen; aber seine physische Natur fing an, den Leiden, die auf sie drückten, nach und nach zu erliegen, und einige Vortheile, welche Mathildens Waffen so eben über Heinrichs Parthei in Oberitalien erfochten hatten, waren weder bedeutend noch folgenreich genug, um den Kummer, der an seinem Herzen nagte, zu lindern, und noch viel weniger ihm auch nur irgend eine Aussicht auf eine bald eintretende bessere Zukunft zu eröffnen.

2. Kaiser Heinrich hatte, wie wir schon berichtet, bevor er wieder über die Alpen nach Deutschland ging, die italiänischen Fürsten durch einen Eid verpflichtet, den Krieg gegen Mathilde ununterbrochen und ohne alle Schonung mit dem größten Nachdruck fortzusetzen. Wahrscheinlich ermunterte er sie auch noch mehr durch das Versprechen, bald wieder mit einem neuen deutschen Heere in ihrer Mitte zu erscheinen. Heinrichs Gebote ward pünktlich Folge geleistet. Die italiänischen Bischöfe und Markgrafen zogen ihre sämmtlichen Streitkräfte zusammen, und fielen wieder, alles verheerend und verwüstend, in die Länder der Markgräfin ein. Diese vermochte nicht ein eben so starkes Heer dem Feinde entgegen zu setzen. Im offenen Felde fanden also die Verbündeten nirgends Widerstand, und der Krieg ward

wieder einzig gegen Mathildens und ihrer Anhänger Burgen, Schlösser und Güter geführt. Unter der Anführung des Markgrafen Oberts war endlich das Heer von Heinrichs Vasallen in das Modenesische eingerückt, und belagerte die feste Burg Sorbara. Aber den Feind verachtend, überließ es sich einer allzugroßen, und daher stets zum Verderben führenden Sicherheit, stellte weder die nöthigen Vorposten noch Lagerposten aus, erlaubte sich des Nachts jede Bequemlichkeit und Pflege und dachte nicht von weitem an die Möglichkeit eines feindlichen Angriffes. Mathildis, die durch ihre, mit vieler Vorsicht gewählten Späher, alle Bewegungen Oberts bisher hatte genau beobachten, und sich darüber Bericht erstatten lassen, beschloß das schlecht oder vielmehr gar nicht bewachte Lager vor Sorbara zu überfallen. Dieses Unternehmen mußte geheim gehalten und mit vieler Klugheit ausgeführt werden. Sie, die herrliche Frau, der es bei ihren übrigen ausgezeichneten Regenteneigenschaften auch nicht an Kühnheit fehlte, führte ihre Krieger in eigener Person gegen Sorbara. Die Schaar, mit der sie den Ueberfall wagen wollte, zählte höchstens zwei tausend Mann, stand also mit den feindlichen Streitkräften in gar keinem Verhältniß. Der Ueberfall mußte demnach bei nächtlicher Weile geschehen. Die kühne Markgräfin, von allen Localitäten der Gegend, wo das Lager stand, genau unterrichtet, gab selbst die verschiedenen Angriffspunkte an. Obschon nicht selbst an dem Kampfe Theil nehmend, befand sie sich doch ganz in der Nähe, so daß ihr Alles sogleich gemeldet werden, und sie die nöthigen Befehle ertheilen konnte. Das Unternehmen gelang über alle Erwartung. Mathildens Leute drangen von verschiedenen Seiten in das Lager, und als der, durch plötzliches Waffengeräusch aus dem Schlafe aufgeschreckte Feind nun noch den, von mehrern Seiten herdringenden Schall der Kriegshörner hörte, glaubte er sich von einem weit zahlreichen Heere umringt. Das

ganze Lager gerieth in die größte Verwirrung. Niemand dachte an Widerstand, das ganze Heer begab sich in wilder Eile auf die Flucht. Aber eben daher war auch der Verlust auf kaiserlicher Seite nicht groß. An Todten und Gefangenen bestand derselbe blos aus hundert und zwanzig Mann und sechs Hauptleuten; aber das ganze Lager sammt fünf hundert Pferden wurden von Mathildens Leuten erbeutet*). Dieses an sich beinahe ganz unblutige nächtliche Gefecht vermochte freilich nicht die Uebermacht der Parthei Heinrichs in Oberitalien zu brechen, aber es erhob doch um vieles wieder den schon völlig gesunkenen Muth der Gegenparthei. — Nach der damaligen Art Krieg zu führen, und der äußerst mangelhaften Organisation der Heere, ging nun jenes der verbündeten Fürsten auseinander. Aber gewonnen ward nichts dabei; denn wie in Deutschland, so nun auch in Italien, zersplitterte sich jetzt der Krieg in zahllosen Fehden, an denen auch das, ohnehin so leicht zu entflammende italiänische Volk in den Städten nicht minder lebhaften Antheil nahm, es dabei auch hie und da an Greualthaten jeder Art nicht fehlen ließ.

3. Gleich wilden, nichts als Verderben ausschäumenden Wogen, ergoß sich die ganze Masse von Elend und nie erhörtem Jammer, in die Deutschland schon seit mehrern Jahren versunken war, nun auch über

*) Markgraf Obert, der Anführer des kaiserlichen Heeres, hatte das Glück, obgleich verwundet, durch Flucht der Gefangenschaft zu entgehen. Aber der Bischof Eberhard von Parma, einer der stärksten Gegner Gregors, ward gefangen, und der Bischof Gandulph von Reggio, der nicht mehr Zeit gehabt hatte, seine Kleider anzulegen, mußte halb nackt sich drei Tage lang hinter Dornhecken versteckt halten. Mathildis soll an Todten nur drei Mann verloren haben; ein Beweis, daß Oberts Heer, von panischem Schrecken ergriffen, ohne Widerstand zu leisten, davon floh.

Italien. Heinrichs letztere Hin- und Herzüge von und gegen Rom, die lange, alles weit und breit verwüstende Belagerung dieser Stadt, der ununterbrochene Krieg gegen die Markgräfin von Toscana, die damit verbundene Belagerung mehrerer Städte, deren Gebiet, wenn sie selbst auch nicht erobert wurden, doch stets in einem Umkreise von mehreren Meilen schrecklich verheert ward, in Verbindung mit dem, schon seit drei Jahren so sehr gestörten, und daher auch ziemlich vernachlässigten Feldbau, dann dem Austreten mehrerer großer Flüsse*) und einer immer mehr zunehmenden Gesetzlosigkeit, erzeugten endlich gleich in den ersten Wochen des Jahres 1085 eine ungeheure Theuerung, die bald, weil mit jedem Tage steigend, schon vor Anfang des Frühlings — mithin in einer Jahreszeit, wo die Aussicht auf eine gesegnete Erndte sich noch in sehr ferner Perspective zeigte — eine schreckliche, auf der ganzen Halbinsel herrschende Hungersnoth zu Folge hatte. Schauderhaft sind die Nachrichten der Geschichtschreiber jener Zeit von dieser furchtbaren Landplage. Die Leute verschlangen die unreinsten und eckelhaftesten Dinge; selbst der natürliche Abscheu vor Menschenfleisch verschwand, und ausgegrabene, erst unlängst in die Erde gesenkte Leichen mußten zur Nahrung dienen. Zu diesem Jammer gesellten sich nun auch bald eine Menge Seuchen und pestartige Krankheiten, die so furchtbar wütheten, daß zwei Drittel der ganzen Bevölkerung des Landes als Opfer derselben gefallen seyn sollen. Es wird gesagt, daß man in diesem, wie in dem folgenden Jahre große Strecken Landes, blos aus Mangel an der nöthigen Anzahl arbeitender Hände, ganz unbebauet hätte liegen lassen

*) Besonders verderblich war das Austreten des Po, der auf seinen beiden Seiten, mehrere Meilen weit, große Strecken Landes überschwemmte und völlig unbrauchbar machte.

müssen *). Man sollte glauben, daß bei dem Anblick solchen Jammers jedes andere Interesse, als tief untergeordnet, hätte verschwinden, mithin die Größe des allgemeinen Elendes auch die streitenden Partheien miteinander aussöhnen müssen. Aber gerade das Gegentheil geschah. Jede Parthei sah in dem verhängnißvollen, unglücksschwangern Jahre blos ein, durch die Sünden der Gegenparthei herbeigeführtes göttliches Strafgericht; und statt Annäherung, Söhnung und Ausgleichung, stieg die Erbitterung auf beiden Seiten nur noch höher **).

*) Annales Pisani, bei *Muratori* rer. Ital. T. VI.

**) So z. B. schreibt Bertholdus (p. 129.) Deus autem omnipotens suis fidelibus per se ipsum auxiliari non cessavit, suumque judicium super inimicos s. ecclesiae mirabiliter exercuit. — Welche alberne Bemerkung! Blieben dann die Anhänger der päbstlichen Parthei verschont? Gingen Hungersnoth und Pest, ohne bei ihnen einzukehren, an ihren Hausthüren vorüber? — Dieß kann uns auch einen Fingerzeig geben, wie in dem Fragment des Cardinals Deusdedit jene Stelle zu deuten seyn möchte, der zu Folge in diesem und in dem vorhergehenden Jahre mehr als neunzig tausend Menschen durch Heinrich und dessen Pabst um das Leben gekommen seyn sollen. Zwar spricht die Chronik von Monte-Cassino nur von zwanzig Tausend. Aber lassen wir es auch neunzig Tausend seyn; so ist es sehr begreiflich, daß, da der Krieg sich jetzt in eine Menge einzelner Fehden und Partheikämpfe aufgelößt hatte, die alle mit der größten Erbitterung geführt wurden, auch wohl jene Anzahl von Menschen als Opfer des wüthenden, über ganz Ober- und Mittelitalien verbreiteten, und mit jener Schonungslosigkeit, die jedem Bürgerkriege eigen ist, geführten Partheikämpfe gefallen seyn könnte. — Wer die erwähnte Stelle in jenem Fragment läse, und der Geschichte dieser unseligen Periode ganz unkundig wäre, müßte nothwendig glauben, Heinrich hätte, gleich einem die Christen verfolgenden heidnischen Kaiser, alle, die nicht von seiner Parthei waren, überall aufsuchen, und dann henken, köpfen, spießen,

ersäufen lassen. Heinrich war dieses und die folgenden fünf Jahre gar nicht in Italien, und in dem vorhergehenden nur bis zum Monate Julius. Freilich in so ferne, als man in Heinrich den einzigen Urheber aller dieser blutigen Wirrnisse erblicken will, kann man ihm auch den Tod aller darin Gefallenen mittelbar zuschreiben. Aber der allgemeine, beinahe jedes Jahr seine Gestalt wie seinen Zweck verändernde Krieg hatte seinen Hauptgrund in den damals so verhängnißvoll und so unnatürlich in einander verschlungenen Zeitverhältnissen, und den zahllosen, sich feindlich durchkreuzenden Interessen, die weder Conferenzen, noch Reichstäge, noch päbstliche Aussprüche hätten auflößen und mit einander vereinigen können. Heinrich vertrieb keine Bischöfe, wenn er durch diese nicht nothwendig dazu gezwungen ward. Jeden Bischof, der ihn als rechtmäßigen König anerkannte, ließ er ruhig in seiner Kirche. Wir werden sogleich sehen, daß er selbst sächsische Bischöfe, die viele Jahre seine ärgsten Feinde gewesen waren, sobald sie sich mit ihm ausgesöhnt hatten, nicht nur von ihren bischöflichen Stühlen nicht vertrieb, sondern, wenn er sie ihnen schon früher genommen hatte, wieder zurückgab. Natürlicher Weise, wenn ein Bischof, wie z. B. Adalbero von Würzburg, nachdem er selbst schon als ein Gefangener in der Gewalt Heinrichs war, ihn dennoch nicht als König anerkennen wollte, ja sogar, unter dem Vorwande, daß er mit keinem Gebannten sprechen dürfte, sich weigerte, vor dem Könige zu erscheinen, ihn nur anzusehen, und noch viel weniger auch nur ein freundliches, versöhnendes Wort von ihm anzuhören; da war Heinrich ganz begreiflicher Weise gezwungen, einen solchen Bischof von dessen Kirche zu entfernen. Heinrich hatte keine stehenden Heere, womit er die großen deutschen Städte hätte besetzen können, die Vertheidigung derselben mußte er der Treue und Anhänglichkeit der Einwohner an seine Person anvertrauen. Wie hätte er also in einer solchen Stadt einen Bischof zurücklassen sollen, von welchem er im voraus überzeugt war, daß derselbe, sobald er, der König, sich mit seinem Heere entfernt haben würde, auch sogleich durch alle nur

mögliche Mittel, und vorzüglich durch die Macht religiöser Gründe, die Einwohner wieder zum Abfalle von ihm zu bewegen und zu reizen suchen werde. Aber auch in solchem Falle behandelte Heinrich den Bischof gewöhnlich mit der größten Schonung und Nachsicht. Den gefangenen Bischof Adalbero von Würzburg setzte er nicht nur alsogleich wieder in Freiheit, sondern gestattete ihm auch noch, mit seiner ganzen Habe ruhig und ungestört von Würzburg abzuziehen. Daß Heinrich nur lauter schlechte und unwissende Menschen zu Bischöfen ernannt habe, dieß sagen nur seine Gegner; während Heinrichs Freunde und Vertheidiger, wie z. B. die Bischöfe Dietherich von Verdün, Wido von Osnabrück, Walram von Naumburg, die Ursperger Chronik, Sigebert von Gembloues, und noch mehrere andere, allgemein als unbescholtene Männer anerkannt, jedoch eine ganz andere Sprache führen. Wer hat nun Recht? Durch acht Jahrhunderte von jener Zeit, wie von denen getrennt, die eine Rolle darin zu spielen hatten: wer vermag dieß nun zu entscheiden. Leidenschaft ist jedoch weder ganz blind, noch ganz taub; aber sie sieht nur, was sie sehen, und hört nur, was sie hören will. Ruhiger Besonnenheit und dem Gefühle des Rechts gibt sie nie oder nur selten Raum.

4. War Gregor schon tief gebeugt und mit einem kummervollen Herzen nach Salerno gekommen; so waren die Nachrichten, die er bald darauf aus Oberitalien von dem überhandnehmenden Elende der Einwohner erhielt, wenig geeignet, seine Leiden zu lindern. Ganz besonders schmerzte ihn die Kunde von dem Abfalle zweier seiner bisherigen treuesten und eifrigsten Anhänger, nämlich seines Kanzlers und des Bischofes von Porto. Indessen hatte er doch bald nach seiner Ankunft in Salerno noch eine Synode gehalten. Auf dieser ward abermals gegen Heinrich, dessen Afterpabst, so wie gegen alle Geistlichen und Laien, die ihnen anhingen, der Bannfluch ausgesprochen, und der Bischof Otto von

Ostia eiligst wieder als päbstlicher Legat nach Deutschland geschickt, um alle Bischöfe und Fürsten des Reiches davon in Kenntniß zu setzen. Daß Otto sich dieses auf das Beste angelegen seyn ließ, haben wir schon in dem vorigen Abschnitte gesehen. Leider aber erhielt dadurch der Brand, der schon so viele Jahre in dem unglücklichen Deutschland gewüthet hatte, und jetzt von selbst erlöschen zu wollen schien, wieder neue Nahrung, und ebenso verschwand auch der matte Strahl von Hoffnung, der vielen Tausenden, die über den jammervollen Zustand ihres blutig zerrissenen Vaterlandes trauerten, seit einiger Zeit geleuchtet hatte, nun wieder auf lange und unbestimmte Zeit. — Sichtbar fingen jetzt Gregors physische Kräfte an zu schwinden; und bald konnten weder Er selbst noch seine Umgebungen sich über seinen Zustand mehr täuschen. Aber ruhig und gefaßt, wie der müde Arbeiter am Ende eines in Mühe und Arbeit durchlebten Tages, noch einmal freundlich nach der sich neigenden Sonne hinblickt, sah auch Gregor dem, mit jedem Tage sich immer mehr nahenden Tode entgegen. — Von dem ersten Mai an vermochte er nicht mehr sein Bett zu verlassen. Als eines Tages die sein Lager umgebenden Cardinäle und Bischöfe, um dem Sterbenden Beweise ihrer Liebe und Verehrung zu geben, ihn an alles das Große und Herrliche, das er in seinem Leben vollbracht, und die ausgezeichneten Verdienste, die er sich um die Kirche erworben, zu erinnern suchten, gab Gregor, ohnehin stets taub für die Stimme eiteln Ruhms, und durchaus unbekannt mit dem Gepränge der Selbstsucht, ihnen zur Antwort: „Allen meinen Thaten und Handlungen lege ich gar keinen Werth bei. Was mich aber wahrhaft tröstet, ist der Gedanke, daß ich stets das Gute geliebt, und das Böse gehaßt habe." — Da seine Freunde öfters über den verlassenen Zustand der, nach seinem Tode verwaißten Kirche trauerten, und in laute Klagen ausbrachen,

hob er seine schon halb erstorbenen Hände gegen Himmel, und sagte: „Ich steige jetzt da hinauf, und werde am Thron des Ewigen für Euch und die Kirche beten.“ Endlich erinnerte man ihn auch an die vielen, von ihm mit dem Banne Belegten, ihn bittend, sich derselben zu erbarmen, und mildere Bestimmungen für sie zu treffen. Gregor zeigte sich sogleich bereit, diese Bitte, die man ebenfalls als eine heilsame Ermahnung betrachten konnte, zu erfüllen. Mit Ausnahme Heinrichs und des Gegenpabstes und einiger ihrer vornehmsten Anhänger, lößte er alle von dem Banne, ertheilte ihnen auch seinen apostolischen Segen, wenn sie daran glaubten, daß er von den heiligen Aposteln die Macht dazu erhalten habe. Was die beiden Erstern betrifft, so mußten die anwesenden Cardinäle und Bischöfe dem sterbenden Pabste, indem sie ihm die Hände reichten, also durch Handtreue an Eides Statt, feierlich geloben, daß sie den Heinrich, der sich König, und den Wibert, der sich Pabst Clemens nenne, nie mehr in den Schooß der Kirche aufnehmen wollten, als bis beide sich unbedingt*) dem aposto-

*) Was dieses unbedingt in dem Munde Gregors sagen wollte, darüber wird schwerlich einer unserer Leser im Zweifel seyn. Auf den Gegenpabst war es vollkommen anwendbar; denn dieser mußte unstreitig, seines begangenen großen Frevels wegen auch seiner bischöflichen, vielleicht selbst seiner priesterlichen Würde beraubt werden. Aber gegen König Heinrich war es offenbar eine viel zu strenge, viel zu harte, ja grausame Foderung. Ueberhaupt wird man von einem gewissen wehmüthigen Gefühle ergriffen, daß Gregor nicht auch des Königes, besonders da dieser sein persönlicher Feind gewesen, sich erbarmte, ihn lossprach und ihm den Kuß des Friedens und der Versöhnung sandte; freilich unter der unerläßlichen Bedingung, dem ärgerlichen Schisma unverzüglich ein Ende zu machen, und irgend einer kirchlichen, in Beten, Fasten oder Allmosengeben bestehenden Buße sich zu unterwerfen. In den Worten eines Sterbenden, besonders

lischen Stuhle würden unterworfen haben. — Endlich befragt, welchen er für den Würdigsten halte, den Stuhl des heiligen Petrus nach seinem Tode zu besteigen, schlug er ihnen drei, in seiner Achtung sehr hoch stehende Männer vor, von denen er einen zu wählen ihnen empfahl, nämlich den Cardinal Desiderius, Abt von Monte-Cassino, den Bischof Otto von Ostia und den Erzbischof Hugo von Lyon. Den Letztern scheint Gregor

eines sterbenden Pabstes, liegt nicht nur Wahrheit, sondern eine ganz eigene unsichtbare Kraft. Ein solches großmüthiges, mildes und liebevolles Verfahren, mit väterlichen, zurechtweisenden Ermahnungen verbunden, würde sicher einen tiefen und bleibenden Eindruck auf Heinrich gemacht haben; und welche lange Reihe von Jahren grenzenlosen Elendes und der Verwirrung wäre dadurch nicht den Völkern und der Kirche erspart worden? — Der Pabst ist der sichtbare Statthalter Jesu Christi, folglich jenes unendlich guten, stets zum Verzeihen geneigten, den Sündern sogar freundlich entgegengehenden, sie zu sich lockenden, liebevollen Hirten, der die säugenden Schafe über sanftem Pfade auf duftende Triften führt, die zarten Lämmer in seinem Busen erwärmt, das verirrte Schaf sucht, und wenn er es gefunden, freudig auf seinen Schultern zurückträgt. — Heinrich war nichts weniger als ein, dem Bösen und dem Verderben völlig anheim gefallener Mensch. Er hatte treffliche Eigenschaften des Herzens. Wegen der vielen milden Gaben, die er überall, wo er war, unter die Armen austheilte, war er bei dem deutschen Volke allgemein beliebt. Sein größtes moralisches Gebrechen war, daß er seine Sinnlichkeit nicht zu beherrschen wußte, seinen wilden Begierden in Ansehung des andern Geschlechtes leider gar zu leichtsinnig und zu sündhaft sich hingab. Er war ein wahrhaft verirrtes Schaf; und dieses wieder in den Schooß der Kirche und der Tugend zurückzuführen, wäre sicher eine Handlung gewesen, die den Verdiensten des obersten Hirten und gemeinschaftlichen Vaters aller Söhne und Töchter der Kirche die Krone würde aufgesetzt haben.

entweder nur wenig gekannt, oder nicht völlig durchschaut zu haben; denn sein Benehmen, nach Gregors Tod, gegen den neuen Pabst bewies, daß Hugo nichts weniger als ein sehr würdiger Nachfolger auf dem Stuhle des Apostelfürsten gewesen seyn würde. Wegen seiner ehrgeizigen, tückischen und verläumderischen Umtriebe ward er von Viktor III. gleich in dem ersten Concilium, das dieser hielt, aus der Gemeinschaft der Kirche ausgestoßen. — Da der Bischof von Ostia und der Erzbischof Hugo abwesend, der Eine nämlich als päbstlicher Legat in Deutschland und der Andere in Frankreich, waren, so machte Gregor seine Umgebung vorzüglich auf den anwesenden Abt Desiderius aufmerksam. Dieser hatte sehr lange Zeit das Amt eines apostolischen Vicarius für Unteritalien zur größten Zufriedenheit des Pabstes verwaltet, auch in den letzten Jahren in vertrauter Freundschaft mit Gregor gelebt. Zudem besaß er, als Abt der reichen Abtei von Monte-Cassino, Städte und Burgen, hatte viele Lehnsleute, stand auch in sehr freundschaftlichen Verhältnissen sowohl mit dem normännischen Herzog Roger, dem Sohne Roberts, wie auch mit den Fürsten von Capua und Salerno, und war also unstreitig am besten zu dem Pabstthum in einem Augenblicke geeignet, wo dasselbe mehr als je auch des Schutzes weltlicher Waffen bedurfte. — Daß Gregors Empfehlung nicht erfolglos blieb, davon werden wir uns sogleich überzeugen. — Die letzten, den Lippen des hinscheidenden Pabstes entflohenen Worte waren: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt, und die Ungerechtigkeit gehaßt; darum sterbe ich in fremdem Lande!" (in exilio) — Schwer fällt Einem dieser letzte Zusatz auf das Herz. Er befremdet in dem Munde eines sterbenden Heiligen; denn offenbar scheint er der Ausdruck einer, vielleicht nur momentanen, aber doch durch erduldete Kränkungen schmerzhaft gereizter Empfindlichkeit zu seyn, also das letzte Aufzucken eines, selbst

jetzt noch nicht völlig ertödteten, völlig erstorbenen Nerves der Eigenliebe*). — Gregors ehrwürdige Leiche ward in der Hauptkirche von Salerno, nämlich in der, einige Zeit vorher vom ihm selbst eingeweihten Kirche zum heiligen Matthäus begraben. — Gleichzeitige wie spätere Geschichtsschreiber sprechen von vielen Wundern, wodurch Gott der Heiligkeit Gregors, sowohl schon während dessen Lebens, als auch nach dem Tode desselben Zeugniß gegeben haben soll. Die Inful, die er getragen, wird unter andern erzählt, war ein untrügliches Heilmittel nicht nur gegen die heftigsten und hartnäckigsten Kopfschmerzen, sondern überhaupt gegen alle körperliche Leiden, sobald der leidende Theil damit berührt ward. Sechzig Jahre nachher ließ Pabst Anastasius IV. ein Gemälde verfertigen, auf welchem man Gregor VII. mit einem heiligen Schein um das Haupt zum erstenmale erblickte. Fünfhundert Jahre nach Gre-

*) Die Geschichte der letzten Augenblicke Gregors wird von Andern wieder anders erzählt. So z. B. berichtet Walram, daß auf den, dem Tode nahen Pabst mancher Zug aus dem Bilde seines Lebens mit Kränkung und Reue zurückgewirkt, er auch auf eine, diesem Gefühle entsprechende Weise sich diesfalls geäußert habe. Da jedoch Wallrams Berichte nicht immer eine nähere Prüfung bestehen, und er mitunter viel Ungegründetes vorbringt; so verdient auch hierin sein Zeugniß keine besondere Berücksichtigung. Die Möglichkeit wollen wir jedoch nicht bestreiten; denn schwerlich möchten viele Menschen gefunden werden, hätten sie auch während ihrer irdischen Laufbahn sich durch hervorleuchtende Heiligkeit ausgezeichnet, die am Ende ihres Lebens, besonders eines so stürmischen, weit verzweigten, und überall und in Alles eingreifenden Lebens, nicht hie und da einige Schatten darin finden sollten, die sie jetzt, wo schon die Lüfte einer höhern Welt sie anwehen, aus dem Bilde ihres Lebens getilgt zu sehen wünschen müßten. Auch der Heilige ist auf Erden immer noch Mensch, und zudem sind vor Gott ja selbst die Himmel nicht rein.

gors Tode, nämlich in dem Jahre 1577, ward dessen Leiche erhoben. Die Verwesung soll noch nicht den mindesten Antheil an ihr gehabt haben. Bald darauf ließ Gregor XIII. den Namen seines großen Vorfahrers in das römische Martyrologium eintragen. Paul der Fünfte verordnete im Jahre 1606 — also ziemlich späte, erst sechshundert Jahre nachher — eine genaue Untersuchung des Lebens, wie der Wunder Gregors, und da die Congregation der heiligen Gebräuche alles als wahr und ächt befand, erließ Pabst Paul eine Canonisationsbulle, und erlaubte dem Erzbischof von Salerno und dessen Kapitel, jährlich zwei Festtäge zur Ehre des heiligen Gregors VII. zu feiern. Aus der Kirche von Salerno ging die öffentliche Verehrung auch in die andern Kirchen Italiens über. Als aber im Jahre 1728 Pabst Benedikt XIII. die öffentliche Verehrung Gregors als eines Heiligen auch in allen Kirchen außerhalb Italiens anordnete, ward von Seite Oestreichs und Frankreichs dagegen protestirt.

5. Von der Idee einer, aus der, dem heiligen Petrus ertheilten Schlüsselgewalt herzuleitenden, und über alle Reiche, wie über alle Verhältnisse und Besitzungen der Menschen sich erstreckenden Weltherrschaft, hatte ein ganzes Jahrtausend hindurch keiner von allen Päbsten, in deren langen Reihe doch so viele, durch Geist und Wissenschaft wie durch Reinheit und Heiligkeit des Wandels ausgezeichnete Männer glänzten, je auch nur eine leise Ahnung gehabt. Wenigstens findet man in ihren Decreten, Schriften, Briefen, wie auch in ihren, auf uns gekommenen mündlichen Aeusserungen nicht die mindeste Spur davon. Gregor VII. war der Erste, dessen großer Seele sie vorschwebte *), der sie in Begriffe

*) Wir haben zwar gesehen, daß der Cardinal Petrus Damiani schon von so Etwas träumte. Wahrscheinlich

auflöste, sich daraus ein, dem Scheine nach, in allen seinen Theilen ganz folgenrechtes System bildete, dieses auch sogleich in Anwendung brachte, und mit dem größten Nachdruck es geltend zu machen wußte. Was jene Idee in seinem Geiste erzeugt haben mag, ja wahrscheinlich erzeugt haben mußte, war offenbar der Charakter der damaligen Zeit, die schreckliche, in der Kirche herrschende, deren völlige Auflösung nach und nach nothwendig herbeiführende Unordnung und Verwirrung, der schreckliche sittliche Verfall der Geistlichkeit, die Zügellosigkeit der Leidenschaften, und die nur zu sehr und zu oft mißbrauchte weltliche Herrschergewalt. Diesen, wirklich schwer auf allen Völkern lastenden Uebeln ein Ende zu machen, statt des bisherigen Reiches der Menschen auf Erde ein Reich Gottes auf derselben zu gründen, dazu fühlte er sich berufen, und hielt die Lösung dieser Aufgabe

---

waren es bei ihm jedoch nur oratorische Figuren, unter denen er die Hoheit des römischen Stuhles, die übrigens einer solchen Ziererei gar nicht bedurfte, noch mehr zu versinnlichen, und recht in die Augen fallend zu machen suchte. Sollten jedoch solche Weltherrschafts-Gedanken sich damals wirklich in den Köpfen eines Theiles des römischen hohen Clerus festgesetzt haben, so müßte dieß allem Ansehen nach zu den Zeiten Heinrichs III. geschehen seyn, und zwar aus Aerger darüber, daß dieser Kaiser aus bloser eigener Machtvollkommenheit einen Pabst nach dem andern ernannte. Um gleichsam durch Repressalien sich einigermaßen zu entschädigen, legten sie einstweilen in ihren Gedanken dem römischen Stuhle dieselbe oberherrschaftliche Gewalt über Reiche und Königreiche bei, die der Kaiser während seiner Regierung über den römischen Stuhl ausgeübt hatte. Dieß war zwar zum Besten desselben geschehen, und durch den Drang der Umstände herbeigeführt worden. Aber gegen das Prinzip war es gröblich gefehlt, und daher die Erinnerung daran für die römische Kirche nicht wenig drückend.

für seine erste und heiligste Pflicht, in deren Erfüllung den Märtyrertod zu dulden er für die höchste Glorie erachtete. Um aber die christliche Welt und alle bisherigen staatsgesellschaftlichen Verhältnisse, in welchen er freilich manche Keime der herrschenden Verwirrung entdeckt haben mochte, völlig umstalten zu können, mußte seiner Meinung nach auch der päbstliche Thron um viele Stufen über alle Thronen der Erde erhoben, der Kirche alle weltliche Herrschaft unterworfen, und ihm, dem Pabste, als dem Oberhaupte und Träger der Kirche, alle Gewalt, wie im Himmel, so auch auf Erden übertragen werden. Diese Nothwendigkeit gründete sich bei ihm theils auf Bibelstellen, theils auch und vorzüglich auf seine durchaus irrige und falsche Ansicht von dem Entstehen, dem Daseyn und der Natur der weltlichen Staaten, die er nicht als mittelbare göttliche Institutionen, sondern als ein Werk der Menschen, und zwar solcher Menschen betrachtete, die — wie er selbst in seinem Briefe an den Bischof Hermann von Metz sagt — „Gott nicht kennend, und vom Teufel getrieben, aus Herrschsucht, Stolz Habsucht und wilder Begierde über ihres Gleichen zu herrschen, durch Raub, Mord und Frevel jeder Art diese monstruösen Gebäude errichtet hätten," — daß Gregor die großen Irrthümer, die in dieser Ansicht lagen, nicht entdeckte; dieß ist sehr verzeihlich, da ja die ersten Elemente eines philosophischen Staatsrechtes, damals noch in Dunkel gehüllt, für die Welt ein Geheimniß waren. Aus der Geschichte, diesem ungeheuern, von zahllosen Händen gesammelten und aufgehäuften Schatz aller menschlichen Erfahrungen vom Anbeginn der Welt bis auf seine Zeit, hätte freilich ein, manches Dunkel zertheilende Licht ihm entgegen leuchten können. Aber Gregor glaubte in dem Evangelium, wie dem innern Heiligthum seines Herzens, Gottes Stimme zu deutlich zu hören, als daß er noch jener, oder irgend einer andern Führerin bedürfte.

Seine Ueberzeugung, daß nur von der Allgewalt des römischen Stuhles und dessen Erhebung über alle Mächte das Heil der Menschheit und ein reines, heiliges Priesterthum zu hoffen und zu erwarten sey, stand daher bei ihm unerschütterlich fest. Dieser große Gedanke erfüllte seine ganze Seele, nahm alle ihre Kräfte in Anspruch, und ließ ihr gleichsam weder Raum noch Zeit, alle die Folgen zu überschauen und zu berechnen, welche die Verwirklichung seiner Grundsätze und deren praktische Einführung in das Leben nothwendig herbeiführen würden; und die, als sie endlich anfingen, sich immer mehr, und schneller und überraschender zu entwickeln, ihm manche bange und trübe Stunde machten, die letzten Jahre seines Lebens ungemein verbitterten, und auch, weil der einmal aus seiner Hand geschleuderte Stein nicht immer die Richtung, die er ihm hatte geben wollen, beibehielt, zu manchen Mißgriffen und falschen Schritten ihn nöthigten. Da bei Gregor dessen fester Ueberzeugung ein eiserner, eben so fester Wille vollkommen entsprach; so zögerte er nicht, sobald er den Stuhl des heiligen Petrus bestiegen hatte, die neue Macht, die er in Anspruch nehmen zu können und nehmen zu müssen glaubte, auch in ihrer ganzen ungeheuern Fülle vor den Augen der Welt zu entfalten, und allen Mächten der Erde zu zeigen: Wer der Pabst sey, Was er vermöge, und daß seine Gewalt weder geistige noch irdische Schranken kenne. Gregors erstes, so unerhört kühnes, festes und entschiedenes Auftreten, als er nämlich Deutschlands König und der römischen Welt künftigen Kaiser nicht nur gebannt, sondern auch von seinem Thron herabgeschleudert, das die Unterthanen an ihren Beherrscher fesselnde, und bisher für unauflösbar gehaltene Band mit gewaltiger Hand zerrissen, und den gestürzten Monarchen gleichsam vogelfrei erklärt hatte; dieses Auftreten erregte überall Schrecken und Erstaunen. Gregor entfaltete jetzt plötzlich eine

neue, bisher noch nie gekannte Macht, die um so furchtbarer schien, da man, weil sie eine geistige, geheimnißvolle Macht war, auch deren Grenzen näher zu prüfen sich nicht erkühnte. Dunkles Ahnungsgefühl ist nie mächtiger, als bei völliger Ermangelung klarer Anschauung; und so wurden auch jetzt selbst nicht sehr zarte Gewissen von einer gewissen Aengstlichkeit und Unsicherheit befallen. Zwar gab es, als man aus dem ersten, starren Erstaunen wieder etwas erwachte, auch sogleich unter den Bischöfen wie unter den Laien denkende Köpfe, die sich über das neue Gebilde einige leise Zweifel erlaubten, aber vor Gregors alles zermalmender Geistessuperiorität sogleich wieder verstummen mußten.

6. Der Zeitpunkt, in welchem Gregor auftrat, war der Ausführung seines die Welt umformenden Plans ungemein günstig. In allen Reichen nichts als Zerrüttung und Verwirrung, nirgends Einigkeit, nicht einmal Streben nach Einigung, und was das sonderbarste ist, überall der Despotismus im Kampfe mit sich selbst. Die europäischen Reiche waren damals noch in ihrem Entstehen, gleichsam sich selbst erst noch zu constituiren beschäftiget. Deutschland hatte weder Verfassung noch Gesetze; an ihrer Stelle herrschte wilder anarchischer Aufruhr. Die Gewalt der Fürsten kämpfte gegen jene des Königes, aber nicht um eine edlere Verfassung und schönere Formen herbeizuführen, sondern weil jeder Fürst entweder selbst König seyn, oder wenigstens nur einen solchen König haben wollte, dem nicht er, sondern der ihm gehorchen müßte *). Da die Fürsten wohl fühlten, daß es ihrer Sache an moralischer Kraft, als einer festen Unterlage gebräche, so eilten sie um so mehr,

*) Sprechende Beweise lieferten Rudolph und besonders der Gegenkönig Hermann von Lüzelburg.

dem, an dem römischen Himmel aufsteigenden neuen Gestirne sich zuzuwenden, ihm zu huldigen und, in der Hoffnung, unter dessen schützenden Flügeln ihr Ziel nun schnell zu erreichen, auch Deutschlands Unabhängigkeit ihrer Selbstsucht zum Opfer zu bringen. — Auf Frankreichs Thron fing zwar Capets Stamm sich immer mehr und mehr zu befestigen an. Auf demselben saß jetzt Philipp der Erste, arm an Territorialmacht, noch ärmer an Geist und Kraft, dabei träge und wollüstig, daher auch ohne alle Energie und feste Haltung des Charakters. Auch diesem durfte Gregor ganz kühn in einem Schreiben drohen, ihn des Thrones zu entsetzen; denn unter den mächtigen Vasallen Frankreichs würde sich leicht einer gefunden haben, der des Pabstes Weltherrschaft, durch die er, wie Rudolph in Deutschland, ebenfalls eine Königskrone erhalten könnte, sehr gerne anerkannt haben würde. — In Ungarn schlugen sich zwei Fürsten, Salomon und Geisa, um die ungarische Krone; und bald glaubten beide Theile, der Sieger wie der Besiegte, Gregors Schutzes zu bedürfen; der Eine, um den verlornen Thron wieder zu gewinnen, der Andere, um auf demselben sich zu befestigen. — Der Norden, noch in drei Königreiche getheilt, war schwach, und innere Erschütterungen und öftere Theilungen schwächten ihn noch mehr. — In Spanien stand dem Evangelium noch der Koran gegenüber, und obgleich der endliche Sieg des Erstern nicht mehr bezweifelt werden konnte; so war derselbe doch für jetzt noch lange nicht entschieden. Zudem waren die Verfassungen der kleinen, christlich spanischen Reiche, die sich indessen gebildet hatten, noch gleichsam in der Luft schwebend, nichts weniger als völlig entwickelt und befestiget. — Wie in Deutschland, war auch jenseits der Alpen Alles locker und los, nirgends Einigung, überall Trennung, und daher Mathildis, dieser ausgezeichneten Fürstin, unerschütterliche Anhänglichkeit an den römischen Stuhl

für Gregor eine sichere Bürgschaft seines künftigen Uebergewichts in Oberitalien, während in dem südlichen Italien die Herrschaft der Normänner noch weit mehr der Freundschaft des Pabstes, als dieser des Schutzes der Normänner bedurfte. — Bei dieser allgemeinen Zerrissenheit im Innern aller Reiche, bei dem völligen Mangel staatsrechtlicher Begriffe, und dem daher rührenden Isolirtstehen der Staaten, für die es weder ein gemeinsames Interesse, noch irgend ein sie einigendes Staatsband gab; endlich bei dem überall herrschenden furchtbaren Mißbrauch der weltlichen Gewalt, dem schrecklichen, auf den niedern Volksmassen lastenden Druck, dem Verfall und der Sittenlosigkeit der Geistlichkeit in allen Ländern, der immer zunehmenden Irreligiosität der Zeit, die sich blos in verworrenen religiösen Vorstellungen herumtrieb; kurz, bei diesem chaotischen Zustande aller christlichen Völker darf man wahrhaftig nicht darüber staunen, daß in einem großen, über Zeit und Zeitgenossen weit hervorragenden Geiste, wie Gregor, der das Geheimnißvolle seiner Macht geltend zu machen wußte, auch der Gedanke entstand, die christliche Roma, wie einst die heidnische, zu einer, über Geister und Körper gebietenden, Weltbeherrscherin zu erheben; und dieser schöne Traum mußte um so reizender und anlockender erscheinen, da Gregor, von dem reinsten Willen beseelt, des neuen Roms Weltherrschaft blos auf Recht und Gerechtigkeit, Menschenliebe und Völkerglück; kurz, auf ächtem Christenthum, Religion und Kirche gründen wollte *).

*) Die Reinheit in den Absichten Gregors und das Edle seiner Zwecke wird von Niemand geleugnet. Daher auch von Muratori freudig anerkannt. Indessen fügt dieser gründliche Geschichtsforscher doch noch folgende Worte hinzu: „Ob jedoch Gregor, um seine großen und wohlthätigen Zwecke zu erreichen, auch die wahren und angemessensten Mittel anwandte: dieß gezieme

7. Aber diesem großartigen, das Zeitliche wie das Ewige umfassenden Plane warf sich Heinrich IV. *) feindlich entgegen; jedoch nicht aus eigener, durch klarere Anschauung erzeugter, freier Willensbestimmung, sondern blos, weil durch den Drang der Umstände, und zum Theile selbst von Gregor, dazu gezwungen; und so entstand nun jener merkwürdige, auf Tod und Leben geführte, und seiner Natur nach noch nie erhörte Kampf, der den ganzen Inhalt von Gregors wie Heinrichs

ihm, Muratori, nicht zu untersuchen." — Sollte wohl der gelehrte, höchst ehrwürdige Bibliothekar nicht geahnet haben, daß er, als er diese Worte niederschrieb, eben dadurch zugleich auch ein ziemlich vernehmbares Urtheil fällte? Uebrigens — wie wir schon bemerkt — blieb Gregor bei aller seiner geistigen Ueberlegenheit und hervorleuchtenden Frömmigkeit doch stets noch ein Mensch, mithin auch menschlichen Schwachheiten zugänglich; und so möchte es immer möglich seyn, daß dieser große, außerordentliche Pabst, obschon vielleicht sich selbst unbewußt, dennoch bisweilen in der Erhabenheit und Herrlichkeit der Kirche blos das Bild seiner eigenen Größe und Erhabenheit erblickt haben könnte.

*) Eigentlich trat jetzt Heinrich, als Repräsentant der gesammten weltlichen Macht, gegen Gregor auf. Alle Monarchen hatten mit ihm gleiches Interesse; denn zu Folge der, von Gregor aufgestellten und auf Heinrich angewandten Grundsätze, hörten sie nun sämmtlich auf, in dem wahren Sinne des Wortes Souveraine zu seyn. Das Wesen der Souverainität, und das charakteristische Merkmal derselben ist nicht: *imperare*, sondern *nemini obnoxium esse*. Dieß waren aber jetzt die Könige nicht mehr, da ja, wie es in dem gegen Heinrich erlassenen Verurtheilungsspruch heißt, die Kirche, das heißt, der Pabst, über alle Königreiche gesetzt war, und diese jedem nach Verdienst nehmen oder geben konnte. — Mit Fug und Recht kann man also den blutigen Zwist zwischen Gregor und Heinrich dem Vierten einen Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Macht nennen.

Regentengeschichte ausmacht; selbst mit dem Tode der beiden großen Gegner sich nicht endigte, sondern auch nachher noch lange fortgekämpft ward, ja fortgekämpft werden mußte, weil — wie Luden, wenn wir uns nicht irren, an einem Orte eben so schön als treffend sagt: „es sich jetzt um die Frage handelte, ob des Kaisers Schwert, oder das Wort des Pabstes die Welt beherrschen sollte" — der Sieg blieb endlich dem römischen Stuhle *). Ob dieß aber für die Kirche

*) Die Oberherrlichkeit des römischen Stuhles über alle Reiche, und daher das Recht und die Macht desselben, sie zu nehmen und zu geben, ward natürlicher Weise von den römischen Canonisten mit der größten Bereitwilligkeit in das jus canonicum aufgenommen. Dieselbe Ansicht ging auch in das allgemeine europäische Staatsrecht über. Die pästliche Macht über alle weltliche Angelegenheiten ward lange Zeit überall und allgemein anerkannt. Indessen ward dieselbe doch größtentheils nur von Solchen in Anspruch genommen, die entweder sich selbst nicht zu helfen vermochten, oder persönliche oft nicht sehr ehrenvolle Zwecke, durch die Anerkennung, und den, wie man hoffte, alsdann desto leichter zu erlangenden Schutz jener Macht, zu befördern suchten. Aber bei allem dem ward dennoch, selbst von treuen Verehrern des päbstlichen Stuhles, dessen Weltherrschaft in zeitlichen Dingen und materiellen Interessen der Fürsten und deren Völker in Zweifel gezogen. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht ein Brief der Königin Eleonore, Mutter des Königes Richard des Ersten *) von England. Als dieser auf seiner Rückkehr aus Palästina von dem Herzog Leopold von Oestreich gegen alles Völkerrecht war angehalten worden, hierauf vier ganze Jahre, nämlich von 1191—94, in harter Gefangenschaft gehalten ward, und dessen Mutter sich, wegen Befreiung ihres Sohnes, schon an alle Mächte, jedoch fruchtlos, gewandt hatte, schrieb sie endlich auch an den Pabst Cölestin III. und foderte ihn auf, solche schreiende Ungerechtigkeit nicht länger zu dulden, ihren

*) Nämlich Richard mit dem Beinamen: Löwenherz.

und die Christenheit ein großer Gewinn war, möchte wohl eine nicht leicht zu entscheidende Frage seyn. Ein offenbarer Nachtheil war es schon, daß von jetzt an die Päbste immer mehr und mehr in alle Welthändel verwickelt, in so vielerlei zeitliches Interesse verstrickt, ihrem höhern, heiligen Berufe entzogen wurden. Wie oft ward nun nicht das Heilige mit dem Gemeinen vermischt, und das Erstere dem zeitlichen Interesse blos als dienendes Werkzeug untergeordnet? Aus dem Vatikan ward eine allgemeine europäische Staatskanzlei, und wenig fehlte — worüber auch der heilige Bernardus

Sohn aus seiner Gefangenschaft zu befreien, und den ungerechten, weder göttliches noch menschliches Recht achtenden Frevler nach Verdienst zu bestrafen. „Solltest Du jedoch," sagt die Königin am Ende ihres Schreibens an den Pabst, „mir allenfalls antworten, Du habest nur über die Geister und nicht über die Körper zu gebieten: nun gut, so schlage nur jene mit deinem geistigen Schwert, und die Körper werden sich alsdann von selbst vor Dir beugen." — Ein sehr wahres Wort; denn gewiß wird derjenige, den ein gerechter Bannstrahl getroffen, auch bald dessen furchtbare Folgen in allen seinen zeitlichen und materiellen Interessen fühlen. Eleonore muß eine sehr verständige und geistreiche Fürstin gewesen seyn! — Aber auch unter der Regierung Ludwig IV. *) erklärten schon die zu Rhense versammelten Reichsfürsten, durch einen einstimmig gefaßten Beschluß, daß der Bann nur der Seele und nicht dem Leibe schade; mithin auch kein Verlust an Herrschaft und Würden unmittelbar damit verbunden seyn könne. Der Letzte, der von der päbstlichen Weltherrschaft noch einen Gebrauch zu machen versuchte, war Paul V., als Elisabeth von England ihm ihre Thronbesteigung hatte bekannt machen lassen. Aber der Versuch mißlang, und Englands, bis auf den heutigen Tag noch bestehende, völlige Trennung von der katholischen Kirche war eine leidige Folge von diesem unseligen Versuche.

*) Ludwig des Bayern.

so schmerzhaft klagte — so wäre der ganze Lateran in lauter, von dem Geschrei der Rechtsgelehrten und Advokaten widerhallende Gerichtssäle, Gerichts- und Schreibstuben verwandelt worden. Wirklich schließt sich auch unter Gregor jene glänzende, oft mehrere Generationen hindurch ununterbrochen fortlaufende Reihe ausgezeichnet heiliger Päbste. Im ewigen Gewirr und Gewühl weltlicher Geschäfte und stürmischer Welthändel, und bisweilen selbst das Spielzeug fremder Leidenschaften, mußten sie nicht selten sich ebenfalls verweltlichen, dabei auch bei Besetzung des heiligen Stuhles gewöhnlich nur gar zu viele zeitliche und menschliche Rücksichten beobachtet werden. Bald bedurfte es eines kriegerischen, bald eines besonders staatsklugen, oder auch eines die zerrütteten Finanzen wiederherstellenden, ökonomischen und sparsamen, oder auch mit dieser oder jener Macht in engerer Verbindung stehenden Pabstes *); kurz, des Menschlichen bedurfte es dabei stets sehr vieles; nur das Bedürfniß nach einem auch durchaus heiligen Pabste regte sich jetzt weit seltener; und überhaupt erhielt das Pabstthum von jetzt an nach und nach eine offenbar immer mehr vorherrschende weltliche, politische, seine wahre Bestimmung daher verwirrende und verdunkelnde Richtung. Wundern dürfen wir uns daher auch nicht, wenn wir zu seiner Zeit sehen werden, daß, ohne von einer äußern Macht der Kirche gewaltsam aufgedrungen zu werden, dennoch ein Johann der Dreiundzwanzigste, oder ein Sixtus der Vierte, oder auch ein Alexander der Sechste, den Stuhl des heiligen Petrus bestiegen. Der Heiligkeit einer heiligen Sache können jedoch die Schwachheiten, Gebrechen, ja selbst die Frevel der Pfleger des Heiligthums keinen Abbruch thun. Hat

*) Dieses Letztere charakterisirte vorzüglich die Wahl der avignonischen Päbste, wodurch eine ununterbrochene Reihe von Franzosen auf den päbstlichen Stuhl erhoben ward.

nicht selbst der so eben erwähnte Alexander VI., welche Vorwürfe ihn auch treffen mögen, dennoch mehrere treffliche, höchst lobenswürdige kirchliche Verordnungen gemacht? Man muß nicht selten in dem Pabste den Menschen von dem Nachfolger des Apostelfürsten trennen. Verirret der Erstere sich auch bisweilen auf sündhaften Pfaden, so wird der Andere in Glaubenssachen doch nie sich irren; denn Christus betete für Petrus, und in ihm für alle seine Nachfolger, daß ihr Glaube nie mehr wanke. Wer immer also auf dem Stuhle des heiligen Petrus sitzt, sey es auch ein Unwürdiger, der wird stets in der Glaubenslehre unfehlbar seyn, und sollte diese Unfehlbarkeit auch nicht auf alle übrigen kirchlichen, blos die Disciplin betreffenden Verordnungen sich erstrecken; so muß dennoch denselben, zu Folge der von Christo selbst seiner Kirche gegebenen Constitution, von allen Gliedern der Kirche, von deren höchsten Dienern an bis auf den letzten Laien Gehorsam geleistet werden. Daher ist und war auch durch alle Zeiten hindurch der hohe römische Stuhl der Mittelpunkt der katholischen Einheit, und von seinen Stufen gehen und gingen unaufhörlich auch jene, allen Wahn der Ketzereien oder falscher Philosophismen zerstreuende Lichtstrahlen göttlicher Wahrheit aus *). Erst als die Päbste, endlich

*) Da wir hier Oben von den Nachfolgern Gregors VII. nur im Allgemeinen gesprochen; so versteht es sich von selbst, daß es auch Ausnahmen gab. Wenn übrigens jedoch Gregors Nachfolger, eine ziemlich lange Periode hindurch, mit den frühern Päbsten nicht auf gleicher Stufe der Heiligkeit standen, wie z. B. mit einem Leo dem Großen, Gregor dem Großen, Hadrian I., Nikolaus I., Leo IX. und noch mehrern andern; so gab es doch unter jenen noch manche ausgezeichnete, geistvolle Männer, die, wenn sie auch mancherlei Schwächen unterlagen, oder, weil nun einmal in alle Welthändel hineingezogen, sich bisweilen von einem falschen politischen Interesse hinreissen ließen, demun-

müde des betäubenden Geräusches der Politik wie des ungestümmen, leidenschaftlichen Treibens derselben sich aus dieser schwülen, niederdrückenden, den Geist lähmenden Atmosphäre wieder zu der ihnen, von Christo angewiesenen, auf heiligen Höhen liegenden Burg Sion erhoben hatten, und nun ausschließlich blos mit dem Reiche Gottes und dem ewigen Heil aller Völker, selbst jener, die ihnen noch nicht angehörten, sich beschäftigten, knüpfte sich auch jene, leider nach Gregors Zeiten so lange abgebrochene Kette wahrhaft heiliger Oberhäupter der Kirche Jesu wieder auf das neue an, und lauft, ohne daß ein fremdartiger Ring sich in dieselbe eingeschlungen hätte, bis auf unsere Zeiten ununterbrochen fort. Welche große und heilige Naturen, sichtbar von der Hand der Vorsehung zur Regierung und Verwaltung ihrer Kirche berufen, gingen nicht einem Jeden von uns, wenn anders seine Blicke schon etwas mehr als ein halbes Jahrhundert überschauen, vor dem staunenden Auge vorüber? Welche Hoheit des Geistes, welche Reinheit und Heiligkeit des Wandels, welche Weisheit in den Verordnungen, welche mehr als menschliche Klugheit und Mäßigung in allen öffentlichen Verhandlungen, und endlich welcher Starkmuth und welche Festigkeit, wie nur lebendiger Glaube und inniger Verkehr mit Gott sie zu geben vermögen, selbst in den drohendsten und gefahrvollsten Momenten ihres Kirchenregiments! Schon während ihres irdischen Lebens umfloß diese großen und heiligen Männer ein Schimmer von dem Glanze Desjenigen, dessen Statthalter zu seyn sie auf Erden gewürdiget wurden *).

---

geachtet doch mit erleuchteter Weisheit über der Reinheit der Lehre wachten, sie schützten und aufrecht erhielten, und überhaupt der Kirche große Dienste leisteten. Der Lauf der Geschichte wird die Beweise darüber liefern.

*) Wie z. B. Pius VII., der in der Zeit seiner Gefangenschaft, nach der Aussage mehrerer anwesenden, sehr

8. Auch dem deutschen Reiche brachte der Umsturz aller, vor Gregor bestehender Verhältnisse manchen nicht unbedeutenden Gewinn; aber unstreitig waren auch die damit verbundenen Nachtheile nicht minder groß. Eine nothwendige Folge jenes, unter Gregor begonnenen, und nach ihm noch so lange fortgesetzten Kampfes zwischen der geistlichen und weltlichen Macht war eine immer größere Schwächung, und am Ende völlige Vernichtung der königlichen Gewalt *). Zwar kann man

glaubwürdigen Zeugen, während der Messe, die er laß, sich öfters bei der Consecration, ganz frei in der Luft schwebend, von der Erde erhob. Sein ganz in Gott ruhender, nur nach seinem Gott strebender Geist zog zu den Höhen, wohin er sich sehnte, seinen Körper mit empor. Dem Geiste muß die Materie gehorchen. Aber Geister werden nicht durch die Attraktionskraft der Erde zu ihr herabgezogen. Eine ganz andere Kraft zieht sie nach Oben. Aber die Erbsünde, und die dadurch entstandene, und sich immer mehr häufende Sündenlast drücken den Geist wieder zu der Materie herab, der leider das sündige Geschlecht Adams anheim gefallen ist.

*) Durch die Zersplitterung des mächtigen Herzogthums Sachsen war es zwar Friederich I. gelungen, die königliche Macht in Deutschland auf das neue so zu befestigen, daß er die Fürsten, seine Vasallen, wieder zum Gehorsam zwingen konnte. Als aber die Hohenstaufen durch ihre unseligen Händel mit Rom den Sturz ihres Hauses und die völlige Zersplitterung ihrer Länder herbeigeführt hatten, fiel auch die Möglichkeit hinweg, der königlichen Gewalt je wieder eine, auch nur einigermaßen bedeutende Stärke zu geben. Statt unter einem, im Innern des Reiches mächtigen, und daher auch nach Aussen Achtung gebietenden Könige vereint zu seyn, gehorchte von jetzt an Deutschland einer zahllosen Menge wenig mächtiger Fürsten, kleiner Dynasten und zum Theile ganz unbedeutender Herren; und da alle diese sich durch ihre persönlichen und politischen Verhältnisse von einander schieden, und diese Verschiedenheit der Interessen nun auch bald auf die,

nicht leugnen, daß unter der Aegide Roms nun auch in Deutschland sich auf den Ruinen der gestürzten kaiserlichen Macht edlere und schönere Formen erhoben, überall ein freieres Leben sich regte, und die geistige Entwickelung der Nation, besonders in Kunst und Wissenschaft, nicht wenig dadurch befördert ward *). Aber auf der andern Seite verlor Deutschland, nachdem die Kaiser- oder Königsmacht unter so viele mindermächtigen Herren war zersplittert worden, all sein Ansehen und seine ganze Kraft nach Außen. Vermöge seiner Lage, im Mittelpunkte Europa's und von drei Meeren begränzt, dann seiner ungeheuren Territorialmacht, seiner zahlreichen Bevölkerung, Reichthums seines Bodens, der Mannichfaltigkeit seiner Produkte, und des kraftvollen und kriegerischen Charakters seiner Bewohner, war Deutschland offenbar von der Natur zu einer herrschenden, Ton angebenden Macht bestimmt. Statt dessen versank es in eine völlige politische Nullität, und die Deutschen wurden, statt eines gebietenden, ein dienendes Volk, was sie auch bis auf den heutigen Tag geblieben sind **).

von ihnen beherrschten kleinen Staaten überging; so ward dadurch schon in Deutschland der erste Grund zu einer, nicht mehr zu hebenden Spaltung unter der Nation gelegt.

*) Ob aber alles dieses nicht eben so sehr in dem Schatten eines mächtigen deutschen Königsthrones hätte gedeihen können: das ist eine Frage, die doch gewiß Niemand so geradezu verneinend möchte beantworten wollen.

**) Nur ein Volk, bei dem, wenn an sich schon kräftig und zahlreich genug, auch die Möglichkeit einer schnellen Concentrirung seiner Gesammtkräfte nach Aussen vorhanden ist, kann auf Achtung und Ehrfurcht im Auslande Anspruch machen. Aber das war in Deutschland, nach der völligen Zertrümmerung der königlichen Gewalt, nicht mehr der Fall. Der Nation fehlte eine in erster Instanz kräftig impulsirende Gewalt; denn die Vereinigung sämmtlicher deutscher Volksstämme unter einem gemeinsamen Oberhaupt bestand nur dem Scheine,

nur dem Namen nach. Welche unsägliche Mühe kostete es nicht dem edeln Kaiser Maximilian, und wie viele Zeit bedurfte er nicht dazu, bis er nur — was doch ein überall gefühltes Bedürfniß war — einen allgemeinen Landfrieden zu Stande bringen, und zu diesem Behufe Deutschlands Eintheilung in zehen Kreise bewirken konnte? — Als aber endlich gar das andere eben so nothwendige, die Gemüther stärker als jedes andere, vereinigende Nationalband, nämlich Gleichheit des Glaubens, des Cultus und jedes religiösen Interesses, durch die unselige Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts war zerrissen worden; dann konnte von einer compakten deutschen Nation gar nicht mehr die Rede seyn. Statt Einigung überall nur Trennung. Gleich feindlichen Brüdern standen jetzt Deutsche den Deutschen gegenüber. Das Interesse an der neuen Lehre, die wie ein alles entwurzelnder Sturmwind über Deutschland hinbraußte, verschlang auf immer jedes andere, ächte, gemeinsame Nationalinteresse. Man fragte nicht mehr, ob dieser oder jener Staat ein deutscher sey, sondern welcher Religion, oder welcher, von dem Glauben der Väter getrennten Sekte, oder Parthei er angehöre. Leidenschaftliche Verblendung der Anhänger der neuen Lehre führte nun bald sogar fremde Mächte in das Herz Deutschlands; denn es handelte sich ja jetzt nicht mehr um ein deutsches Vaterland, sondern blos um das Interesse einer neu aufgetauchten Confession, welcher deren Anhänger jedes auch noch so kostbare Nationalgut zum Opfer zu bringen, jeden Augenblick bereit waren. Der Reihe nach geboten nun Spanier, Schweden, Franzosen bald über diesen, bald über jenen Theil Deutschlands. Nachdem das spanisch-östreichische Haus, durch wunderbare Fügung, sich zu einer ungemein bedeutenden Macht empor geschwungen hatte, kam in derselben wenigstens das katholische Deutschland wieder einigermaßen zu einem gewissen nationellen Bewußtseyn; aber doch nicht auf sehr lange Zeit. Denn in dem spanischen Successionskriege fochten schon wieder zahlreiche deutsche Schaaren in den Reihen der Franzosen. Am festesten und dauerhaftesten wußten unstreitig die Letztern sich in Deutschland einzunisten. Nachdem sie in frühern

Kriegen schon Deutschland gegen Westen in engere Grenzen eingeschlossen hatten, gelang es ihnen auch im Frieden nach und nach eine gewisse geistige Herrschaft darüber zu erringen. Bald wurde jetzt die französische Sprache an allen deutschen Höfen, wie in allen höhern Kreisen die herrschende Sprache; eben so französische Sitte und Lebensweise; und da nun bald darauf die gediegene, ernste, aber schmucklose deutsche Literatur ebenfalls an den Höfen wie in allen höhern Ständen der weit elegantern, weniger Anstrengung erfodernden, von Mutterwitz schimmernden Literatur der phantasiereichen französischen Nation weichen mußte; dann ward auch das letzte, in Sprache und Wissenschaft bestehende Einigungsband der Deutschen nicht wenig gelockert. Und als endlich gar zu einer gewissen Zeit jedes Jahr ganze Schiffsladungen von französischen Abbés, Hofmeistern, Gouvernantinnen, zum Theil auch von Köchen und Kammerdienern in Deutschland anlangten; dann gaben diese, so unbedeutend sie auf den ersten Blick scheinen mögen, dennoch dem deutschen Charakter nach und nach eine Beimischung, die wahrhaftig für das ächte germanische Element nichts weniger als sehr passend seyn konnte. — Die Rolle, welche Deutschland in den Zeiten des französischen Kaiserreiches spielte, ist noch in zu frischem Andenken, als daß wir davon jetzt eine Erwähnung machen möchten. Aber nichts ist lachenerregender, wenn man nicht eher darüber zu weinen Lust hätte, als das jetzt in allen öffentlichen Blättern und Flugschriften sich so hörbar machende, phrasenreiche Gerede von Deutschlands Kraft, Größe und Macht. Daß der deutsche Mann ein kräftiger Mensch sey, daran ist nicht zu zweifeln; daß es aber auch eine ganze Nation sey, dazu gehört eine Vereinigung der Kräfte aller Einzeler zu einer wahren nationalen Gesammtkraft. Aber durch welche Mittel will man diese Einigung herbeizaubern? Nie war vielleicht Deutschland in sich so getrennt, als jetzt. Ueberall die schreiendsten Gegensätze, und zwar gerade in den wichtigsten und heiligsten Interessen einer Nation, wie der gesammten Menschheit, nämlich in Religion, Politik, und selbst in Kunst und Wissenschaft, besonders in der letztern. Wie schroff und drohend steht nicht

der protestantische Theil in Deutschland dem katholischen gegenüber? Wie laut hat jener sich nicht bei Gelegenheit der kölnischen Wirrnisse ausgesprochen? mit welcher Freude betrachtete er nicht diese traurigen Ereignisse als ein jetzt gegebenes Signal zu einem allgemeinen Sturm gegen die katholische Kirche und deren höchstes Oberhaupt? Wie emsig ließ man es sich nicht in Zeitungen, Journalen und einer Sündfluth kleiner Schriften angelegen seyn, nur immer recht zu schüren, zu hetzen, und die preußische Regierung immer nur noch mehr gegen die katholische Kirche zu reitzen, und wo möglich leidenschaftlich zu erregen? Gehen wir in die deutschen, sogenannten constitutionelle nStaaten, und wohnen einen Augenblick den öffentlichen Verhandlungen ihrer Kammern bei: wie unumwunden und mit welcher Bitterkeit gibt sich nicht da, bei jeder auch noch so geringen Veranlassung, der protestantische Antagonismus gegen die Katholiken kund? erlaubt man sich nicht täglich die gröbsten und handgreiflichsten Rechtsverletzungen gegen die Letztern. Nichts fehlt noch, als daß man in diesen Ländern ganz offen und frei erkläre: die katholische Kirche sey ausserhalb dem Gesetze. Der ewigen, sich unaufhörlich gegen unsere Kirche wiederholenden Schmähungen, Lästerungen, Entstellungen, Verdrehungen und Lügen in gedruckten und ungedruckten Predigten, in Zeitungsartikeln, Journalen, größern und kleinern Schriften, wollen wir hier gar nicht erwähnen; denn längst schon sind wir ja daran gewöhnt, daß auch kein Kalender, ja nicht einmal ein A B C=Buch mehr erscheinen kann, ohne zugleich auch mit irgend einem Hohne gegen die Katholiken gewürzt zu seyn*).

*) Auch größere, wissenschaftliche Werke sind ebenfalls nicht selten davon voll. Man nehme nur Ranke's Machwerk, nämlich dessen sogenannte Geschichte der Päbste aus den letzten drei Jahrhunderten. Selbst die Bessern, Verständigern und daher Gemäßigtern sind nicht ganz frei davon. Nur zeichnen sie sich in so fern viel ehrenvoller vor den Andern aus, daß man es ihnen sogleich ansieht: es sey von ihrer Seite weder geheimer Groll noch Unlauterkeit des Herzens, was sie so reden oder schreiben mache; sondern theils nur gänzliche Unkunde, oder auch falsche Auffassung irgend eines Lehrbegriffes oder Institution unserer Kirche.

Aber eben so heftig, und in dem Herzen vielleicht noch feindlicher gesinnt, bekämpfen sich auch die Anhänger der vielen neuern politischen und philosophischen Systeme. Wie derb und schonungslos treten sie nicht in ihren Schriften einander entgegen, und wie viel leidenschaftlicher würde dieser Kampf nicht erst werden, wenn nicht die Regierungen bisweilen dem glühenden Eifer derselben Zaum und Zügel anlegten. Noch nie umschwirrten die deutschen Ohren so viele Partheinamen, als jetzt: Hermesianer, Hegelianer, Fichtianer, Schellingianer, Rationalisten, Supernaturalisten, dann wieder Liberale, Deutschthümler, junges Deutschland, altes Deutschland, Absolutisten, Obscuranten*) ꝛc. Bei dieser so vielseitigen Zersetzung und Zerfetzung der deutschen Gemüther: wie kann da noch von Einigung, Bund und Einigkeit die Rede seyn! Um diese wiederherzustellen, glaubt man wahrscheinlich darin ein Mittel gefunden zu haben, daß man, von dem alten Cheruskerfürsten Armin anfangend und von da zu dem ehrlichen Hans Sachs übergehend, alten Deutschen ein Denkmal über das andere setzt. Diese Denkmalsetzerei ist jetzt bei uns Deutschen Mode geworden. Da jedoch jede Mode einen Grund ihrer Entstehung hat, so möchte wohl diese neue Manie auf der Hoffnung beruhen, daß die ehrwürdigen, obgleich längst schon verklungenen Namen großer Deutschen für die jetzt Lebenden eben so viele Vereinigungspunkte werden könnten. Aber leider vergißt man dabei, daß die ungeheure Verschiedenheit der vielen, einander entgegen strömenden Richtungen, die der Geist der Nation seit einiger Zeit genommen, solche große Spalten und Klüfte erzeugt hat, daß weder Denkmäler, noch Pantheons, noch auch der Kölner Dombau sie wieder auszufüllen im Stande seyn möchten. — Wenn man jetzt im In- wie im Auslande an Deutschland denkt, so verbindet sich mit diesem Gedanken stets auch die Vorstellung von Oestreichs und Preußens Macht. Diese

*) Unter dieser letztern Benennung werden eigentlich nur alle Ganz-Katholiken zusammengefaßt. Die Halb-Katholiken kommen schon in eine etwas höhere, ehrenvollere Klasse.

beiden großen Mächte erscheinen jetzt als die Repräsentanten Deutschlands. Aber das sind sie offenbar nicht. Oestreich herrscht größtentheils über Völker slavischen Stammes, in Ungarn, Polen, Böhmen, Mähren und dann über Longobarden in Italien. Gegen diese ungeheuern Länderstrecken sind seine deutschen Besitzungen nur wenig bedeutend. Es muß demnach nicht als eine, Deutschland repräsentirende, sondern als eine, — weil es jetzt noch so in seinem Interesse liegt — Deutschland schützende und schirmende Macht betrachtet werden. Dasselbe läßt sich zum Theil auch auf Preußen anwenden. Aber nun haben nothwendig beide Mächte auch noch ein eigenes Staatsinteresse; und sollte nun dieses zu irgend einer Zeit mit dem deutschen in Collision gerathen, so ist nichts natürlicher, als daß das Letztere dem Erstern wird weichen müssen. — Durch die Weisheit und wahrhaft bewunderungswürdige Besonnenheit und Mäßigung der großen Mächte ist uns zwar ein sehr langer Friede zu Theil worden. Indessen konnten sie doch nicht verhindern, daß während dieser Periode eine Menge brennbaren, leicht entzündlichen Stoffes sich immer mehr anhäufte und auch ferner sich noch anhäufen wird; und wenn endlich, was nothwendig erfolgen muß, die Verhältnisse stärker werden, als die Persönlichkeiten, dann wird auch keine Regentenweisheit den Frieden noch länger zu erhalten im Stande seyn. Wohin wir immer in Europa, oder auch noch jenseits dieses Welttheiles unsere Blicke werfen mögen, finden wir überall den Boden in einer Art krampfartiger, convulsivischer Bewegung. Die orientalische Frage ist noch nichts weniger als vollkommen gelößt, den Beweis liefern die Unruhen in Syrien und das dabei so sonderbar scheinende Zaudern der bei eben dieser Frage so sehr betheiligten Mächte, vielleicht auch das geheimnißvolle englisch-preußische Bisthum in Jerusalem, das entweder das Kind einer mysteriösen Politik oder die Ausgeburt eines ganz unbegreiflichen Wahnes seyn muß. Eben so schwankend ist auch noch des jungen Sultans Thron in Constantinopel, und der furchtbare, auf zwei Welttheilen stehende russische Colos wird, vermöge dem jeder so

sehr angeschwollenen Macht stets inwohnenden Streben, sich so viel möglich zu universalisiren, zu immer weiterm Vorschreiten selbst gegen seinen Willen fortgerissen. Der Vertrag von Kalisch hat diesen nordischen Riesen schon ganz nahe an die Thore Deutschlands geführt, er selbst auch schon bisher von Zeit zu Zeit, obgleich nur noch ganz leise, angeklopft. Auch im Westen Deutschlands ziehen sich verhängnißvolle Wolken zusammen. Ganz im Stillen arbeitet jetzt Frankreich an seinem dreifachen Defensionssystem, daß jedoch jeder Sachkundige eher ein Offensivsystem nennen möchte. Ist dieseseinmal vollendet, dann werden auch die Franzosen eine ungleich bestimmtere und vernehmbarere Stimme hören lassen. Das Geheimniß ihrer Politik in Beziehung auf Deutschland haben sie ja ohnehin schon im vorigen Jahre selbst ausgeplaudert. — Großbritanien muß das Weltmeer beherrschen, denn dieses ist die einzige, jedoch sehr breite Basis von Englands Macht und Reichthum. Aber weit tiefere und größere Einschritte, als in jedem andern Welttheile, macht der Ocean in Europa. Beinahe alle Länder sind daher auch den englischen Flotten zugänglich, und da Englands See- und Handelssystem mit dem mercantilischen Interesse des Continents nichts weniger als im Einklange ist, so wird die englische Regierung gezwungen, alle Ereignisse und was nur immer auf dem Festland vorgehen mag, stets mit unverwandtem, lauerndem und argwöhnischem Blicke zu beobachten. Zum Glücke, daß ein Bündniß zwischen Frankreich und England blos eine politische Fiktion ist, auf die man zu einer gewissen Zeit in Frankreich wie in England eine Reihe von Schlüssen zu erbauen suchte, denen es an nichts, als an richtigen Prämissen fehlte. — Auch der jenseits der Pyrenäen schon so lange tobende anarchische Aufruhr, der jeden Tag neue Nahrungsstoffe erhält und dessen die Nation selbst sich schwerlich wird bemeistern können, scheint eine Einmischung der fremden Mächte dringend zu fodern. Einer allein wird man jedoch diese Arbeit nicht überlassen; alle werden daran Theil nehmen wollen, und jede dann von einem andern Standpunkte, nämlich von dem ihres eigenen Interesse, da-

bei ausgehen*). Kurz, wohin immer wir unsere Blicke wenden, finden wir nichts, das fest besteht; überall nur Trennung und Zwiespalt; alles ist unsicher, noch im Werden begriffen, und erst von der Zukunft Vollendung und wiederkehrende Ruhe erwartend. Aber bei den so mannichfach verschlungenen und auch so vielseitig sich durchkreuzenden Interessen der großen Mächte muß jeder Krieg, dem man, wann die Erndte reif ist, nicht mehr wird ausweichen können, alsogleich ein allgemeiner Krieg werden und, er dauere auch so lange er wolle, nothwendig eine völlige Umgestaltung Europa's zur Folge haben. — Wenn aber nun am Ende, was Gott verhüten wolle, die vier großen Continentalmächte sich freundlich und zutraulich über Deutschland die Hände reichen sollten . . . was alsdann? — Sollte wirklich eine Zeit kommen, wo Deutschland über seinen zerrissenen Zustand trauern müßte, so kann es Niemand als blos sich und seine ewigen Zerwürfnisse mit sich selbst anklagen. — In der Geschichte gibt es keine, in sich selbst fest abgeschlossene Scene, hinter welcher ein Vorhang herabfallen könnte. Sie ist eine fortwährende Strömung; und will man von irgend einem bedeutenden, tief in das Leben einer Nation einschneidenden Ereignisse die ersten und wahren Quellen erforschen, so muß man nicht selten sehr weit stromaufwärts gehen, sich bisweilen selbst wieder in das Dunkle vieler verflossener Jahrhunderte wagen. Die Demüthigung und Erniedrigung Deutschlands, freilich anfänglich nur wenig

*) Da jedoch der Pabst, dessen sorgen- und liebevolles Herz die ganze katholische Welt umfaßt, nun in allen Kirchen Italiens öffentliche Gebete für die unglückliche spanische Nation verordnet hat, und hoffentlich auch die Bischöfe in andern katholischen Ländern dem Beispiele ihres höchsten Oberhaupts mit ähnlichen Verordnungen folgen werden; so wäre es wohl möglich — denn was vermag nicht das vereinte Gebet der Kirche des Sohnes Gottes — daß der jetzt über Spanien brausende Sturm sich plötzlich wieder lege, der dort wüthende schreckliche Brand, ohne Zuthun menschlicher Hände, von selbst erlösche. Aber die Rathschlüsse Gottes und dessen unendliche Erbarmungen liegen außerhalb dem Bereiche politischer Berechnungen.

merkbar, hält mit der Demüthigung, Herabwürdigung und endlichen Vernichtung der deutschen Kaiser- oder Königsgewalt gleichen Schritt; und diese letztere nahm offenbar ihren Anfang in der Periode Gregors VII. und Heinrichs IV. Geschützt durch Erstern erlaubten die Glieder des deutschen Staatskörpers sich zuerst, dem Haupte nicht mehr zu gehorchen; und von da immer weiter gehend, weil es in der Natur keinen Stillstand gibt, sondern alles im Vor- oder Rückschreiten begriffen ist, fanden jene es endlich für noch zuträglicher, sich selbst das Haupt abzuschlagen, und da in dem Rumpfe einige Zeit noch Spuren frühern Lebens und früherer Kraft sichtbar waren, wiegte man sich sogleich in sorgenlose Sicherheit für alle künftige Zeiten ein. Durch mancherlei, einer sonderbaren Deutung fähige Erscheinungen der letztern Jahre ward man jedoch ein wenig aus diesem Schlummer geweckt. Da man aber nun einmal das Geschehene nicht ungeschehen machen konnte, auch vor der Zeit sich selbst keine Unbehaglichkeiten bereiten wollte, so tröstete, labte und erquickte man sich vor der Hand mit dem Andenken an die, von Klopfstock besungene Hermannsschlacht, suchte den Schatten des tapfern Cheruskers wieder in das Leben zurückzurufen, setzte ihm einstweilen ein, unsers Zeitalters würdiges Denkmal und legte sich dann auf den wirklichen oder vermeintlichen Lorbeeren desselben wieder ganz behaglich zur Ruhe. Unstreitig das Einzige und Beste, was man thun konnte und auch jetzt noch thun kann. — Zwei in der Welt- und Völkergeschichte ewig merkwürdige Erscheinungen haben Deutschlands Kraft, Ansehen und Macht gelähmt, gebrochen und endlich gänzlich zertrümmert. Zuerst die völlige Vernichtung der Kaisergewalt und die damit verbundene Zerstückelung des Reiches ohne allen Plan und Ebenmaß, und dann zweitens die große und traurige Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts. Von da an war für Deutschland nirgends mehr ein fester Anhaltspunkt zu finden. — Die Beweggründe zu dieser Digression sprechen von selbst, bedürfen also auch von unserer Seite keiner weitern Erklärung.

XIII.

Nähere Beleuchtung der Hauptstreitfragen zwischen Gregor VII. und Heinrich IV.

1. Der gleich im Anfange mit so vieler Entschiedenheit begonnene, und mit ungewöhnlichem Aufwand von Kraft fortgesetzte Kampf zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. erregte natürlicher Weise auch bald die Aufmerksamkeit aller damaligen Gelehrten; aber in ihren Grundsätzen und Ansichten oft im höchsten Grade von einander verschieden, theilten sie sich ebenfalls in zwei Partheien, die Eine für Gregor, die Andere für Heinrich, und bekämpften sich nun gegenseitig in zahllosen Schriften, wovon immer Eine die Andere hervorrief. Bedeutende Talente standen auf beiden Seiten; und wenn auch unter den Anhängern Gregors Einige durch besondere, sehr hervorleuchtende Frömmigkeit sich auszeichneten; so waren doch auch jene, welche für Heinrich auftraten, größtentheils höchst achtbare Männer von reinen Sitten und durchaus tadellosem Wandel. Unter denen, welche die Parthei des Pabstes ergriffen, zeichneten sich vorzüglich aus der heilige Abt Wilhelm von Hirschau. Er bildete den Mittelpunkt und sein Kloster den Sammelplatz aller eifrigen Vertheidiger des Pabstes. Ferner der fromme Erzbischof Gebhard von Salzburg; der heilige Bischof Anselm von Lucca; der Bischof Bonizo von Sutri; Placidus, Prior von Nonantula; Berthold von Constanz; die beiden Bernarde, wovon der Eine Vorsteher der Schulen in Corvei war, und der Andere, nachdem er den Schulunterricht in verschiedenen schwäbischen Klöstern lange Zeit geleitet hatte, Mönch in Hirschau ward; endlich auch der Sachse Bruno, und noch mehrere Unbekannten, von deren anonymen Schriften jedoch manche ebenfalls auf uns gekommen sind. Für die Sache Heinrichs kämpften in noch zahlreicheren Schriften, und zwar mit großer

Auszeichnung Theodorich, oder Dietherich Bischof von Verdün *); Wido, Bischof von Osnabrück; Waltram, Bischof von Naumburg; Siegebert von Gembloues, den man zu den gelehrtesten Männern jener Zeit rechnet; Dietherich, nachheriger Abt von St. Martins im Trierischen, und endlich auch wieder einige Verfasser anonymer Schriften. Obgleich, wie es scheint, die größern Capacitäten auf Heinrichs Seite gewesen seyn mögen; so waren doch auch die Gegner größtentheils Männer von großer Gelehrsamkeit, vielem Scharfsinn und dialektischer Gewandtheit. Nur zu bedauern ist es, daß unter beiden Partheien es pöbelhafte Seelen gab, die dem, an sich großartigen, in das damalige kirchliche wie staatsgesellschaftliche Leben so tief einschneidenden Streit eine unedle, gemeine Richtung zu geben suchten, indem sie, auf Zartgefühl und gesundes Urtheil verzichtend, alle Cloacken boshafter Verläumdung und der abgeschmacktesten Klatscherei durchwühlten, um mit dem darin gefundenen Unrath den Charakter und das Privatleben ihrer Gegner zu beschmutzen. So der Sachse Bruno, und zum Theil auch Berthold von Constanz gegen Heinrich; und von der andern Seite der nichtswürdige Benzo, und der nicht viel achtungswerthere Benno gegen Gregor. Daß der Streit nicht leidenschaftslos und ohne Erbitterung geführt ward, versteht sich von selbst. Bei Partheikämpfen verdrängt gewöhnlich das immer wachsende, und oft bis zum Fanatismus gesteigerte Interesse an Sachen und Personen eben so sehr Ruhe und Besonnenheit, wie Anstand und Würde.

*) Obschon der Verfasser der, unter dem Namen des obenerwähnten Bischofes, gegen Gregor VII. damals erschienenen Schrift ein gewisser Gelehrter, Namens Guenerich oder Wenerich, gewesen seyn soll, so glauben wir dennoch sie, so oft wir uns auf dieselbe berufen werden, auch unter dem Namen, den sie an der Stirne trägt, anführen zu müssen.

Auf beiden Seiten wurden die Grenzen überschritten; man suchte nicht nur das zu vertheidigen, was in Recht und Wahrheit gegründet war, sondern überhaupt Alles, selbst das, was durchaus keine Vertheidigung zuließ. In diesem Falle nahm man zu den herkömmlichen sophistischen Künsten, zum Verdrehen, Entstellen historischer Thatsachen, und endlich auch zum förmlichen Leugnen seine Zuflucht. Nicht selten suchte man alsdann durch recht breite Behandlung außerwesentlicher Umstände die Hauptfrage, auf die es ankam, tief in den Hintergrund zu stellen, und so viel möglich aus dem Gebiete der vorliegenden Discussion zu entfernen; daher man auch bisweilen auf Vernunftschlüsse stößt, denen es an dem sie begründenden Vordersatz durchaus gebricht. Für unsere gegenwärtige Zeit enthalten zwar alle diese Streitschriften nichts Belehrendes mehr; denn über alle damals im Streite liegenden Gegenstände ist man längst schon zu einer weit tiefern und klarern Anschauung gelangt; aber dennoch haben sie in geschichtlicher Hinsicht ein mehr als gewöhnliches Interesse, theils als Beweise einer schon höhern geistigen Bildungsstufe, auf welcher damals die Geistlichkeit in Deutschland stand, theils und zwar vorzüglich wegen ihres entschiedenen Einflusses auf den Gang der Ereignisse. Die Gelehrten, die in ihren Schriften für Heinrich Parthei nahmen, waren dessen thätigste und kräftigste Bundesgenossen, ohne die er in dem gewaltigen Kampfe, den er zu kämpfen hatte, sehr leicht hätte unterliegen können. Von der Nation wurden diese Schriften zwar nicht gelesen; aber desto eifriger von der Geistlichkeit, und durch diese wirkten sie auf die höhern, höchsten und niedersten Volksklassen. Da die Verfasser allgemein nicht blos in dem Rufe der Gelehrsamkeit, sondern auch der Rechtlichkeit und eines tadellosen Wandels standen, zudem auch die geistigen Kräfte auf beiden Seiten sich so ziemlich das Gleichgewicht hielten, demnach bald mit gleich

scharfen, bald wieder mit gleich stumpfen Waffen gekämpft ward; so wurden die Zuschauer des Kampfes, sogar jener Theil der Geistlichkeit, der nicht selbst an dem gelehrten Streit unmittelbaren Antheil genommen, endlich ganz irre. Niemand vermochte mehr einen und denselben Begriff in seinem Kopfe lange fest zu halten; niemand wußte, welcher Richtschnur er folgen müsse; daher ein jeder bei der Parthei blieb, die er einmal ergriffen hatte, oder wohin ihn auch jetzt noch sein eigenes Interesse zog; und unstreitig waren Heinrichs Anhänger in Deutschland, Italien und selbst in Rom weit zahlreicher, als die päbstliche Parthei.

2. Das Wesentlichste des Streites zwischen Gregor und Heinrich und deren Anhänger betraf folgende Fragen: Wer hat das Recht, Bischöfe und Aebte zu investiren? — Hat der Pabst das Recht, auch Könige mit dem Banne zu belegen? — Erstreckt sich dessen Gewalt so weit, daß er in diesem Falle auch Könige absetzen, ihre Reiche ihnen nehmen, sie Andern übertragen, und die Unterthanen des Monarchen von dem ihm geleisteten Eide der Treue lösen kann? — An diese drei Hauptfragen knüpften sich nun gleichsam als Corollarien auch noch verschiedene Nebenfragen. Die Untersuchung, ob der Pabst das Recht habe, den deutschen König und zukünftigen Kaiser abzusetzen, mußte ganz natürlich die Frage herbeiführen, ob nicht seiner Seits der König ebenfalls das Recht habe, in gewissen Fällen auch den Pabst abzusetzen. Dieses Recht suchten nun Heinrichs Anhänger vorzüglich auf den Antheil zu begründen, welcher dem König an jeder Pabstwahl gebühre; und da Gregors Anhänger nun der königlichen Gewalt allen Einfluß auf die Pabstwahlen absprachen, und das von den Königen diesfalls bisher geübte Recht für einen eingeschlichenen Mißbrauch erklärten, während die Vertheidiger Heinrichs demselben eine ganz unge-

bührende Ausdehnung gaben, so ward dieses nun ebenfalls ein nicht minder wichtiger Streitpunkt unter den beiden Partheien. Da ferner, zu Folge alter Satzungen der Kirche, jeder, der mit einem Gebannten Umgang pflegt, in gleiche Strafe fällt, jedoch jetzt, da der König gebannt war, nun nothwendig noch eine zahllose Menge Geistlicher wie Laien ebenfalls in den Bann fallen, daher die Zahl der Gebannten mit jedem Tage sich mehren, und endlich ganz ungeheuer anwachsen mußte, so ward man von selbst zu dem Gedanken gezwungen, näher zu forschen: ob wirklich jenen Kirchensatzungen, ihrem wahren Sinne und Geiste nach, eine solche unnatürlich große, bisweilen selbst die heiligsten Naturbande zerreißende Ausdehnung und Anwendung könnte gegeben werden: eine Untersuchung, mit welcher die Frage, ob die von Gebannten ertheilten Weihen gültig und nicht gültig wären, innigst verbunden war. — Da es endlich sehr viele verheirathete Geistliche, auch überhaupt noch eine Menge Vertheidiger der Priesterehen gab, so benutzten diese ebenfalls den jetzt immer heftiger werdenden Zwist zwischen dem Pabst und dem König, um unter dem Schutze des Letztern das Cölibat der Geistlichkeit auf das neue in Frage zu stellen. — Diese sämmtlichen Streitpunkte hatten für die damalige Zeit, für den geistlichen wie für den Laienstand, ein ungemeines Interesse und wurden, weil in so viele, zum Theil hochgestellten Individualitäten tief eingreifend, nun auch mit ungewöhnlichem, oft bis zur Leidenschaft entflammten Eifer behandelt *).

*) Darüber klagt ein gutmüthiger, nach Wahrheit forschender Osnabrücker Scholasticus in einem Briefe an seinen Freund, den Vorstand der Knabenschule in Osnabrück, in folgenden Worten: Quociens enim pependo, quem plurimos utriusque parti favere viros omni, quantum homines possint, perfectos scientaomnique praeditos industria, cumque nefas sit crie

3. Investiturrecht. Bei dem Streit über die Investitur kam es hauptsächlich darauf an, ob die canonische Wahlfreiheit wiederhergestellt oder der König, wie bisher, die Bischöfe zu ernennen fortfahren sollte. Um diese Frage zu entscheiden, müssen wir jetzt einen Rückschritt von mehreren Jahrhunderten in der Geschichte machen. — In den allerfrühesten Zeiten ward der Bischof von der Geistlichkeit und dem Volke gewählt. Die Stimme des Letztern war dabei vorherrschend; denn wenn auch von der Geistlichkeit ein, zu diesem hohen Amte taugliches Subjekt war in Vorschlag gebracht worden, dasselbe aber dem Volke nicht genehm war, so ward es wieder beseitiget, und zwar aus dem sehr vernünftigen Grunde, daß ein Bischof, welcher nicht das Zutrauen und die Liebe des Volkes besäße, auch nicht mit großem Erfolge auf dasselbe würde wirken können. Geschah es aber auch, daß die Wahl des Clerus und des Volkes auf einen Unwürdigen fiel, so hatte der Metropolit mit Zuziehung der Provinzialbischöfe das Recht, die Wahl umzustoßen, und dann, wenn Clerus und Volk sich in der neuen Wahl nicht vereinigen konnten, für die erledigte Kirche den Bischof zu ernennen. Bei dem immer steigenden Ansehen der Bischöfe, und da sie selbst den Berathungen über Reichsangelegenheiten beigezogen wurden, so lag es auch in dem Interesse der fränkischen Könige, daß nur Männer, deren moralische Eigenschaften, Kenntnisse und Fähigkeiten sie des bischöflichen Amtes würdig machten, auf die erledigten Stühle erhoben würden. Aus diesem

dere, vel illos aliquid praeter aequitatem vel ecclesiae concordiam moliri velle, parvitas meae discretionis coepit vacillare non modica dubitationis obducta caligine (Udalrici cod. epist. apud Eccard. corp. histor. medii aevi p. 183). Wenn es diesem gelehrten Scholasticus so gegangen ist, in welcher Ungewißheit mögen erst die Laien gewesen seyn.

Grunde machten schon die Könige von der merovingischen Dynastie auf ein Bestätigungsrecht Anspruch, das ihnen auch um so weniger bestritten ward, da ihnen als Oberhäuptern und Repräsentanten des Volkes auch einiger Antheil an den Bischofswahlen, die ja nicht blos von der Geistlichkeit, sondern auch von dem Volke ausgingen, mußte zugestanden werden. Aber nun nahm der Einfluß des Hofes auf die Bischofswahlen immer zu. Man erlaubte sich zwar anfänglich keine unmittelbare Eingriffe in die Wahlfreiheit; aber man beschränkte sie doch einigermaßen dadurch, daß die Könige, bei Erledigung bischöflicher Kirchen, Candidaten, die sie begünstigen wollten, dringend empfahlen, wo dann bei der Macht und dem großen Ansehen des Empfehlenden und der Furcht, dessen Ungnade sich zuzuziehen, die Empfehlung desselben gewöhnlich auch für die Wählenden die Richtschnur ihrer Wahl ward. — Jeder Mißbrauch zeigt sich anfänglich stets nur in seinem Keime, wird dieser nicht gleich ausgerottet, so schießt er schnell zu einer verderblichen, und dann auch meistens schon wurzelfesten Pflanze auf. Gewöhnlich im Voraus schon versichert, daß ihre Empfehlung, ihrem Wunsche gemäß, werde berücksichtiget werden, glaubten nun nicht selten die Könige, dieser Umwege nicht mehr zu bedürfen und sandten, wenn ein Bischof gestorben war, denjenigen, den sie zu dieser Würde befördern wollten, ohne weiteres an den Metropoliten, mit dem Ansuchen oder der Weisung ihn zu weihen; und gegen das Ende der merovingischen Dynastie, unter der wilden Majordomus Herrschaft, wurden alle erledigten Bisthümer ohne weiteres von dem Hofe vergeben.

4. Diesem Unfuge willkührlicher Eingriffe in eine so wichtige kirchliche Angelegenheit machte Karl der Große ein Ende. Er stellte die Wahlfreiheit wieder her. Dasselbe that auch sein Sohn, Kaiser Ludwig der Fromme.

Beide behielten sich jedoch das Genehmigungsrecht vor; und nun bildete sich folgende Praxis. War ein Bischof gestorben, so zeigten dessen Tod die Geistlichkeit und das Volk dem Metropoliten an. Mit Genehmigung des Königes ernannte dieser nun einen seiner Sufragan-Bischöfe, unter dessen Aufsicht und Leitung die Wahl vorgenommen werden sollte. Diese geschah nicht blos durch den Clerus der bischöflichen Kirche; auch die übrigen Kirchen so wie die Angesehensten aus dem Volke nahmen daran Antheil. War die Wahl vorüber; so ward diese sogleich dem Könige vorgelegt, erst nach erhaltener königlicher Genehmigung bekannt gemacht, der Neugewählte hierauf zu dem Metropoliten geführt, und nach abgelegtem und unterzeichnetem Glaubensbekenntniß, von demselben, in Beiseyn sämmtlicher Bischöfe der Provinz, consecrirt. — Aber auch diese Wahlordnung hatte keinen Bestand. Schon Ludwig der Fromme erlaubte nach und nach sich immer öfter, die Wahlfreiheit durch Empfehlungen, die sich nicht zurückweisen ließen, zu beschränken. Bald nahm nun die Besetzung der bischöflichen Stühle wieder den nämlichen Gang wie unter den Merovingern, und Karl II. (der Kahle) wie auch dessen Nachfolger ernannten, welche sie wollten, zu den erledigten bischöflichen Stühlen. Sehr oft sandten sie einen ihrer Palastcapläne *) ohne weiters zur Or-

*) Die Könige hatten in ihrem Palaste eine nicht geringe Anzahl von Geistlichen, die nicht blos den Gottesdienst in der königlichen Kapelle versahen, sondern deren sich die Könige auch bei Besorgung ihrer Reichsgeschäfte bedienten. Diese Geistlichen hatten nun die beste Gelegenheit, die Gunst und das Zutrauen der Monarchen zu gewinnen, und gewiß bisweilen auch blos durch die bekannten Künste geschmeidiger Höflinge. Da aber eben dadurch ihnen auch der Weg zu den höchsten kirchlichen Würden geöffnet ward, so mußte auch die Stelle eines Hofkaplans der Wunsch jedes ehrgeizigen und

dination an den Metropoliten. Darüber erlaubten sich zwar bisweilen die auf Synoden versammelten Bischöfe sehr kräftige Gegenvorstellungen zu machen; aber sie wurden wenig berücksichtiget; besonders als Pabst Johann X. im Anfange des zehnten Jahrhunderts das Recht des damaligen französischen Königs, die Bisthümer seines Reiches zu besetzen, für ein althergebrachtes und daher wohl gegründetes erklärt hatte*). — Auf die Verwaltung des bischöflichen Amtes hatten jedoch diese Anmaßungen der Könige keinen besonders nachtheiligen Einfluß; denn ward auch nicht immer gerade der Würdigste auf einen bischöflichen Stuhl erhoben, so war es doch gewöhnlich auch wenigstens kein Unwürdiger. Die höchst verderblichen Folgen davon zeigten sich erst dann, als bei dem tiefgesunkenen königlichen Ansehen und der beinahe völlig vernichteten königlichen Gewalt in Frankreich auch die mächtigen französischen Vasallen anfingen, sich wie unabhängige Herren zu gebährden, königliche Rechte auszuüben und demnach

daher zu einem geistlichen Amte schon wenig tauglichen Klerikers werden, was unstreitig für das sogenannte königliche Recht, Bischöfe zu ernennen, kein sehr günstiges Zeugniß ablegen kann. Der Vorstand dieser in dem Palaste der Könige angestellten Geistlichen hieß Erzkaplan. Mit Genehmigung des Pabstes konnten auch Bischöfe diese Stelle bekleiden. Man hieß sie alsdann Palast- oder Hofbischöfe. Auch an dem Hofe in Constantinopel befanden sich solche Hofbischöfe; aber in welchem Geruch der Heiligkeit sie standen, darüber hat der heilige Gregor von Nazianz uns schon hinreichende Aufschlüsse gegeben. Die Höfe und Paläste der Großen möchten schwerlich sehr taugliche und daher wünschenswerthe bischöfliche Pflanzschulen seyn.

*) Weit klüger handelten manche Kirchen, die sich besondere, ihre Wahlfreiheit sichernde und schützende Privilegien zu verschaffen wußten, obgleich auch diese bisweilen von den Höfen verletzt wurden.

auch die in ihren Bezirken liegenden Bisthümer zu besetzen. Jetzt ward weder die Wichtigkeit und Heiligkeit des bischöflichen Amtes noch auch die Würdigkeit der dazu Berufenen mehr berücksichtiget. Nur persönliches oder Familieninteresse lag bei diesen kleinen, aber verhältnißmäßig doch ziemlich mächtigen kleinen Herren der jedesmaligen Wahl eines Bischofes zum Grunde. Man wird sich noch aus einem der frühern Bände unserer Geschichte erinnern, mit welcher schamlosen Frechheit der, an seinem Könige zum schändlichen Verräther gewordene, mächtige Graf von Vermandois der Kirche von Rheims seinen erst fünfjährigen Sohn zum Erzbischof aufdrang und dabei, man weiß nicht wie, die päbstliche Bestätigung zu erschleichen wußte.

5. Indessen hatte sich, zum Theile schon unter den Carolingern, in Ansehung der Bisthümer Manches ganz anders gestaltet, und zwar auf eine Weise, die dem äußern, täuschenden Ansehen nach, den Königen das Recht, die Bisthümer zu vergeben, noch mehr zu bestätigen schien. Als nämlich, während ihres blutigen Bruderzwistes, die Söhne Ludwigs des Frommen, um die Anzahl ihrer Anhänger zu vergrößern, und diese desto fester an sich zu fesseln, ihre Krongüter verschleuderten, gingen auch die bischöflichen Kirchen und Abteien dabei nicht leer aus. Aber noch ungemein mehr wurden sie in Deutschland und Italien von den Kaisern aus dem sächsischen Hause bereichert. Diese, da sie ohnehin auf die Ergebenheit und Treue der geistlichen Herren vorzüglich zählen konnten, strebten in denselben sich eine Stütze und Gegengewicht gegen die Anmaßungen des weltlichen Adels zu schaffen. Sie suchten sie nun so viel möglich an Macht den Herzogen und Grafen gleichzustellen, machten sie durch große Güterschenkungen zu ungemein reichen Grundbesitzern, befreiten die Güter der bischöflichen Kirchen von aller weltlichen, sogar

herzoglichen Gewalt, verliehen den Bischöfen den Königsbann, alle Grafschaftsrechte, endlich ganze Grafschaften, und überdies auch noch sehr bedeutende Regalien, als das Zoll-, Markt- und Münzrecht 2c. 2c. Aber in dem Laufe derselben Zeit war auch in dem Grundeigenthum jene große Veränderung eingetreten, der zu Folge beinahe aller Allodialbesitz in Lehenbesitz verwandelt ward. Diesem neuen, sich immer mehr und stärker ausbildenden Verhältniß konnten auch die Kirchen sich nicht entziehen. Sie kamen also ebenfalls in den Lehnsverband. Wegen ihres Temporalienbesitzes wurden nun die Bischöfe Vasallen des Königes, und mußten demselben den nämlichen Lehnseid, den man das Homagium nannte, gleich den weltlichen Vasallen leisten. Durch diesen Eid verpflichteten sich die Bischöfe, im Kriege der Fahne des Königes zu folgen, auf seinen Ruf an dem königlichen Hofe zu erscheinen, den Gerichtssitzungen des Königes beizuwohnen, und seiner Gerichtsbarkeit in allem, was ihre Vasallenverhältnisse betreffe, sich zu unterwerfen. Das Drückendste, was diese letztere herbeiführten, war unstreitig die Verpflichtung zum Heerbann, und dann auch die Verbindlichkeit, den König, wenn er seine Provinzen durchreißte, sammt dem Gefolge desselben aufzunehmen und für deren Unterhalt zu sorgen, endlich auch die Last der Verpflegung und Fortschaffung der Herzoge, Grafen und anderer hoher Staatsbeamten, wenn sie in Geschäften ihres Berufes reißten. Aber von allen diesen Lasten wurden sie sehr bald freigesprochen, von dem persönlichen Kriegsdienste schon vor den Zeiten Carls des Großen, und auf das neue wieder von Carl selbst. Wenn sie aber demungeachtet noch lange Zeit nachher an den Kriegen und Schlachten persönlichen Antheil nahmen, so thaten sie dieses aus eigener Neigung, größtentheils aus Ehrgeiz, weil sie hierin dem weltlichen Adel nicht nachstehen wollten, da kriegerische Ehre damals für

die höchste Adelsehre gehalten ward. In Ansehung der Verpflegung des Königes auf dessen Reisen, wie auch der Herzoge und Grafen; so finden wir die Bischöfe schon im zehnten Jahrhundert dieser Lasten wieder enthoben. Im ganzen genommen war dieses Verhältniß für die Kirchen nichts weniger als erniedrigend und knechtisch; besonders wenn beide Theile innerhalb der Grenzen des christlichen Sittengebotes sich hielten. Der Bischof wußte, was er als Lehnsmann dem Könige zu leisten hatte, und auch was er als Kirchenhaupt seiner Kirche, wie dem höchsten Oberhaupt aller Kirchen schuldig war. Die Möglichkeit mancherlei Mißbräuche und falscher Folgerungen kann und will man nicht leugnen; aber wo hat es je noch eine menschliche Einrichtung gegeben, welche von diesem Vorwurf völlig frei gewesen wäre?

6. Nachdem der neugewählte Bischof dem Könige den Lehnseid geleistet hatte, folgte der Regel nach die Belehnung. Indessen ward es Anfangs mit dem Lehnseid nicht so genau genommen, derselbe bisweilen gar nicht gefodert. Man begnügte sich mit der Gelobung persönlicher Treue und Ergebenheit durch den Eid der Huld. Der Grund davon lag in der Ueberzeugung der Könige, daß sie auf die Treue des geistlichen Standes, der ja seiner innern Natur nach, so wie durch das Bewußtseyn seines hohen Berufes, von jeder Untreue zurückgehalten werde, ohnehin schon mit Zuversicht rechnen könnten. Die feierliche Belehnung durfte jedoch nicht fehlen; und die Art, wie diese später geschah, mußte nothwendig bald großen Anstoß, und selbst Veranlassung zu den gröbsten Mißdeutungen, und eben daher zu nicht minder verderblichen, daraus herzuleitenden Folgerungen geben. Zuerst bestand die Belehnung blos in einer ganz einfachen Erklärung der königlichen Genehmigung, und wollte man sich dabei gewisser

Zeichen bedienen, so hing die Wahl derselben von der Willkühr des Königes ab. So z. B. überreichte Otto II. dem Bischofe von Magdeburg einen Stab, und Kaiser Heinrich II. gab dem Meinwerk, den er zum Bischof von Paderborn ernannt hatte, blos durch Ueberreichung eines Handschuhes die Belehnung. Als man aber anfing, in den Gebrauch der Symbole bei feierlichen Verhandlungen eine immer größere Bedeutung zu legen, ward auch für die Belehnung der Bischöfe eine bestimmte Symbolik festgesetzt. Bei den weltlichen Vasallen waren die Symbole Schwert und Lanze. Diese waren jedoch bei den Bischöfen schon des geistlichen Standes wegen nicht anwendbar, zudem waren sie ja von dem persönlichen Kriegsdienst längst schon gesetzlich freigesprochen, konnten also durch kriegerische Symbole nicht mehr gleichsam dazu aufgefordert werden. Man wählte also, von der Zeit Konrads II. an, Ring und Stab. Aber Beide hatten offenbar blos eine kirchliche, durchaus keine weltliche Bedeutung. Der Ring bedeutete des Neugewählten unauflösliche Vermählung mit seiner Kirche, und der Stab, daß er zum Hirten der ihm jetzt anvertrauten Heerde berufen sey. Da aber der König, bei der Belehnung eines weltlichen Vasallen, demselben auch die damit verbundene Amtsgemalt über das ihm gegebene Lehen ertheilte, so mußte nach und nach nothwendig sowohl bei den Höfen, wie bei dem Volke, und zum Theil selbst unter der Geistlichkeit die Ansicht sich bilden, und endlich zur allgemein anerkannten Meinung werden, daß der König ebenfalls den Bischöfen, durch die Belehnung, die Kirche und die bischöfliche Gewalt übertrage, mithin diese blos eine Emanation der königlichen Gewalt sey, wodurch dann nothwendig das Verhältniß der Kirche zum Staate und dessen Beherrscher ein höchst unwürdiges, wahrhaft knechtisches Verhältniß werden mußte, aus dem überdieß auch noch die schrecklichsten,

für die Kirche verderblichsten Folgerungen hergeleitet werden konnten.

7. Diese gefährliche Beziehung hatte man, wie es scheint, vor den Zeiten Gregors VII. wenigstens noch nicht deutlich erkannt. Wohl mögen hie und da erleuchtete Bischöfe und Päbste, und besonders der heilige Pabst Leo IX., darüber schon zu einer klarern Einsicht gelangt seyn. Da aber die Könige ihr Investiturrecht, obgleich auf einer frühern Usurpation beruhend, schon so viele Jahrhunderte ausgeübt hatten, mithin die Zeit den Besitzstand gleichsam sanctionirt und das anfänglich blos usurpirte nun zu einem gesetzlichen Recht gemacht zu haben schien; so glaubte man nicht, es wagen zu dürfen, gegen alle christlichen Souveraine einen Kampf anzufangen, dessen Dauer wie Folgen außer aller menschlichen Berechnung lagen. Gregor VII., vor dessen Blicke, sobald er die Sache Gottes zu führen glaubte, jede menschliche Rücksicht verschwand, war also der erste, der sich entschloß, an diesem Krebsschaden der Kirche, der, weil immer weiter um sich fressend, tödtlich zu werden drohete, eine heilende, aber eben daher tief einschneidende Hand anzulegen. Gleich im zweiten Jahre nach seiner Erhebung machte er also, wie dem Leser schon bekannt ist, auf dem dritten, von ihm in Rom gehaltenen Concilium, mit Zustimmung sämmtlicher, sehr zahlreich versammelter Väter, die Verordnung: „daß Jeder, der in Zukunft ein Bisthum, oder eine Abtei oder auch irgend ein anderes, selbst niedriges Kirchenamt von der Hand eines Laien annehmen würde, sogleich wieder abgesetzt und der König oder weltliche Herr, der ihm dasselbe ertheilt, mit dem Banne belegt und aus der Gemeinschaft der Rechtgläubigen ausgestoßen werden sollte.“ Was diesem heilsamen Beschluß zum Grunde lag, war offenbar die große Idee: die Kirche von der so gefährichlen Vasallenschaft zu befreien, in welche die Bischöfe,

auch als Bischöfe, schon gerathen waren und im Laufe der Zeit immer noch mehr gerathen mußten. Ausrottung der Simonie war dabei nur Nebensache, vielleicht auch blos schicklicher Vorwand. Diese hatte offenbar ihren Grund nicht in dem, von dem Könige bisher ausgeübten Investiturrecht, sondern wurzelte weit tiefer in dem damaligen schrecklichen innern Verfall der deutschen Kirche *). Niemand kann verkaufen, wenn er keine Käufer findet. Wie ungemein kauflustig aber,

*) Diesen Vorfall ahnete oder sah vielmehr der heilige Pabst Leo IX. schon vor mehr als zwanzig Jahren voraus, als er, während seines letzten Aufenthalts in Deutschland, mit großem Kummer bemerken mußte, daß leider damals schon nur Macht, äußere Größe, fürstlicher Prunk und besonders Reichthum das einzige Ziel des doch ohnehin schon so reichen und mächtigen deutschen hohen Clerus war. Sehr deutlich sprach sich darüber dieser wahrhaft heilige Pabst in dem Diplom für den Probst Luitpold von Bamberg aus, der von dem Kaiser bereits als Nachfolger des kurz vorher gestorbenen heiligen Bardo auf dem erzbischöflichen Stuhle von Mainz war ernannt worden, und dem jetzt Leo das bischöfliche Pallium ertheilte. Dieses Diplom enthielt die väterlichsten Ermahnungen zu einem wahrhaft apostolischen Leben. Mit ungleich größerm Nachdruck und weit umständlicher, als es bei dieser Gelegenheit bisher zu geschehen pflegte, entwickelte darin der heilige Vater die großen und furchtbaren Pflichten eines Bischofes und verbreitete sich, gewiß nicht ohne besondere Absicht, ganz vorzüglich gerade über jene bischöflichen Tugenden, an denen es, wie er sich zu überzeugen mehr als eine Gelegenheit gehabt hatte, den damaligen deutschen Bischöfen am meisten gebrach. Mit diesen war es damals so weit schon gekommen, daß, wie der Leser sich aus der Lebensgeschichte Leo des Neunten erinnern wird, man sogar das apostolische Ansehen dieses, durch hervorleuchtende Heiligkeit so sehr ausgezeichneten Pabstes verkannte. Der letzte Aufenthalt Leo's in Deutschland war für diesen großen Heiligen eine Zeit harter Prüfung. — Sah es aber so schon zu den Zeiten Leo des Neunten mit den Bischöfen

seit dem Tode des Kaisers Heinrich des Dritten, der damalige hohe wie niedere deutsche und italiänische Clerus war, darüber geben uns Lambert von Aschaffenburg, der heilige Bischof Anselm von Lucca und Placidus von Nonantula die traurigsten, ja wohl eckelhaftesten Aufschlüsse. Ward ein Bisthum, erzählen sie, oder eine Abtei erledigt, so strömten sogleich von allen Ecken Deutschlands eine Menge Kauflustiger herbei, überboten sich gegenseitig im Preise und setzten alle Künste der groben wie der feinen Simonie in Bewegung. Ja selbst wenn ein Bischof oder Abt noch nicht gestorben war, jedoch kränkliche Umstände und Körperschwäche dessen baldiges Ende vermuthen ließen, ward die Habgier der Geistlichen schon rege; sie eilten an Hof, belagerten ihn Jahre lang, suchten durch knechtische Unterwürfigkeit und die niederträchtigsten Schmeicheleien die Gunst des Monarchen und der Mächtigen am Hofe zu gewinnen, nahmen große Geldsummen auf, vergeudeten diese in Geschenken, die sie einflußreichen Männern wie dem Könige selbst machten, und wenn sie dann endlich ihren Zweck erreicht hatten, wurden sie aus Käufern nun selbst Verkäufer und suchten ihre ausgegebenen, zum Theile erborgten Kapitalien wieder durch den Verkauf geistlicher Weihen zu gewinnen, so daß zuletzt auch die Priester, um sich für das, an den Bischof gegebene Geld zu entschädigen, sogar die heiligen Sacramente und andere in ihrem Berufe liegenden kirchlichen Hülfsleistungen ebenfalls um Geld verkauften. Unstreitig ein schrecklicher, die Strafgerichte Gottes herabrufender

in Deutschland aus, was mag erst einige zwanzig Jahre nachher aus ihnen geworden seyn. Blos in dem unbischöflichen Leben und den unaufhörlichen weltlichen Bestrebungen derselben liegt der Hauptgrund aller der grenzenlosen Unordnungen und Verwirrungen, die während Heinrichs Regierung über die Kirche wie über den Staat hereinbrachen.

Scandal! Aber dieser würde, bei dem gänzlichen Sittenverfall der Geistlichkeit, auch Statt gefunden haben, wenn die Kirchen schon wieder im Besitze der Wahlfreiheit gewesen wären. Statt den König und dessen Günstlinge zu bestechen, würde man dann eben so einen Theil der Geistlichkeit, der die Wahl obliegt, durch Geld zu gewinnen, dabei auch einen Anhang unter dem Volke sich zu verschaffen gesucht haben, und bei dem so sehr blendenden Schimmer des Goldes würde dieses edle Metall ganz gewiß da wie dort seine, alles schmeidigende Zauberkraft bewährt haben *). Werden

*) Also blos wegen des, von uns hier weiter oben herausgehobenen, in der Natur des Investiturrechts tief liegenden Grundübels war es durchaus nothwendig, daß das Oberhaupt der Kirche sich gegen jene Anmaßungen der weltlichen Macht kräftig erhob; nicht aber wegen der damit, jedoch nicht nothwendig, sondern nur bisweilen verbundenen Simonie. Dieses Laster in allen seinen verschiedenen Formen gänzlich zu verbannen, wird keine menschliche Einrichtung, wie gut sie auch seyn mag, im Stande seyn. Aber unstreitig wird dasselbe nur in solchen Zeiten einen gewissen Aufschwung nehmen, wann der geistliche Stand sich bedeutend verschlechtert hat. Keinem Carolinger, und noch weniger den Königen aus dem sächsischen Hause kann man den Vorwurf der Simonie machen, und Conrad II., der Gründer der fränkischen Dynastie, war der erste, der durch drückendes Geldbedürfniß sich zum Verkauf bischöflicher Stühle hinreißen ließ. Aber desto reiner waren und blieben die Hände seines Sohnes Heinrichs III. Da er die Bischöfe kannte, die durch Kauf von seinem Vater ihre Stühle erhalten hatten, so wollte er gleich nach dem Antritt seiner Regierung ein Concilium versammeln, und durch dieses sie ihrer bischöflichen Würden entsetzen lassen. Aber die Schuldbewußten kamen diesem Schritte zuvor. Sie gingen zu dem jungen Monarchen, äußerten tiefe Reue, weinten, fleheten um Erbarmung. Heinrich erbarmte sich ihrer und entließ sie wieder mit den Worten: „nun so gehet hin in Frieden und be-

wir ja in der Folge uns noch überzeugen, daß zu einer gewissen Zeit, die freilich nicht zu den glänzenden Perioden der Kirche gehört, Intriguen und Bestechungen sogar in dem Conclave in Rom einen Eingang zu finden wußten. — Uebrigens war Gregors Gesetz gegen die Investitur nichts neues. Er stellte nur die primitive, uralte kirchliche Ordnung wieder her. Zudem muß man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er, damals noch die Rechte der Monarchen achtend, anfänglich mit Schonung und weiser Mäßigung zu Werke ging; denn wohl einsehend, daß, da Bischöfe indessen überall, und ganz vorzüglich in Deutschland, Reichsstände und zum Theile sehr große weltliche Herren geworden waren, auch den Königen nicht aller Antheil an den Bischofswahlen konnte entzogen werden, machte er Heinrich das Anerbieten, sein Gesetz gegen die Investitur, nach vorhergegangener Berathung mit einigen frommen und einsichtsvollen Männern, die Heinrich zu ihm schicken möchte, so weit es die Selbstständigkeit der Kirche nur immer erlauben würde, zu modificiren. Leider ging

fleißiget Euch, ein Amt gut zu verwalten, das Ihr schlecht erhalten habt. Zugleich ermahnte er sie, für seinen Vater, der mit ihnen in gleiche Sünde verwickelt sey, zu beten, daß Gott ihm diese Schuld ebenfalls nachlassen möge. — Unter diesem großen Kaiser, wie auch unter den Ottonen, war es ein Glück für die deutsche Kirche, daß deren Oberhäupter von dem Monarchen ernannt wurden. Unter Heinrich II., mit dem Beinamen der Heilige, waren es wirklich nur wahrhaft ausgezeichnete Heilige, welche die bischöflichen Stühle in Deutschland schmückten und eben so unermüdet und segenvoll für das zeitliche wie ewige Wohl der ihnen anvertrauten Völker besorgt waren, auch ungemein vieles zur größern Cultur ihres Vaterlandes beitrugen, wie z. B. der heilige Meinwerk, der mit großem Kostenaufwand mehrere, seinen Landesleuten noch unbekannte Handwerke nach Deutschland verpflanzte.

der junge König darauf nicht ein, und nun ward sogleich von beiden Seiten zu so heftigen und gewaltthätigen Maßregeln geschritten, daß von jetzt an auch an keine gütliche, ruhige Verständigung weder von der einen, noch andern Seite mehr zu denken war, im Gegentheil der Streit wegen der Investitur noch eine Menge anderer Streitfragen, und durch diese einen weit aussehenden, alle bestehenden kirchlichen, staatsrechtlichen wie bürgerlichen Verhältnisse auf das neue in Frage stellenden Kampf herbeiführte.

8. Daß Gregor das Investiturrecht der weltlichen Gewalt zu entreissen suchte, und die Bahn ebnete, auf der es ihr nachher wirklich entrissen ward, gereicht ihm unstreitig zum größten Ruhm. Grenzenlosen Dank ist ihm die Kirche dafür schuldig, und Recht und Gerechtigkeit stehen offenbar auf seiner Seite. Der einzige, einigermaßen haltbare Grund, den die Vertheidiger des Investiturrechts hatten, war blos die bisherige lange Observanz. Diese beruhete jedoch blos auf einem, obgleich sehr alten Mißbrauch, auf einer offenbaren Usurpation, und da es sich hier um eine der ersten und wichtigsten Lebensfragen der Kirche handelte, nämlich ob die Kirche ein unmittelbar göttliches Institut, oder eine weltliche staatsgesellschaftliche Anstalt sey; so konnte auch ein noch so langer Besitzstand jene Usurpation nicht heiligen, keine gesetzliche Kraft ihr ertheilen. Das Streben der Vertheidiger Heinrichs, für ihre Sache wenigstens einen Schein von Recht zu gewinnen, weckte nicht wenig den Scharfsinn derselben. Sie suchten nun von einander zu trennen, was nur in der Abstraktion theilbar war, und man bisher auch nicht von einander geschieden hatte. Die bischöfliche Gewalt, sagten sie, werde blos durch die Weihe ertheilt; auf jene mache auch der König keine Ansprüche, nur die Ertheilung der Temporalien der Kirche, die Güter und Lehen, und

die Verwaltung derselben ertheile er durch die Investitur, und diese zu ertheilen sey er vollkommen befugt. Aber dieser Unterschied war bisher nie gemacht worden, bestand auch blos in der Einbildung; denn da die Belehnung der Weihe voranging, jedoch das Geistliche und Zeitliche in der Kirche, wie Seele und Leib, mit einander verbunden sind, so konnte nothwendig auch nur der Belehnte, und kein Anderer geweiht werden. Da endlich der König bei dem Belehnungsact nie sagte: „Nimm hin die Güter und Lehen dieser Kirche," sondern: „empfange jetzt die Kirche"; so war es ja offenbar das Episcopat, was der König ertheilte; wie sich dieses auch Niemand damals anders dachte, und anders denken konnte. — Aber noch erbärmlicher waren die Behauptungen jener von Heinrichs Anhängern, die das Investiturrecht darauf begründen wollten, daß der König mit den Kirchen in seinem Reiche nach Belieben schalten könne, weil sie ja sein wären; indem sie alles, was sie jetzt seyen, blos durch die Wohlthaten seiner Vorfahren geworden wären; sie müßten ihm also dienen, und könnten und dürften keinen andern Vorstand haben, als den, welchen er ihnen zu geben beliebe. — Diese so ganz gehaltlosen Behauptungen zu widerlegen, war der päbstlichen Parthei ein Leichtes. Alles, sagten sie, was Kaiser, Könige und andere weltliche Herren der Kirche geschenkt, haben sie Gott geschenkt, und was Gott einmal geschenkt worden, kann nie wieder zurückgenommen werden. — Wirklich stellen sich auch alle der Kirche je gemachten Schenkungen ausschließlich unter diesem Gesichtspunkt hervor; denn beinahe in allen, auf uns gekommenen Stiftungsurkunden von Klöstern, oder bischöflichen, wie andern Kirchen heißt es stets: „Zur Verherrlichung Gottes und zum Heil unserer und unser Vorfahren Seelen haben wir rc. rc. Wollte man endlich diese Streitfrage selbst nur nach den Grundsätzen des damaligen Lehnrechts beurtheilen;

so waren ja damals alle Lehen längst schon lebenslänglich ertheilt worden, und da die Güter und Lehen, welche eine Kirche besaß, nicht deren Bischöfen, sondern den Kirchen waren gegeben worden; so waren diese in ihren zeitlichen Verhältnissen die eigentlichen Lehnsträger. Diese Eigenschaft konnten sie durch den Tod eines Bischofes nicht verlieren, bedurften demnach keiner neuen Belehnung; und da endlich die weltlichen Lehen überdieß noch erblich geworden waren, so mußte, wenn anders eine Gleichheit des Rechts bestehen sollte, auch den Kirchen, wie den weltlichen Vasallen das Erbrecht, nun das Wahlrecht zugestanden werden. Kurz, weder auf einem göttlichen, noch kirchlichen noch weltlichen Rechtsgrund beruhete das Investiturrecht. Es war nichts als ein alter, gewaltthätig herbeigeführter Mißbrauch, dessen verderbliche Folgen man im Anfange nicht bemerkte, das aber, als diese sich immer mehr entwickelten, durchaus nicht mehr konnte gestattet werden, ohne sich eines schändlichen Verrathes gegen Gott, und das von Ihm den Bischöfen ertheilte heilige Amt schuldig zu machen.

9. Aber in weit größerer Verlegenheit, ja wohl völliger Hülfslosigkeit, befand sich die päbstliche Parthei, als sie es auch unternahm, theils aus geschichtlichen Beispielen, theils aus Bibeltexten und apostolischen Aussprüchen zu erweisen, daß der Pabst nicht nur das Recht habe, Könige zu bannen, sondern auch sie ihrer Thronen zu entsetzen, ihre Reiche ihnen zu nehmen, und diese nach eigenem Ermessen einem Andern zu ertheilen, und demnach auch die Unterthanen eines, von ihnen abgesetzten Monarchen, von ihrem demselben geleisteten Eide der Treue zu lösen. — Was den Bann betrifft, so ist es nicht zu leugnen, daß, da Kaiser und Könige ebenfalls Söhne der Kirche sind, auch deren Oberhaupt sie excommuniziren, mithin von

der Gemeinschaft der Rechtgläubigen trennen könne, sobald sie sich gegen die Satzungen der Kirche grob versündigen, an dem wahren Glauben Schiffbruch leiden, mithin einer falschen Lehre anhangen, diese sogar in ihren Ländern zu verbreiten suchen und überhaupt als offenbare Feinde der Kirche sich erweisen. Dieses stellten selbst die Vertheidiger Heinrichs nicht in Abrede; sie gaben sogar zu, daß der heilige Ambrosius das Recht gehabt habe, dem Kaiser Theodosius, wegen der in der ersten Aufwallung seines Zornes verordneten Ermordung einiger tausend Thessalonicher, den Eingang in die Kirche zu verbieten *). Aber indessen machten sie doch die Einwendung, daß ein König, der zugleich als römischer Patricier der Schutzvogt der römischen Kirche, sey, auch von dieser nicht getrennt werden dürfte, mit-

*) Dieses kann man jedoch eigentlich nicht eine Excommunication in dem ganz strengen Sinne des Wortes nennen. Theodosius war ein wahrhaft frommer Monarch, dabei ein besonderer Freund des heiligen Ambrosius, den er ungemein ehrte, dessen Ermahnungen er sich fügte, und von dem er ebenfalls mit väterlicher Zärtlichkeit geliebt ward. Im vollen Vertrauen auf des Kaisers gottesfürchtige Gesinnungen ging ihm also der große Erzbischof entgegen, stellte ihm die Größe der auf ihm lastenden Blutschuld vor, und ermahnte ihn, jetzt, da seine Seele noch mit dem Blute so vieler Tausenden befleckt sey, Gott nicht noch mehr zu beleidigen und die Feier der heiligen Geheimnisse durch seine Gegenwart zu entweihen. Theodosius ging in sich und that, was er thun zu müssen von dem heiligen Ambrosius jetzt vernommen hatte. — Nach der damals bestehenden Kirchendisciplin konnte ein Gebannter erst an Ostern von dem Banne wieder losgesprochen werden. Aber Theodosius wohnte schon an dem darauf kommenden heiligen Weihnachtsfeste, und zwar nicht ohne Genehmigung des heiligen Ambrosius, dem öffentlichen Gottesdienste in der Hauptkirche Mailands wieder bei.

hin hier eine Ausnahme müßte gemacht werden. Zudem beriefen sie sich auch darauf, daß die Kirchengeschichte aller verflossenen Jahrhunderte kein einziges Beispiel aufstelle, daß ein Pabst einen römischen Kaiser oder einen schon zum künftigen Kaiser bestimmten deutschen König mit dem Banne belegt habe. Auf diesen doppelten Einwurf war es nicht schwer zu antworten. Erstens versteht es sich von selbst, daß, wenn der Schirmvogt der römischen Kirche, anstatt dieselbe zu schirmen, sich zu deren offenbarem Feinde aufwirft, er auch in demselben Augenblicke aufhört, Schutzvogt der Kirche zu seyn, mithin von dem Pabste, wenn dieser es für nöthig findet, mit dem Banne belegt und aus der Gemeinschaft der Kirche ausgestoßen werden kann. Was die Neuheit des Ereignisses betraf, so konnten Gregors Anhänger mit Grund erwiedern, daß, wenn eine Sache bisher noch nicht geschehen, dieses noch lange kein Beweis sey, daß sie auch jetzt und für alle Zukunft nicht geschehen dürfe; endlich konnten sie noch hinzufügen, daß die Ursachen und Umstände, welche den Gregor zu diesem Schritte gezwungen, noch unter keinem der frühern Päbste oder Kaiser eingetreten wären, wodurch, wenn man sich in eine Prüfung derselben einlassen wollte, auch die Frage wegen der Excommunication sogleich auf das Gebiet einer Menge anderer Fragen hinüber gespielt ward. — Aber eine ganz andere Gestalt gewann der gelehrte Kampf bei der Frage, ob mit dem Recht des römischen Stuhles, einen Kaiser oder König zu bannen, auch das Recht verbunden sey, ihn abzusetzen, seine Unterthanen von dem ihm geschwornen Eide der Treue zu lösen und sein Reich einem Andern zu ertheilen. Hier standen Heinrichs Vertheidiger auf festem Boden, auf dem sie unüberwindlich waren. Zu Folge dem Zeugnisse eines französischen, daher zu keiner Parthei gehörigen Geschichtschreibers, haben selbst nur äusserst wenige auf dem, von dem Pabste diesfalls zusammen berufenen

Concilium Gregors Ansichten getheilt *). Selbst viele seiner wärmsten Anhänger geriethen darüber in Zweifel und Unruhe; und gerade dadurch sah er sich nun genöthiget, die Gültigkeit seines Verfahrens in mehreren Briefen, besonders in jenen an den Bischof Hermann von Metz, deutlich auseinander zu setzen und sogar geschichtlich zu belegen. Gregors Gründe und Beweise sind unsern Lesern schon bekannt. Unstreitig wäre es weit besser gewesen, wenn Gregor geschwiegen hätte. Der Schritt war nun einmal von ihm gethan, und nach den damaligen politischen Verhältnissen in Deutschland war auch einstweilen die Wahrscheinlichkeit noch auf seiner Seite, daß er die Oberhand behalten und Heinrich unterliegen würde. Wozu also in die Welt so unhaltbares Zeug hineinschreiben, daß man wahrhaftig gar nicht weiß, was man davon denken soll. Gregor muß sich von der Unwissenheit, zum Theile auch von der Stupidität seiner Zeitgenossen einen ganz ungeheuern Begriff gemacht haben, denn daß er von der Wahrheit seiner Beweisführung selbst überzeugt gewesen seyn sollte, dieß läßt sich unmöglich annehmen, dazu war er viel zu verständig, zu gelehrt und auch wahrscheinlich der Geschichte viel zu kundig. — Zuerst waren es einige, aus ihrem Zusammenhang herausgerissene, und daher ihres wahren Sinnes beraubte Bibeltexte und Aussprüche der Apostel, besonders jene Stelle in einem Briefe des heiligen Paulus an die Corinthier, in der gesagt wird, daß der geistlichen Gewalt selbst die Engel (das heißt, die Gefallenen) unterworfen wären, worauf Gregor seine Macht, die Könige absetzen zu können, vorzüglich

*) Papa (Gregorius) autem purgationem ejus (Henrici) negat se recepturum, sed eum, cum imperio dignus non sit, anathemata feriendum, nisi coronam imperii deponeret. Quo nolente imperium deponere, contra voluntatem *pene totius concilii* eum excommunicavit. (Fragm. Hist. Franc. bei *Duchesne* T. IV.)

stützte *). Doch damit noch nicht zufrieden, suchte

*) Gregor VII. war unstreitig ein sehr verständiger, kluger, und in mancher Hinsicht auch heiliger Pabst. Aber bei allem dem hatte er doch bisweilen eine ganz eigene Logik. Hier nur einige kleine Proben davon. Da die Exorcisten, sagt Gregor, Gewalt über die bösen Geister haben, jedoch eben diesen bösen Geistern alle Könige unterworfen sind, welche Gott nicht fürchten, so müssen die Exorcisten auch über die Letztern dieselbe Gewalt haben. Wenn nun ein Exorcist schon eine solche Macht hat, um wie vielmehr nicht die Priester, und — was ganz natürlich daraus folgt — erst gar der höchste und oberste Priester! Meminisse etiam debet fraternitas tua, quia major potestas Exorcistae conceditur, cum spiritualis imperator ad abjiciendos daemones constituitur, quam alieni laicorum causa saecularis dominationis tribui possit. Omnibus nempe *regibus et principibus* terrae, qui religiose non vivunt, et in actis suis Deum non metuunt, *daemones dominantur.* — — Porro Exorcistae, ut diximus, super daemones a Deo imperium habent, quanto igitur magis super eos, qui *daemonibus subjecti* et membra eorum sunt? si ergo his tantum praeminent Exorcistae, quanto amplius sacerdotes? — — Als der heilige Paulus erfuhr, daß die Corinthier in ihren Streitigkeiten sich vor weltlichen heidnischen Richtern anklagen, gibt er ihnen darüber einen Verweis. Es sey, sagt er, schon unrecht, daß sie Streit unter einander hätten; aber noch mehr sey es gefehlt, daß sie ihre Streitigkeiten nicht von den Heiligen (— so nannte man damals alle, die sich zu dem Namen Jesu bekannten —) sondern von gottlosen Heiden wollten entscheiden lassen. Bei dieser Gelegenheit sagt nun der Apostel: „Nescitis quoniam angelos (malos) judicabimus? quanto magis saecularia." Liest man diesen Vers in Verbindung mit dem, was vorhergeht und darauf folgt, so bedarf es wahrhaftig keines großen Scharfsinnes, um den wahren Sinn des Apostels zu verstehen; und darauf und auf ähnliche Bibeltexte gründet nun Gregor seine Gewalt, Kaiser und Könige vor seinen Richterstuhl zu fodern und, wie er sagt, regna, ducatus et omnium hominum possessiones pro merito tollere et reddere.

er diese Macht auch auf Beispiele aus der Geschichte zu begründen. Natürlich geschieht jetzt vor allem wieder des Ereignisses zwischen dem heiligen Ambrosius und dem Kaiser Theodosius Erwähnung. Aber etwas ganz anderes ist es, einem frommen Könige eine übliche Kirchenbuße von einigen Monaten aufzulegen, oder ihn seines Reiches zu entsetzen und die Unterthanen von dem ihm geleisteten Eide der Treue loszusprechen. Die Handlung des heiligen Ambrosius war also auf den gegenwärtigen Fall, wo von der Absetzung der Könige die Rede war, durchaus und auch nicht von weitem anwendbar. Auf diesen ehemaligen heiligen Erzbischof von Mailand folgt dann der fromme und sehr einsichtsvolle Pabst Zacharias, der, wie Gregor vorgibt, den König Childerich absetzte und dessen Reich dem Pipin gab. Welches Bewandniß es jedoch damit hat, und wie unrichtig und geschichtwidrig Gregor dieses Ereigniß aufgefaßt, haben wir schon in einem der vorhergehenden Abschnitte unsern Lesern zur Genüge dargethan. Aber gerechten Unwillen erregend ist die Art, wie Gregor eine gewisse, in einem von dem großen und heiligen Pabst Gregor I. dem Spital von Autün gegebenen Privilegium enthaltene Stelle deutet. Seiner Urkunde für das Hospital hatte der große, und doch so demuthsvolle und sanftmüthige heilige Pabst Gregor I. die gewöhnlichen, beinahe in allen Schankungsurkunden vorfindlichen Verwünschungen gegen Alle angehängt, welche die von ihm dem Hospitale gegebenen Privilegien schmälern, oder demselben sie gewaltsamer Weise entreissen würden. Um nun sein Recht, den König Heinrich abzusetzen, auch auf einen Beschluß seines großen, heiligen Vorfahrers zu stützen, sagt Gregor: „Derselbe habe beschlossen und verordnet (*decrevit*, als wenn von einem päbstlichen Decretale die Rede wäre), daß Könige und Fürsten, welche diesen seinem ertheilten Privilegium zuwider handeln würden, alsogleich abgesetzt,

excommunicirt und ewig verdammt werden sollten; und da nun schon auf eine bloße Nichtachtung eines Spitalprivilegiums eine solche Strafe gesetzt worden wäre, diese um so mehr den Heinrich, der noch weit gröber gesündiget, jetzt treffen müße." Endlich haben auch, wie Gregor träumte, die Päbste Innocenz I. und Anastasius II., der Erstere den Kaiser Arcadius, weil er die Absetzung des heiligen Chrysostomus nicht verhindert, und der Andere den Kaiser Anastasius, weil er einer Irrlehre angehangen, von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen und der Regierung entsetzt.

10. Alles dieses zu widerlegen, ward den Vertheidigern Heinrichs abermals nicht schwer; besonders war es der Bischof Waltram von Naumburg, der, Gregors Behauptungen Schritt vor Schritt folgend, deren Grundlosigkeit durch die schlagendsten Gegenbeweise darzuthun sich bemühete. Gregors Bibeltexten und apostolischen Aussprüchen setzt Waltram andere weit stärkere und bestimmter sich aussprechende Texte und Aussprüche entgegen. Selbst den Schriften des alten Bundes, den Büchern der Könige und Propheten entlehnt er Waffen, mit denen er siegreich seinen großen Gegner bekämpft. Was dessen der Geschichte entnommene Beispiele betrifft, so zeigt Waltram bis zur höchsten Evidenz, daß diese theils ganz grundlos, theils gar nicht auf den gegenwärtigen Fall anwendbar wären. Er weißt nach, daß bei dem Dynastienwechsel in Frankreich der ehrwürdige Pabst Zacharias, auf Begehren der französischen Nation, blos ein Gutachten abgegeben, und erklärt habe, daß man derjenigen Familie, die schon seit mehr als einem halben Jahrhundert alle königliche Gewalt ausschließlich in Händen habe, ohne Anstand den königlichen Titel geben könne. Wirklich handelte es sich auch hier durchaus nicht um Realitäten, sondern offenbar blos um Formen und leere Namen;

denn was ist der königliche Name ohne auch nur einem Schatten von königlicher Gewalt. Diese hatten die Merovinger längst schon verloren; nur den Namen legte Childerich jetzt ab, und dieß war es allein, was der Pabst für geziemend und schicklich erachtete. — In Ansehung des vorgeblichen, so eben erwähnten Decrets Gregorius des Großen fragt Waltram den Pabst, den er stets nur papam Hildebrandum nennt, wo denn dieser päbstliche Beschluß zu finden sey? in welchem der vielen Schriften dieses eben so heiligen Pabstes als erleuchteten Kirchenlehrers, der gerade im Gegentheil stets gelehrt habe, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers sey, der weltlichen Obrigkeit (weil sie ebenfalls von Gott geordnet sey) nicht zu widerstreben, dessen Briefe an die fränkischen Könige nur Bitten und väterliche Ermahnungen im Tone der zärtlichsten Liebe enthielten, und der endlich in einem, an den Diacon Sabinianus, seinen Geschäftsträger in Constantinopel, erlassenen Schreiben die römischen Kaiser Dominos suos, sich aber Servum eorum nannte. — Daß der Pabst Innocenz den Kaiser Arcadius excommunicirt und abgesetzt habe, sey ein bloses Hirngespinnst. In keinem Geschichtbuche finde man Etwas dergleichen, selbst nicht in den Akten der Päbste, unter welchen doch jene des Pabstes Innocentius eine sehr geräumige Stelle einnähmen, auch nicht in der Sammlung der Briefe und Decretalen dieses Pabstes *). — Dasselbe Bewandniß habe es auch mit dem

*) Scriptum est enim (nämlich in Gregors an den Bischof von Metz gerichteten Briefe) „quod Innocentius Papa Arcadium Imperatorem excommunicaverit, eo quod in depositione Sancti Joannis Episcopi consenserit.“ Sed unde hoc assumptum sit, nos quidem adhuc incertum tenemus: sed hoc pro certo novimus quod nec in gestis Romanorum Pontificum invenitur, ubi gesta pariter ejusdem Innocentii describuntur, nec in libro decretorum ejus reperitur, nec in Tripartita historia, ubi plus quam alibi legimus de illius

Kaiser Anastasius. Diesen, wirklich in einer groben und gottlosen Irrlehre befangenen Kaiser wären die beiden Päbste Gelasius und Anastasius blos mit Bitten und väterlichen Ermahnungen entgegen gekommen. Waltram führt Stellen aus ihren Briefen an diesen Kaiser an, welche deutlich beweisen, daß sie nicht von weitem daran dachten, sich anderer Waffen gegen diesen gekrönten Sünder zu bedienen, als blos jener, die Nachsicht, Schonung, Liebe zum Frieden und zarte Besorgniß, daß die Einigkeit der Kirche und des Staates nicht gestört werde, ihnen darboten *). Von jeher,

(Joannis) depositionis sententia (*Waltr.* lib. I. cap. 9. ap. Freheri) Rer. Germ. script. T. I.

*) So z. B. schrieb der Pabst Gelasius an den wirklich ketzerischen Kaiser Athanasius: Fili clementissime, rogo te pure, sincere, ut me in hac vita audias potius *daprecantem*, quam (quod absit) in divino judicio sentias *accusantem*. — Sic certe, setzt jetzt Bischof Waltram noch hinzu, sic solebant Deo digni Pontifices Romani suppliciter deprecari pro ecclesiastica pace, non quaerentes, immo nunquam concipientes animo aliquos de Regibus sive Imperatoribus deponere: et ideo pacem quaerentibus, atque pacem offerentibus aderat Deus, remunerans humilitatem, patientiam, mansuetudinem eorum et *vindicans se super hostibus ipsorum*. Gewiß sehr wahr! Auch an eben diesem Kaiser geschah dieses, der, wie man sich aus dessen Lebensgeschichte erinnern wird, entweder, wie Einige berichten, vom Blitze erschlagen, oder nach Andern, durch schnellen, unvermutheten Tod plötzlich aus der Welt hinweg gerafft ward. — Ueberhaupt ist die Schrift De unitate Ecclesiae conservanda: Es mag nun wirklich der Bischof Waltram von Naumburg, oder ein Anderer sie geschrieben haben, eine sehr gelungene Arbeit. Ungemein ergreiffend sind vorzüglich die Stellen, in welchen uns der Verfasser ein Bild aufstellt von der schrecklichen Verwirrung und Verwüstung der Kirchen, die durch diesen unseligen Zwist zwischen Gregor und Heinrich, besonders durch die Absetzung des Letztern herbeigeführt ward.

sagt Waltram, und beruft sich dabei auf Briefe des Pabstes Innocentius, sey es ein Grundsatz in der Kirche gewesen, daß, um Ruhe, Friede und Ordnung in der Welt zu erhalten, Einigkeit zwischen den Königen und dem Priesterthum das erste Erforderniß sey. Kurz, Gregors ganzer Brief an den Bischof Hermann von Metz, worin er seine zeitliche Herrschaft über alle Könige und deren Reiche zu beweisen sich abmühet, wird von Waltram so bündig und kräftig widerlegt — wozu es auch übrigens keiner sehr großen Kunst und Wissenschaft bedurfte — daß die päbstliche Parthei gar nichts darauf zu erwiedern vermochte. Was Berthold von Constanz, Bonizo und Andere vorbringen, sind blos Wiederholungen der Worte Gregors, ein leerer Nachklang dessen, was der Pabst in seinem, nachher sogleich überall verbreiteten Schreiben an den Bischof von Metz gesagt hatte. Von Gregors Anhängern ist vielleicht Bonizo der wärmste und treueste, aber unstreitig auch der beschränkteste und unwissendste. Eine ganze Reihe von oströmischen Kaisern wird, ihm zu Folge, von den Päbsten abgesetzt. Der Kaiser Justinus, den er zu einem Sohne Justinians macht, obgleich er nur dessen Neffe war, wirft sich, ihm zu Folge, sogar auf öffentlicher Straße in Constantinopel dem Pabste zu Füßen und läßt mit Weinen und Bitten nicht eher nach, als bis er Lossprechung erhält und in sein Reich wieder eingesetzt wird. Man möchte beinahe glauben, daß er sogar Carl den Großen von dem Pabste absetzen läßt; wahrscheinlicher ist es jedoch, daß Bonizo, der Geschichte völlig unkundig, hier nur Carl mit dessen Oheim Carlomann verwechselt, der jedoch weder von seinem Bruder Pipin, und noch viel weniger von dem Pabste abgesetzt und seines Reichtheils beraubt ward; sondern, wie der Leser sich aus einem der frühern Bände erinnern wird, blos deßwegen die Regierung niederlegte, weil sein zartes Gewissen sich gegen den Besitz einer Gewalt

sträubte, die sein Vater Carl Martel und dessen Vorfahren den Merovingern, wie er glaubte, ungerechter Weise entzogen hätten. Aber selbst als Mönch stand Carlomann noch immer in dem größten Ansehen bei der fränkischen Nation. Bewogen durch die Bitten seines Bruders und des ganzen hohen Adels verließ er einmal wegen einer wichtigen Staatsangelegenheit das Kloster und kam in seiner Mönchskleidung an den Hof, übernahm eine Gesandtschaft nach Rom, ward hier von dem Pabste mit königlichen Ehrenbezeugungen empfangen, und kehrte dann nach vollbrachtem Auftrage wieder in das Kloster zurück, in welchem er auch sein frommes, wahrhaft erbauliches Leben beschloß. Noch unverständiger und alberner, als Bonizo, in das Blaue hineinzuschreiben, war offenbar nicht möglich*). — Aber nicht ohne ein tiefes, ungemein schmerzhaftes Gefühl kann man sehen, wie Gregor, um eine unerhörte Anmaßung, gegen welche Verstand und Gemüth sich empören, biblisch und historisch zu begründen, sich zu offenbaren Verdrehungen, Entstellungen, falschen Interprätationen biblischer Sprüche und endlich zu den handgreiflichsten historischen Unwahrheiten verirrt. Wir wiederholen es; es wäre besser gewesen, wenn er geschwiegen hätte, mancherlei Zweifel an der Aufrichtigkeit und Lauterkeit seines Charakters würden nicht aufgetaucht seyn. Indessen ist es doch unendlich schwer zu glauben, daß Gregor die Absicht könnte gehabt haben, die Bischöfe, seine Anhänger, vorsätzlich zu täuschen oder gar

*) Am Ende setzt Bonizo noch hinzu: At quis, nisi mente captus, ignorat, Regiam potestatem subjectam esse Pontificibus. — — Der gute Bonizo starb eines grausamen Todes unter den Händen der Gegenparthei. Aber es wäre wohl möglich, daß sein, nie von Einsicht und ruhiger Besonnenheit geleiteter Eifer seine Feinde zu sehr gereizt, und endlich die blutige Katastrophe herbeigeführt haben könnte.

daß es crasse Unwissenheit von seiner Seite gewesen seyn möchte. Der einzige Erklärungsgrund möchte demnach vielleicht blos in der, bei Gregor immer lebendiger und stärker werdenden Ueberzeugung zu suchen seyn, nämlich daß Kirche und Staat, wenn sie nicht beide zu Grunde gehen sollten, durchaus einer völligen Umgestaltung bedürften, diese jedoch blos und ausschließlich von dem römischen Stuhle ausgehen könne, aber eben daher derselbe auch mit einer, über die Körper wie über die Geister, über das Zeitliche wie über das Ewige sich erstreckenden Allgewalt ausgerüstet seyn müsse, und endlich daß Er selbst zur Vollbringung dieses großen Werkes eine eigene, höhere Mission erhalten habe. Diese Reihe von Vorstellungen schmolz nun bei ihm in eine Totalvorstellung zusammen, die aber so überwältigend stark ward, daß sie sich aller Kräfte seiner Seele bemächtigte, allen seinen Anschauungen ihr eigenes Gepräge aufdrückte, so daß er endlich alle vergangenen wie gegenwärtigen Erscheinungen blos in diesem einzigen, durch prismatische Spaltung des Lichtes erzeugten, trügerischen Lichtstrahl erblickte *). Zudem mochte auch noch sein reines Bewußtseyn, daß er nur das Beßte, nur das Gott Wohlgefällige wolle, ihn selbst in der unrichtigen Wahl der Mittel nur noch mehr bestärkt haben.

11. Später ward, um die Absetzung Heinrichs zu rechtfertigen, auch noch angeführt, daß ja ein von der Kirche getrennter Monarch nicht mehr das Haupt

*) Was ein Prisma sey, bedarf gewiß für keinen unserer Leser einer Erklärung. Beifügen wollen wir daher blos, daß man insbesondere darunter auch einen länglichen, von drei gleichlaufenden, viereckigen Seiten eingeschlossenen, gläsernen Körper versteht, der zum Spalten der Lichtstrahlen gebraucht wird, da dann jeder Theil des gespaltenen Strahles seine eigene, besondere Farbe hat.

eines christlichen Reiches seyn, mithin ein, wegen hartnäckiger Empörung, oder Häresie, oder veranlaßter Spaltung in der Kirche, kurz ein öffentlicher Feind derselben, die er doch zu schützen und deren Lehre rein zu erhalten, bei seiner Thronbesteigung geschworen, und jetzt diesen Eid verletzt habe, auch nun nicht mehr über ein katholisches Volk herrschen könne. Aber dieser vorgebliche Rechtfertigungsgrund weicht ja ganz von der jetzt vorliegenden Frage ab, diese ist blos: ob der Pabst das Recht habe, Könige abzusetzen und deren Reiche nach Gutbefinden Andern, und selbst offenbaren Aufrührern, zu übergeben? Etwas anderes ist es, wenn eine Nation sich von einem excommunicirten Monarchen nicht mehr will beherrschen lassen; dieß ist aber alsdann ihre und nicht des Pabstes Sache; auf ihre eigene Gefahr mag sie dann wagen und unternehmen, was sie wagen zu dürfen glaubt. Aber sey auch der Monarch, was er nur immer seyn mag, ein Ketzer, ein Schismatiker, ein Feind der Kirche ꝛc., so würde Empörung doch nie rathsam seyn, weil offenbar im Widerspruch mit dem Geiste des Christenthums. Des Christen Waffen in solchen Fällen sind Gebet und Geduld. Wie viele Kaiser unter den Beherrschern des oströmischen Reiches haben wir nicht gefunden, die nicht nur ihren Glauben durch ketzerische Irrthümer befleckt hatten, sondern auch ihren ketzerischen Wahn zu verbreiten suchten und die Anhänger der wahren Lehre bisweilen selbst blutig verfolgten. Aber dennoch fiel es keinem zu den Zeiten eines solchen Kaisers lebenden Pabste ein, denselben seines Reiches zu entsetzen, die Unterthanen zur Empörung zu reizen oder gar diese ihnen zu gebieten. Blos Bitten, väterliche Ermahnungen, mitunter strafende Worte, Androhung göttlicher Strafgerichte ꝛc. waren die einzigen Mittel, durch die sie solche verirrte, oft der Wahrheit harnackig widerstrebende Monarchen wieder auf den rechten Weg zurückzuführen suchten. Wie schön und edel, und doch dabei ganz furchtlos, und wahrhaft christlich

und kirchlich war nicht die Haltung des heiligen Pabstes Gregors II. dem wilden, bilderstürmenden Kaiser Leo dem Armenier gegenüber? — Doch von allem diesem abgesehen; so findet ja jener, oben erwähnte Rechtfertigungsgrund auf Heinrich gar keine Anwendung. Als im Monat März des Jahres 1080 der König von Gregor gebannt, der Regierung, ja sogar seiner Erbgüter beraubt ward, war er weder ein Ketzer, noch ein Schismatiker, noch ein Feind der Kirche. Die Ursache, warum Gregor so gegen ihn verfuhr, war durchaus rein politischer Art. Heinrich hatte die Abhaltung eines Reichstages in Geheim verhindert, und diesfalls den Pabst getäuscht. Aber war dieß ein hinreichender Grund, gegen ein gekröntes, gesalbtes, mithin geheiligtes Haupt eines großen, christlichen Volkes so zu verfahren. — Daß Gregor ihn damals excommunicirte, war schon ein offenbarer Misbrauch seiner geistlichen Macht; daß er aber gar — was er wenigstens Willens war — ihn des Reiches entsetzte, dieses einem Andern übergab, alle Unterthanen von ihrem Eide der Treue lößte, und durch die ungeheuere Ausdehnung, die er dem Banne gab, alle, selbst Heinrich geringste Diener von demselben entfernen, und ihn gleichsam ganz nackt und hülflos in die weite Welt hineinschleudern wollte, dieß war unstreitig eine unerhörte, die göttliche Weltordnung umstürzende, alle Throne erschütternde, alle Könige in ihren heiligsten Rechten verletzende, und für den christlichen, staatsrechtlichen Socialzustand eine der furchtbarsten Krisen herbeiführende Anmaßung, die auch weder Gregor noch dessen Anhänger, wie wir so eben gesehen, zu rechtfertigen und gesetzlich zu begründen im Stande waren. — Am besten wußte der fromme Erzbischof Gebhard von Salzburg sich noch aus diesem Handel zu ziehen: „Wir sind," sagte er, „Bischöfe, haben bei unserer Consecration am Altare dem Pabste Treue und Unterwerfung gelobt, und sind ihm daher

Gehorsam schuldig. Ob der Pabst den König mit Recht oder nicht mit Recht gebannt und abgesetzt hat, dieß ist seine Sache; wir dürfen es nicht untersuchen, uns geziemt blos zu gehorchen." — Diese Rede ist in so ferne klug, als sie wenigstens beweißt, daß der Erzbischof sich nicht zur Vertheidigung einer Sache hergeben wollte, die durchaus keine Vertheidigung zuläßt. Uebrigens wird sich schwerlich unter unsern Lesern jetzt noch Einer finden, der nicht dem frommen Gebhard auch hierauf eine, alles klar auseinandersetzende, mithin vollkommen genügende Antwort zu geben im Stande seyn möchte.

12. Mit nicht minderer Heftigkeit erhoben sich Heinrichs Vertheidiger gegen das, von Gregor in Anspruch genommene Recht, die Unterthanen von dem, ihrem Monarchen geleisteten Eide der Treue zu lösen. Der Eid ist das heiligste und stärkste Band, das die Menschen, zu einem wahrhaft christlich-staatsgesellschaftlichen Leben vereint, und auch Einzele unter mancherlei Beziehungen unauflöslich an einander fesselt. Er ist gegründet in der Anerkennung der unendlichen Majestät und Heiligkeit Gottes, wird demnach ein Band der Liebe, und ist ein Versprechen, das man Gott selbst macht, und zwar, weil er allgegenwärtig ist, Ihm in seiner unmittelbaren Gegenwart macht, vor welcher doch selbst die Cherubimi sich ehrfurchtsvoll mit ihren Flügeln decken und in der Anbetung des allein Heiligen, aus dem alle Heiligkeit fließt und geflossen ist, sprachlos versinken. Welche Macht im Himmel und auf Erden, welcher Engel oder Erzengel darf es wagen, irgend ein Geschöpf zu ermächtigen, das dem Ewigen gleichsam ins Angesicht gemachte Versprechen wieder zurückzunehmen, es zu brechen, allen dadurch eingegangenen Verbindlichkeiten sich zu entziehen! Alle Völker, selbst solche, die noch

auf den untersten Stufen der Cultur standen, erkannten die Heiligkeit, die Unverletzlichkeit des Eides; sie ahneten in demselben eine unsichtbare, höhere Kraft. Um wie viel mehr sollten christliche Völker von diesem Gefühle durchdrungen seyn? Aber offenbar wird dieses Gefühl schon ungemein geschwächt, sobald man nur immer einer Macht die Gewalt zuerkennt, einen wirklichen Eid, blos nach menschlichem, mithin immer sehr beschränktem Urtheil, wieder zu lösen, und dessen mit dem Namen des Allerhöchsten besiegelte Band zu zerreissen. Daß dadurch auch alles feste Vertrauen auf die Kraft eines Eides verschwinden muß, versteht sich von selbst; ist aber dies einmal dahin, was für ein anderes, kostbareres Unterpfand der Treue bleibt alsdann der armen, schwachen Menschheit noch übrig? — — Alle Gründe, welche die päbstliche Partei dagegen vorbringt, sind, obgleich an sich wahr, aber weil nicht zur Frage passend, nichts als leere Fechterstreiche in die Luft. So z. B. sagt der heilige Anselm: „die Bedeutung des Eides seye, daß die, einem Menschen geschworne Treue ihre verpflichtende Kraft blos aus der Gott schuldigen Treue erhalte und man durch einen Eid nur erkläre, daß man Kraft der Treue, die man Gott schuldig sey, auch die jetzt gelobte Treue halten wolle*). Wenn demnach die dem Menschen versprochene Treue mit der Gott gebührenden Treue im Widerspruche liege, so verliere jene ihre verbindende Kraft.“ — — Dies ist ganz richtig; aber nur mit andern Worten sagt der h. Anselm hier nichts an-

*) Dieß Letztere ist nicht ganz richtig. Der Eid besagt noch ungleich mehr. Derjenige, der ihn leistet, nimmt Gott Selbst zum Zeugen, und macht Ihn sogar zum Bürgen seines Versprechens, ruft demnach auch Gottes strafende Gerechtigkeit auf sich herab, im Fall er seinen Eid brechen würde.

deres, als daß, wenn ich z. B. mich durch einen Eid verbunden hätte, meinen Nachbar zu morden, oder dessen Haus in Brand zu stecken, ich einen solchen Eid nicht halten dürfe. Dies begreift auch der einfachste Menschenverstand; denn das, was ich gottloser Weise mich vermessen habe zu schwören, ist kein Eid; indem das Grundwesen eines Eides darin bestehet, daß er dem weit früher schon, gleich beim Empfange des heiligen Sacraments der Taufe, Gott Selbst geschwornen Eide nicht zuwiderlaufen darf, sondern vielmehr im vollkommenen Einklang damit stehen muß. Aber welchen Bezug hat dies auf die vorliegende Frage? Ward durch den Eid, welchen die Völker Deutschlands dem Heinrich bei dessen Thronbesteigung leisteten, irgend ein Gebot Gottes verletzt? Auch angenommen, daß Heinrich auf dem Throne gegen die Gebote Gottes und der Kirche sich versündiget; welchen Einfluß kann dies auf den, von seinen Unterthanen ihm geschwornen Eid der Treue haben? Dürfen sie sich aus dieser Ursache ihrer eidlich gegen ihn eingegangenen Verpflichtungen für erledigt halten? Müßten sich nicht in diesem Falle die Unterthanen zu Richtern ihrer Beherrscher setzen? Gregors Vertheidiger sahen dies wohl ein; behaupteten aber, daß die Völker aller Verbindlichkeiten gegen ihre Könige enthoben wären, sobald der Pabst sie von ihrem geleisteten Eide der Treue löste. Aber wer hat dem Pabste diese Macht ertheilt? Hat nicht Christus zwei Schwerter geordnet, welche die Welt regieren sollen: das Geistliche und das Weltliche? In was ist also ein solches Recht gegründet; doch wahrhaftig nicht in der Binde- und Lösegewalt. Diese besteht darin, dem Sünder seine Sünden zu erlassen, oder sie ihm zu behalten; mithin auch in der Vollmacht, sie nur unter gewissen Bedingungen zu erlassen, mithin Bußen und kirchliche Strafen zu verordnen, sie zu schärfen, zu mildern, zu verlängern, abzukürzen, Ablässe zu ertheilen rc.

Personen und Persönlichkeiten, Welthändel und politische Verhältnisse sind keine Glaubensartikel; der Pabst kann also in denselben sich irren, auch von andern getäuscht und wahrheitswidrig von ihnen berichtet werden. Wenn zu Folge der Lösegewalt alle, auf göttlichen und menschlichen Verordnungen beruhende Verhältnisse wieder könnten gelöst werden, was würde in der Welt noch Bestand haben? Auch den Aposteln hat Christus die Gewalt gegeben zu binden und zu lösen. Wenn nun durch Binde- und Lösegewalt die Unterthanen von dem, ihren Herren geleisteten Eide der Treue gelöst werden können; so haben auch die Bischöfe dieselbe Gewalt, und können sie ebenfalls mit demselben Recht gegen ihre weltlichen Herren ausüben. Man sieht, zu welchem Absurdum die aus jener Behauptung herzuleitenden Consequenzen führen müßten*). — Selbst wenn der Monarch, wie dieses bei mehrern oströmischen Kaisern der Fall war, einer Irrlehre sich hingibt, sie mit Gewalt zu verbreiten sucht, daher die Rechtgläubigen verfolgt und die Kirche drückt; so kann doch auch dadurch der Unterthanen Eid nicht gelöst werden. Eine Zeit der Verfolgung tritt alsdann ein, wo jener Gott selbst geschworne Eid dem Unterthan zur Pflicht macht, in Allem, was dem Gebote Gottes oder der Kirche zuwiderläuft, einen passiven Widerstand zu leisten, dabei jedoch alle übrigen Unterthanpflichten mit gewohnter Treue zu erfüllen. In dem passiven Widerstand liegt eine zweischneidige Waffe, die stets siegreich seyn wird, auch von jeher und zu jeder Zeit es war, und gerade am allersiegreichsten dann, wann sogar die Glorie einer Mar-

---

*) Bemerken müssen wir jedoch hier, daß nach der Meinung der Mehrheit der Theologen, zwar nicht die ordinis potestas, aber doch die jurisdictionis potestas von dem Pabst herkomme, und ein Ausfluß der päbstlichen Macht sey.

tyrerkrone dadurch errungen ward. — — Wohl treten oft Fälle ein, wo die Frage entstehen kann, ob ein vorgeblicher Eid auch ein wirklicher Eid sey. Wenn man z. B. in noch unreifem Alter, bei völligem Mangel an Erfahrung, und nur bei ganz oberflächlicher Kenntniß, oder gar gänzlicher Unkunde der Verpflichtungen, zu denen man sich durch einen Eid verbindlich macht, einen Eid geleistet hat; so kann immer die Frage erhoben werden, ob ein solcher Eid eine verbindende Kraft habe, das heißt, in dem wahren Sinne des Worts ein Eid sey. Eben so auch, wenn die Sache, zu der man sich eidlich verpflichtet, im Laufe der Zeit eine ganz andere Sache geworden ist, als die war, zu der man eine eidliche Verpflichtung übernommen hat. In solchen Fällen, deren man noch mehrere aufzählen könnte, kann es freilich dem Ermessen des Einzelnen, und noch dazu dabei Betheiligten nicht überlassen werden, darüber zu entscheiden. Offenbar gebührt hier blos der Kirche, das heißt, dem Organ und Oberhaupt derselben, nämlich dem Pabste, die Entscheidung. Aber nicht zu Folge seiner Lösegewalt; denn es handelt sich ja nicht darum, einen wirklichen, den Geboten Gottes nicht zuwiderlaufenden, und unter den gehörigen Erfordernissen geschwornen Eid zu lösen, sondern blos zu erklären, ob ein solcher wirklich vorhanden ist, ob er unter den Bedingungen, die jedem Eide nothwendig zum Grunde liegen müssen — (vorzüglich nämlich, daß kein positives göttliches Gesetz dadurch verletzt wird) — geschworen worden, mithin der, welcher ihn geleistet, auch wirklich hat leisten dürfen. Darüber zu erkennen hat unstreitig die Kirche, und in wichtigen Fällen, der Pabst ganz allein das Recht. Erstens, weil es überhaupt hier eine höchste, in letzter Instanz entscheidende Behörde geben muß, und zweitens, weil unstreitig dem Oberhaupt der Kirche, vermöge der höhern auf ihm ruhenden Kraft der Weihe, auch eine vorzügliche Erleuchtung, Weisheit

und Gerechtigkeitsliebe zugetraut werden kann und zugetraut werden muß.

13. Um die Kraft des im Jahre 1080 gegen ihn erlassenen päbstlichen Excommunications- und Absetzungsdekrets zu schwächen, hatte Heinrich, wie wir wissen, auf dem Concilium zu Brixen ebenfalls den Gregor absetzen und gleich darauf den Erzbischof von Ravenna, unter dem Namen: Clemens III., zum Pabste wählen lassen. Natürlich entstand nun auch die Frage: ob dem Könige, als römischem Patricier und zukünftigem römischen Kaiser, ein solches Recht zustehe? — Am nachdrücklichsten trat für Heinrich jetzt der Bischof Wido von Osnabrück in die Schranken *). — Da die päbstliche Partei indessen weiter, als selbst Gregor, gegangen war, und dem Kaiser jeden Antheil und Einfluß bei Besetzung des päbstlichen Stuhles abgesprochen, ja sogar des Pabstes Nicolaus II. Wahldecret verworfen und für ungültig erklärt hatte **); so begann Wido seine

*) In einer Schrift unter dem Titel: „De Wiberto qui et Clemens: an in sedem Apostolicam legitime fuerit intronizatus, et Hildebrandus qui et Gregorius VII. juste reprobatus." (*Udalr.* Babenb. Codex bei Eccard Corp. Hist. med. aev. T. II. pag. 184—94.

**) Als Gegner dieses päbstlichen Dekrets zeichneten sich ganz besonders der heilige Anselm von Lucca und Gregors Nachfolger, der Abt Desiderius von Cassino aus. Zuerst gibt Anselm dem Wahldecret Nicolaus II. die sonderbare Deutung, daß es blos verordne, die getroffene Wahl noch vor der Weihe des Gewählten dem König bekannt zu machen. Da jedoch dies vielleicht ihm selbst nicht einmal recht einleuchten wollte; so behauptete er endlich, daß Nicolaus gar nicht die Kraft gehabt habe, dieses Decret (obgleich in einem Concilium und mit Beistimmung von mehr als hundert Bischöfen beschlossen) zu erlassen, indem ja der Pabst nur einer der fünf Patriarchen sey, jedoch das Wahldecret im Widerspruch mit den Beschlüssen eines Con-

Schrift mit einer geschichtlichen Nachweisung des Antheils, den die Kaiser von jeher bei den Pabstwahlen gehabt hätten. — „Die Zeit vom heiligen Petrus an, sagt Wido, bis zu jener des Pabstes Sylvester, war

---

ciliums stehe, bei welchem alle fünf Patriarchen, persönlich oder durch ihre Abgeordneten gegenwärtig gewesen wären. — Aber im höchsten Grade abgeschmackt und wahrhaft sinnlos ist das, was Desiderius dagegen vorbringt. Sedes apostolica, sagt er, est nostra domina, et non ancilla, nec alicui subdita, sed omnibus est praelata, et ideo nulla ratione potest constare, ut eam aliquis, quasi *famulam vendat*. Quodsi hoc a Nicolao papa factum est, injuste procul dubio et *stultissime* factum est, nec pro humana *stultitia* potest aut debet amittere suam dignitatem ecclesia, nec unquam debet a nobis hoc aliquatenus consentiri, nec, Deo volente, amplius fiet, ut rex Alamannorum Papam constituat Romanorum. — Es ist unbegreiflich, wie man bei vollem gesundem Bewußtseyn so ganz verkehrtes Zeug schwätzen kann. Erstens hatte noch nie ein Kaiser oder König die päbstliche Würde verkauft. Zweitens war die römische Kirche nie die ancilla oder famula der Kaiser, wohl aber öfters des stolzen, mächtigen und gewaltthätigen römischen Adels, aus dessen Klauen sie jedoch gewöhnlich von den Erstern wieder gerissen und in Freiheit gesetzt ward. Endlich gibt des Pabstes Nicolaus Wahldecret dem Könige nicht das Recht, den päbstlichen Stuhl zu besetzen, sondern läßt ihm an der Pabstwahl nur einen, dem römischen Patricier und Schirmvogt der Kirche geziemenden Antheil, und zwar, wie Gregor VII. es durch sein eigenes Beispiel bewieß, das Bestätigungsrecht. — Man sieht, wie wenig sogar Gregors Anhänger, als dergleichen Fragen einmal waren rege gemacht worden, unter sich selbst darüber einig waren, und mit welcher groben Unehrerbietung sie noch überdies von päbstlichen, mit Zustimmung zahlreicher Concilien gefaßten Beschlüssen zu sprechen sich erlaubten, sobald dieselben nicht mit ihren jetzigen individuellen Ansichten, oder auch Vorurtheilen übereinstimmten

für die Kirche eine Zeit des Druckes und der Verfolgung, und daher die päbstliche Würde mit mancherlei Gefahren verbunden. Mehr gezwungen, als freiwillig nahm man sie an, und betrachtete die Annahme als ein Opfer, das man Gott und der Kirche zu bringen sich für verpflichtet hielt. Der Stuhl des heiligen Petrus konnte demnach für den Ehrgeiz noch kein Gegenstand des Verlangens seyn. Als aber durch Constantin den Großen das Christenthum in dem ganzen römischen Reiche die herrschende Religion geworden war, demnach auch die römische Kirche immer reicher und das Ansehen des Pabstes immer größer ward; dann wurden auch Ehrgeiz und Habsucht rege. Um die päbstliche Würde zu erlangen, bediente man sich bisweilen unerlaubter Mittel. Die Canons wurden nicht beobachtet. Es entstanden gespaltene Wahlen, Parteikämpfe, Volkstumulte; so daß die Kaiser, um dergleichen Unordnungen zuvorzukommen, gezwungen waren, mit ihrem Ansehen einzuschreiten, und über die genaue Beobachtung der Canons bei den Wahlen zu wachen. Nun bildete sich folgende Praxis. Die Geistlichkeit, der Adel und die Zünfte in Rom wählten den Pabst. Nach geschehener Wahl ward die darüber gefertigte Urkunde an den Kaiser geschickt. Dieser untersuchte, ob die Wahl den Satzungen der Kirche gemäß geschehen sey, und erkannte er die Rechtmäßigkeit derselben, so gab er oder sein Stellvertreter die Erlaubniß, den Neugewählten zu weihen. Dieses mit vielen Beispielen aus der Geschichte zu belegen, ward dem Wido nicht schwer. Besonders verbreitete er sich mit auffallender Vorliebe über das Betragen des heiligen Pabstes Gregorius des Großen, bei dessen Erhebung auf den päbstlichen Stuhl *), und über das

*) Da unter andern seichten Einwürfen Anselm von Lucca auch behauptet hatte, daß kein griechischer Kaiser zu irgend einer Zeit es sich erlaubt habe, an einer ge-

Schreiben, welches derselbe bei dieser Gelegenheit an Theotista, die Schwester des Kaisers Mauritius, erließ.

---

schehenen Pabstwahl Etwas zu ändern, mithin das sogenannte Bestätigungsrecht blos eine Form, eine leere Hofceremonie gewesen sey. Dies konnte durch nichts besser widerlegt werden, als durch die bestimmte Erklärung des Pabstes Gregor des Großen, der zu Folge er dem Kaiser nicht blos das Recht der Bestätigung, sondern auch das Recht eine, wenn auch auf canonischem Wege geschehene Wahl wieder umzustoßen. — Schon von allen Ständen Roms einstimmig zum Pabste gewählt, aber noch immer zitternd bei dem Gedanken an die, mit dieser schweren und heiligen Würde verbundene furchtbare Verantwortlichkeit, daher fest entschlossen, auf jede Weise sich derselben zu entziehen, hatte Gregor gleich in der, auf den Wahltag folgenden Nacht einen Eilboten nach Constantinopel abgefertiget mit einem Schreiben an den Kaiser, in welchem er ihn dringend bat, die geschehene Wahl nicht zu genehmigen, und den Römern zu befehlen, unverzüglich zu einer neuen Wahl zu schreiten. Aber der damalige Präfekt von Rom, der von Seite Gregors so Etwas vermuthete, ließ den Eilboten auffangen. Gregors Brief ward jetzt zerrissen, und statt dessen, im Namen der gesammten Geistlichkeit und des ganzen römischen Volkes eine Bittschrift an den Kaiser gesandt, daß er doch den vereinten Wünschen aller Römer seine Zustimmung nicht versagen möchte. Ohne weiteres ward jetzt die Wahl bestätiget, und Gregor darauf, trotz alles seines Sträubens geweihet. An die Schwester des Kaisers, die Prinzessin Theotista, erließ nun Gregor ein Schreiben, in welchem er über die große und schwere, von ihrem Bruder ihm auferlegte Bürde klagt. In diesem Briefe findet man gegen das Ende desselben folgende nicht ganz unmerkwürdige Stelle: „Ecce serenissimus dominus Imperator fieri simiam Leonem jussit. Equidem pro jussione illius *vocari* potest, *fieri* autem leo non potest. Unde necesse est, ut omnes culpas ac negligentias meas non mihi, sed suae pietati deputet, qui virtutis ministerium infirmo commisit.

Er bemerkt, daß der heilige Gregor, dem gewiß die Canons nicht unbekannt waren, sich auch nicht allem diesem würde gefügt haben, wenn es denselben entgegen gewesen wäre. — Zwar sey bisweilen der Neugewählte, ohne daß man die kaiserliche Bestätigung abgewartet hätte, schon geweihet worden, aber daran wäre immer irgend ein imperiöses, ein solches Verfahren rechtfertigendes Ereigniß Schuld gewesen; wie z. B. als Rom von den Longobarden belagert ward, und den Römern alle Wege abgeschnitten waren, den Wahlbericht an den Hof nach Constantinopel gelangen zu lassen. — Von den griechischen Kaisern sey dieses Recht an die Franken gekommen*), und bei diesen es eben so wie bei jenen

*) Diese geschichtliche Deduktion Wido's ist nicht ganz richtig. Sie hat einige nicht ganz unbedeutende Lücken. — Es ist nämlich vollständig erwiesen, daß von dem Augenblicke an, da die griechische Herrschaft über Rom aufgehört hatte, die Pabstwahl beinahe ein ganzes Jahrhundert hindurch völlig frei war. Erst durch einen, zwischen dem Pabst Eugen dem Zweiten — (824—27) und dem Kaiser Lothar geschlossenen Vertrag ward festgesetzt, daß nach geschehener, völlig freier Wahl der Neugewählte nur in Gegenwart des Kaisers oder dessen Stellvertreters geweihet werden sollte. Diesen Vertrag hob Hadrian III. (884—86) wieder auf, und verordnete, daß in der Zukunft der Pabst sogleich nach seiner Wahl und ohne Rücksicht auf den Kaiser oder dessen Stellvertreter sollte geweihet werden. Aber schon in dem Jahre acht hundert acht und neunzig sah Pabst Johann IX. sich gezwungen, jenen zwischen Eugen und Lothar geschlossenen Vertrag auf das neue wieder geltend zu machen. Die Ursache davon war das Streben der unruhigen Adelsparteien in Rom, den päbstlichen Stuhl, bei dessen Erledigung, ihrem Interesse entsprechend zu besetzen. Aber des Pabstes beabsichtigter Zweck ward nicht erreicht. Das kaiserliche Ansehen war jetzt zu sehr gesunken. Die italienischen Großen hatten sich größtentheils der Carolingischen Herrschaft entzogen. Arnulph

bis auf die Zeiten Gregors VII. gehalten worden. Otto I. habe sogar noch bei Lebzeiten des Johannes XII. Leo VIII. auf den päbstlichen Stuhl erhoben, und den Benedikt, den die Römer nach dem Tode des Johannes, jedoch ohne die Einwilligung des Kaisers gewählt hätten, wieder abgesetzt und in die Verbannung nach Deutsch-

---

war der letzte von den Carolingern, der in Rom gekrönt ward. Mit seinem Abzuge aus Italien schloß sich die Reihe der bisherigen römischen Kaiser. Um die Krone von Italien schlugen sich nacheinander mehrere Competenten, und wenn es auch einigen von diesen gelang, sich in Rom krönen zu lassen, so waren sie doch bei ihrer geringen Territorialmacht nur wahre Schattenkaiser, hatten in Rom gar kein Ansehen, konnten daher auch keinen Schutz gewähren, und die Päbste jener Periode wurden größtentheils in einer unwürdigen Abhängigkeit von der jedesmal herrschenden Adelsfaktion gehalten, die dann nicht selten auch selbst auf die Besetzung des päbstlichen Stuhles sich eines höchst fluchwürdigen Einflusses anmaßten. Aber eben darin lag auch der Grund, warum nachher die Römer Otto dem Ersten, als mit diesem die Reihe wahrer römischer Kaiser wieder begonnen, er auch Italien mit Deutschland und die römische Kaiserkrone mit der deutschen Königskrone auf immer vereint hatte, einen Eid leisteten, kraft dessen sie der freien Pabstwahl entsagten. Von jetzt an ward der römische Stuhl geradezu von sämmtlichen Kaisern aus dem sächsischen Hause besetzt, die noch überdies, trotz allen doch so rechtlich gegründeten Ansprüchen der Päbste, nicht blos in Rom, sondern im ganzen Kirchenstaat eine beinahe unumschränkte Gewalt ausübten. So blieb es bis nächst zu den Zeiten Gregors VII. und Heinrichs IV., dessen Vater, Heinrich dem Dritten, die Römer, wegen des großen Scandals, das Benedikt IX. und ein dreifaches Pabstthum der Christenheit gegeben hatte, ebenfalls die Besetzung des römischen Stuhles, obgleich nicht ganz ungezwungen, hatten überlassen müssen. — (Man vergleiche damit Döllingers Lehrbuch der Kirchengeschichte II. Bd. 1. Abth. §. 1.)

land gesandt. Wido bemerkt jedoch dabei, daß der Kaiser hier die Grenzen seiner Macht bei weitem überschritten habe; daher er auch andere ähnliche Beispiele übergehe, und seine Behauptung nicht auf solche stützen wolle, wo die Kaiser gegen die Vorschriften der Kirche sich das Recht angemaßt hätten, Päbste zu ernennen und einzusetzen; denn dies sey der Sinn der kirchlichen Constitutionen, daß über Kirchensachen kein Laie irgend ein Recht habe, obgleich der König nicht als ein gewöhnlicher Laie zu betrachten wäre; indem er gesalbt und sein hohes Amt zum Theile auch geistlicher Natur sey.

14. Darauf gründlich zu antworten, konnte der päbstlichen Partei nicht schwer fallen. Um so mehr muß man sich also wundern, daß sie demungeachtet dennoch zum Theil wieder zu offenbar ungegründeten geschichtlichen Angaben ihre Zuflucht nahm. Eigentlich hatte Wido nichts erwiesen, als nur, daß das Recht, die Pabstwahlen zu bestätigen, ein in dem Herkommen gegründetes kaiserliches Recht sey, und dieses auch bis zu den Zeiten Gregors VII. von den Kaisern oder den zu der kaiserlichen Würde schon bestimmten deutschen Königen wäre ausgeübt worden. Aber kein Herkommen, welchen langen Zeitraum es auch umfassen mag, kann in der Kirche Etwas zu einem bleibenden unabänderlichen Recht machen, was den primitiven apostolischen Constitutionen zuwider läuft. Jenes Bestätigungsrecht war den Kaisern gleichsam nur provisorisch übertragen worden, und zwar in gebieterischen, drangvollen Zeiten, um die Kirche gegen mancherlei sie bedrohende Gefahren zu schützen; da diese nun vorüber waren, so versteht es sich von selbst, daß auch die diesfalls gemachten menschlichen Einrichtungen aufhören müssen. Zudem deutet das Bestätigungsrecht auch offenbar auf eine gewisse Art der Abhängigkeit der Kirche von der weltlichen Macht. Aber dies darf durchaus nicht gestattet werden.

Für sich und in allen ihren Bewegungen muß die Kirche vollkommen frei seyn. Christus selbst hat den Stuhl des heiligen Petrus gegründet. Ehrfurchtsvoll müssen alle Mächte der Erde sich vor demselben beugen; und nur, wenn dazu aufgefordert, dürfen sie oder vielmehr sind sie verpflichtet, jedoch nicht als Gebieter, sondern als treue und gehorsame Söhne desselben, herbeizueilen, um ihn nöthigen Falles zu stützen und noch mehr zu erheben. — — Noch weit schwerer ward es dem Bischof Wido, den Beweis zu führen, daß der König das Recht habe, einen Pabst abzusetzen. Sehr klug umgeht er daher gänzlich diese Frage, die er ohnehin so eben schon verneinend beantwortet hatte; denn wenn, wie er selbst sagte, es von Seite des Kaisers eine freche Anmaßung ist, aus eigener Machtvollkommenheit einen Pabst einsetzen zu wollen; so folgt ja offenbar daraus, daß der Kaiser auch eben so wenig das Recht habe, einen auf canonischem Wege rechtmäßig gewählten und allgemein anerkannten Pabst wieder abzusetzen. Wido verändert also jetzt seinen Standpunkt, betrachtet demnach die Absetzung Gregors als einen von der Kirche, das heißt, von den Bischöfen vorgenommenen Akt, und stützt dessen Gültigkeit und Rechtmäßigkeit auf die, wie er sagt, doppelte Ketzerei des Gregors, nämlich Könige absetzen, die Unterthanen ihres geleisteten Eides entbinden und überhaupt jeden vollgültigen Eid wieder lösen zu können. In demselben Sinne spricht auch der Bischof Waltram. Aber gewaltig steht Beiden, und Allen, die ihre Meinung theilen, der schon in den ältesten Zeiten in der Kirche aufgestellte Grundsatz entgegen: Sedes Romana omnes judicat et a nemine judicatur. — Die Behauptung, daß ein Pabst abgesetzt werden könnte, wenn er Ketzereien lehrte, mithin selbst ein Ketzer würde, ist in so ferne eine grobe Absurdität, weil es einen solchen Fall nie gegeben hat, nie geben wird, und an sich schon durchaus unmöglich ist, denn das Gebet des Gott-

menschen für seinen Apostel und dessen Nachfolger ertönt noch immer vor dem Throne des ewigen Vaters und wird bis an das Ende der Welt vor demselben ertönen. — Möge also auch der moralische Charakter eines Pabstes seyn wie er nur immer will, mag sein übriges Thun und Streben auch wirklich nichts weniger als flecken- und tadellos seyn; so gibt es doch keine Macht auf Erden, die über ihn ein gerichtliches Urtheil zu fällen ermächtiget wäre. Selbst der ganzen Kirche, und wenn auch alle Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte versammelt wären, steht das Recht nicht zu, einen Pabst seiner hohen Würde zu entsetzen. Die Kirche steht nicht über dem Pabst; wohl aber besteht die Kirche nur durch den Pabst. Denn was ist ein Körper von seinem Haupte getrennt? ein bloßer Rumpf, dem es, weil eines Hauptes ermangelnd, auch an Leben, wie an geordneter und geregelter Bewegung gebricht. — Haben die Könige über sich nur Gott zum Richter; so können noch um so viel mehr die Päbste über sich nur den Ewigen, Allwissenden als ihren Richter anerkennen. Dieser allein kann, wenn er sie auf der Wagschale seiner Gerechtigkeit zu leicht findet, auch von ihrem erhabenen Posten wieder abrufen.

15. Die ungeheure, mit jedem Tage steigende Anzahl der Gebannten gab ebenfalls Anlaß, daß man den Bann, das heißt in seinen Folgen und Wirkungen, einer nähern Prüfung unterzog. Die überspannten Anhänger Gregors behaupteten sogar, daß alle, welche mit einem Gebannten Umgang hätten, in gleiche Kirchenstrafe verfielen. Der Bannstrahl trennte auf diese Weise die Gattin von dem Gatten, die Kinder von dem Vater, die Schwester von dem Bruder, die Diener, ja selbst die Leibeigenen von ihrem Herrn. Von dem Gebannten durfte Niemand Etwas kaufen, noch auch Etwas käuflich demselben überlassen, noch viel weniger ihm ein Geschenk damit machen. — Daß

dieses nicht in dem wahren Sinne der alten, sich hierauf beziehenden, obgleich ziemlich strengen Kirchensatzungen liegen konnte; dies begreift selbst der beschränkteste Verstand. Jedes Excommunicationsurtheil wäre ja für den Excommunicirten stets auch dessen Todesurtheil gewesen. Das Monstruöse davon stellte sich jetzt um so widerlicher heraus, da die allzuhäufigen und zum Theile bisweilen übereilten *) Bannsprüche Gregors die Anzahl der Gebannten in ganz unnatürlichem Maße vermehrte und, wenn die, welche mit Gebannten irgend einen Umgang pflegten, ebenfalls in gleiche Strafe fielen, bald die halbe Bevölkerung Deutschlands und Italiens unter dem Bannfluch gebunden gewesen wäre. Die vielen, von allen Seiten sich dagegen erhebenden Klagen, wohl auch die Einsicht, daß eben dadurch die Kraft seines Bannstrahles nicht wenig müßte geschwächt werden, besonders da unter den Gebannten so viele ausgezeichnete, in der öffentlichen Meinung hochgestellte, und auch wirklich der allgemeinen Achtung würdige Männer sich befanden, bewogen endlich Gregor, der bisherigen ungeheuern Ausdehnung des Bannes engere Grenzen zu setzen, und die Strenge der von ihm aufgestellten Grundsätze hinsichtlich des Umganges

*) Selbst der ebenfalls sehr fromme, aber eben daher auch sehr gemäßigte Erzbischof Gebhard von Salzburg gestand dieses einigermaßen ein. „Etsi," sagt er gegen das Ende seiner Vertheidigungsschrift für Gregor, „in illis synodalibus judiciis districtio mansuetudinem excessisset, ita ut Dominus Apostolicus plus solito, et non pro materia super eos manum congravarit; decuerat tamen orthodoxos Episcopos Catholico Principi suadere etc." Auch in Ansehung der großen Gefahren für die Seelen bei Auflösung des Eides stimmte er mit Gregors Gegnern ziemlich überein; und sucht blos Gregors Verfahren, durch das frühere, frevelhafte Benehmen der in Worms versammelten Bischöfe zu entschuldigen.

mit Gebannten um vieles zu mildern. In einer, von ihm in Rom gehaltenen Synode erlaubte er nun den Frauen, Kindern, Dienern, Knechten, Mägden und Leibeigenen eines Gebannten, wie auch andern, mit demselben in nähern Verhältnissen stehenden Individuen, ihre bisherige Verbindung fortzusetzen. Eine Ausnahme machte er nur mit den Räthen eines gebannten (Fürsten), weil diese, wie er sagt, den unter dem Banne Liegenden nur noch mehr in seiner Verkehrtheit bestätigen könnten. Auch gestattete Gregor, daß man in Zukunft von den Gebannten Etwas kaufen könnte, wenn dasselbe nicht bei einem andern zu finden wäre. Eben so ward nun auch erlaubt, daß man den Gebannten das Nöthige zu ihrem Unterhalt, nur nicht das Ueberflüssige reichen dürfte*). — Mit Gregors und der eifrigsten unter seinen Anhängern bisher befolgten Grundsätzen in Beziehung auf den Umgang mit Gebannten, stand die Frage über die Gültigkeit oder Ungültigkeit der, von einem excommunicirten Bischofe ertheilten Weihe, in unmittelbarer Verbindung. Die Gültigkeit derselben hatte schon der heilige Petrus Damiani anerkannt. Aber das Gegentheil behauptete jetzt die päbstliche Partei, jedoch bei

*) — — Devicti misericordia (!) anathematis sententiam ad tempus, prout possumus, opportune temperamus. Apostolica itaque auctoritate ab anathematis vinculo hos subtrahimus, videlicet excommunicatorum uxores, liberos, servos, ancillas seu mancipia, nec non rusticos et servientes, et omnes alios, qui non adeo curiales sunt, ut eorum consilio scelera perpetrentur, et illos, qui ignoranter excommunicatis communicant, seu illos, qui communicant cum eis, qui communicant cum excommunicatis. Quicumque autem aut arator, sive peregrinus aut viator in terram excommunicatorum devenerit, ubi non possit emere, vel non habet unde emat, ab excommunicatis emendi et accipiendi licentiam damus; et si quis aliquid excommunicatis non pro sustentatione superbiae, sed humanitatis causa dare voluerit, fieri non prohibemus.

weitem nicht alle, die zu derselben gehörten. Viele schwankten über diesen Punkt, während andere Genossen derselben Partei öffentlich die Meinung des Anselm von Lucca bestritten, welcher zu Folge ein, von einem im Banne liegenden Bischof Geweihter auf das neue wieder müßte geweihet werden. Darin hatte jedoch der heilige Mann offenbar Unrecht. Der Pabst konnte verordnen, daß kein Geistlicher von einem gebannten Bischof die heiligen Weihen empfangen soll. Ward dieses Gebot übertreten, so konnte der Uebertreter, der sich trotz der päbstlichen Verordnung von einem Excommunicirten hatte weihen lassen, wegen seines Ungehorsams gegen das Oberhaupt der Kirche bestraft, ihm aber die erhaltene Weihe nicht mehr genommen werden, da ja diese, wie jedes Sacrament, ihren Werth nicht von der Würdigkeit desjenigen erhält, der sie ertheilt. Die potestas ordinis kommt nicht von dem Pabst, nur die potestas jurisdictionis. Der Pabst kann demnach einem Bischofe verbieten, von seiner potestas ordinis Gebrauch zu machen. Thut dieser es aber demungeachtet, so wird er seines Ungehorsams wegen immer noch schuldiger. Aber die Sacramente, die er gespendet, verlieren nicht das Mindeste von ihrer Kraft, wie von ihrem Werthe. Der Sünder, dem er die Lossprechung von seinen Sünden ertheilte, bleibt losgesprochen, und bedarf, wenn er die gebeichteten Sünden nicht wieder begeht, keiner neuen Lossprechung von denselben. Hat der Gebannte Brod und Wein consecrirt, und hierauf einem andern es gereicht; so hat dieser auch den wahren Leib und das wahre Blut Jesu Christi empfangen. Mit allen übrigen Sacramenten verhält es sich eben so, daher auch unstreitig der Geistliche, der die Weihe von einem gebannten Bischofe erhalten hat, keiner nochmaligen Weihe bedarf. Gewiß wäre es zu wünschen gewesen, daß Gregor auch diesfalls eine Milderung hätte eintreten lassen; besonders da das Volk, die Vornehmen wie die Geringern,

weil nicht gehörig belehrt, nun auch nothwendig in den Wahn gerathen mußten, daß ein, von einem gebannten Bischofe geweihter Priester die heiligen Sacramente zu spenden unfähig sey. Dieser Wahn war jetzt um so trauriger, da auch zu gleicher Zeit alle verehelichten, oder im Concubinate lebenden Priester, deren Anzahl nicht klein war, überall bisweilen sogar von dem Volke theils vertrieben, theils aus Furcht vor Mißhandlungen entflohen waren. Völlig verlassen und verwaißt standen jetzt an manchen Orten Kirchen und Altäre, und in allen seinen geistigen Bedürfnissen, selbst oft sogar an den Pforten der Ewigkeit, mußte das arme Volk alles religiösen Trostes und priesterlichen Beistandes entbehren. So lange jedoch Gregor lebte, blieb es bei der, hinsichtlich der von Gebannten ertheilten Weihen, bei der bisherigen strengen Observanz. Erst nach seinem Tode sah man die Nothwendigkeit ein, von dieser Strenge wenigstens in Etwas nachzulassen; und Urban II., Gregors zweiter Nachfolger auf dem heiligen Stuhle, erklärte auf dem weltberühmten, ewig merkwürdigen, in dem Jahre ein Tausend und fünf und neunzig, zu Piacenza gehaltenen Concilium*), daß, wenn ein Geistlicher aus Unwissenheit die Weihe von einem gebannten Bischofe erhalten habe, dieselbe dennoch gültig sey, und er keiner zweiten mehr bedürfe.

16. Zur Vertheidigung der verehelichten Geistlichen ward keine auch nur einigermaßen bedeutende Feder

*) Von diesem Concilium, mit welchem auch eigentlich die Geschichte der Kreuzzüge beginnt, und das wegen der zahllosen, darauf versammelten Menge von Geistlichen und vornehmen Laien, Cardinälen, Bischöfen, Aebten, Priestern und Mönchen, Fürsten, Grafen, Edeln und Rittern auf freiem Felde mußte gehalten werden, wird zu seiner Zeit nähere und umständlichere Meldung geschehen.

26*

in Bewegung gesetzt, wenigstens keine von den im Eingange dieses Abschnittes bezeichneten Gelehrten*). Diese Arbeit überließ man den Verheiratheten selbst. Nur wegen der Strenge der Masregeln, die Gregor gegen den unenthaltsamen Clerus eintreten ließ, machten Waltram, Dietherich von Verdün, und besonders ein Ungenannter**), dem Pabste sehr harte, aber durchaus ungegründete und ungerechte Vorwürfe. Als Vertreter der Priesterehen erhob sich vorzüglich der Clerus von Cambrai und Noyon. Er beschwerte sich über Rom und den römischen Legaten Hugo, der ihre Ehen auflösen und ihnen verbieten wolle, mehr als eine Präbende zu haben, während sie doch, da sie Weiber und Kinder ernähren und versorgen müßten, kaum mit zwei oder drei Präbenden bestehen könnten. Bittere Klage ward auch über den Bischof von Cambrai von dessen Geistlichen geführt, weil er ihre Söhne nicht mehr zu Priestern weihen, ihnen selbst sogar, ihrer Frauen wegen, den Dienst am Altare untersagt hatte. Die Rechtmäßigkeit der Priesterehen stützten sie theils auf die Disciplin des alten Bundes, die jedoch, wenn sie dieselbe in ihrem Geiste und nicht nach dem bloßen todten Buchstaben aufzufassen fähig gewesen wären, eher gegen als für sie gezeuget haben würde, theils auch auf einige, obgleich auf die Frage wenig oder gar nicht anwendbare Bibelstellen, vorzüglich auf den Spruch des Apostel Paulus: der Bischof sey Eines Weibes Mann***), und endlich,

---

*) Jedoch mit Ausnahme des Siegebert von Gemblouers, der sich ganz besonders berufen fühlte, für den beweibten Clerus gegen Gregor den Siebenten in die Schranken zu treten.

**) Epistola *Cujusdam* adversus laicorum in presbyteros conjugatos calumniam (*Martene* Thes. Anec. T. I. p. 230.).

***) Es ist unbegreiflich, daß selbst noch heute zu Tage die Gegner unserer Kirche auf den Ausspruch des

und zwar mit ganz besonderm Nachdruck auf des heiligen Bischofes Paphnutius auf dem allgemeinen Concilium

---

Apostels: Es soll aber ein Bischof unsträflich seyn Eines Weibes Mann! sich stützen, um den bei uns eingeführten Cölibat als eine mit den apostolischen Verordnungen in grellem Widerspruche liegende, mithin verwerfliche Einrichtung darzustellen. Erstens hat Paulus nicht angeordnet, daß ein Bischof eines Weibes Mann seyn müsse, sondern nur, daß, wenn derselbe verheirathet wäre, er noch in erster Ehe leben und nicht der Mann einer zweiten Frau seyn dürfe; eine Beschränkung, die, weil der Laie ihr nicht unterworfen war, schon auf einen höhern Grad von Enthaltsamkeit des geistlichen Standes hindeutet. Hätte es zu den Zeiten des heiligen Paulus schon Clerikal-Seminarien gegeben, mithin der große Apostel unter mehrern zu dem Priesterthum geeigneten Individuen die Wahl gehabt, so würde er ganz gewiß die bischöfliche Würde nicht einem, auch nur Eines Weibes Manne übertragen haben. Zweitens müssen sich jene Herren doch nicht minder erinnern, daß der Apostel bald darauf auch noch einen ganz andern Rath gab, und zwar deßwegen ihn gab, weil er, wie er selbst sagt, wünschte, daß sie ohne Sorgen seyn möchten. Aber für wen kann es wünschenswerther seyn, daß alle zeitlichen Sorgen ferne von ihm gehalten würden, als gerade für einen Geistlichen, besonders für einen Priester? Welchen Vorwurf kann man also unserer heiligen Kirche machen, daß sie, als günstigere Zeitumstände eingetreten waren und sie sich freier bewegen konnte, nun das, was ein großer und heiliger Apostel als einen heilsamen Rath angegeben hatte, zu einem bindenden Gesetze erhob; besonders da früher schon zahllose, in den Geist des Evangeliums tiefer eindringende, daher mit ihm vertrautere fromme Seelen das Nämliche, bevor die Kirche es noch geboten, sich selbst schon zum Gesetze gemacht hatten*).

---

*) Wir bitten unsere Leser, sich das in das Gedächtniß zurückführen, es nöthigen Falls wieder zu lesen, was wir über den, von Christus schon vorhergesagten, auf evangelischer Vollkom-

von Nicäa darüber geäußerten Ansicht. Diese so ungemein erbärmlichen Einwendungen nicht blos zu wider-

— — Aber von noch größerm Erstaunen wird man ergriffen, wenn man sogar von geistvollen, jedoch unserer Kirche nicht angehörigen Gelehrten sagen hört: der Cölibat unserer Geistlichkeit sey blos das Erzeugniß einer heillosen Staatsklugheit des römischen Stuhles. Liegt dieser — bald möchte man sagen — halb wahnsinnigen Behauptung nicht eine totale Unkenntniß der Kirchengeschichte der ersten vier Jahrhunderte zum Grunde; so ist sie ein abermals schlagender Beweis, wie sehr confessionelle Vorurtheile und zum Theil auch angeerbter Haß gegen alle Institutionen unserer heiligen Kirche selbst hellere Augen zu verblenden im Stande sind. Konnte dann wohl zu den Zeiten der Concilien von Neocäsarea, von Nicäa und des heiligen Pabstes Siricius, der gegen das Ende des vierten Jahrhundertes blühete, schon von einer römischen, nach Erreichung weltlicher Zwecke durch geistige Mittel strebenden heillosen Staatsklugheit die Rede seyn. Man darf sich nur in jene Zeiten zurücksetzen, um diesen abgeschmackt-lächerlichen Wahn gleichsam mit Händen zu ergreifen. Von jener Zeit an ward das Gebot völliger Enthaltsamkeit für die gesammte Geistlichkeit aller über den Erdkreis zerstreuten Kirchen bindende Norm, und blieb es auch*),

menheit beruhenden, durch die Heiligkeit der priesterlichen Funktionen, so wie durch die schweren, mit Selbstaufopferung verbundenen Berufspflichten des Priesterstands offenbar schon **bedingten** Cölibat unserer Geistlichkeit in dem 23. B. der Forts. von Seite 412 bis 419 gesagt haben. Der Gegenstand verdient um so mehr die ernste Beachtung jedes Katholiken, da jetzt leider selbst unter der katholischen Geistlichkeit **gewisser Länder** wieder neue Feinde unsers kirchlichen Cölibats aufgetaucht sind.

*) Gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts erlaubten sich zwar die Orientalen, auf ihrem sogenannten trullanischen Concilium, das Gebot der Ehelosigkeit in einigen Punkten zu mildern. Aber die von ihnen gemachten Modificationen wurden von der römischen Kirche sogleich verworfen, auch nachher nie von ihr angenommen; obgleich sie sich aus dieser Ursache damals noch nicht von der orientalischen Kirche trennte.

legen, sondern deren völlige Nullität recht anschaulich zu machen, dazu bedurfte es wahrhaftig keiner großen Anstrengung. Aber um so sonderbarer erscheint es, daß Bernold von Constanz, um den Beweis, den die Verheiratheten auf jene Aeußerung des heiligen Paphnutius gründen wollten, zu entkräften, die Rede dieses heiligen Bischofes und Bekenners für apocryphisch erklärt. Auch Neuere, wie Baronius, Valois und noch einige Andere sind ihm hierin gefolgt. Aber das Stillschweigen eines oder auch zweier Geschichtschreiber vermag nicht das ausdrückliche Zeugniß mehrer Andern zu entkräften. Eusebius hatte gute Gründe, über das Concilium von Nicäa flüchtig hinwegzueilen. Es ist daher sehr begreiflich, daß er Nebenumstände mit Stillschweigen übergeht. Uebrigens ergibt es sich blos aus jenen Worten des heiligen Paphnutius, daß man damals, wahrscheinlich durch die Zeitumstände gezwungen, da noch die Hälfte der römischen Welt heidnisch war, auch Verheiratheten die heiligen Weihen ertheilte, daß jedoch jeder, der sie ledig erhalten hatte, nicht mehr heirathen durfte, ohne seines Amtes entsetzt zu werden; und da die versammelten Väter jetzt im Begriffe standen, auch jenen, die vor der Weihe geheirathet hatten, ihre Frauen zu nehmen; so nahm sich Paphnutius derselben an, und ersuchte das Concilium, es bei dem alten Brauch zu lassen. Zum Theile also, wie man sieht, war der Cölibat schon vor dem nicänischen Concilium (326) in der Kirche eingeführt. Bald darauf erhielt das Verbot des ehelichen Zusammenlebens eines Geistlichen mit einer Frau noch eine weit größere Ausdehnung;

---

bis bei dem, unter der abendländischen Geistlichkeit in dem 10. Jahrhundert eingerissenen völligen Sittenverfalle, auch das Gebot größerer Reinheit und Heiligkeit, mithin der Ehelosigkeit, zuerst immer gröber und häufiger verletzt, endlich zu den Zeiten Gregors VII. beinahe in völlige Vergessenheit gerathen war.

und ein in dem Jahre 384 erlassenes Sendschreiben*) des heiligen Pabstes Siricius machte den Cölibat der Geistlichkeit zu einem für alle Kirchen geltenden Gesetze. Von jetzt an wurden keinem Verheiratheten mehr die heiligen Weihen ertheilt, und wollte ein Verehelichter Diacon werden; so mußte er von seiner Frau (versteht sich mit deren Einwilligung) sich trennen und vollkommene Enthaltsamkeit für sein ganzes Leben geloben. Selbst die, welche in schon vorgerückten Jahren in den geistlichen Stand treten wollten, konnten nur dann aufgenommen werden, wenn sie bis dahin nur in erster Ehe gelebt und ihre Frau als Jungfrau geheirathet hatten. Diese Verordnungen wurden nachher von mehreren andern heiligen Päbsten, wie auch durch Conciliensbeschlüsse erneuert und über deren Aufrechthaltung mit der größten Sorgfalt gewacht. Es ist demnach nicht zu begreifen, wie beweibte Cleriker im eilften Jahrhundert sich noch auf das Concilium von Nicäa und dessen Verfügungen berufen konnten.

17. Da Gregor allem Volke verboten hatte, dem Gottesdienste beweibter Priester beizuwohnen, die heiligen Sacramente von ihnen zu empfangen rc., so deuteten seine Gegner dieses Verbot nun so, als wenn er die Kraft des Sacraments von der Würdigkeit des Spenders desselben abhängig mache. Aber daran dachte Gregor auch nicht von weitem. Es geht ja schon aus der Natur der Sache hervor und beruhet auch auf Canons der ältsten Zeiten, daß man mit jenem, den die Kirche aus ihrer Gemeinschaft ausgestoßen hat, auch

*) *Epistola decretalis.* Solche Sendschreiben wurden von den Päbsten erst nach einem, wegen der jedesmal vorliegenden Frage, gehaltenen Concilium erlassen, und die darin enthaltenen Bestimmungen hatten demnach allgemein geltende gesetzliche Kraft.

keine Kirchengemeinschaft pflegen, mithin auch die heiligen Sacramente nicht von ihm empfangen darf. Mit Recht konnte also der Pabst dem Volke verbieten, an irgend einer kirchlichen Amtsverrichtung eines beweibten und daher jetzt excommunicirten Priesters Antheil zu nehmen. Freilich mußte dieses sehr traurige Folgen herbeiführen. Das Volk wurde an vielen Orten allem Gottesdienste nach und nach völlig entfremdet. Laien mußten ihre Kinder selbst taufen. Dieser Uebelstand war jedoch nicht von großer Bedeutung, da ja die in Nothfällen auch von Laien ertheilte Taufe gültig ist. Eben so war auch keine priesterliche Einsegnung geschlossener Ehebündnisse möglich. Dieses wäre jedoch ebenfalls ein minderes Unglück gewesen, wenn nicht, wie vielleicht auch jetzt noch, das Volk die irrige Meinung gehabt hätte, die Kraft des Sacraments der Ehe bestehe in der priesterlichen Einsegnung *). Aber wahrhaft zu bedauern und zu bejammern war es, daß jetzt viele Menschen ohne Empfang des heiligen Sacraments, dieser göttlichen Stärkung, dahin starben. Aber eben daher ergrimmte auch gegen die beweibten Geistlichen überall das Volk, und nun fehlte es auch leider nicht an mancherlei hie und da verübten Greuelthaten. Priester wurden verstümmelt, einige sogar ermordet; und viele verließen aus Furcht vor dergleichen Mißhandlungen Haus und Hof und irrten gleich Bettlern in der Welt umher. Aber alle diese Folgen, wie beweinenswerth sie auch an sich selbst waren, konnten doch unmöglich dem Papste zu Last gelegt werden. Seine Gegner gestanden selbst ein, daß nichts schöner und erwünschter seyn könnte, als wenn die

---

*) Daß das Sacrament der Ehe nicht in der priesterlichen Einsegnung bestehe, dieß hat der große Pabst Nicolaus I. schon in seinem Decretalschreiben an die damals erst unlängst zum Christenthume bekehrten Bulgaren deutlich ausgesprochen.

Priester wieder sämmtlich ein keusches und reines Leben führten*). Dieses schöne Werk, setzen sie hinzu, hätte jedoch, wenn in frommer Gesinnung begonnen, auch in Gerechtigkeit und durch mildere Mittel ausgeführt werden müssen. Aber warum bezeichnen sie nicht genauer jene sanftere und gerechtere Wege, auf dem Gregor diesen edeln Zweck erreicht haben würde? Schon der heilige Papst Leo IX. und dessen Nachfolger, besonders Alexander II. eiferten gegen nikolaitische Häresie; versuchten dagegen bald gelinde, bald strengere Mittel, jedoch stets fruchtlos; das pestartige Uebel fraß immer noch weiter um sich, drang immer nur noch tiefer in den Körper der Kirche. — Aber noch weit absurder ist es, wenn die Gegenparthei den Pabst beschuldiget, durch sein Gebot der Enthaltsamkeit, nur wieder zu andern Sünden eine Veranlassung zu geben; denn, sagten sie, da dieses Gebot dennoch von vielen in Geheim würde übertreten werden; so würden diese dadurch zu Lügnern, mithin zu Ketzern; und der heilige Augustinus warne doch so sehr gegen die Lüge, indem diese die Seelen verderbe. — Dieser sonderbaren Argumentation zu Folge dürfte die Kirche nie ein Prohibitivgesetz erlassen, indem es jedesmal vorauszusehen wäre, daß es hie und da Einen geben werde, der dasselbe, sobald es im Verborgenen geschehen könnte, auch übertreten würde. Mag auch, durch Vertreibung der beweibten Cleriker, die Gährung in den Gemüthern und die Verwirrung in den Kirchen noch so groß gewesen seyn, mag selbst das Volk in seinem unverständigen leidenschaftlichen Eifer sich bisweilen zu Greuelthaten haben hinreißen lassen; so waren dieses doch nur schnell vorübergehende Uebel, und nicht von weitem zu vergleichen mit den schrecklichen Folgen, die es gehabt haben würde, wenn man noch

*) Quid pulchrius, quid Christianitati conducibilius, quam sacros ordines castitatis legibus subjicere (epist. Cujusd.)

länger in der Kirche jenes verdorbene, zuchtlose Bastardgeschlecht, wie Döllinger mit Recht es nennt, geduldet hätte, das am Ende noch alle und selbst die geheimsten Organe des kirchlichen Lebens vergiftet, und jeden darin glühenden göttlichen Funken erstickt haben würde. Der heftige, gewöhnlich sogar das Leben der Bischöfe bedrohende Widerstand, den die beweibten Cleriker an allen Orten leisteten, und der nicht ohne Grund die verruchtesten Mordanschläge und die gewaltsamsten Maßregeln von Seite der Wüthenden befürchten ließ, und wodurch auch der Erzbischof Siegfried von Mainz sich in einem Schreiben an Gregor zu dem demüthigen Bekenntniß gezwungen sah, daß es nicht mehr in seiner Macht stünde, die päbstlichen, auf die verehlichten Geistlichen sich beziehenden Decrete in Ausführung zu bringen und die nöthige Folgsamkeit ihnen zu verschaffen. Er, der Pabst, daher selbst auf Mittel denken möchte, wie dieselben durchgesetzt werden könnten: Alles dieß beweißt, welche tiefe und feste Wurzeln dieses schreckliche Uebel schon überall geschlagen hatte. Es war die höchste Zeit, jetzt mit dem größten Ernste, mit rücksichtloser Strenge und ohne alle Schonung und Berücksichtigung der vielen widerstrebenden Kräfte einzuschreiten; denn nur noch ein paar Generationen später, und es würde keiner irdischen Macht mehr möglich gewesen seyn, die Christenheit von dieser, den Geist der Religion Jesu tödtenden Pestkrankheit, welche die äußere Kirche beinahe in allen ihren Adern eingesaugt hatte, wieder zu befreien. Schon waren in Italien und Frankreich geistliche Aemter von verheiratheten Priestern auf deren Söhne vererbt, ja sogar den Töchtern derselben zur Aussteuer gegeben worden. In der Normandie hatte ein Bischof sich förmlich eine Frau beigelegt und seine Vermählung durch öffentliche Feste gefeiert. Wie lange würde es noch gedauert haben, daß nicht auch in Deutschland Bischöfe solchem Beispiele gefolgt wären? Lebte ja nicht

damals Bischof Burchard von Lausanne schon öffentlich im Ehestande. Aber die deutschen Bischöfe waren zugleich ansehnliche Reichsfürsten, hatten bedeutende Lehen, Länder, Städte, Lehnsleute, freie und unfreie Bauern. Diese Besitzungen auf ihre Söhne zu vererben, würde für die verheiratheten Bischöfe die wichtigste Aufgabe ihres Lebens gewesen seyn, die sie auch um so leichter würden gelößt haben, da die Erblichkeit der Lehen längst schon eingeführt war. Aber diese zeitlichen Besitzungen waren von einer bischöflichen Kirche unzertrennlich; beide gehörten zusammen wie Leib und Seele. Wer demnach die Lehen erbte, hätte auch Erbe des bischöflichen Amtes werden müssen, dessen Verwaltung dann ganz natürlicher Weise für den geistlichen und zugleich weltlichen Erbherrn nur eine, seinen Sorgen für noch größere Erhöhung seines Hauses und seiner Familie, tief untergeordnete Nebensache gewesen wäre. Da die Formen des Lehnwesens damals alle gesellschaftlichen Verhältnisse umstrickten; so würden nun auch bald Pfarreien und alle andere kirchliche Aemter als Afterlehen von der bischöflichen Kirche betrachtet und als solche auch erblich ertheilt worden seyn. Man kann sich leicht denken, was das für ein Priesterthum geworden wäre, und was aus der ganzen deutschen Kirche hätte werden müssen. Daß sie dadurch blos zu einer zeitlichen Versorgungsanstalt für die vornehmern und vornehmsten Familien wäre herabgewürdiget worden, und aus derselben der Geist der Religion Jesu, nämlich der Geist der Demuth, der Selbstaufopferung, der Sehnsucht heiliger uneigennütziger Liebe, wie des Starkmuthes in drohenden, für Kirche und Religion gefahrvollen Zeiten hätte völlig verschwinden müssen; dieß versteht sich von selbst. Aber wo möglich noch größere Uebel standen in naher Aussicht. Die zeitlichen Verhältnisse einer so völlig entgeisteten, verweltlichen Kirche würden ganz gewiß in kurzer Zeit das Entstehen einer

Menge Particularkirchen in Deutschland herbeigeführt haben, wo es alsdann um Einheit mit der allgemeinen Kirche in Rom, mithin auch um Einheit des Glaubens auf immer geschehen gewesen seyn würde. — — Daß Gregor den Händen der weltlichen Macht das Investiturrecht entriß, mithin die Fesseln zerbrach, die nothwendig immer drückender und verderblicher und am Ende wahre Sclavenfesseln hätten werden müssen; und endlich, daß er den mehr als menschlichen Muth hatte, die in allen Ländern so sehr eingerissene, ja zur Sitte gewordene Unenthaltsamkeit des Clerus zu zügeln, daß er den Gegenwirkungen dieser zahlreichen, schon so mächtig gewordenen, über das ganze Abendland verbreiteten Corporation kühn entgegenschauete, auch wirklich und zwar nicht ohne sichtbare Hülfe von Oben der Schlang den Kopf zertrat, die Diener des Altars von dem schmähligen Joche im Dienste des Fleisches und der Sinnlichkeit befreite, ein reines, heiliges Priesterthum schuf, und durch Beides die Kirche von dem schrecklichen Abgrunde, an dessen Rand sie schon schwankte, mit gewaltigem Arme wieder hinwegriß: dieß sind unstreitig Thaten, die nicht blos in den glorreichen Annalen der Kirche, sondern auch in dem lebendigen Buche des Weltrichters mit unvergänglichen Schriftzügen eingegraben sind. Gregor VII. war im strengsten Sinne des Wortes der Retter der Kirche des Sohnes Gottes. Dieß scheint auch sein eigentlicher höherer Beruf gewesen zu seyn. Dazu ließ die, über ihrer Kirche mit mütterlicher Sorgfalt wachende Vorsehung einen Gregor werden, der, wenn gleich auch nicht vollkommen und mit menschlichen Schwachheiten angethan, dennoch gerade alles das war, was er zur Erreichung dieses höhern Zweckes hatte seyn müssen. War demnach auch Gregors Charakter nicht ganz von Fehlern, nicht von einer gewissen Herbe und allzu großen Strenge, so wie seine Handlungsweise nicht

immer von Uebereilung frei; mag er auch in seinem Verhältniß zu Heinrich IV. die Grenzen seiner Macht weit überschritten, auch durch seine in die Welt und das Leben geschleuderte Idee einer päbstlichen, sich über alle Reiche erstreckenden Weltherrschaft noch in den folgenden Jahrhunderten manche Verwirrung in Kirche und Staate veranlaßt haben; so tritt doch alles dieses vor dem weit höheren Verdienst, die Kirche von dem Verderben gerettet, und ihr das, beinahe schon erloschene Gepräge ihrer Göttlichkeit wieder aufgedrückt zu haben, in den tiefsten Hintergrund zurück. Denkt man sich nun noch hinzu die vielen, wahrhaft christlichen Tugenden, die seine reine Seele schmückten; erinnert man sich seines, von den ersten Jugendjahren an geführten stets tadellosen, frommen Wandels, seiner frühern Liebe zu klösterlichen Einsamkeit, seines glühenden Eifers für die Ehre Gottes, seines lebendigen, Berge versetzenden Glaubens und so vieler andern großen, diese seltene Natur auszeichnenden Eigenschaften, und endlich, daß er selbst für das, was er wenigstens für Wahrheit hielt, zum Märtyrer ward, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn schon mehrere seiner Nachfolger die Heiligkeit ihres großen Vorgängers ahneten; und endlich Pabst Paul V. sie laut aussprach, Gregor VII. den ausgezeichneten Freunden Gottes beizählte, und dessen Verehrung der ganzen katholischen Welt zum Gesetze machte*). Mehrere sehr bedeutende Theologen behaup-

---

*) Man muß unterscheiden zwischen Beatification und Canonisation. Bei jener ist es dem Katholiken noch erlaubt, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Aber nicht so bei der förmlichen Heiligsprechung; denn die päbstliche Canonisations-Bulle gebietet alsdann allen Söhnen und Töchtern der Kirche den Heiliggesprochenen auch als einen wahren Heiligen zu verehren. — Da sich Gott, wie die Schrift sagt, in der Mitte der Seinigen gefällt und in diesen bewundert und ge-

ten die Unfehlbarkeit des Pabstes bei einem Akt der Heiligsprechung. Sollte diese Behauptung auch noch nicht als ein allgemein angenommener Grundsatz in der Kirche fest stehen; so möchte es doch sehr rathsam seyn, sich jenen Theologen anzuschließen. Es ist nicht denkbar, wäre selbst eine Vermessenheit es zu glauben, daß Jesus Christus, gebenedeit in alle Ewigkeit, je zugeben werde, daß seine Kirche, das heißt, deren Oberhaupt und Organ, sein sichtbarer Statthalter, einen Unwürdigen auf die, dem lebendigen Gott geweihten Altäre, als ein Muster der Nachahmung stellen, dessen Verehrung allen Rechtgläubigen gebieten, und diese sogar ermuntern sollte, in ihren leiblichen wie geistigen Bedrängnissen zu demselben als einem Fürsprecher bei Gott für sie ihre Zuflucht zu nehmen. —

XIV.

Viktor III. und Urban II.

1. Nach Gregors VII. Tod blieb die Kirche zwei Jahre ohne Oberhaupt. Zwar ward schon am ersten Pfingstfeste desselben Jahres der Cardinal Desiderius, Abt von Monte-Cassino, einstimmig zum Pabste erwählt. Aber bei der gefahrvollen Lage des römischen Stuhles, da der Gegenpabst Clemens sich noch in Rom befand, Heinrichs Anhang auch dort noch sehr zahlreich war, und ganz Oberitalien, nur mit Ausnahme der Staaten der Markgräfin Mathildis, auf der Seite Heinrichs und Clemens stand, lehnte Desiderius, kränkliche Umstände

---

ehrt seyn will; so wäre jede Verunehrung eines, von der Kirche den ausgezeichneten Freunden Gottes feierlich beigezählten Heiligen ein doppeltes Verbrechen, weil zugleich auch eine Sünde des Ungehorsams gegen unsere heilige Kirche.

vorschützend, die ihm angetragene Würde von sich ab. Die übrigen Cardinäle ließen sich jedoch dadurch nicht abschrecken, aber allen ihren Bitten setzte Desiderius eine unerschütterliche Festigkeit entgegen. Endlich gelang es ihm, die Cardinäle zu bereden, statt Seiner, Gregors ehemaligen Legaten Otto von Ostia zu wählen. Aber Einer der Cardinäle widersetzte sich dieser Wahl, betheuerte, daß er nie seine Zustimmung dazu geben würde, und so kam diese nun auch nicht zu Stande. Einige Zeit darauf wußten die Cardinäle unter einem schicklichen Vorwande den Desiderius zu bereden, nach Rom zu gehen. Aber kaum allda angekommen, führten sie ihn mit Gewalt in die Kirche, wählten ihn auf das neue zum Pabste, und legten ihm den päbstlichen Schmuck an. Doch auch jetzt fügte sich Desiderius noch nicht den Bitten und Wünschen seiner Collegen. Schon am dritten Tage darauf verließ er Rom, legte zu Terracina die päbstlichen Gewänder wieder ab, erklärte, daß er lieber den Pilgerstab ergreifen, als die päbstliche Würde annehmen wollte, und kehrte hierauf nach seiner Abtei auf Monte-Cassino zurück.

2. Noch ein ganzes Jahr blieb der päbstliche Stuhl unbesetzt. Erst als im folgenden Jahre ein Tausend und sieben und achtzig, auf einem in Capua gehaltenen sehr zahlreichen Concilium, dem auch Desiderius beiwohnte, alle Cardinäle, Bischöfe, der Fürst von Capua und sämmtliche anwesende weltliche Herren sich ihm zu Füßen warfen und mit Bitten in ihn drangen, der schon so lange verwaißten Kirche wieder ein Oberhaupt zu geben, nahm er endlich die Wahl an, ging mit ihnen nach Rom und ward am 9. Mai, dem ersten Sonntag nach Christi Himmelfahrt, in der Peterskirche, die jedoch die Waffen des Fürsten von Capua erst hatten erobern müssen, von den Bischöfen

von Ostia, Tusculum, Porto und Albano mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten consecrirt. Desiderius nahm den Namen Victor III. an, blieb aber nur acht Tage in Rom, und ging dann wieder nach Mante-Cassino. Im August hielt er zu Benevent ein Concilium, auf welchem er den Bann gegen Clemens erneuete, zugleich auch den Erzbischof Hugo von Lyon, boshafter und verläumderischer Umtriebe wegen, aus der Kirchengemeinschaft ausschloß *). — Victors III. Regierung hatte, von dem Tage seiner Weihe an, nur die kurze Dauer von vier Monaten und sieben Tagen. Schon in Benevent, bevor noch das Concilium ganz beendiget war, ward er von einer gefährlichen Krankheit ergriffen, und gleich am andern Tage nach seiner Abtei zurückgebracht. Da er die Nähe seines Todes fühlte, ließ er sämmtliche anwesende Cardinäle und Bischöfe zu sich rufen und empfahl ihnen den Otto von Ostia, den er bei der

*) Hugo's sehnlichster Wunsch war es gewesen, selbst Pabst zu werden. So lange Desiderius diese Würde von sich ablehnte, gehörte Hugo, jedoch blos dem äußern Scheine nach, ebenfalls zu jenen, welche den Desiderius zur Annahme der ihm angetragenen Würde auf alle Weise zu bereden suchten; begreiflicher Weise in der Hoffnung, daß alles Bitten der Cardinäle über den einmal erklärten Willen des Abtes von Cassino nichts vermögen würde. Als dieser aber endlich dennoch nachgab, und sich zum Pabste weihen ließ, entbrannte Hugo in heftigem Zorne, und suchte sich auf die schmählichste Weise an der Person des neuen Pabstes zu rächen. Man hat noch einen, von ihm bei dieser Gelegenheit an die Markgräfin Mathildis geschriebenen Brief, in welchem er den Pabst des Ehrgeizes, der Arglist und noch mehrer anderer Laster und Frevel beschuldiget, er, Hugo, sich daher auch der Erhebung desselben widersetzt und verlangt hätte, daß er sich vorher erst wegen verschiedener, sehr grober Vergehungen, rechtfertigen müsse. Zu einem Verbrechen machte es ihm auch Hugo, daß er einige verstorbene Anhänger des Ge-

Hand faßte und ihnen vorstellte, zu seinem Nachfolger zu wählen. Er lebte hierauf nur noch vier Tage, und starb am 16. September desselben Jahres Ein Tausend und Sieben und achtzig. Während seiner neunundzwanzigjährigen Verwaltung der Abtei von Cassino vermehrte er sehr bedeutend die Bibliothek dieses Klosters durch eine Menge Bücher, die er hatte abschreiben lassen. Von Victors eigenen Schriften sind nur seine, in drei Büchern enthaltenen Dialogen über die Wunder des heiligen Benedicts und noch einiger andern heiligen Mönche von Monte-Cassino auf uns gekommen.

---

genpabstes selig gepriesen habe *). — Diese Beschuldigungen machten jedoch auf Niemand Eindruck. Man hielt sie für das, was sie waren, für offenbare Lügen und boshafte Verläumdungen. — Wäre wirklich Hugo auf den päbstlichen Thron erhoben worden, so würde er schwerlich der Empfehlung des verstorbenen Pabstes große Ehre gemacht haben; denn wer, blos wegen einer fehlgeschlagenen Hoffnung, mit solcher unerhörten Frechheit zu lügen, und den allgemein anerkannt frommen und tadellosen Wandel eines höchst ehrwürdigen Mannes durch die boshaftesten, geflissentlich ersonnenen Verläumdungen zu verschwärzen und herabzuwürdigen fähig ist, der muß offenbar auch ein, schon in hohem Grade verdorbenes Herz haben, das, gleich jedem schlechten Baume, auch nur schlechte Früchte bringen kann.

---

*) Dieser an sich ganz unbedeutende Nebenumstand verdient doch in soferne einigermaßen unsere Aufmerksamkeit, als er zum Beweise dient, daß auch unter den Anhängern des Gegenpabstes es gottselige, durch Frömmigkeit ausgezeichnete Männer gab, zugleich uns in unserer schon geäußerten Vermuthung bestärkt, daß Wibert, nachdem er einmal zum Pabste war gewählt worden, Manches in seiner frühern Lebensweise änderte, einen tadellosen Wandel führte und in allem mit vieler Klugheit, Mäßigung und Würde zu Werke gieng.

3. Da die katholischen *) Cardinäle und Bischöfe weit hin zerstreut waren, so mußte an alle geschrieben und sie eingeladen werden, sich in der ersten Woche der Fasten zu Terracina zu versammeln. Wer kommen konnte, kam, und es fanden sich über vierzig, theils Bischöfe, theils Aebte zur bestimmten Zeit in Terracina ein. Der Versammlung wohnten nur drei Cardinäle bei, in deren Händen aber, wie es scheint, ausschließlich die Wahl lag; denn als diese jetzt auf den Bischof Otto von Ostia fiel, bestieg der Cardinalbischof von Albano die Kanzel, verkündete die geschehene Wahl, und fragte, herkömmlichem Gebrauch zu Folge, die Versammlung, ob sie zu derselben ihre Zustimmung gebe, worauf von allen Seiten der Ruf erscholl: Bischof Otto ist würdig, auf den Stuhl des Apostels erhoben zu werden! Auf Verlangen des Cardinals von Albano legte der Neugewählte sich den Namen: Urban der Zweite bei. — Gerade sechs Monate lang war der römische Stuhl nach dem Tode Victors III. erledigt geblieben. — Nach seiner Wahl erklärte Urban sogleich durch ein Rundschreiben, daß er in die Fußstapfen Gregors VII. treten werde **), so-

*) Unter dieser Benennung begriff man alle, die dem Gegenpabst Clemens nicht anhingen.

**) Eine höchst merkwürdige Erklärung, die wahrscheinlig auch die damalige christliche Welt, wenigstens zum Theile, nicht wenig überrascht haben mag. — Aus der frühern langen Reihe großer und heiliger Päbste hatte noch nie Einer eine ähnliche Erklärung gemacht. Alle suchten, so viel menschliche Schwäche es zuläßt, in die Fußstapfen Desjenigen zu treten, der ihnen in Demuth, Liebe und Sanftmuth vorangegangen war, und in der Folge der Zeiten sie zu sichtbaren Statthaltern seiner Kirche auf Erden auserkohren hatte. Urban hatte die Vermuthung für sich, daß er die nämliche Bahn betreten werde. Wozu also jetzt

27 *

derte alle Fürsten und Völker auf, der bedrängten Kirche zu Hülfe zu eilen, und ging hierauf nach Rom, wo

---

noch eine Erklärung: daß er in die Fußstapfen Eines Vorgängers, und zwar nur gerade in jene Gregors VII. zu treten entschlossen sey? Liegt darin nicht schon ein klares Geständniß, daß Gregor während seines Pontificats zum Theile mitunter auch Grundsätzen folgte, denen keiner von allen vorangegangenen Päbsten gefolgt war. Offenbar war demnach das Rundschreiben, das diese Erklärung enthielt, nichts als ein Manifest, in welchem er der Welt kund that, daß Gregors Lehre von der Oberherrlichkeit, oder vielmehr Oberherrschaft des römischen Stuhles über alle Reiche, Königreiche und Fürstenthümer, auch die seinige sey, mithin daß diese ebenfalls die Richtschnur seines Benehmens in allen seinen Verhältnissen zu den weltlichen Mächten seyn werde. Aber eben dadurch ward jenes Rundschreiben zugleich auch eine Kriegserklärung an alle, die diese Oberherrschaft nicht anerkennen wollten; also an alle weltliche Regenten, insbesondere an Heinrich, bei dem nun alle Hoffnung zu einer baldigen Aussöhnung und Vereinigung mit der Kirche verschwinden mußte, indem er von einem Pabste, der sich strenge an Gregors Grundsätze band, auch die Lossprechung nur unter denselben harten Bedingungen, die dieser ihm gesetzt hatte, werde erhalten können, mithin nicht eher, als bis er sich dem römischen Stuhle völlig unterworfen, das heißt in Gregors Sprache, Krone und Scepter zu den Füßen des Papstes niedergelegt, sich der Regierung unwürdig erklärt, und ruhig und gehorsam abgewartet hätte, ob sie ihm vielleicht von dem römischen Stuhle, jedoch ganz gewiß nur unter manchen, die königliche Gewalt noch mehr schmälernden Modificationen, wieder würde zurückgegeben werden. — Auch auf die zahllose Menge aller edeln, über den heillosen, an dem Herzen der Kirche wie des Staats so lange schon nagenden Zwiespalt tief trauernden Seelen konnte Urbans Erklärung nur einen höchst widerlichen Eindruck machen. Auch bei ihnen mußte die frohe Aussicht auf ein baldiges Ende des furchtbaren Conflikts jetzt wieder verschwinden, und an deren

er aber, weil die Stadt in der Gewalt des Gegenpabstes war, auf der Tiberinsel in einem Privathaus wohnen, und wegen völliger Erschöpfung pecuniärer Mittel, von den frommen Beiträgen einiger nicht zur Parthei Clemens gehörigen Gläubigen leben mußte. Dieser Noth ward jedoch durch die reichen Geschenke, welche der Papst von dem Grafen Roger von Sicilien bei Gelegenheit eines Besuches erhielt, den Urban ihm machte, wenigstens auf einige Zeit wieder abgeholfen. Die Geldverlegenheiten stellten sich indessen doch bald wieder ein. Ueberhaupt befand sich Urban, bei Heinrichs IV. damals in Italien so hoch gestiegener Macht, mehrere Jahre in einer äußerst beschränkten Lage. Erst im Jahre 1094 zeigte sich der Gegenpabst geneigt, ihm die Kirche und den Palast von Lateran käuflich zu überlassen. Aber weder Urban, noch dessen eben so arme Cardinäle besaßen das dazu nöthige Geld. Zum Glücke befand sich der Abt Goffried von Vendome in Rom. Als dieser die bedrängten Umstände des Pabstes erfuhr, machte er Alles, was er hatte, Pferde, Maulthiere, Silbergeschirr ꝛc. zu Gelde, und kaufte für Urban die Kirche und den Palast. — Um sein und der Markgräfin von Toscana Parthei eine noch größere Stütze zu verschaffen, brachte Urban eine Heirath zwischen der beinahe vierundvierzigjährigen Mathildis und dem kaum zum Jüngling erblüheten jungen Prinzen Welf von Bayern zu Stande. Der beabsichtigte Zweck ward jedoch blos anfänglich und nur zum Theil erreicht. Als es aber der listigen und verschmitzten Mathildis gelang, Heinrichs Sohn, den jungen, edeln und liebenswürdigen Prinzen Conrad so zu bethören, und dessen zartes Gewissen so sehr zu ängstigen, daß er förmlich gegen seinen Vater sich empörte, und nun alle nur einigermaßen bedeutende Städte Italiens, diese Gelegenheit ergreifend, ihre republika-

Stelle die Ueberzeugung treten, daß zu dem alten Elende nur wieder neues, und vielleicht noch größeres Elend kommen werde.

nischen Verfassungen noch mehr auszubilden, sich von Heinrich lossagten, und gegen ihn mit dem aufrührerischen Sohn und der Markgräfin Mathildis ein Bündniß schlossen; dann ward in kurzer Zeit Heinrichs Macht in Italien so sehr gebrochen, daß Urban schon im März des folgenden Jahres 1095 in Piacenza, wohin er bisher auch nur einen Fuß zu setzen nicht hätte wagen dürfen, das bekannte merkwürdige und zahlreiche Concilium halten konnte. Noch in demselben Jahre ging Urban nach Frankreich, wo er im November zu Clermont eine Kirchenversammlung hielt, auf welcher man dreizehn Erzbischöfe, und zwei hundert und fünf theils Bischöfe, theils Aebte zählte. Auch im folgenden Jahre besuchte Urban mehrere französische Städte, hielt zwei Concilien, das eine in Tours, das andere zu Nismes, und ermunterte überall die Einwohner zum Kreuzzuge in das heilige Land. Endlich konnte in den letzten Monaten dieses Jahres Urban auch wieder nach Rom gehen, nachdem vorher das von Hugo, einem Bruder des Königs von Frankreich, geführte Heer französischer Kreuzfahrer den Gegenpabst aus Rom vertrieben hatte. Urban war jetzt wieder Herr von Rom. Nur die Engelsburg blieb noch in den Händen der Gegenparthei. Diese feste Burg bekam Urban erst zwei Jahre nachher (1098) in seine Gewalt; und da jetzt alle Anhänger Clemens entweder zum rechtmäßigen Pabste übergetreten, oder mit Gewalt zum Gehorsam gebracht worden waren, so konnte Urban in Ruhe und Zufriedenheit diesmal das Weihnachtsfest in Rom feiern; starb aber schon im folgenden Jahre, und zwar am 29. des Monats Julius, nach einer ruhmvoll geführten Regierung von eilf Jahren und fünf Monaten. — Unter seinem Pontificate nahmen die Kreuzzüge ihren Anfang, eine Unternehmung, deren großartige Idee schon der Seele Gregors VII. vorgeschwebt hatte, und zu deren Verwirklichung nun Urban II. den ersten und mächtigsten Impuls gab.

XV.

Abermalige Empörung der Sachsen. — Bayern fällt von Heinrich ab. — Neue Aussicht zu einem allgemeinen Frieden in Deutschland.

1. In dem Jahre 1085 verließen wir Deutschland, als ganz Sachsen und Thüringen sich Heinrich unterworfen hatten und der Gegenkönig Hermann, sammt dem Markgrafen Ecbert von Meißen, und den Bischöfen Hartwig und Burchard von Magdeburg über die Elbe zu den Dänen geflohen waren. Die Ruhe war also in Sachsen wieder hergestellt, aber um sie zu befestigen, hätte Heinrich länger in dem Lande bleiben müssen. Leider gestatteten ihm dieses nicht die Ereignisse im südlichen Deutschland. Aber kaum hatte Heinrich Sachsen verlassen, als auch sogleich die Geflüchteten zurückkehrten, und alle Gemüther auf das Neue gegen den Kaiser zu erbittern suchten. Bei dem bekannten Wankelmuthe der sächsischen Fürsten gelang es ihnen bald, einige derselben, obgleich sie sich erst vor ein paar Monaten dem Kaiser unterworfen hatten, an sich zu ziehen. Von allen Bewegungen der Sachsen gegen Heinrich ward jetzt der wilde, treulose Markgraf Ecbert die Seele und der Mittelpunkt. — Während des Kaisers Aufenthalt in Sachsen hatte Herzog Welf in Bayern ungemeine Fortschritte gemacht. Der größte Theil dieses Herzogthums, das bis jetzt mit so vieler Treue sich zu Heinrich gehalten, war von ihm abgefallen, und hielt sich zu Welf, seinem ehemaligen Herzog. Heinrich ging aus Sachsen nach Regensburg. Gegen diese Stadt setzte sich Welf sogleich in Marsch. Der Kaiser raffte in der Eile so viele Truppen als er konnte zusammen, und sandte diese unter dem tapfern Friederich von Staufen gegen Würzburg, um diese Stadt zu decken. Er selbst schlug sich durch die ebenfalls gegen Regensburg anziehenden Schwaben glücklich durch, und eilte nach dem

Niederrhein. Mit Hülfe der ihm innigst anhangenden niederrheinischen Bischöfe hatte Heinrich in wenigen Wochen ein Heer von zwanzig tausend Mann unter seinen Fahnen. Indessen hatten auch der Gegenkönig Hermann, der Markgraf Ecbert und die Bischöfe von Magdeburg und Halberstadt ein Heer zusammen gebracht und waren in Franken eingefallen. Unfern Würzburg stieß Herzog Welf mit bayrischen und schwäbischen Schaaren zu den Sachsen. Das vereinte, und daher sehr zahlreiche Heer unternahm sogleich die Belagerung von Würzburg. Herzog Friederich von Staufen vertheidigte die Stadt mit ungemeiner Tapferkeit. Schon fünf Wochen hatte die Belagerung gedauert, als endlich Heinrich mit seinem Heere vom Niederrhein heranrückte, die Stadt zu entsetzen. Bei seiner Annäherung hoben die Belagerer die Belagerung auf, und zogen einige Meilen weit dem Kaiser entgegen. Bei Bleichfeld trafen beide Heere auf einander. Sogleich begann die Schlacht. Aber sey es Verrath oder Feigheit, wahrscheinlich das letztere; Heinrichs Reiterei, größtentheils aus cölnischen und utrechter Schaaren bestehend, nahm gleich im Anfange des Treffens die Flucht. Die beiden Flügel des kaiserlichen Heeres wurden dadurch entblößt und zu einer rückgängigen Bewegung gezwungen. Heinrich focht wieder mit seiner gewöhnlichen ritterlichen Tapferkeit. Er hatte im Gemenge die königliche goldene Lanze verloren. Dieses Siegeszeichen wollte er dem Feinde nicht überlassen, stürzte sich mitten in das Schlachtgewühl, gewann seine Lanze wieder, schloß sich dann seinem Fußvolke an, und zog sich mit demselben in ziemlicher Ordnung zurück. Als der tapfere Hohenstaufe hörte, daß sein königlicher Schwiegervater die Schlacht verloren habe, räumte er Würzburg. Die Sieger zogen in die Stadt ein. Der, schon seit mehreren Jahren aus seinem Bisthum vertriebene Bischof Adalbero, einer der leidenschaftlichsten Gegner Heinrichs, kam wieder zurück; worauf

die Sachsen und Bayern, die jetzt den Feldzug beendiget glaubten, sich trennten und nach Hause zogen. Aber schon in dem folgenden Monate September (1086) stand Heinrich wieder vor Würzburg, und zwang die darin liegende, aus Sachsen und Bayern bestehende Besatzung, sich und die Stadt ihm zu übergeben. Bei dieser Gelegenheit war es, daß Heinrich den Bischof Adalbero, der jetzt sein Gefangener war, nachdem er ihn zu gewinnen sich fruchtlos bemüht hatte, nicht nur in Freiheit setzte, sondern auch ihn mit seiner ganzen Habe nach Weinsheim, des Bischofes Erbgut, geleiten ließ *).

2. Im folgenden Jahre hatte zuerst in Oppenheim und dann in Speier eine Zusammenkunft der Fürsten statt, die aber zu keinem andern Resultat führte, als daß beide Partheien, noch erbitterter als vorher, sich wieder von einander trennten. — Heinrich, durch die Erfahrungen einer langen Reihe von Jahren belehrt, daß die einander so sehr entgegengesetzten Foderungen nicht durch Zungengefechte, sondern nur durch materielle Waffen könnten und müßten entschieden werden, rückte wenige Wochen nach dem, im August zu Speier gehaltenen Fürstentage, mit seinem Heere in Sachsen ein, während König **) Wratislav von Böhmen mit einer

---

*) Adalbero blieb nur kurze Zeit in Weinsberg, und ging hierauf in das, von ihm gegründete, und auch von ihm sehr reich dotirte Kloster Lambach im Oestreichischen. Ferne von dem geräuschvollen Treiben der Partheien lebte er jetzt noch zwei Jahre ganz ruhig, und obgleich er an den Ereignissen keinen Antheil mehr nahm, blieb er doch der Sache, deren Farbe er bisher getragen hatte, bis zu seinem letzten Athemzuge treu.

**) Herzog Wratislav war unstreitig Heinrichs treuester Anhänger. Um ihn für seine treuen Dienste, und den

nicht minder zahlreichen Armee auf einer andern Seite in die sächsischen Gauen einbrach. Die Sachsen vermochten nicht die Vereinigung beider Heere zu verhindern, indessen zogen sie doch unter dem Gegenkönig und dem Markgrafen Ecbert dem Kaiser entgegen. Zum Glücke für Heinrich waren die Sachsen unter sich selbst uneins. Große Anstrengungen waren von ihnen nicht zu erwarten, die höchste Wahrscheinlichkeit eines vollständigen, das Schicksal Sachsens entscheidenden Sieges war auf Seite des Kaisers. Aber dieß sah auch der Markgraf ein. Er suchte mit dem Kaiser zu unterhandeln. Heinrich, der aufrichtig den Frieden wünschte, und unnöthiger Weise Blut zu vergießen wahrhaft verabscheute, zeigte sich dazu bereitwillig. Ecbert versprach, sich dem Kaiser zu unterwerfen, ihm in Zukaunft als ein treuer Lehensmann zu dienen, und ihm in allem gewärtig zu seyn, wenn Heinrich ihm die, an den Bischof von Utrecht gegebenen beiden Grafschaften in Friesland wieder zurückgeben, und Thüringen räumen wollte. Der Kaiser nahm diesen Vorschlag an, und zog sich mit seinem Heere nach Heersfeld zurück. An dem bestimmten Tage erschien hier der Markgraf, warf sich dem Kaiser zu Füßen, schwur ihm auf das neue den Eid der Treue und des Gehorsams, ward darauf der Reichsacht enthoben, und nicht nur mit den beiden in Friesland liegenden Grafschaften,

---

von ihm so oft geleisteten kräftigen Beistand zu belohnen, hatte ihm Heinrich die Markgrafschaften Niederlausitz und Meißen gegeben. Gegen den wilden, und im Kriege gewöhnlich glücklichen Ecbert konnte jedoch Wratislav sich in den, ihm ertheilten Markgrafschaften nicht behaupten. Um ihn dafür zu entschädigen, hatte Heinrich auf einem zahlreichen, in Mainz gehaltenen Concilium ihm die königliche Würde übertragen, und der Erzbischof Egilbert von Trier die feierliche Krönung desselben zu Prag am 15. Junius desselben Jahres (1086) vollzogen.

sondern auch mit der Grafschaft Meißen und allen seinen übrigen Würden auf das neue beelhnt. — Durch Ecberts Unterwerfung ward Heinrichs Ansehen in Sachsen völlig überwiegend. Die Unruhen waren so gut wie beendiget, daher auch Heinrich sein Heer entließ, in der Ueberzeugung, alles Uebrige friedlich und gütlich ordnen zu können. Aber schon auf seinem Rückwege von Heersfeld kamen dem Ecbert die Bischöfe von Magdeburg und Halberstadt, Hartwig und Burchard, entgegen, machten ihm harte Vorwürfe über seinen Abfall von der päbstlichen Parthei, und suchten durch religiöse Gründe sein Gewissen zu ängstigen. Als sie jedoch bemerkten, daß dieses wenig Eindruck auf den Markgrafen mache, stellten sie ihm endlich den deutschen Königsthron in ganz nahe Aussicht. Er, sagten sie, sey ein Zweig des alten sächsischen Königshauses; Ihm allein gebühre der Thron; Heinrich sey desselben von der Kirche entsetzt, und Hermann, ohnehin nur von Wenigen als König anerkannt, viel zu unmächtig, sich auf dem Thron zu behaupten. — Das Schrecklichste und Verderblichste jener Zeit, was auch alle Socialbande zerreißen, jedes Uebereinkommen beinahe unmöglich machen, alles Vertrauen ersticken und überall nichts als Mißtrauen erregen mußte, war offenbar die damals von so Vielen aufgestellte, vertheidigte und gepredigte Ansicht, daß die Kirche jeden Eid lösen könne, und ein, einem Gebannten geleisteter Eid gar keine verbindende Kraft habe. — Von dem Glanze einer Königskrone geblendet, und wegen seines, erst unlängst dem Kaiser geschwornen Eides der Treue und des Gehorsams, von den Bischöfen bald beruhiget, schickte Ecbert an Heinrich einen Absagebrief, und erklärte, daß er die Sache und das Volk, für die er bisher gekämpft, nicht verlassen könne, daher auch von allem, was er versprochen, nichts erfüllen werde *). — Zu spät bereuete

*) Was für Zeiten, was für Bischöfe, Fürsten und Men=

jetzt Heinrich, sein Heer so bald entlassen zu haben. Tief gebeugt verließ er Sachsen und ging an den Rhein.

3. Eckberts ganzes Trachten und Sinnen war jetzt auf die Königskrone gerichtet. Er veranstaltete auf Weihnachten einen zahlreichen Verein sächsischer Fürsten und Bischöfe. In dieser Versammlung suchte er seine Ansprüche auf den Thron von Deutschland förmlich geltend zu machen. Aber von allen gefürchtet, und sogar nur von wenigen nicht wahrhaft gehaßt, fand er bei den Fürsten auch nicht die mindeste Geneigtheit, seine Ansprüche zu unterstützen. Aber was ihn am meisten in Zorn entflammte, war, daß auch die Bischöfe, die ihn dazu beredet, aber jetzt seiner nicht mehr nöthig hatten, ihn nicht nur nicht unterstützten, sondern gleich den übrigen Fürsten ihm geradezu entgegen waren, mithin im eigentlichen Sinne des Wortes ihn schändlich betrogen hatten. Von jetzt an kannte Eckberts unbändige Natur keine Schranken mehr. An den Bischöfen wollte er furchtbare Rache nehmen, aber auch weder dem Kaiser sich unterwerfen, noch mit den übrigen Fürsten mehr eine Gemeinschaft haben. Auf eigene Faust wollte er seine schwungsüchtigen Entwürfe ausführen, ohne Unterschied zu machen unter den Partheien, zwischen denen er stand; kurz, seine Hand war von nun an gegen Alle, und alle Hände waren gegen die Seinige. Was den Eckbert noch verwegener machte, war, daß der Gegenkönig Hermann jetzt freiwillig von dem so sehr besudelten Schauplatze abtrat. Große Demüthigungen und auffallende Beweise

---

schen, ohne Treue und Glauben, ohne die mindeste Theilnahme an dem öffentlichen Wohl, nur ihrer Selbstsucht fröhnend, dieser Alles, selbst das Heiligste zum Opfer bringend! Und diese verworfene Menschenklasse war frech genug, sich in Deutschland die päbstliche Parthei zu nennen, oder wenigstens zu sagen, daß sie ihr angehöre.

von Geringschätzung hatte er bisher schon von den sächsischen Fürsten erdulden müssen; aber die Ereignisse auf der letzten, an Weihnachten des vorigen Jahres gehaltenen Fürstenversammlung, erschöpften seine bisherige Geduld. Er war endlich müde, der Spott beider Partheien, und selbst ganz Deutschlands zu seyn *). Er entwich aus Sachsen, legte die königlichen Insignien ab, ging zu dem Kaiser und unterwarf sich demselben. Von dem gütigen Heinrich, der selbst seine ärgsten Feinde, wenn die Noth sie zwang, sich wieder an ihn zu wenden, mit Wohlwollen und Liebe aufnahm, erhielt Hermann seine Erbgüter zurück, und zugleich die Erlaubniß, auf denselben seine Tage ruhig zu beschließen. Leider hatte Hermann deren nicht mehr viele zu zählen; denn schon im folgenden Jahre ward er von einem, und wie man sagt, von weiblicher Hand auf ihn herabgewälzten Mühlstein erschlagen **). — Mitten in der Fasten, während des doch von ihm selbst beschworenen Gottesfrieden, war indessen Ecbert verheerend in das Bisthum Halberstadt eingefallen. Der Bischof, völlig unvorbereitet und in der größten Angst, daß sein ganzes Stift mit Feuer und Schwert möchte verwüstet werden, drang mit Bitten und Versprechungen in den Markgrafen, und erhielt endlich mit vieler Mühe einen Waffen-

*) In Sachsen wie in ganz Deutschland nannte ihn das Volk nur den Knoblauch-König.

**) Die Nachrichten über Hermanns Tod sind sehr verschieden. Einige berichten, er sey in einer ganz unbedeutenden Fehde umgekommen. Andere erzählen, Hermann habe die Wachsamkeit der Besatzung einer seiner Burgen auf die Probe setzen wollen, daher bei nächtlicher Weile einen verstellten feindlichen Angriff auf dieselbe gemacht, und sey dann gleich bei dem ersten Andrang von einem Ritter in der Burg, der ihn nicht erkannte, und für einen wirklichen Feind hielt, erschlagen worden. Wieder Andere sagen, er sey unter dem Dolch eines Meuchelmörders gefallen.

stillstand, und die Einwilligung, daß durch eine, nächsten Palmsonntag zu Goslar zu haltende gütliche Verhandlung aller Zwist beigelegt werden sollte. Einige Tage früher als der Bischof kam Ecbert nach Goslar. Da er wußte, daß die Einwohner von Goslar, wie die Einwohner aller Städte in ganz Deutschland, auf der Seite des Kaisers und rechtmäßigen Königes waren; so verbreitete er überall das Gerücht, er sey mit Heinrich völlig ausgesöhnt, und nun dessen treuer, ihm wahrhaft ergebener Lehensmann. Um so leichter fand er nun Gehör bei den Bürgern der Stadt, denen er den Bischof Burchard von Halberstadt unter den häßlichsten Farben schilderte, ihn als einen der ersten Urheber des Krieges, und jetzt als das einzige Hinderniß, daß kein Friede zu Stande kommen könnte, bezeichnete. Die ganze Stadt ward dadurch auf das höchste gegen den Bischof erbittert. Dieser kam nach ein paar Tagen ebenfalls nach Goslar; jedoch nicht wie zu einer friedlichen Unterhandlung, sondern mit dem zahlreichen Gefolge seiner sämmtlichen Dienstmannen, und auch noch begleitet von mehrern, mit ihm befreundeten fürstlichen Herren, die offenbar in der Absicht kamen, den Bischof nöthigen Falles gegen den Markgrafen zu schützen. Aber gerade dieß erregte das Mißtrauen des ohnehin jetzt so argwöhnischen Ecberts; und da die Einwohner, in der Hoffnung, nicht blos vom Markgrafen, sondern von dem Könige selbst unterstützt zu werden, auch das Aergste zu unternehmen bereit waren, so gab Ecbert nun ohne weiters das Signal zu einem schrecklichen Volksaufstand. Es scheint, als wenn Burchard das ihm bevorstehende Schicksal geahnet habe; denn am Abend desselben Tages sagte er, als er sich gerade zur Ruhe begeben wollte, zu seinen Vertrauten: er sey des stürmischen Lebens müde, daher gesonnen, sobald die gegenwärtigen Verhandlungen beendiget seyn würden, sich an irgend einen einsamen Ort zurückzuziehen, und dort, wenn auch gleich

einem Verbannten, doch wenigstens sein Leben ruhig zu enden. Burchards Stunde hatte jedoch jetzt schon geschlagen. Sobald die Nacht eingebrochen war, ergoß sich plötzlich die ganze Bevölkerung Goslars gleich einem reissenden Strom in alle Theile der Stadt. Ueberall erscholl Waffengeräusch und tumultuarisches Geschrei. Alle Dienstmannen des Bischofes, die zerstreut auf den Straßen noch waren, wurden erbarmungslos ermordet. Unter zahllosen Flüchen und Verwünschungen wälzte sich endlich der ganze mordlustige Haufe nach der Burg, welche der Bischof bewohnte. Dieser, unbekannt mit dem, was schon vorgefallen war, aber aufgeschreckt durch den furchtbaren Lärm, begibt sich nun eiligst in das festeste Gemach der Burg. Hier tritt er an das Fenster, um durch freundliche Worte das Volk zu beruhigen. Aber man will ihn nicht hören. Schreckliches Mordgeschrei übertäubt seine Stimme. Endlich will er sich und die Burg übergeben, und streckt zum Zeichen flehende Hände gegen die Stürmenden aus. Aber die Volkswuth kennt keine Grenzen mehr. Man will den Tod Desjenigen, den man als den ewigen Ruhestörer, als das einzige Hinderniß des Friedens verabscheuet. Die Festigkeit der Burg, die sogar dem Feuer widersteht, entflammt nur noch mehr die Wuth des Volkes. Sogar das Dach wird jetzt erstiegen und nach kurzer Arbeit aufgerissen; nun stürzt auch die Decke des Gemaches ein, in welchem der Bischof sich befindet, und Holz und Steine fliegen auf das wehrlose, dem Tode geweihete Opfer herab. Zu gleicher Zeit werden die Thore gesprengt. Die ganze Burg ist nun voll von Bewaffneten. Alle Diener und Knaben des Bischofes, sie mögen bewaffnet oder wehrlos seyn, werden ohne Unterschied ermordet, und einer der Wüthenden rennt endlich auch dem Bischofe einen Speer durch den Leib. Mit sterbender Hand greift Burchard nach dem mörderischen Stahl, um ihn aus seinem Leibe zu ziehen, zieht aber nur das Holz heraus; das Eisen blieb stecken. — In-

dessen hatten des Bischofs Dienstleute, die gleich beim ersten Ausbruch des Aufruhrs aus der Stadt entflohen waren, sich vor derselben wieder gesammelt. Weniger in der Hoffnung ihren Herrn noch zu retten, als doch wenigstens dessen Leiche den Händen der Mörder zu entreißen, drangen sie wohlgerüstet wieder in die Stadt. Um ihren Zweck desto leichter zu erreichen, steckten sie sogleich einige Häuser in Brand. Die bald hoch auflodernden Flammen schreckten die Einwohner; schnell zerstreute sich jetzt der immer noch wüthende Haufe von selbst. Jeder eilte nach seiner Wohnung, um diese gegen das Feuer zu schützen. Ohne Widerstand gelangten also die treuen Dienstmannen in die halb zerstörte Burg. Aber auch die, den Bischof begleitenden Herren, waren gleich im Anfange des Tumults da oder dorthin entflohen; selbst der Markgraf Ecbert hatte es für rathsam gefunden, sich, als das Toben am ärgsten war, eiligst aus der Stadt zu entfernen *). Völlig verlassen, schrecklich zugerichtet und tödtlich verwundet, fanden also jene ihren Herrn unter Schutt und Trümmern in seinem Blute liegen; doch war derselbe noch nicht todt. Sie hoben ihn also auf und brachten ihn in das nahe gelegene Kloster Ilseburg, wo er noch bis zum Abend des folgenden Tages lebte. Ohne auch nur einen Ton der Klage hören zu lassen, war er in diesen letzten Augenblicken seines Lebens blos mit der Sorge für das Heil seiner Seele beschäftiget (1088). Burchard war ein kühner, starker, selbst der gewagtesten Unternehmung fähiger Mann; Furcht kannte seine unerschrockene Seele nicht; vor Nichts bebte er zurück; auch des Krieges scheint er nicht unkundig gewesen zu seyn. Wohl möchte er

*) Wältram berichtet, der Markgraf habe den Tod des Bischofs von Halberstadt nicht verlangt, wohl aber die blutige That, als sie geschehen war, vollkommen gebilliget.

daher weit besser zum beständigen Anführer eines großen Heeres, als zum Oberhirten einer zahlreichen, christlichen Heerde geeignet gewesen seyn; obgleich die sogenannte päbstliche Parthei ihn auch als einen ganz ausgezeichnet frommen Bischof von völlig tadellosen Sitten prieß*). Für Heinrich war Burchards Tod ein wahrer Gewinn; denn so lange dieser leidenschaftliche Mann lebte, war an eine Beruhigung Sachsens nicht zu denken, besonders da er die Kunst verstand, auch auf das gemeine Sachsenvolk zu wirken, und es in Masse gegen den Kaiser zu erregen.

4. Ueber die Ermordung des Bischofs von Halberstadt gerieth ganz Sachsen in Bestürzung; aber noch mehr dadurch geschreckt wurden die, gegen Heinrich bisher so feindlich gesinnten Bischöfe von Magdeburg, Merseburg und Zeiz. Sie konnten die Hand leicht errathen, die dem Burchard sein trauriges Schicksal bereitet hatte, und von dem wilden, ihnen ohnehin so sehr zürnenden Markgrafen Aehnliches befürchtend, glaubten sie jetzt nur noch unter den Stufen des königlichen Thrones Sicherheit finden zu können. Sie wendeten sich also an Heinrich, erklärten ihm ihre Bereitwilligkeit, ihn als Kaiser und rechtmäßigen König Deutschlands anzuerkennen, und versprachen für die Zukunft unbedingten Gehorsam, Treue und Ergebenheit. Mit seiner

*) Wohl mag Bischof Burchard in seinen Sitten ohne Tadel gewesen seyn. Da er aber den größten Theil seines Lebens über nur den Aufruhr gegen seinen rechtmäßigen Herrn und König predigte, überall die Flammen des Bürgerkrieges noch mehr zu schüren und anzublasen suchte, unaufhörlich in Kriegslägern und auf Heereszügen sich herumtrieb, selbst dreizehn blutigen Feldschlachten in eigener Person beiwohnte rc., so muß es doch eine ganz besondere Frömmigkeit gewesen seyn, die sich mit allem diesem so gemächlich vertragen konnte.

gewöhnlichen Güte nahm Heinrich auch diese, ihn bisher so sehr anfeindende Bischöfe an, und da das Vergnügen, völlig zu verzeihen, seinem Herzen nicht fremd war, so ließ er ihnen sogar ihre bischöflichen Stühle, obgleich er erst unlängst zu Gunsten anderer, ihm mit Treue anhangender Geistlichen darüber verfügt hatte. — Heinrich zog nun mit einem Heere nach Sachsen; dort stand nur noch Markgraf Ecbert gegen ihn in den Waffen. Auf einem Fürstengericht, welches Heinrich gleich nach seiner Ankunft in Sachsen halten ließ, ward derselbe als Hochverräther verurtheilt, aller seiner Lehen und Würden verlustig erklärt, und die Markgrafschaft Meißen dem Grafen Heinrich von Eulenburg, der schon die Markgrafschaft Lausitz erhalten hatte, ertheilt. Dieses Urtheil ward überdieß auch auf einer, in Quedlinburg gehaltenen zahlreichen Versammlung sächsischer Fürsten, geistlicher wie weltlicher Herren, auf das neue bestätiget. Die zu Heinrich übergegangenen Bischöfe ließen nun alle ihre Dienstmannen zu dem königlichen Heere stoßen. Der Kaiser eröffnete den Feldzug mit der Belagerung der, dem Markgrafen gehörigen, ungemein festen Burg Gleichen. Die sehr zahlreiche Besatzung leistete ganz unerwarteten, tapfern Widerstand. Die Belagerung zog sich demnach in die Länge. Indessen war auch Markgraf Ecbert nicht müßig. Zuerst fiel er über die königlichen Kammergüter in Thüringen her, brach hierauf in die Besitzungen des Stifts Quedlinburg ein, verheerte alles mit Feuer und Schwert, und belagerte endlich Quedlinburg selbst. Diese Stadt lag dem Kaiser sehr am Herzen; denn nicht nur seine Schwester, die Aebtissin des Stiftes, befand sich darin, sondern auch seine Braut, die junge und schöne Wittwe des verstorbenen Markgrafen Udo von Stade*). Den Erzbischof Hart-

*) Sie war eines russischen Großfürsten Tochter, und hieß Eupraria. Bei ihrer Vermählung mit dem Markgrafen

wig von Magdeburg sandte also Heinrich mit einer sehr starken Heeresabtheilung zum Entsatz der Stadt. Da in einigen Tagen das Weihnachtsfest eintrat, so begehrten mehrere Fürsten, Grafen und eine Menge Ritter und Edeln von dem Kaiser die Erlaubniß, das Fest theils zu Hause, theils in benachbarten Städten feiern zu dürfen. Heinrich hatte keinen Grund, ihnen diese Bitte nicht zu gewähren. Aber nach der Entsendung beinahe der Hälfte des Heeres unter dem Erzbischofe von Magdeburg, und nun durch die Entfernung so vieler Edeln, die ebenfalls einen Theil ihres Gefolges mit sich nahmen, war das bei dem Kaiser im Lager stehende Heer wenig mehr bedeutend. Durch eines Verräthers Hand ward Ecbert davon unterrichtet. Er hob also die Belagerung von Quedlinburg auf, und da ihm die Straße bekannt war, auf welcher der Erzbischof*) gegen ihn heranrückte, so nahm er einen andern, obgleich sehr bedeutenden Umweg, machte aber

---

legte sie sich den Namen Adelhaide bei. — Heinrichs Gemahlin, die edle, liebenswürdige, durch so viele Leiden geprüfte Bertha, war im vorigen Jahre gestorben. Kurz vor ihrem Tode hatte sie noch die Freude, von der Weihe ihres ältesten Sohnes Conrad zum Könige von Deutschland und Italien Zeuge zu seyn.

*) Der Erzbischof zog sich dadurch den Verdacht der Verrätherei zu. Man vermuthete, er sey es gewesen, der dem Ecbert von allem Kunde gegeben habe. Dieß ist jedoch gar nicht glaublich. Niemand hatte mehr als Hartwig den Markgrafen zu fürchten; daher er auch wahrscheinlich vom Kaiser gegen denselben geschickt ward. Daß er seinen Zweck verfehlte, und sich seines Auftrages so schlecht erledigte, war unstreitig blos Mangel an Kopf und kriegerischer Einsicht. Es war ja nicht der erste Feldzug, auf welchem Hartwig sich so linkisch benahm. Schon der Sachse Bruno, wie man sich erinnern wird, klagte über die sächsischen Bischöfe, daß sie es besser verstünden, Psalmen zu singen, als Kriegsvölker gegen den Feind zu führen. Was auch wirklich gar nicht ihres Amtes hätte seyn sollen.

desto angestrengtere Märsche, und überfiel in der heiligen Nacht das kaiserliche Lager. Heinrichs Leute hatten kaum noch Zeit, die Waffen anzulegen, sich in Schlachtreihen zu ordnen war nicht mehr möglich. Demungeachtet schlugen sie sich mit vieler Tapferkeit. Der Kampf dauerte bis nach Mitternacht. Heinrich erlitt einen großen Verlust. Viele Edeln und Ritter, die durchaus jede Rettung durch Flucht verschmäheten, wurden erschlagen. Der Bischof von Lausanne, obgleich von Feinden umringt, ließ sich doch das Reichsbanner nicht entreißen; als er sank, hielt er es noch fest in der Hand, und starb den Tod eines wahren Helden auf dem blutigen Bette der Ehre. Mit einigen der Tapfersten seiner Getreuen schlug sich Heinrich endlich durch die Feinde durch, und entkam glücklich nach Bamberg; aber sein ganzes Lager fiel dem Feinde in die Hände. — Ecbert ward jedoch seines Sieges nicht froh. Er zog bald darauf gegen den Markgrafen Heinrich von der Niederlausitz, dem der Kaiser auch Meißen gegeben hatte, ward aber von demselben mit großem Verlust zurückgetrieben. Auf dem Rückwege entfernte sich Ecbert von den Seinigen, um in einer abgelegenen Mühle zu ruhen, ward aber hier plötzlich von einer Schaar Reisiger überfallen und erschlagen (1089). In wessen Dienste die Mörder standen, ist unbekannt. Man vermuthete, Heinrichs Schwester, die Aebtissin von Quedlinburg, habe sie gesandt*).

*) Dieß berichtet Berthold, giebt es jedoch blos für ein unverbürgtes Gerücht aus. Auf wie viele Andere hätte nicht eine ähnliche Vermuthung fallen können, da der Markgraf mehr Feinde als Haare auf dem Kopfe hatte. Die Freunde des, auf Ecberts Anstiften ermordeten Bischofes von Halberstadt konnten ja ebenfalls sich an ihm zu rächen gesucht haben. — Einige Zeit vorher hatte der Markgraf den Bischof von Hildesheim gefangen bekommen. Durch harte Behand-

5. Der Tod hatte jetzt Heinrich von seinen zwei ärgsten, unversöhnlichsten Feinden, nämlich von dem Bischofe Burchard von Halberstadt und dem verrätherischen Markgrafen Ecbert befreiet. Alles neigte sich daher auch jetzt in Sachsen zum Frieden. Der größte Theil der Fürsten, und unter diesen gerade die Mächtigeren, wie Herzog Magnus, der Markgraf Heinrich von Meißen und der Lausitz, die Markgrafen Udo von der Nordermark, Siegfried von Boinenburg, Konrad von Beichlingen rc., hielten schon zu Heinrich. Die Uebrigen, die sich noch nicht erklärt hatten, zeigten wenigstens keine Widerspenstigkeit, und alles Volk im ganzen Sachsenlande wünschte sehnlichst den Frieden. Auch in den andern Theilen Deutschlands hatten die Verhältnisse sich so gestaltet, daß man mit ziemlicher Zuversicht sogar einem allgemeinen Frieden entgegen sehen konnte. Bayern war zwar, jedoch mit Ausnahme des Bischofes von Eichstädt, und des redlichen, tapfern Pfalzgrafen Rapoto, ganz auf Welfs Seite; aber in Schwaben hielten beide Partheien sich das Gleichgewicht*), während ganz Franken, das Land am Main hinab, wie das rheinische Franken, alle Bischöfe und Städte in den Rheingegenden, und endlich die beiden Lotharingen, wovon Heinrich Niederlotharingen erst im vorigen Jahre dem tapfern, ihm so treu ergebenen Gottfried von Bouillon ertheilt hatte, fest zu dem Kaiser stan-

---

lung erzwang er von ihm das Versprechen, die Stadt ihm zu übergeben und Geißeln zu stellen. Der Bischof versprach es, ward demnach freigegeben, übergab aber nicht seine Stadt, worauf Ecbert sämmtliche Geißeln hinrichten ließ. Er war ein harter, grausamer, treuloser Mann, keines Menschen Freund, und hatte alle Partheien schon betrogen und verrathen.

*) Im südwestlichen Schwaben hatten Heinrichs Feinde, im nördlichen sein Eidam, der tapfere Hohenstaufen, und dessen Verbündete die Oberhand.

den, wodurch dieser offenbar ein entscheidendes Uebergewicht erhielt. Da in Sachsen alles entschieden war, so konnte jetzt Heinrich seine gesammten Streitkräfte gegen die welfische Parthei wenden. Aber schwerlich würde der alles so schlau und umsichtig berechnende Herzog Welf einen so ungleichen Kampf, wo nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges auf seiner Seite war, eingegangen seyn, ganz gewiß mit der Zurückgabe Bayerns sich begnügt haben. Von allen Bischöfen Deutschlands waren nur noch sechs gegen den Kaiser; aber von diesen waren zwei aus ihren Bisthümern vertrieben, und Bischof Hermann von Metz, den der Kaiser jetzt aus seiner Gefangenschaft wieder in sein Bisthum zurückkehren ließ, lebte von diesem Augenblicke an mit Heinrich in Friede. Kurz es lag in der Hand des Kaisers, alle deutschen Fürsten um seine Person zu vereinigen. Einige konnte er jetzt leicht gewinnen, die Andern durch Waffengewalt sich unterwerfen. Aber ein Ereigniß, das sich im vorigen Jahre in Italien zugetragen hatte, und dem er eine weit größere Wichtigkeit beilegte, als es wirklich verdiente, verhinderte ihn, an das Werk, das seiner Vollendung so nahe war, die letzte Hand zu legen, und so die völlige Beruhigung Deutschlands nun auf unbestimmte Zeit vertagend, zog er jetzt zum zweitenmale mit einem Heere wieder über die Alpen*).

---

*) Auch die Fürsten und Herren, die jetzt noch von der sogenannten päbstlichen Parthei waren, — ihre Anzahl, wie ihre Macht waren nicht sehr bedeutend, — hatten sich schon erboten, Heinrich als Kaiser und König anzuerkennen, wenn er sich nur vorher mit dem Pabste Urban aussöhnen, und den Gegenpabst aufgeben wollte. Diesen Antrag lehnte jedoch Heinrich von sich ab. Wohl mochte er sehr gute Gründe dazu gehabt haben. Erstens konnte er kein sehr großes Zutrauen zu den Gesinnungen Urbans des Zweiten haben, da dieser

ja bestimmt erklärt hatte, ganz in die Fußstapfen Gregors treten zu wollen. Mit Recht mußte er also befürchten, daß an seine Lossprechung auch Urban, wie Gregor, dieselben harten und demüthigenden Bedingungen knüpfen würde, die zu erfüllen er durchaus nicht im Stande wäre. Eben so mußte auch das bisherige Benehmen der päbstlichen Parthei in Deutschland ihm Mißtrauen und mancherlei Besorgnisse einflößen. Endlich war es auch seine Pflicht, die von ihm eingesetzten Bischöfe, die bisher ihm mit so großer Treue gedient, so manchen harten Kampf für ihn gekämpft, und so schwere Opfer ihm gebracht hatten, gehörig zu berücksichtigen. Es war vorauszusehen, daß der ganz in den herben und strengen Grundsätzen Gregors verfahrende Pabst durchaus darauf bestehen würde, daß alle von Heinrich ernannten Bischöfe ihrer Würden entsetzt und aus den Bisthümern sollten entfernt werden. Sie selbst sahen dieß sehr wohl ein. Hätte also jetzt Heinrich, und zwar noch ganz auf das Ungewisse hin, einen Versuch zu einer Aussöhnung mit dem Pabste machen wollen; so würden alle jene Bischöfe sogleich von ihm abgefallen seyn, und Heinrich hätte alsdann nur noch die so höchst zweideutige Treue der vorgeblich deutschen-päbstlichen Parthei zu seiner einzigen Stütze gehabt. Ohne sich selbst völlig aufzugeben, konnte Heinrich unmöglich einen solchen Schritt wagen. —— Sollte wirklich ein, auf Gerechtigkeit und Mäßigung gegründeter, allgemeiner Kirchen- und Länderfriede zu Stande kommen; so mußten beide Theile, von gleicher Liebe zum Frieden beseelt, einander entgegen kommen. Von beiden Seiten mußten Concessionen gemacht werden. Gerne würde Heinrich — denn bald darauf erklärte er sich ja dazu völlig bereit — dem Investiturrecht unter gewissen Modificationen, die auch am Ende unter seinem Sohne angenommen wurden, entsagt haben. Eben so willig würde auch Clemens III. auf die päbstliche Würde, deren schwere Last er indessen nur zu oft schon schmerzhaft gefühlt hatte, ebenfalls verzichtet haben*). Die

*) Wir werden sogleich sehen, daß Clemens wirklich zu Heinrich in Italien kam, und sich erbot, die päbstliche Würde niederzulegen, wenn durch dieses Opfer der Friede in der Kirche könnte gewonnen werden.

Haupthindernisse wären also beseitigt gewesen. Einen noch schwereren Punkt bildeten alsdann blos die Bischöfe in Deutschland und zum Theile auch in Italien, die Heinrich, ohne sich zu entehren und die Liebe und Anhänglichkeit aller seiner Getreuen zu verlieren, unmöglich gänzlich konnte fallen lassen. Beinahe jedes Bisthum oder Abtei in Deutschland hatte damals zwei Bischöfe oder zwei Aebte, deren einander widerstrebende Foderungen das Friedensgeschäft nothwendig sehr erschwert haben würden. Aber auch diesfalls hätte sich bald ein Auskunft= und Ausgleichungsmittel auffinden lassen. Man durfte nur einen, von den Zeitumständen gebieterisch gefoderten, und von kluger Mäßigung gebilligten status quo feststellen. Diesem zu Folge hätte jeder Bischof, der im Augenblicke des Abschlusses eines solchen Vertrages im wirklichen Besitze eines Bisthums gewesen wäre, darin bleiben, jedoch auch dem Andern aus den Einkünften der Kirche nicht nur das Hinreichende zu standesmäßigem Unterhalte angewiesen, sondern ihm auch noch die gewisse Aussicht eröffnet werden müssen, dem Erstern, sobald er stürbe, auf dem dadurch erledigten bischöflichen Stuhle unmittelbar zu folgen. Ruhe, Friede und Einigkeit wären in alle Kirchen wieder zurückgekehrt; und dasselbe Band, das sie sämmtlich an die römische Kirche knüpfte, hätte auch alle unter einander selbst wieder umschlungen. In spätern Zeiten geschah Aehnliches; warum hätte es nicht auch damals geschehen können. Pabst Urban II. war ein sehr kluger, einsichtsvoller Herr, gemäßigter als Gregor, auch alle Umstände und Verhältnisse besonnener und genauer abwägend, als jener strenge, dem einmal angenommenen Prinzip alles aufopfernde Pabst. Der übrigens wahrhaft liebenswürdige Charakter Urbans berechtiget daher zu der Vermuthung, daß er höchst wahrscheinlich auch seiner Seits sehr gerne die zu einer gegenseitigen Annäherung nöthigen Schritte würde gethan haben, wenn er sie anders nur hätte thun dürfen. Unter den Cardinälen und dem übrigen hohen Clerus, der ihn umgab, befanden sich, wie es sich später noch ausweisen wird, sehr viele ungemein heftige Männer, die von der, von Gregor in die Welt geschleuderten Idee einer

XVI.

Heinrichs des Vierten zweite Heerfahrt nach Italien.

Zwischen Italien und Deutschland mußte Heinrich stets seine Aufmerksamkeit theilen. Sein eigenes Interesse gab beiden Ländern gleichen Anspruch darauf. Aber nun war es dieses Kaisers unglückliches Loos, daß wenn er in einem der beiden Reiche das Ziel, nach dem er strebte, schon erreicht zu haben glaubte, er plötzlich durch Ereignisse, die sich diesseits oder jenseits der Berge zutrugen, wieder davon abgerufen ward. — Hätte Heinrich gleich nach Gregors Tode sich aus Deutschland wieder entfernen und mit einem Heere nach Italien gehen können; so wäre sein Triumph über alle seine Feinde entschieden gewesen, und selbst seine Gegner in Deutschland würde er auf italiänischem Boden besiegt haben. Der mächtige Herzog Robert von Calabrien und Apulien war sechs Wochen nach Gregor gestorben. Ueber der Theilung des väterlichen Erbes zerfielen die Söhne; ein Bruderkrieg brach aus; und mit sich selbst zu sehr beschäftiget, würden sie sich gewiß gehütet haben, auch den mächtigen, an der Spitze eines deutschen Heeres in Italien stehenden Kaiser gegen sich zu reizen. Zudem war Clemens III. im Besitze der Stadt Rom; seine Anhänger zahlreich, und ihr Ansehen und ihre

---

römischen priesterlichen Weltherrschaft gleichsam berauscht, nie auch nur die mindeste, Gregors strengem Systeme nicht völlig angemessene Concession von Seiten des päbstlichen Stuhles gestattet haben würden; und allem Ansehen nach war es auch blos eine gewisse ängstliche Rücksicht auf die Grundsätze eben dieser Männer, die den Urban bewog, gleich nach seiner Erhebung der ganzen Welt kundzugeben daß er völlig in die Fußstapfen Gregors VII. treten werde. —

Macht überwiegend. Die gregorianische Parthei unter den Cardinälen, deren strenge, beinahe jede Ausgleichung unmöglich machende Grundsätze und Maximen jedoch weder der sanftmüthige Abt von Monte-Cassino, noch so manche andere würdige Männer theilten: diese Parthei hätte keinen andern Anhaltspunkt mehr gehabt, als blos noch die Markgräfin von Toscana Aber welches augenscheinliche, schreiende Mißverhältniß zwischen den Streitkräften Mathildis und jenen des Kaisers, der außer dem ihn begleitenden deutschen Heere, auch noch sämmtliche lombardische Fürsten und Bischöfe auf seiner Seite hatte. Keine menschliche Macht hätte Heinrich hindern können, geradezu nach Rom zu marschiren, dessen Thore ihm ohnehin schon offen standen. Höchst wahrscheinlich würde dann die Furcht vor den deutschen Waffen auch den Gregorianern mildere und gemäßigtere Gesinnungen eingeflößt, möglicher Weise sogar ihre Wahl auf Clemens III. gelenkt haben. Weder die Sache Gottes noch der Kirche würde dabei verloren haben; denn sehr gegründeten Vermuthungen nach war Wibert von Ravenna, seitdem man ihn Clemens III. nannte, in einen ganz andern Menschen umgestaltet worden*). — Aber der Aufruhr in Sachsen, der Ab-

*) Der Fall wäre nicht neu gewesen. Auch der Pabst Vigilius ward, und zwar mit seinem Wissen und Zuthun, noch zu den Lebzeiten des rechtmäßigen Pabstes, des heiligen Sylvesters, der römischen Kirche aufgedrungen. Vigilius war demnach offenbar ein Afterpabst. Dieß fühlte er sehr wohl selbst. Als endlich ungefähr nach Jahresfrist der heilige Sylvester starb, erklärte der bisherige Afterpabst, daß er entschlossen sey, die päbstliche Würde niederzulegen, und foderte seine Geistlichkeit auf, zu einer neuen, wahrhaft canonischen Wahl zu schreiten. Dieß Letztere geschah; und nun ward Vigilius durch einstimmige Wahl des gesammten römischen Klerus auf den, durch Sylvesters Tod erledigten römischen Stuhl erhoben. Aus einem

fall Bayerns, die Fortschritte Welfs und das Gedränge, in das der brave Herzog Friedrich von Staufen gerathen war, hielten damals Heinrich in Deutschland fest, und so mußte er günstige Augenblicke, wie sie nie mehr kommen konnten, unbenutzt vorübergehen lassen. — Dieselbe Bewandniß hatte es jetzt ungefähr auch mit Deutschland. Um den Kampfpreis zu empfangen, durfte Heinrich nur noch die Hand ausstrecken, als unvermuthet Weiberlist und die Schlauheit seiner Gegner ihn auf einmal wieder zwangen, Deutschland zu verlassen und über die Alpen zu ziehen.

2. Urban II. war als Legat des Pabstes Gregor einigemal in Deutschland gewesen. Alle Real- wie Personalverhältnisse des Landes waren ihm daher nichts weniger als fremd; und von einem so umsichtigen und klugen Pabst läßt sich mit Grund annehmen, daß er seit seiner Erhebung auch allen Ereignissen und Veränderungen in Deutschland mit genau beobachtendem Blicke wird gefolgt seyn. Aber große Besorgnisse mußten ihm nun nothwendig die immer höher steigende Macht Heinrichs, wie die sichtbar zunehmende Schwäche der päbstlichen Parthei in Deutschland einflößen. Das Haupt derselben war jetzt, wie der Leser weiß, Herzog Welf von Bayern, und blos an dessen ausdauerndem Muth und bisheriger Beharrlichkeit richteten sich die Andern

---

Afterpabst ward also Vigilius nicht nur das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche, sondern zugleich auch ein ganz anderer Mensch; denn hatte er früher der Theodora zur Ausführung ihrer eutychianischen Ketzerplane seine Hülfe zugesagt; so vereitelte er jetzt, und nicht ohne Gefahr für seine Person, die geheimen Umtriebe der gekrönten Eutychianerin, und wachte mit eben so vielem Ernste als glücklichem Erfolge über der Aufrechthaltung aller, das Fundament unsers Glaubens feststellenden Beschlüsse des allgemeinen Conciliums von Chalcedon.

auf. Söhnte sich Welf mit dem Kaiser aus; dann waren auch alle deutschen Fürsten um den Thron Heinrichs vereiniget, und dieser konnte das ganze schwere Gewicht des gesammten deutschen Reiches auf Italien wälzen. Eine Aussöhnung Welfs mit Heinrich mußte also durchaus verhindert, dem Ehrgeize und der Vergrößerungssucht des Herzoges eine lockende Aussicht auf bedeutende Vermehrung seiner Macht und der Besitzungen seines Hauses eröffnet, und er dadurch nur noch fester als bisher an das Interesse der päbstlichen Parthei gefesselt werden. Dazu gab es jedoch kein anderes Mittel, als eine eheliche Verbindung zwischen der Markgräfin von Toscana und dem Sohne des Herzogs Welf. Ob die Fürstin, die nie eines Mannes bedurft hatte, obgleich sie schon einmal verheirathet, und jetzt Wittwe war, von selbst auf diesen Gedanken gekommen, oder ob Pabst Urban ihn in ihr hatte entstehen lassen: dieß muß man dahin gestellt sein lassen. Wie dem aber sey, so hatte Mathildis große Bedenklichkeiten zu überwinden. Sie zählte damals schon drei und vierzig Sommer, während dem jungen Prinzen Welf erst sein achtzehnter Frühling blühete, und er wahrscheinlich weit lieber in der edeln Markgräfin seine zweite Mutter, als seine künftige Gattin erblickt haben würde. Aus diesem Grunde mußte also jetzt auch durchaus der erste Schritt von Seite des Weibes geschehen; und Mathildis, die der Parthei, die sie nun einmal für die gerechte hielt, schon so vieles aufgeopfert hatte, entschloß sich nun, ihr auch noch dieses Opfer zu bringen; und alles weibliche Zartgefühl verleugnend, schrieb sie zuerst an den jungen Prinzen, und bot sich ihm zu seiner Gemahlin an*).

*) In mancher Hinsicht sehr merkwürdig ist Mathildens Brief an den jungen Welf. Man findet ihn in Cosmas von Prag böhmischer Chronik (bei Menken I. S. 2051.). Cosmas hatte sich einige Zeit in Italien aufgehalten, kann demnach über diese Vermählungsge-

Schwerlich würde der junge Welf sehr hastig zugegriffen haben, hätte nicht sein Vater, für den die reiche mathildische Erbschaft einen unwiderstehlichen Reiz hatte, ihn durch Bitten, Ermahnungen und alle nur mögliche Vorspiegelungen der anlockendsten Bilder künftiger Größe endlich dazu bewogen, seine Einwilligung zu geben. Der Prinz ging also nach Italien und ward der Gemahl der mächtigen Markgräfin Mathildis von Toscana.

3. Die Unterhandlungen wegen dieser Verbindung waren sehr geheim gehalten worden. Eben so auch die Abreise des jungen Welfs aus Deutschland nach Italien.

---

schichte wohl unterrichtet gewesen seyn. — „Nicht aus „Leichtsinn oder weiblicher Laune," schreibt Mathildis an Welf, „sondern zum Nutzen meiner Staaten sende „ich Dir dieses Schreiben, nach dessen Empfang es nur „von Dir abhängt, meine Hand, und mit dieser die Herr„schaft über das longobardische Reich ebenfalls in Em„pfang zu nehmen. Ich will Dir viele Städte, Schlösser „und herrliche Palläste, auch zahllose Schätze von „Gold und Silber übergeben, und wirst Du dich mei„ner werth machen; so sollst Du noch über das alles „einen großen und ruhmvollen Namen erhalten. Be„schuldige mich nicht einer, mir ungeziemenden Kühn„heit, daß ich Dich zuerst anrede. Das weibliche Ge„schlecht darf so gut als das männliche eine recht„mäßige Ehe nachsuchen. Es ist gleichgültig, ob das „Weib oder der Mann den ersten Schritt thut, wenn „nur ein unauflößliches Band dadurch Beide mitein„ander vereiniget. Lebe wohl!" — — Daß der Brief theilweise in Reimen geschrieben ist; wie z. B.

Super omnia haec habebis nomen praeclarum
Si te facies mihi carum,
Nec tamen me notes audacitatis elogio,
Quod nunc aggredior te prior eloquio etc.

Schon diese Spielerei hätte den jungen Prinzen auf den Gedanken führen müssen, daß es von Seite der Markgräfin nicht gerade eine sehr ernste Herzensangelegenheit seyn möchte.

Als Pilger gekleidet hatte er sich über die Alpen geschlichen. Erst nachdem Alles geschehen war, erfuhr es auch der Kaiser. Aber dieser betrachtete Mathildens ohne sein Wissen und gegen seinen Willen eingegangene eheliche Verbindung als einen an ihm und dem Reiche begangenen Hochverrath, und ließ sie als eine Majestätsverbrecherin vor einem Fürstengericht anklagen. Mathildens sämmtliche, in mehreren Städten, vielen Burgen und Dörfern bestehende Besitzungen in Lotharingen wurden ihr abgesprochen, von dem Kaiser in Besitz genommen und an Bischöfe und andere seiner Getreuen verschenkt. Einen Zug nach Italien hielt Heinrich für durchaus nothwendig; denn in der Besiegung Mathildens und der päbstlichen Parthei war er sicher, auch alle seine Gegner in Deutschland zu besiegen. An der Spitze eines zahlreichen, trefflich gerüsteten Heeres brach also Heinrich im März des Jahres 1090 nach den Alpen auf. Auf diesem Zuge begleitete ihn dießmal auch Herzog Friedrich von Schwaben, dessen Bruder Conrad, der treue Pfalzgraf Rapoto von Bayern, und die Bischöfe von Brixen, Bamberg, Speier und Straßburg. Als seinen Statthalter ließ er den, ihm völlig ergebenen, rheinischen Pfalzgrafen Heinrich in Deutschland zurück. — Glänzender Erfolg krönt jetzt alle Unternehmungen Heinrichs in Italien. Das volkreiche Mantua, Mathildens Hauptwaffenplatz und Bollwerk, wird belagert. Mit vieler Entschlossenheit vertheidigen zwar die Einwohner ihre Stadt, werden aber doch nach eilfmonatlicher Belagerung, während welcher Heinrich die beiden Burgen Ripalto und Governolo erobert, zur Uebergabe gezwungen. Der Fall Mantuas verbreitet allgemeine Bestürzung unter der ganzen päbstlichen Parthei, erhebt aber um so mehr den Muth der Anhänger Heinrichs. Diese erwachen zu neuem Leben. Die Römer bemächtigen sich des Thurmes des Crescentius, zwingen Urban II., sich nach Benevent zurückzuziehen, und

nehmen Clemens III. wieder in ihre Stadt auf. Auch Capua's Einwohner empören sich, jagen die Normänner fort, und sind bereit, sich in die Arme Heinrichs zu werfen; der indessen, gleich nach der Einnahme Mantua's, in kurzer Zeit alles Land auf dem linken Pouser sich unterwirft (1091). Um diese Zeit stirbt auch des Kaisers Schwiegermutter, die mächtige Markgräfin Adelhaide von Sußa, Gräfin von Turin und Gebieterin vieler großen und reichen Länderstrecken. Heinrich gibt sogleich seinem Sohne Conrad einen Theil seines Heeres, sendet ihn ab, sich in Besitz der Verlassenschaft seiner Großmutter zu setzen, und der Erwerb dieser Länder vermehrt nun nicht wenig Heinrichs Macht und Ansehen in Italien. Bald darauf, als das kaiserliche Heer schon die Winterquartiere bezogen hatte, überlistet Heinrich den Hugo, Welfs Stiefbruder, und schlägt und vernichtet dessen ganzen gegen ihn anrückenden Heerhaufen. — Nicht minder siegreich ist Heinrich auch in dem folgenden Feldzuge des Jahres 1092. Im Frühjahre geht Heinrich über den Po, rückt verheerend die Apeninnen hinauf, und steht im Begriffe, Mathilde im Mittelpunkt ihrer Macht anzugreifen. Alle ihre gegen ihn gesandte Heerhaufen werden geschlagen und zerstreut, mehrere Burgen erobert, und schon steht Heinrich vor der festen, an der bolognesischen Grenze gelegenen Stadt Montevio.

4. Aber auch bei Mathildens Vasallen verschwindet jetzt der bisherige Muth. In der Fortsetzung des Krieges erblicken sie den nicht mehr zu bezweifelnden Untergang ihrer Gebieterin. Sie dringen mit Bitten in die Fürstin, sich, ohne länger zu zögern, mit dem Kaiser auszusöhnen, und tragen ihr Verlangen in einem so entschiedenen Ton vor, daß die Besorgniß eines möglichen Abfalles aller ihrer Lehnsleute Mathilden bewegt, sich dem Wunsche derselben zu fügen. Unverzüglich wer-

den nun Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser eingeleitet. Auch dieser zeigt sich zum Frieden geneigt; macht es aber zur Hauptbedingung, daß Mathilde Urban II. verlassen und Clemens III. als rechtmäßigen Pabst anerkennen sollte. Gegen diese Foderung sträubt sich jedoch Mathildens religiöser Sinn. In ihrer peinigenden Verlegenheit beruft sie alle Bischöfe, Aebte und andere Geistlichen, die aus Furcht vor den deutschen Waffen sich zu ihr und in ihre Burgen geflüchtet hatten. Diese setzt sie in Kenntniß von der mißlichen und gefährlichen Lage, in welcher sie sich jetzt befinde, von ihrer Geneigtheit zum Frieden, aber auch von der harten, ihr Gewissen ängstigenden Bedingung, unter welcher ganz allein der Kaiser ihr den Frieden gewähren wolle. Einige Bischöfe, und unter diesen auch der Bischof von Reggio, geben ihr den Rath, in Hinsicht der gebieterischen Zeitumstände in Heinrichs Vorschläge einzugehen, den Pabst Urban zu verlassen und dem Gegenpabste sich zu unterwerfen. Schon ist die ganze Versammlung derselben Meinung, als plötzlich ein frommer Einsiedler sich erhebt, dagegen spricht, und durch die Gewalt seiner Rede alle seine Zuhörer fesselt. Alle Verdienste, sagt er unter andern zu der Markgräfin, die sie bisher um die Kirche erworben, würden dadurch für sie unwiederbringlich verloren seyn. Mathildens Ueberzeugung gewinnt nun wieder an innerer Stärke, und ergriffen von den begeisternden Worten des Eremiten, erklärt sie mit männlicher Festigkeit, die Sache des päbstlichen Stuhles nie mehr verlassen zu wollen, bricht auch sogleich alle Unterhandlungen mit dem Kaiser ab. Zwar kostet es ihr einige Mühe, ihre Vasallen zu beruhigen; aber endlich gelingt es ihr dennoch, durch reiche Verheißungen und religiöse Anregungen jeder Art, sie auf das neue in ihrer Treue zu befestigen; und von beiden Theilen wird nun mit verdoppelter Anstrengung der Krieg fortgesetzt.

5. In Heinrichs Hand hatte es jetzt gelegen, sich selbst, der Kirche und Deutschlands wie Italiens Völkern den Frieden zu geben. Außer der Anerkennung seines Gegenpabstes würde Mathilde alle Bedingungen eingegangen seyn, ihn als Kaiser und König von Italien anerkannt, und wegen der Länder, die sie vom Reiche zu Lehen trug, sich ihm als ihrem obersten Lehnsherrn unterworfen haben. Der Pabst und die gregorianischen Cardinäle, von ihrer bisherigen mächtigen Beschützerin verlassen, hätten sich blos auf ihre eigenen Kräfte beschränkt gesehen, und nun würde es dem, an der Spitze eines bisher siegreichen Heeres in Rom einrückenden Kaiser ein Leichtes gewesen seyn, seine Lossprechung zu erhalten, die alsdann auch Heinrichs Feinden in Deutschland jeden Vorwand zur Fortsetzung des Krieges, oder vielmehr zur Fortsetzung ihrer Empörung entzogen hätte. — Aber, wie es scheint, war Heinrich von dem glücklichen Erfolge seiner beiden letzten Feldzüge zu sehr berauscht. Er dachte nicht an die Wandelbarkeit des Kriegsglückes. Aber leider sollte er es jetzt bald aus eigener Erfahrung kennen lernen; denn wirklich wich von nun an der Sieg von seinen Waffen, und schnell trafen ihn nach einander ganz unerwartete Schläge des Schicksals, wovon immer einer härter, ja wohl grausamer, als der andere war. — Zu Heinrichs größtem Verdruß zog sich die Belagerung von Montevio in die Länge. Die Belagerer machen endlich einen glücklichen Ausfall, verbrennen alle Kriegsmaschinen des Kaisers, und zwingen ihn die Belagerung aufzuheben. Eben so mißlingt ein, obgleich sehr gut combinirter Anschlag auf Canossa; und bald darauf wird Heinrich, als ein dichter Nebel ihn verhinderte, die Gegend zu überschauen, und die Bewegungen des Feindes zu beobachten, von Mathildens Schaaren umgangen, in seiner Fronte und in dem Rücken zugleich angegriffen, und völlig geschlagen. Der Fahnenträger Heinrichs blieb

im Treffen, die Hauptfahne des kaiserlichen Heeres fiel dem Feinde in die Hände, und Mathilde schmückte mit dem eroberten Siegeszeichen die Kirche des heiligen Apolonius in Canossa. Dieser Sieg hob nun ungemein den Müth der markgräflichen Vasallen. Alle Eroberungen Heinrichs gehen jetzt schnell nacheinander wieder verloren. Die Feinde überschreiten sogar den Po, erobern die beiden Burgen Ripalto und Governolo, und setzen sich nun auch auf dem jenseitigen Ufer des Stromes fest.

6. Der immer strenger werdende Winter unterbrach die weitere Fortsetzung des Krieges. Die eintretende Waffenruhe wollte nun Heinrich zu einer Reise an die ungarischen Grenzen benutzen, wo zwischen ihm und dem eben so frommen und weisen, als tapfern und kriegskundigen König Ladislaus von Ungarn eine Zusammenkunft verabredet war. Kurz vor Weihnachten (1092) trat Heinrich die Reise an; seinen Sohn Conrad und seine Gemahlin Adelhaide hatte er in Italien zurückgelassen. Die Abwesenheit des Kaisers hielten dessen Feinde für den günstigsten Augenblick, einen vielleicht längst schon in der tiefsten Tiefe der Hölle ersonnenen Anschlag, und zwar jetzt mit dem glücklichsten Erfolge auszuführen. Ein von Mathildis gesandter Haufe Bewaffneter nähert sich ganz im Stillen der Stadt Verona, wo Conrad und die Gemahlin des Kaisers sich aufhielten. Die Hand eines Verräthers öffnet ihnen eines der Thore der Stadt. Sie bemächtigen sich ohne Geräusch des Prinzen wie der Gemahlin, und eilen mit Beiden zu der Markgräfin nach Canossa zurück. Die Natur hatte diesen Sohn Heinrichs mit vielen trefflichen Eigenschaften des Geistes und des Herzens ausgestattet. Einer einnehmenden körperlichen Wohlgestalt entsprach eine nicht minder liebenswürdige Schönheit der Seele. Ungeheuchelt war seine Frömmigkeit; seine Religiosität war Sache seines Herzens, in dessen innerstem Heiligthum sie ihren

Sitz hatte. Er selbst war gegen jedermann ungemein gütig und herablassend, und von seinem Vater, wie alle seiner Entführung vorangegangenen Umstände es erweisen, auf das zärtlichste geliebt. Frommen und stillen Sinnes, wie er war, mußte er nothwendig über die in der Kirche herrschende Spaltung und Verwirrung trauern, auch der über ganz Ober- und Mittelitalien verbreitete blutige Kampf der Faktionen sein Gefühl schmerzhaft berühren. In dieser Stimmung war nun der junge, an Erfahrung noch arme Prinz für die Einflüsterungen der schlauen und geistvollen Markgräfin, und der zahlreichen, dieselbe umgebenden Schaar der Bischöfe, Aebte und Mönche leider nur zu empfänglich. Sein Gewissen zu ängstigen war nicht schwer. Nicht nur, sagte man ihm, sey das ewige Heil seiner Seele im höchsten Grade gefährdet, sondern er laufe auch Gefahr, die deutsche wie italienische Krone zu verlieren, wenn er noch länger mit seinem, mit dem Fluche der Kirche getroffenen, und von derselben verworfenen Vater gemeinschaftliche Sache mache. Da jedoch der Gedanke an eine förmliche Empörung gegen den Urheber seines Daseyns die jugendliche noch schuldlose Seele Conrads schreckte, so nahm man eine feinere Wendung, und suchte dem ihm gemachten gottlosen Antrag alles Abschreckende dadurch zu benehmen, daß man ihm sagte, er sollte durch die Annahme der italienischen Krone nur eine Stellung gewinnen, in welcher er desto leichter seinen Vater von dem Verderben retten, ihn mit dem Pabste aussöhnen, und demnach in den Schooß der Kirche zurückführen könne. Sein Vater sollte keineswegs des Reiches beraubt werden; sondern nach seiner Aussöhnung mit der Kirche Kaiser bleiben, und er, Conrad, wie einst die Söhne Carls des Großen, nur in dem Namen und unter der Leitung seines Vaters in Italien herrschen*).

*) Daß man den jungen Conrad durch eine solche Vorspiegelung zu beruhigen wußte; er auch wirklich an

Conrad ließ sich bethören und unterlag. Da aber Heinrichs Feinde wohl einsahen, daß der Anblick eines gegen seinen eigenen Vater die Waffen ergreifenden, unnatürlichen Sohnes das Gefühl aller edlen Menschen empören müßte; so eilten sie, durch die abscheulichsten Gerüchte den ihnen verhaßten Kaiser in der öffentlichen Meinung aller Völker auf immer zu verderben. Bei dem damaligen Mangel an Mittheilung und der schwachen Verbindung der Länder, wodurch es so schwer, ja unmöglich ward, ausgestreute Gerüchte zu prüfen, und das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden, durfte die Bosheit auch die ärgsten, unnatürlichsten, von den größten Widersprüchen strotzenden Verläumdungen sich kühn erlauben; sie konnte immer darauf zählen, daß überall wenigstens ein Theil derselben von der stupiden Leichtgläubigkeit gierig werde verschlungen werden. Je größer das Scandal, desto leichter und schneller findet es leider auch stets bei den Menschen Eingang. Durch tausend und abermal tausend Organe der, dem Kaiser feindlichen Parthei ward nun aller Orten ausgesprengt: Mathilde habe sich nicht mit Gewalt des Sohnes und der Gemahlin des Kaisers bemächtiget. Längst sey schon Conrad entschlossen gewesen, seinen Vater zu verlassen, dieser aber habe es erfahren, daher den Sohn in strenger Gefangenschaft gehalten, aus der er jedoch glücklich entwichen, und um Schutz flehend zu Mathilde gekommen sey. Was die Kaiserin beträfe, so habe sie ebenfalls schon lange Zeit die Wirkungen des Hasses ihres Gemahls fühlen müssen. Zu unnatürlicher Wollust habe

der Wahrheit derselben nicht zweifelte, geht schon ganz klar daraus hervor, daß Conrad auch nach seiner Empörung, und als er längst schon von dem Erzbischofe von Mailand war gekrönt worden, dennoch seinen Vater stets seinen gnädigen Herrn und Kaiser nannte. Semper illum Dominum suum et Caesarem vel Imperatorem cognominans (Chron. Ursp. ann. 1096.)

er sie mißbrauchen wollen, und als sie sich solcher schändlichen Zumuthungen geweigert, sie auf das gröbste mißhandelt, zuletzt eingesperrt, und endlich den Gewaltthätigkeiten vieler Männer preisgegeben. Sogar seinen Sohn Conrad habe er aufgefodert, seine Stiefmutter zu entehren, und als dieser mit Abscheu eine solche Schandthat zurückgewiesen, den Conrad versichert, er sey nicht sein, sondern eines schwäbischen Fürsten Sohn*). —

---

*) Dieß erzählt einer der verblendetsten und gehäßigsten Feind des Kaisers, nämlich Dodechin, Abt des Disibodusklosters bei Bingen, in seiner Fortsetzung der Chronik des Marianus von 1084 bis z. J. 1200. — Aber zum verläumden gehört nicht nur eine sehr reiche Portion von Bosheit und Niederträchtigkeit, sondern auch eine nicht allzu kleine Dosis von Verstand. Will der Verläumder Glauben finden, so müssen seine Lästerungen immer noch ein gewisses Gepräg des Natürlichen tragen; sie dürfen nicht in das allzu Unglaubliche, in das Unnatürliche, völlig Naturwidrige hinüberspielen, und besonders auch nicht mit den allgemein bekannten Charakteren der darin verwickelten Personen in dem offenbarsten, grellsten und schneidendsten Widerspruch stehen. — Nach der Erzählung des Herrn Abtes des Disibodusklosters bei Bingen hätte also Heinrich seine ehemalige, treue, tugendhafte, ihm so ergeben, und nun schon seit sechs Jahren im Grabe ruhende Bertha, gegen deren eigenen Sohn, als eine Ehebrecherin gebrandmarkt. Fragt man aber nun, zu welchem Zwecke und in welcher Absicht; so läßt sich, da es ja von Seite Heinrichs nicht in einer Aufwallung leidenschaftlichen Zornes geschehen war, offenbar kein anderer Grund erdenken und ausgrübeln, als daß Heinrich auf einmal Lust bekommen haben müßte, in der Brust seines Sohnes, auf dessen Größe und Erhebung er bisher doch so bedacht gewesen, und den er jetzt schon seinem Throne so nahe gestellt hatte, vorsätzlich jeden Funken von kindlicher Ehrfurcht, Treue, Liebe und Gehorsam auf immer zu ersticken, ja selbst dessen Haß und Abscheu gegen den bisherigen vermeintlichen Vater so hoch als möglich zu steigern!

Doch wir wollen einstweilen darüber hinweggehen. Es kommt noch besser. Jedermann muß ja einsehen und begreifen, daß Heinrich seinem Sohne Conrad die Zumuthung, seine Stiefmutter zu entehren, und die Entdeckung, daß er eines schwäbischen Grafen Sohn sey, unmöglich in Gegenwart von Zeugen hätte machen können. Das Geheimniß höllischer Finsterniß konnte blos zwischen Vater und Sohn verhandelt werden. Niemand konnte es demnach wissen, als nur Conrad, mithin auch nur Er allein es ruchbar machen, und den Feinden seines Vaters mittheilen. Aber nun stimmen alle italienischen Geschichtschreiber mit den übrigen Chronikern jener Zeit darin überein, daß sie nicht nur dem Conrad das ehrenvolle Zeugniß eines äußerst bescheidenen, sanften, keuschen und wahrhaft frommen jungen Fürsten geben, sondern zum Theile auch noch berichten, daß er den gegen seinen Vater ausgestreuten schändlichen Gerüchten keinen Glauben beigemessen, auch nie geduldet habe, daß in seiner Gegenwart davon gesprochen wurde. Murmur quod per totum romanum imperium patris sui mores laniabat — — auribus propriis nunquam patebatur inferri (Chr. Ursp. ann. 1099.). Und demungeachtet war es gerade dieser edle, fromme, und auch nach seinem Abfalle vom Vater, doch gegen denselben stets von Ehrfurcht durchdrungene Sohn gewesen, der ganz allein, denn kein anderer wußte ja etwas davon, jene vorgebliche, alles Schändliche an Schändlichkeit noch weit übertreffenden Zumuthungen seines Vaters der Welt hätte bekannt machen können, und auch wirklich bekannt gemacht hätte. Einem selbst halb blöden Auge muß ja das Unmögliche, Unnatürliche, daher offenbar Erlogene von selbst schon einleuchten. Wenn aber von einem Theile eines Berichts ganz handgreiflich erwiesen werden kann, daß er unwahr und durchaus falsch ist; so verdienen eben so wenig oder noch wenigern Glauben auch die übrigen damit verknüpften Nachrichten. Jede Lüge zieht nothwendig auch immer noch ein ganzes Gefolg anderer Lügen nach sich. — Daß die Geschichte von Conrads und der Kaiserin Entführung oder Entweichung mit so vielen und so sehr von einander abweichenden Varianten erzählt wird,

und die Geschichtschreiber in ihren Zeitbestimmungen gar nicht mit einander übereinstimmen; schon dieß macht uns alles sehr zweifelhaft, während das Gräßliche und Teuflische, das darin enthalten ist, jedes nur einigermassen zartfühlende Herz auf das höchste empören muß. Hat eine Erzählung einen, wenn auch nur ganz kleinen innern Kern der Wahrheit; so werden sich um denselben stets auch alle äußere Nebenumstände in einem wenigstens scheinbaren Zusammenhang, und auf eine doch einigermassen begreifliche Weise ordnen und reihen. Aber dieß ist hier durchaus nicht der Fall. Den Angaben der Schriftsteller fehlt es nicht nur überall an Zusammenhang, sondern sie sind auch voll der auffallendsten Widersprüche, ihre Andeutungen nur dunkel und unbestimmt, mehr verwirrend als erhellend. Alles ist daher unverständlich und, weil nichts auf eine nur einigermassen vernünftige, weder den Verhältnissen und Charakteren jener Zeit, noch überhaupt auch der menschlichen Natur angemessene Weise erklärt werden kann, auch durchaus unbegreiflich. So z. B. berichtet Berthold: der Kaiser habe seine Gemahlin längst schon auf das ärgste mißhandelt, und sie, um ihre Flucht zu verhindern, schon viele Jahre in harter Gefangenschaft gehalten. Uxor hujus Imperatoris *jam diuru* multis injiis lacessita, *multisque annis*, ne aufugeret, custodita. Aber nun war ja Heinrich erst im vierten Jahre mit ihr vermählt. Woher nun die multi anni? — Wenn ferner Heinrich seine Gemahlin so sehr haßte, warum nahm er sie dann mit sich nach Italien? Hatten er und seine vielen, ihm treuen Anhänger in Franken, am Rhein, in Ober- und Niederlotharingen, in Burgund ꝛc., nicht feste Burgen genug, wovon er eine der angeblich von ihm so sehr gehaßten Gemahlin zum Aufenthalt anweisen konnte? — Aber noch fühlbarer stellt sich die Lüge heraus, wenn man nach der Ursache forscht, warum Heinrich gegen seine Gemahlin so schrecklich aufgebracht gewesen seyn soll. Darauf erhält man nun zur Antwort: Der Kaiser habe seine Gemahlin zu schändlicher Wollust mißbrauchen wollen, sie jedoch sich dessen geweigert. Aber Heinrich hatte sich erst im Jahre 89 mit derselben vermählt, und

nun begann in dem Leben des Kaisers gerade wieder einer jener Abschnitte, in denen er eine ganz ungemeine kriegerische und politische Thätigkeit entwickelt, und ununterbrochen mit kriegerischen Operationen, beschwerlichen Zügen, Belagerungen, Schlachten und allen den tausendfachen sich darauf beziehenden Angelegenheiten, Vorkehrungen und Verhandlungen beschäftiget, nur für seinen Zweck athmet und lebt, und mit dem ihm eigenen Ungestümme allen seinen Bestrebungen nur eine und dieselbe, alles Uebrige ausschließende Richtung gibt. Aber bei solchen mannichfaltigen, alle Kräfte der Seele und des Körpers in Anspruch nehmenden Beschäftigungen, bei solcher ununterbrochenen und ungewöhnlichen Anstrengung, und besonders bei dem nur zu oft ganz unvermuthet eintretendem, daher größten Theils beunruhigendem, den Geist stets in einer gewissen Spannung erhaltendem Wechsel der Ereignisse, können unmöglich in dem Menschen solche eckelhaft garstige Phantasien sich erzeugen, auf die offenbar nur ein träger, völlig unbeschäftigter, verweichlichter Wüstling allenfalls in einem seiner üppigen Paläste verfallen könnte. — Auch in ihren Zeitbestimmungen weichen die Schriftsteller durchaus von einander ab. Die Einen lassen den jungen Conrad zuerst, und die Kaiserin erst ein Jahr nachher in die Gewalt der Markgräfin kommen. Die Andern erzählen es gerade umgekehrt. In ihren Angaben, wie dieses geschehen sey, widersprechen sie sich ebenfalls. In Folge einiger Berichte fanden Conrad und Mathilde selbst Gelegenheit zu entfliehen, und um Schutz flehend zu der Markgräfin nach Canossa zu kommen. Nach der Behauptung Anderer wurden sie durch fremde Gewalt der Tyrannei Heinrichs entrissen. Die größte Wahrscheinlichkeit hat die Erzählung des Donizo. Sie wirft zugleich auch einen, das Dunkle der Nacht, die diese ganze Geschichte umgibt, so ziemlich erleuchtenden Lichtstrahl. Wie Donizo berichtet, schrieb die Kaiserin an die Markgräfin, und bat diese, sie von ihrem gegen sie so feindlich gesinnten Gemahl zu befreien. Daraus geht nun hervor, daß beide Fürstinnen mit einander in einem Briefwechsel standen — abermals ein Beweis, daß die Kaiserin nicht so strenge

bewacht und so genau beobachtet seyn konnte. -- Es ist nun beinahe gar nicht zu bezweifeln, daß Mathilde, die, wie wir uns in der Folge noch überzeugen werden, sogar niederträchtige Rollen übernahm, so bald diese nur zum Zwecke führten, überhaupt auch dabei kein Mittel verschmähete, und trotz ihrer übrigen großen und glänzenden Eigenschaften dennoch zu denen gehörte, die, um einen frommen Zweck zu erreichen, auch den Beistand der Hölle anzurufen für erlaubt halten: daß, sagen wir, Mathilde, die ihrer eigenen und ihrer Parthei Selbsterhaltung wegen, den Kaiser gänzlich zu verderben suchte, nun auch die arme Adelhaide, oder Praxedes oder Eupraxia, wie andere sie heißen, wie gewöhnlich wieder aus religiösen Gründen zu bewegen gesucht haben wird, sich von ihrem, von dem Fluche der Kirche getroffenen, mithin der Hölle anheimgefallenen Gemahl zu trennen. Die Kaiserin willigte endlich ein, und bat die Mathildis, ihr zu ihrer Flucht behülflich zu seyn. Die Markgräfin schickt nun einen Haufen Bewaffneter nach Verona. Ohne alles Geräusch und ohne daß die Leute des Kaisers den mindesten Widerstand geleistet hätten, kommt Mathildens Schaar zu der Kaiserin, die nun auch sogleich und zwar froh und freudig mit ihren Befreiern den Weg nach Canossa zu der Markgräfin einschlägt.

Auspiciens Debora nova (Mathildis) tempus inesse vel horam
Hunc ut prosternat Sisaram, clam quippe catervam
Veronam mittit, Regina manebat et illic,
Privatim venit, defertur, laeta recedit.
Regis eam servi perdunt strepitu sine belli.

Diese Worte des Donizo möchten uns beinahe gar zu dem Glauben berechtigen, daß die Kaiserin nichts weniger als eine Gefangene in Verona war. Würde auch wohl Heinrich, wenn er wirklich in seiner Gemahlin eine ihm so gefährliche Feindin erblickt hätte, sie in dieser, von dem Feinde so wenig entfernten, gewissermaßen auf feindlicher Frontlinie liegenden Stadt, ohne eine sowohl zur Besatzung als auch zur Bewachung der Gefangenen vollkommen hinreichende Schaar Krieger zurückgelassen haben? — Bemerkens-

werth ist jedoch, daß Donizo die Ursache, warum Praxedes ihren Gemahl verließ, ganz übergeht, und nicht das mindeste davon berichtet. Auch dieses Stillschweigen muß schon wieder gerechtes Mißtrauen gegen die ganze, nachher von der Bosheit ersonnene schändliche Fabel erregen. Da jedoch alte wie neuere Geschichtschreiber berichten, Praxedes habe auf den Concilien von Constanz und Piacenza ein öffentliches Bekenntniß aller Schändlichkeiten, wozu sie von ihrem Gemahl gezwungen worden, abgelegt, und in Berücksichtigung ihrer Reue und Demuth alsdann die Lossprechung erhalten; so möchte man auf den Gedanken gerathen, daß mit dem, wenn auch noch so groben und infamen Lügenwerk dennoch etwas weniges Wahres verzweiget seyn müßte, was alsdann jedoch sehr leicht und faßlich auf folgende Weise allenfalls erklärt werden könnte. — Wem die Schriften des neuen Bundes nicht völlig fremd sind, wird sich erinnern, daß der heilige Paulus in einem Schreiben an die Korinthier unter andern auch sagt: „Die Ehemänner sollten nicht glauben, daß ihnen Alles erlaubt sey.“ — Nun ist es wohl möglich, daß Heinrich die Grenze überschritten, und die auch dem Ehestand geziemende Keuschheit nicht beobachtet haben könnte. Da dieses von dem, bisweilen in seinen Genüssen ausschweifenden Heinrich wirklich zu vermuthen war, so vermuthete es auch ganz gewiß die schlaue und, wenn es nöthig war, ziemlich ränkevolle Mathildis. Für diese war es nun ein leichtes, durch süße, recht vertrauliche Worte, die ihr nichts kosteten, der ohnehin schon eingeschüchterten Praxedes allerlei Bekenntnisse über die Geheimnisse ihres Ehebettes abzulocken. Freilich mag nun möglicher Weise hie und da Etwas gesagt worden seyn, was besser vor den Augen der Welt ewig verdeckt geblieben wäre. Für die Markgräfin war es jedoch kein kleiner Gewinn; sie durfte, was sie gehört, nur ihrem Anhange sogleich mittheilen, und dann diesem, wie dem jedes Scandal gewöhnlich vergrößernden Gerüchte es überlassen, alles auf das ärgste zu entstellen, durch boshafte Zusätze noch mehr zu vergiften, und die abscheulichsten und unnatürlichsten Verläumdungen hinzuzufügen. — Durch übertriebene, mit allen Schrecknissen

der Hölle verbundenen Vorstellungen von der Größe und Abscheulichkeit ihrer dießfalls begangenen Sünden, ward nun die verlassene Praxedes so sehr geängstiget, daß sie, um von ihrem Sündenlast losgesprochen zu werden, sich alles gefallen ließ, zu allem sich bereit erklärte, und zwar um so mehr, da sie jetzt nicht mehr ihr eigener Herr war, sondern sich in der Gewalt der sie nicht nur durchschauenden, sondern noch weit überschauenden, ungemein geist- und intriguenvollen Markgräfin befand. — Aber bei allem dem ist es eine ausgemachte Sache, daß Praxedes nicht selbst vor dem Concilium in Constanz erschien. Diese Behauptung gründet sich auf das Zeugniß des Berthold, der doch blos sagt daß nicht sie selbst, sondern nur eine Klagschrift von ihr (quaerimonia) den dort versammelten Vätern mitgetheilt worden sey. Wer aber hat diese Klagschrift aufgesetzt? gewiß nicht die unglückliche Fürstin. Andere haben sie verfaßt, was ihnen beliebte hineingeschrieben, und offenbar zu keinem andern Zwecke, als um der, in einer höllischen Küche zubereiteten, infamen Lauge, die man über Heinrichs verhaßtes Haupt gießen wollte, auch in Deutschland recht großen Credit zu verschaffen. — Daß Praxedes auch auf dem Concilium in Piacenza ein öffentliches Sündenbekenntniß abgelegt und hierauf ihre Lossprechung erhalten habe, ist ebenfalls eine Sage, die noch manchem sehr gegründeten Zweifel unterliegt. Erschien aber wirklich Praxedes auch vor dem Concilium in Piacenza, hat man sich wirklich nicht gescheuet, vor dieser zahlreichen und ehrwürdigen Versammlung ein so unwürdiges Gaukelspiel aufzuführen, so zeuget dieses nur noch lauter gegen die, alle Schranken überschreitende, kein menschliches Gefühl mehr schonende Bosheit der Feinde Heinrichs. Konnte die bedauernswerthe Gemahlin des Kaisers, wenn sie ihr Gewissen beschwert fühlte, nicht auf dem gewöhnlichen Wege der Beicht und Buße, Söhnung und Lossprechung erhalten? Wozu daher eine, schon seit Jahrhunderten gar nicht mehr übliche öffentliche Beicht? Warum also noch jedes weibliche Schamgefühl in der Brust der unglücklichen Fürstin grausam ersticken, und sie dann vor so vielen heiligen Bischöfen und Aebten Geständnisse machen lassen, die

nothwendig jedes keusche Ohr schmerzhaft verletzen mußten? Ist dieß also wirklich alles geschehen; so konnte man dabei keine andere, als blos die teuflische, nur feigen Seelen mögliche Absicht gehabt haben, den Kaiser in der Meinung aller, auf eben diesem Concilium repräsentirten Völker und Nationen völlig zu verderben, und auf das schandbarste herabzuwürdigen. — Wir müssen aufrichtig gestehen, daß, als bei Dodechins, Bertholds, und auch neuerer Geschichtschreiber Berichte über diese Hergänge, unser Innerstes sich empörte, jedoch demungeachtet noch immer einige bange Zweifel uns vorschwebten, wir mit einer gewissen ängstlichen Hastigkeit nach dem Buch des gelehrten, und so scharfsinnigen Herrn Professor Luden griffen. Aber wie sehr wurden wir nicht beruhiget, und wie ungemein erfreut, als wir fanden, daß dieser tiefe und klare Denker, dieser vorurtheilsfreie, Wahrheit liebende Forscher die ganze Geschichte in demselben Lichte betrachtet, auch dabei, was nicht minder erfreulich ist, das schändliche Lügengewebe in allen seinen Fäden so anatomisch richtig zerlegt, daß heutigen Tages, wie er selbst sagt, kein vernünftiger Mensch mehr daran glauben kann, wie es auch schon damals von keinem nur einigermassen besonnenen Menschen geglaubt ward. Von diesem Letztern werden wir uns sogleich selbst überzeugen, indem alle jene verläumderischen Gerüchte, die das Gepräge der Uebertreibung so handgreiflich an ihrer Stirne trugen, auf Deutschland, obgleich zu jener Zeit die Deutschen in Ansehung der Sittlichkeit ihrer Beherrscher weit strengere Foderung, als jede andere Nation, aufstellten, doch nicht den mindesten Eindruck machten. — Uebrigens läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß bei allen diesen lichtscheuen Umtrieben Pabst Urban auch nicht von weitem seine Hände hatte. Das Meiste war ihm ganz unbekannt. Wahrscheinlich sagte man ihm nur so viel davon, als man ihm, ohne ihn zu beleidigen, sagen zu dürfen glaubte. Daher trat er auch weder hemmend noch befördernd ein, ließ die Sache ihren Gang gehen, und warf die Folgen davon, gute oder böse, ganz unbekümmert in den Schoos der Vorsehung. — Nach dem Concilium von Piacenza entschwindet uns Heinrichs

7. Conrad war jetzt in den Händen seiner und seines Vaters Feinde; und von dem Strome, in den er sich unvorsichtig gewagt hatte, gewaltsam fortgerissen, vermochte er das, auch jetzt noch ihm Rettung verheißende Ufer nicht mehr zu erreichen. An die italienischen Völker, wie an das Heer seines Vaters ergingen Proclamationen, sie auffodernd, auf die Seite des Sohnes, die auch die Seite des apostolischen Stuhles sey, sich zu stellen. In den Gemüthern der Italiener erwachte nun sogleich wieder der alte Wunsch, von der Herrschaft der verhaßten Deutschen befreit zu werden, und eigene Könige zu haben, denen sie nur dann, wenn es ihnen beliebte, gehorchen dürften. Die vornehmsten Städte Italiens, Mailand, Pavia, Lodi Cremona, Piacenza rc., sagten sich von dem Kaiser los, und schloßen mit Mathildis ein Bündniß, dem ebenfalls der alte Herzog Welf von Bayern beitrat. Auch ein großer Theil des Heeres ging zu Conrad über, und erkannte ihn als den regierenden König von Italien. Mit jedem Tage fielen von Heinrichs alten Anhänger einige ab, und stellten sich zu Conrad. Dieser ging nach Mailand, wo der Erzbischof Anselm, der, obgleich er von Heinrich das Erzbisthum unlängst erhalten hatte, jedoch erst nach langem Schwanken, und blos auf die dringenden Ermahnungen der Markgräfin von Toscana, der päbstlichen Parthei sich angeschlossen hatte, nun dem bethörten, aufrührischen Sohne, zuerst in Monza und dann auch in der Kirche zum heiligen Ambrosius in Mailand, die italienische Königskrone auf das Haupt setzte. Bald da-

---

unglückliche Gemahlin aus den Augen. Es heißt, sie sey in ein Kloster gegangen; aber in welches und in welchem Lande? Kurz, sie verschwindet, wie bald darauf auch der junge König Conrad, und endlich Mathildis eigener Gemahl, der Herzog Welf, verschwanden, als nämlich die Markgräfin ihrer nicht ferner mehr zu ihren Zwecken bedurfte.

rauf starb der Erzbischof, und sein frühzeitiger Tod ward als ein göttliches Strafgericht gedeutet. Solche vermessene Urtheile waren in jener sittlich unmündigen, nichts als Haß und Feindschaft ausgährenden Zeit etwas sehr gewöhnliches. Indessen wird doch auch erzählt, Erzbischof Anselm sey unter quälenden Vorwürfen seines Gewissens, und mit schwacher Zuversicht auf das ihn jenseits erwartende Gericht, aus der Welt geschieden.

8. Um auf den, von Natur so liebenswürdigen, leider durch die Schlauheit eines Weibes verführten, nun völlig umstrickten und gleichsam in allen seinen Gliedern gebundenen, unglücklichen Conrad nicht mehr zurückkommen zu müssen, wollen wir von den fernern Ereignissen seines kurzen, schnell vorüberfliehenden Lebens, gleich jetzt schon das Merkwürdigste berichten. — Um der neuen Ordnung der Dinge in Italien noch mehr Consistenz zu geben, war Mathildis bedacht, den jungen König mit der Tochter des mächtigen Grafen Rogers von Sicilien zu vermählen. Der Pabst genehmigte diese Heirath. Zwar war sie nicht nach dem Wunsche und dem Herzen Conrads; aber dieser mußte von nun an thun, was jene wollten, die ihn zu einem Schattenkönige gemacht hatten. Urban schrieb an den Grafen in Sicilien; dieser gab seine Einwilligung, und nothgedrungen ward nun Conrad zu Pisa der Gemahl Mathildens*). Den großen Geldverlegenheiten des Königs ward jedoch durch den ungemein reichen Brautschatz, welchen die Prinzessin mitbrachte, auf ein paar Jahre abgeholfen. Anfänglich wollte er das Investiturrecht nicht aufgeben; belehnte auch noch den Arnulph, Nachfolger des verstorbenen Erzbischofes Anselm, mit Ring und Stab. Aber mächtig erhoben sich dagegen sogleich der Pabst und die

*) So hieß die Tochter des reichen und mächtigen Grafen von Sicilien.

Markgräfin Mathildis. Die damaligen Verhältnisse in Italien waren nicht der Art, daß Conrad hätte einen Versuch machen können, das jetzt tief gesunkene königliche Ansehen so schnell wieder zu heben. Er war gezwungen, nachzugeben, ging hierauf nach Cremona, schwur dem Pabste den Eid der Treue, hielt ihm den Steigbügel, führte das Pferd desselben beim Zügel, und entsagte allen Ansprüchen auf die Investitur der Geistlichen; unter welcher letzten Bedingung Urban ihm die Absolution ertheilte, zugleich auch seinen Beistand zu Erlangung des Reiches und der römischen Kaiserkrone versprach. An der Wahl und Belehnung der Bischöfe nahm jetzt Conrad keinen Antheil mehr. Aber auch die Verwaltung der Reichsangelegenheiten ward ihm ebenfalls bald so sehr verbittert, daß er sich wenig oder gar nicht mehr darum bekümmerte. Im Taumel der Freude über den entscheidenden Sieg, den Mathildis, obgleich durch manches Mittel, das eine edlere Seele verschmähet haben würde, über Heinrich errungen, so wie über die plötzliche völlige Umgestaltung Italiens, was ganz allein ihr Werk war, hatte auch ihr stolzes Selbstbewußtseyn auf einmal einen weit höhern Schwung genommen. Sie betrachtete sich als eine neu aufgehende Sonne, die allen italienischen Völkern leuchten und sie beleben müsse. Nicht blos in ihren eigenen Staaten, in der ganzen Lombardei wollte sie herrschen. Wirklich war auch überall ihr Ansehen so hoch gestiegen, das es jenes des jungen Königes völlig verdunkelte; bei jeder Gelegenheit erlaubte sie sich Eingriffe in die königlichen Gerechtsamen. Ihr sich über alles erstreckender Einfluß besetzte die bischöflichen Stühle, und ordnete die Angelegenheiten der Städte und des Landes, und den jungen König behandelte sie als einen Knaben, der an einem Gängelbande, wohin sie wolle, ihr folgen müsse. Dieß natürlicher Weise konnte der, wenn auch noch so bescheidene und sanftmüthige junge Fürst in die Länge nicht er-

tragen; er entzweite sich mit der Markgräfin und trennte sich gänzlich von derselben. Aber auch dabei hatte er keinen Gewinn. Nach wie vor blieben seine Hände gebunden. Jetzt mochte er wohl seine unbesonnene Uebereilung beweint, und die demüthigende Ueberzeugung gewonnen haben, daß er eigentlich nichts als ein verächtliches Spielzeug in den Händen einer Frau und deren Parthei gewesen sey. Von den italienischen Fürsten ward er verachtet, in den Städten beinahe Seiner kaum noch gedacht, und weil selbst von den Bischöfen verlassen, welche die zur königlichen Hofhaltung nöthigen Lieferungen nicht mehr leisteten, nicht selten sogar drückendem Mangel preisgegeben*). Einsam und traurig und beladen mit dem väterlichen Fluche, dessen Schwere oft tief ihn beugte, verlebte er so einige Jahre auf dem, am Po gelegenen Schlosse Borgo S. Domini. Mit Mathilde soll sich Conrad endlich wieder ausgesöhnt haben. Er kam nach Florenz, ward aber dort von einem hitzigen Fieber ergriffen, das seinem Leben ein Ende machte (1101). Conrad starb in der Blüthe seiner Jahre. Obgleich schon seit dem Jahre 1094 vermählt, hinterließ er doch keine Kinder; denn auch nach seiner Vermählung soll er, wie gesagt ward, jedoch wahrscheinlich mit Einwilligung seiner jungen Gemahlin, in steter Enthaltsamkeit gelebt haben. Einige italienische Geschichtschreiber behaupten, König Conrad sey an Gift gestorben, und zwar an einem, von der Hand eines Leibarztes der Markgräfin ihm gereichten Gifte. Offenbar wieder eine jener gottlosen Verläumdungen, womit die Partheien

*) Als eines Tages ein, der päbstlichen Parthei völlig ergebener mailändischer Geistlicher dem König vorgestellt ward; fragte dieser ihn mit vieler Bitterkeit: „was hälst du dann von den Bischöfen und Geistlichen, die alles, was sie besitzen, von den Königen erhalten haben, und jetzt dennoch nichts zum Unterhalt des königlichen Hofes hergeben wollen?“

bei jeder, sich auch nur von ferne darbietenden Gelegenheit, sich gegenseitig zu beschmutzen und zu entwürdigen suchten*).

9. Seit der Empörung seines Sohnes Conrads, dem Abfall der vornehmsten italienischen Städte, und so vieler andern, bisher treuen Anhänger, hatte Heinrich sich in das Paduanische zurückgezogen und, obgleich ohne großen äußern königlichen Glanz, doch immer fortgefahren, königliche Rechte zu üben**). — Jene Zusammenkunft zwischen dem Kaiser und dem König Ladislaus von Ungarn, welche wahrscheinlich zu einem wichtigen Resultat geführt haben würde, war nicht zu Stande gekommen; denn die Nachricht von der Entfüh-

---

*) In seiner mailändischen Geschichte sagt zwar Landulph: Quum pervenisset Florentiam rex ipse prudens et sapiens, atque decorus faciens (proh dolor!) adolescens, accepta potione ab Aviano medico Mathildis comitissae, vitam finivit. — Aber Landulph ist ein entschiedener Gegner der päbstlichen Parthei, verdient daher keinen Glauben, besonders da Mathildens übrige Tugenden einen Verdacht dieser Art gar nicht zulassen. — Indessen versichert doch auch der, dem römischen Hofe völlig ergebene Muratori, daß blos Mathildens Herrschsucht der Grund des, zwischen ihr und dem jungen Könige Conrad entstandenen Zwistes gewesen sey. Sie habe damals nicht blos über Toscana, sondern auch über den größten Theil der Lombardei, über die reiche Stadt Mailand und deren Gebiete geherrscht, dem Conrad vielen Verdruß gemacht, und dessen Leben nicht wenig verbittert. (Murat. Gesch. v. It. B. VI. S. 516 und 17).

**) Berthold, der gar zu oft ins Blaue hinein schreibt, sagt zwar von Heinrich: poene omni regia potestate privatus. Aber Muratori beweißet durch Urkunden, daß der Kaiser um diese Zeit sowohl in Padua, als an andern Orten Gericht gehalten, neue Privilegien ertheilt, alte bestätiget, kurz, daß er königliche Rechte geübt habe.

rung seines Sohnes und seiner Gemahlin hatte er unter Weges erhalten, dadurch alle Lust zur Fortsetzung der Reise verloren, und war demnach eiligst wieder nach Verona zurückgekehrt. Heinrich überschaute sogleich den ganzen Umfang seines Unglücks. Nichts war für ihn niederschmetternder, und kein Schlag des Schicksals hatte ihn bisher so hart getroffen, als jetzt der Verrath seines eigenen Sohnes, dessen er doch, und zwar von dessen zartesten Kindheit an, stets mit so vieler Liebe und Sorgfalt gepflegt hatte. In den ersten Augenblicken überströmenden, schmerzlichen Gefühles wollte er sogar, wie erzählt wird, sich in sein eigenes Schwert stürzen, woran jedoch die Hand seiner ihn umgebenden Getreuen hinderte. Das Leben hatte aber allen Reiz für ihn verloren. Er zog sich in eine einsame Burg zurück und legte sogar einige Wochen den kaiserlichen Geschmuck nicht mehr an. Aber bald kehrten Ruhe und Besonnenheit wieder in seine Brust zurück. Wahrscheinlich fesselte ihn auch der Gedanke an seinen zweiten, jetzt zwölfjährigen Sohn Heinrich wieder an die Welt. Großen Trost gewährten ihm schon die Beweise der Anhänglichkeit der Stadt Verona, und noch mehrerer andern, obgleich minder bedeutenden Städte, die trotz der gegen ihn ausgestreuten schändlichen Gerüchte, wahrscheinlich denselben keinen Glauben schenkend, dennoch in ihrer bisherigen Treue verharrten. Eben so blieben auch die Bischöfe von Verona, Vicenza, Tarvis, Feltre, Faenza, ferner die beiden mächtigen Markgrafen Uzo von Este und Werner von Ancona nebst noch vielen andern kleinern Herren und Grafen fest bei Heinrich stehen. Zwar lag die Zukunft noch trüb und ziemlich grauenvoll vor ihm; aber selbst durch diese dichte Nebel leuchtete ihm ein Strahl der Hoffnung. Heinrich war klug genug auch von der Zeit etwas zu erwarten; und wirklich that diese jetzt auf einmal wieder vieles für ihn; denn bald ergaben sich Ereignisse, die eben so unvermuthet und un-

erwartet, als tief in alle Verhältnisse Deutschlands und Italiens eingreifend, dem Kaiser eine neue Bahn öffneten, und zu neuer verdoppelter Thätigkeit ihn weckten.

10. Die Markgräfin Mathildis nämlich, als sie sich im Jahre 1089 mit dem jungen Welf von Bayern vermählte, hatte eigentlich mit der Ehe, dieser reinsten und heiligsten Quelle aller gesellschaftlichen Verhältnisse, blos ein leichtfertiges Spiel getrieben. Durch ihre Verbindung wollte sie nur, wie der Leser weiß, den kriegerischen und in großem Ansehen im deutschen Reiche stehenden alten Herzog Welf unauflöslich an ihre Parthei fesseln, durch ihn neue Händel in Deutschland dem Kaiser erregen und dadurch dessen Macht in Italien schwächen. Mathildens Zweck ward anfänglich vollkommen erreicht. Welf brachte mehrere von Heinrichs bisherigen Anhängern zum Abfall, verschaffte der päbstlichen Parthei in ganz Schwaben die Oberhand, und veranlaßte in Ulm eine Versammlung sämmtlicher schwäbischer Fürsten, Grafen und Herren, auf welcher dem Eidam des Kaisers, Friedrich von Staufen, das Herzogthum abgesprochen und Berthold von Zähringen als Herzog von Schwaben anerkannt ward *). Endlich ward durch Welfs Bemühungen sogar von einer neuen Königswahl sehr ernstlich die Rede. Diese kam jedoch nicht zu Stande, theils wegen der Uneinigkeit der Fürsten, theils und vorzüglich auch weil das Schicksal dreier Gegenkönige, des Rudolphs, Hermanns wie des Markgrafen Ecbert noch in zu frischem Andenken

*) Berthold von Zähringen war des Gegenkönigs Rudolph Eidam. Nach dem Tode desselben hielt er sich zu dem Sohne des Verstorbenen, der ebenfalls Berthold hieß, und als dieser ebenfalls frühzeitig gestorben war, glaubte er nun selbst gerechte Ansprüche auf das Herzogthum zu haben.

war und keinem der Fürsten es nach einer Krone gelüstete, die jenen statt Macht und Ehre nur Schande und Spott gebracht hatte.

11. War die Macht des Kaisers in Italien schon sehr gesunken, so fingen nun auch in Deutschland die Verhältnisse für ihn an immer bedenklicher und verworrener zu werden. Ungemein willkommen mußte es ihm daher seyn, als jetzt plötzlich der alte Herzog von Welf in Italien ankam, sich von der päbstlichen Parthei lossagte, und aus Heinrichs bisherigem ärgsten Feinde dessen eifrigster und thätigster Anhänger ward. Von dieser schnellen Sinnesänderung waren jedoch blos Rache und Eigennutz die einzigen Motiven. So lange nämlich Mathildis im Kampfe mit dem Kaiser verwickelt war, überhäufte sie ihren sogenannten Gemahl, den jungen Welf, mit Liebkosungen, ließ ihm großen Einfluß in der Regierung ihrer Länder wie in allen Angelegenheiten Italiens, und Welf kämpfte daher mit desto größerm Eifer und nicht ohne Erfolg für eine Sache, die er auch für die seinige hielt. Aber kaum hatte die Markgräfin den Kaiser besiegt und nichts mehr von demselben zu befürchten, als sie auch darauf sann, ihres bisherigen Genossen in der Herrschaft los zu werden. Sie behandelte demnach den jungen Welf mit Kälte, endlich mit sichtbarer Geringschätzung und verbitterte ihm so sehr das Leben, daß er endlich selbst auf den Gedanken kommen mußte, sich von einer alternden Frau zu trennen, in der er seit einiger Zeit nicht mehr eine Gemahlin, sondern blos eine launigte, gebieterische Herrin erblickte. Bevor er jedoch diesen Schritt that, wollte er vorher seinen Vater davon in Kenntniß setzen. Dieser, der nur die reiche Erbschaft im Auge hatte, eilte sogleich nach Italien, um wo möglich zwischen Mathildis und seinem Sohne eine Aussöhnung zu Stande zu

bringen. Alle seine Bemühungen waren jedoch fruchtlos; denn jetzt machte auch die Markgräfin weder dem Vater noch dem Sohne mehr ein Geheimniß daraus, daß sie längst schon (in dem Jahre 1077) alle ihre Länder und selbst ihr Allodialeigenthum dem römischen Stuhle geschenkt hätte. Beiden gingen nun die Augen auf; sie sahen klar ein, daß Mathildis sie getäuscht und betrogen, und den jungen Welf nur deßwegen nach Italien gelockt habe, um sich seiner auf einige Zeit gleichsam als einer Handhabe zu bedienen. — Der junge Welf trennte sich nun von der Markgräfin und, um einer förmlichen Ehescheidung jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen, erklärte er öffentlich, mit der Markgräfin nie ehelich gelebt zu haben, welches auch Mathildis, indem sie nicht widersprach, stillschweigend bestätigte*). Aber außer sich

*) Auch Muratori, sowohl in seiner Schrift über das Alterthum des estensischen Hauses, wie in seiner Geschichte von Italien, erzählt Welfs Ehescheidung von Mathildis ebenso wie hier oben geschieht. Er sagt geradezu, die Markgräfin habe die beiden Welf, Vater wie Sohn betrogen, und macht noch dabei die Bemerkung, daß, wenn von den großen, in der Geschichte berühmten Personen stets auch deren Untugenden bekannt wären, diese größtentheils den glänzenden, so sehr gefeierten Eigenschaften derselben das Gleichgewicht halten würden. Daß Donizo, der nichts als nur Großes und Herrliches in Mathildis erblickt, deren Ehe sowohl mit Gottfried von LothaFringen, als auch mit Welf von Bayern ganz mit Stillschweigen übergeht, dieß ist ebenfalls ein Umstand, der nicht sehr zu Gunsten der Markgräfin zeuget. — Die Urkunde über die von Mathildis dem römischen Stuhle gemachten Schenkung ihrer sämmtlichen Länder und Erbgüter findet man bei *Murat.* script. rer. Ital. P. VI. p. 384. Mathildis verschenkt darin nicht nur ihre Allodialgüter, sondern auch die Länder, die sie von dem Reiche zu Lehen trug und über die sie offen-

vor Zorn und Scham eilte der alte Herzog zum Kaiser, söhnte sich mit demselben aus und versprach für die Zukunft unverbrüchliche Treue, worauf Heinrich ihm die Zurückgabe Bayerns und den erblichen Besitz dieses Herzogthums zusagte. Beide Welf gingen wieder nach Deutschland zurück und waren nun äußerst thätig, auch allen andern Fürsten der päbstlichen Parthei gleiche günstige Gesinnungen für Heinrich einzuflößen. Der Kaiser blieb noch einige Zeit in Italien. Da er aber sah, daß der günstige Zeitpunkt jetzt noch nicht da sey, das Verlorne wieder zu gewinnen*), so entschloß er sich endlich ebenfalls zur Rückkehr in das Vaterland.

XVII.

Heinrichs IV. Verrichtungen in Deutschland. — Krönung seines Sohnes Heinrichs V.

1. Nach siebenjähriger Abwesenheit befand Heinrich sich um Pfingsten des Jahres 1097 wieder auf

---

bar rechtlicher Weise nicht verfügen konnte. — Ueberhaupt ergibt es sich aus so Manchem und Vielem, und zwar so ziemlich klar, daß, um von den Geschichtschreibern jener Zeit, größtentheils dem geistlichen Stande angehörig, als wahrhaft fromm, tugendhaft, edel und groß gepriesen zu werden, es weiter nichts bedurfte, als ein leidenschaftlicher Feind Heinrichs IV. und ein blinder Anhänger der päbstlichen Parthei zu seyn. — Daß übrigens Mathildis bei allen ihren Schwächen und moralischen Gebrechen dennoch eine, durch ungewöhnliches Regententalent ausgezeichnete Fürstin war: das unterliegt keinem Zweifel.

*) Italien war jedoch lange noch nicht dem Kaiser ganz entrissen. Die mächtigen Margrafen von Este und Ancona, nebst mehrern lombardischen Bischöfen, Gra-

deutschem Boden. Er feierte das Fest in Regensburg, wo er mit der größten Auszeichnung und eben so großem Jubel empfangen ward. Der alte Herzog Welf von Baiern hatte dem Kaiser mit gutem Erfolge vorgearbeitet. Heinrich fand Deutschland vollkommen beruhiget. Von Regensburg ging er nach Nürnberg und endlich an den Rhein. Wohin er kam, gewann er durch sein anspruchloses Wesen, durch Güte und Freundlichkeit die Herzen der Menschen. Alle Fürsten, die sich ihm näherten, ohne Unterschied, ob sie bisher auf seiner oder seiner Gegner Seite gestanden hatten, empfing er mit zuvorkommendem Wohlwollen. Ueberhaupt schien das Feuer wilder Leidenschaft in der Brust der Menschen erloschen. Die Partheien näherten sich wieder einander, und die sie bisher trennende Scheidelinie war kaum mehr sichtbar. — Um das Reich zu beruhigen, berief Heinrich die Fürsten gegen das Ende des Jahres nach Mainz. In dieser Versammlung herrschte ein, seit Generationen fruchtlos ersehnter Geist des Friedens und der Versöhnung. Schon in Regensburg war Welf mit dem Herzogthum Bayern auf das neue belehnt worden, und hier in Mainz ward auch dessen Sohne, Mathildens ehemaligen Gemahl, die Nachfolge in dem Herzogthum zugesichert. Der edle Berthold von Zähringen, wohl einsehend, daß, nachdem sich jetzt auch die mächtige Welfische Familie dem Kaiser unterworfen hatte, er dessen Macht nicht länger mehr zu bekämpfen im Stande sey, erschien nun ebenfalls in Mainz, beugte sich vor dem Kaiser und gab dessen Eidam, dem wackern Hohenstaufen, das Herzogthum Schwaben zurück. Von Bertholds edlem Benehmen und friedferti-

---

fen und Herren standen noch immer auf Heinrichs Seite und hielten die päbstliche Parthei in steter Besorgniß.

gen Gesinnungen gerührt, gab Heinrich ihm nicht nur seine Grafschaft im Breisgau nebst allen übrigen Erbgütern, die er ihm früher genommen hatte, wieder zurück; sondern trennte auch die Stadt Zürich und den Thurgau von dem Herzogthum Schwaben und übergab sie dem Berthold als ein unmittelbares Reichslehen, und dazu auch noch die herzogliche Würde. Von nun an hing Herzog Berthold mit unverbrüchlicher Treue an dem Kaiser *). Alle Herzoge, Grafen und Herren waren jetzt für Heinrich; ebenso beinahe auch alle Bischöfe, nur wenige ausgenommen, wovon jedoch zwei von ihren Stühlen vertrieben, die andern ohne alle Macht und bedeutenden Einfluß waren.

2. Nur der Erzbischof Ruthard von Mainz reitzte jetzt gegen sich den gerechten Unwillen des Kaisers und fiel daher auch von demselben ab. Während Heinrichs Abwesenheit aus Deutschland hatten nämlich die Kreuzzüge ihren Anfang genommen. Das erste wohlgeordnete Heer, das, ohne Unfug zu begehen, durch Deutschland nach dem Orient zog, war jenes des eben

*) Berthold war nicht nur für sich ein sehr edler hochherziger Fürst, sondern er ward auch der Ahnherr eines nicht minder edlen Fürstenstammes, dessen segensvolle Regierung lange Zeit in jenen Gegenden in dankbarem Andenken lebte. Er hatte bisher der päbstlichen Parthei angehört, theils weil ein heiliges Familienband ihn an Rudolph und dessen Sohn knüpfte, theils auch weil er die Sache, die er vertheidigte, für die gerechte hielt. Besonders bewunderte man an Berthold dessen im Glücke wie im Unglücke stets gleiche Haltung. Kam ein Bote und Berthold vermuthete, daß er schlimme Nachricht brächte, pflegte er gewöhnlich lächelnd zu ihm zu sagen: „sprich nur gerade und ohne Scheu alles heraus, was du zu sagen hast, ich weiß ja längst schon, daß auf heitere und frohe Tage auch Stürme und trübe Stunden folgen müssen.“

so edeln und tapfern, als frommen und treuen Herzogs von Niederlothringen, Gottfrieds von Bouillon. Bevor jedoch dieses seinen Zug antreten konnte, zogen schon zahlreiche Haufen des schlechtesten Gesindels, theils unter der Anführung eines Priesters Godschalk, der aber eher einem Betrüger ähnlich sah, theils unter einem wilden, raublustigen Grafen von Leiningen, den Rhein auf dessen linkem und rechtem Ufer herauf. Diese zusammengelaufenen Horden nannten sich ebenfalls Krieger Christi und hatten auf ihren Schultern das rothe Kreuz geheftet. Aber von der Hölle inspirirt, fielen diese unordentlichen, wilden, von keinem verständigen Führer geleiteten Haufen auf einmal auf den Gedanken, daß, da die Juden die ältesten und ärgsten Feinde Christi wären, sie selbst jetzt als wahre Streiter Christi mit völliger Vertilgung derselben anfangen müßten. Aussicht auf reiche Beute bestärkte sie in diesem teufelischen Wahn. Erbarmungslos wurden also jetzt in allen Städten am Rhein, durch welche der wilde Zug ging, alle Juden gemordet, ihr Eigenthum geraubt, ihre Häuser und Synagogen niedergerissen. Ueberall hatten die blutigsten und grauenvollsten Auftritte statt. Nur schwach oder gar nicht thaten die Bischöfe ihre Pflicht. In Köln nahmen selbst viele, jedoch blos von dem niedrigsten Pöbel, Antheil an der Ermordung und Beraubung der Juden. Was diese Unglücklichen retten konnte, war blos die Taufe; und Todesangst bewog wirklich nicht wenige, sich taufen zu lassen. In Trier jedoch zogen die meisten den Tod diesem Rettungsmittel vor. Mütter ermordeten hier mit eigener Hand ihre Kinder und stürzten sich hierauf in die Mosel. — Als die mörderischen Horden nach Worms kamen, flüchteten sich die Juden in den Palast des Bischofes und fleheten zu ihm um Rettung; diese versprach ihnen auch der Bischof Adalbero, jedoch nur unter der Bedingung, wenn

sie sich zu der christlichen Religion bekennen würden. Die Juden baten um Bedenkzeit. Man führte sie in ein sehr geräumiges Gemach; hier sollten sie sich mit einander berathen und dann dem Bischofe wissen lassen, wozu sie sich entschlossen hätten. Nach langem fruchtlosen Warten ward endlich der Bischof ungeduldig, und schickte, um den Entschuß der Juden zu erfahren, einige seiner Leute zu ihnen. Aber welch ein grausenvoller, schrecklicher Anblick bot sich jetzt nicht den Eintretenden dar! Sämmtliche Juden lagen todt in ihrem Blute; sie hatten sich gegenseitig einander erwürgt*). Auch

*) Nur der dem Kaiser anhangende Bischof Johann von Speier machte eine höchst lobenswerthe Ausnahme. Auch in seine bischöfliche Wohnung flüchteten sich die Juden. Johann nahm sie gut auf, ließ ihnen Waffen austheilen, blieb selbst bei ihnen und ermunterte sie zu tapferer Gegenwehr. Als die Mörder endlich kamen, wurden sie ohne schweren Kampf zurückgejagt, auch einige verwundet oder zusammengehauen. Noch weit mehrere würden ihren verdienten Lohn empfangen haben, wenn das feige Gesindel nicht gewohnt gewesen wäre, bei dem mindesten Widerstand sogleich davon zu laufen. — Wahrscheinlich weil Johannes nicht zu der päbstlichen Parthei gehörte, sagt Berthold von Constanz, jedoch ohne nur einen Schein von Beweis anzuführen, der Bischof habe sich von den Juden mit Geld bestechen lassen. Judaeorum pecunia conductus. Aber auch angenommen, daß die Juden dem Bischofe Geld gegeben hätten, so würde zwar sein Betragen, weil es demselben an der, jeder wahrhaft guten That stets eigenen edeln Einfalt und Lauterkeit in der Absicht fehlte, auch weit minder verdienstlich, jedoch immer noch lobenswerther seyn, als wenn auch er das arme Judenvolk dem blutigen Fanatismus raubgieriger Mörder preisgegeben hätte. Die paar elende Raubgesellen, die zusammengehauen wurden, nennt Berthold *Christianos*, was doch diese grausamen Unmenschen unmöglich seyn konnten. — Man möchte beinahe glauben, daß der constanzer Mönch den Judenmord für nicht so ganz unrecht hielt.

in Mainz hatten sich die Juden mit ihrer ganzen Habe in den erzbischöflichen Palast geflüchtet. Sie hofften allda um so mehr Schutz zu finden, da sämmtliche Lehnsleute des Erzbischofes, auf dessen Befehle versammelt, in und vor dem Palaste unter den Waffen standen. Aber sey es, daß entweder die erzbischöflichen Schaaren nicht zahlreich und stark genug waren, den wilden Kreuzfahrerhorden Einhalt zu thun, oder auch, was noch wahrscheinlicher ist, daß sie ebenfalls die Ermordung der Juden für ein gottgefälliges, verdienstliches Werk hielten: kurz, alle die Unglücklichen, die unter dem erzbischöflichen Stuhe Schutz und Rettung gesucht hatten, bei Tausend an der Zahl und zwar von jedem Alter und Geschlechte, wurden erbarmungslos unter den Augen der Dienstleute des Erzbischofes ermordet. Die mitgebrachte Habe der Ermordeten ward jedoch von den Lehnsleuten geschützt und in Sicherheit gebracht. — Von diesem blutigen Hergange ward der Kaiser, als er jetzt nach Mainz kam, sogleich in Kenntniß gesetzt; man wußte, daß er mit dem unglücklichen Volke Mitleiden habe; denn schon auf seiner Reise von Regensburg an den Rhein hatte er allen Juden, die man mit Gewalt und unter Androhung des Todes zur Taufe gezwungen hatte, erlaubt, wieder zu ihren jüdischen Gebräuchen zurückzukehren. Um so mehr empörte sich jetzt Heinrichs menschenfreundliches Herz gegen die in Mainz an den Juden verübten Greuelthaten. Die Ermordeten konnte er zwar nicht mehr in das Leben zurückrufen; aber er ordnete eine strenge Untersuchung an: was mit dem Vermögen der Erschlagenen geschehen sey. In dem Laufe der Untersuchung ergab es sich nun bald, daß des Erzbischofs Anverwandte an dem, an den Juden begangenen Raub keinen unbedeutenden Antheil gehabt hätten. Als deren Vertheidiger trat sogleich der Erzbischof selbst auf, und zwar mit solchem Eifer und solcher Hartnäckig-

keit, daß er sich selbst den Verdacht zuzog nicht ganz schuldlos zu seyn; und da dieser Verdacht sich immer mehr und mehr ihm nahete *), so entwich er mit seinen Anverwandten heimlich aus Mainz, und ging nach Thüringen, wo er auf seiner, im Eichsfeld gelegenen Burg Hardenberg in freiwilliger Verbannung lebte. Heinrich zog hierauf die Einkünfte des Erzstiftes ein, ließ die Güter der entflohenen Anverwandten Rudharts verkaufen, brach einige ihrer Burgen, und ließ sie die Wirkungen seines gerechten Unwillens in vollem Maße fühlen. — Wessen Geistes Kind dieser Rudhart sey, gab er bald darauf selbst kund. Um nämlich seine heimliche Entweichung zu rechtfertigen, sprengte er aus: sein Gewissen erlaube es ihm nicht länger mehr Gemeinschaft mit einem Monarchen zu haben, der unter dem Fluche der Kirche stünde. Aber dadurch machte er sich nur noch verächtlicher, wenigstens bei allen denen, die es wußten, daß er das Erzbisthum aus den Händen Heinrichs empfangen, sich auch von demselben mit Ring und Stab habe belehnen lassen, und endlich daß er bisher ein eifriger Anhänger des Gegenpabstes gewesen war. Abermal ein auffallender Beweis, daß weder religiöse, oder kirchliche oder auch staatsrechtliche Grundsätze die meisten weltlichen wie geistlichen Herren bei der Wahl der Parthei leiteten, welcher sie sich anschließen wollten.

---

*) Chron. Ursp. ad ann. 1098. — Inquisitione facta Moguntiae ab Imperatore, de facultate Judaeorum interfectorum, inter caeteros, qui eas rapuerunt, quidam ex consanguineis Praesulis incusati sunt — — — Pontifex causam eorum defendere volens sed non valens indignatione permotus ex urbe discessit. — — — Exstiterunt autem qui dicerent, etiam ipsum Pontificem multam partem de pecuniis invasis accepisse, et idcirco defensioni caeterorum tanto studio cor apposuisse.

3. Eine der wichtigsten Angelegenheiten für Heinrich war es jetzt, seinen ältesten Sohn Conrad, den er schon vor zehn Jahren zum Könige der Deutschen hatte krönen lassen, der aber seine väterliche Sorgfalt mit so schwarzem Undank erwiedert hatte, von der Thronfolge auszuschließen, und diese auf seinen jüngern Sohn Heinrich zu übertragen. Dazu zeigten sich die Fürsten sogleich bereit. Zwar äußerten Einige die Besorgniß, daß diese Thronveränderung nach dem Tode des Kaisers einen Bürgerkrieg herbeiführen könnte; aber auch über diese Bedenklichkeit ward ziemlich leicht hinweggeschritten, indem des Sohnes vatermörderisches Betragen und die unverdiente Schmach, die er auf das Haupt seines Vaters gebracht hatte, jede Menschenbrust mit gerechtem Unwillen erfüllte. — Auf einer, zu Cöln gehaltenen Versammlung geistlicher und weltlicher Herren ward demnach Heinrichs IV. ältester Sohn Conrad des Reiches verlustig erklärt, dessen jüngerer Bruder Heinrich als Nachfolger seines Vaters anerkannt, und gleich im Anfange des darauf folgenden Jahres 1099. in Aachen feierlich gekrönt. Heinrich glaubte mit seinem jüngern Sohne vorsichtiger als mit dem älteren zu Werke gehen zu müssen. Ueber dem Grabe Carls des Großen ließ er ihn demnach einen feierlichen Eid schwören, sich, so lange sein Vater lebe, von aller Einmischung in die Angelegenheiten des Reiches ferne zu halten. Abermal in Heinrichs Charakter eine jener unerklärbaren Anomalien, von denen nur höchst selten oder beinahe nie das Leben großer oder sehr hoch gestellter Männer ganz frei ist. Hatte Heinrich Ursache, in seinen Sohn einiges Mistrauen zu setzen; ahnete er jetzt schon, daß er eine Schlange an seinem Busen nähre und groß ziehe: warum eilte er dann so sehr, das Haupt dieses Sohnes mit einer Krone zu schmücken, die dessen Herrschsucht nur noch mehr entflammen mußte. Und endlich welche Bürg=

schaft konnte er in einem Eide finden, nachdem seine eigene Erfahrung ihn belehrt hatte, daß es jetzt eine Macht gäbe, die jeden Eid auflösen, und von allen, wenn auch noch so feierlich eingegangenen eidlichen Verpflichtungen wieder entbinden könne?

4. Ganz Deutschland war jetzt größtentheils beruhiget. Alles neigte sich zu friedlicher Eintracht, und unter der freundlichen Aussicht auf eine lange Reihe ruhiger und heiterer Tage begann das neue Jahrhundert. Gab es auch hie und da noch einen Ruhestörer; so eilte Heinrich mit seinen Bischöfen und Fürsten schnell herbei, demüthigte denselben, zwang ihn, sich zu unterwerfen, und machte gewöhnlich aus demselben einen eifrigen Anhänger und treuen Vasallen. So z. B. hatte er dem Grafen Heinrich von Limburg, nachdem er dessen Burgen gebrochen, sogar des Grafen Stammschloß Limburg erobert und ihn völlig gedemüthiget hatte, dennoch weil er einen wahren Biedermann in ihm erkannte, das durch den Tod Gottfrieds von Bouillon erledigte Herzogthum Niederlotharingen übertragen. Von dieser Zeit an hielt Herzog Heinrich fest zu dem Kaiser. Auch die sächsischen Fürsten schloßen sich immer mehr an den Kaiser an. Seine Würde ward in ganz Sachsen anerkannt, und Niemand fiel es ein, sich gegen das kaiserliche Ansehen zu erheben. Seines ehemaligen Todfeindes, des Herzogs Otto Sohn gewann Heinrich durch die Mark Friesland, mit der er ihn belehnte. — Den gegenwärtigen Zeitpunkt der Ruhe und des Friedens benutzten nun auch der edle Herzog Magnus von Sachsen und der Markgraf Udo, um den seit vielen Jahren unterbrochenen Krieg mit den slavischen Luitizen wieder aufzunehmen. Aber diesmal ward er nicht auf dieselbe wilde und grausame Weise geführt. Durch die vielen, daher rührenden Unfälle

belehrt, hatten die sächsischen Fürsten jetzt einen weit edlern Zweck. Nicht um blos zu rauben, und die Slaven auf eine, der Menschheit unwürdige Weise zu beknechten, sondern um das Christenthum in jenen Ländern auf das neue zu gründen, es zu befestigen, und wo möglich noch weiter zu verbreiten, hatten die Sachsen jetzt zu den Waffen gegriffen; diese wurden auch mit dem schönsten Erfolge gekrönt; und Deutschland ward nicht nur gegen die verheerenden Einfälle heidnischer Slaven auf immer sicher gestellt, sondern auch die Grenzen des Reiches wie jene des Christenthums wurden bedeutend erweitert.

5. Im ganzen Reiche hatte Heinrich nun keine offenen Feinde mehr, und seinen geheimen Gegnern fehlte es durchaus an Stoff und Gelegenheit, auf neue Ränke zu sinnen. Das Einzige, was noch hie und da Anstoß gab, war der Bann, unter dem der Kaiser sich befand. Heinrich war das nicht unbekannt, und er selbst daher sehr geneigt, sich mit der Kirche auszusöhnen. Pabst Urban II. war im Jahre 1099 gestorben, und ein Jahr darauf auch der Gegenpabst Clemens III.*). Auf dem Stuhle des hei-

*) Zu Folge eines von Clemens Anhängern und Freunden weit verbreiteten Gerüchtes geschahen auch an dem Grabe desselben eine Menge Wunder. Der Bischof von Poitiers schickte darüber einen umständlichen Bericht an den Kaiser, führt darin eine Menge Zeugen mit Namen an und betheuert am Ende, daß sein Bericht nichts als Wahrheit enthalte (Udalrici codex no. 173). Die Ursperger Chronik sagt von Clemens: Vir utique satis ingenio, facundia, nobilitate personaeque reverentiae clarus und berichtet unter anderm auch von ihm, daß er öfters sich geäußert, er wünsche die päbstliche Würde nie angenommen zu haben. Als in dem Jahre 94 Heinrichs Angelegenheiten in Italien eine für ihn so ungünstige Wendung nahmen, eilte

ligen Petrus saß jetzt Paschal II., einst frommer Mönch in dem Kloster von Clugny, hierauf Cardinalpriester, und schon am sechszehnten Tage nach Urbans Tode zum Pabste geweihet. Auch Paschal erwies sich als einen eifrigen Bekenner zu den Grundsätzen Gregors des Siebenten, war jedoch, obgleich er der Handlungsweise seiner Vorgänger zu folgen strebte, dennoch von milderer, mehr friedeliebender Gesinnung. — Nach den Wünschen mehrerer Fürsten kündigte also Heinrich im Anfange des Jahres 1102 eine Fahrt nach Rom an. Allda, wie er beifügte, wolle er ein zahlreiches Concilium zusammenberufen, welche seine und des Pabstes Sache untersuchen, und die Einigkeit zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht wieder herstellen sollte. Dem Pabste mußte diese Erklärung nothwendig im

Clemens in das Paduanische zu dem Kaiser und erbot sich, auf das Pabstthum feierlich zu verzichten und sogleich alle Zeichen dieser erhabenen Würde abzulegen, wenn dadurch der Friede in der Kirche und dem Reiche könnte wiederhergestellt werden. Der Kaiser nahm jedoch damals aus leicht zu erachtenden Gründen dieses Anerbieten nicht an. — Unstreitig war Wibert in früherer Zeit durch seine ungemessene Schwungsucht zu groben, sehr sündhaften Fehlschritten und Mißgriffen hingerissen worden. Als aber unter der schwer auf ihn drückenden Last des Pabstthums das Feuer seines Ehrgeizes nach und nach erlosch, sein Blick daher freier und unbefangener ward, so suchte er, wie es scheint, jenen innern Leitfaden der Wahrheit, den er in dem wildem Strom der damals so stürmisch aufgeregten und bewegten Zeit verloren hatte, so gut es sich jetzt thun ließ, wieder aufzufassen, benahm sich daher auch in der Folge stets mit eben so vieler Klugheit als Mäßigung und Würde; und man darf sich demnach nicht über die große Anzahl seiner Anhänger wundern, unter denen sich selbst viele sehr rechtliche, völlig tadellose Männer, geistlichen wie weltlichen Standes, befanden.

höchsten Grade misfallen, denn sie erhob ja über das päbstliche Ansehen jenes eines Conciliums, und erkannte dieses als Richter über das höchste Oberhaupt der Kirche. Ob es von Seite des Kaisers Mangel an Unterricht oder Aufrichtigkeit gewesen sey: das muß man auf sich beruhen lassen; wahrscheinlicher ist jedoch das Erstere. Den Gedanken an eine Fahrt nach Rom, und ein dort zu haltendes, Alles ausgleichendes Concilium gab jedoch Heinrich sehr bald von selbst wieder auf. Da aber um dieselbe Zeit die alten Anhänger Clemens III. einige, obgleich fruchtlose Versuche gemacht hatten, dem verstorbenen Gegenpabst einen Nachfolger zu geben, und man nun in Rom nicht ohne Grund vermuthen konnte, daß, wenn diese Versuche auch nicht gerade mit Wissen und Willen des Kaisers geschehen wären, sie doch unmöglich gegen dessen Willen geschehen seyn könnten, so hielt Paschal ein Concilium in Rom und schleuderte auf das neue den Bannstrahl gegen Heinrich IV. und dessen Anhänger*).

) Wenn man die große Anzahl von Bischöfen bedenkt, die vorzüglich in Deutschland, Italien, und zum Theile auch in Frankreich dem Gegenpabst Clemens anhingen, und nun auf alle nur mögliche Weise Heinrich zu überzeugen suchten: die Absetzung Gregors und die Erhebung des Clemens seyen gültig und rechtmäßig; wenn man endlich die, dem Leser schon bekannte, diesen Gegenstand behandelnde Schrift des Bischofes Wido von Osnabrück) mit Aufmerksamkeit liest; so wird man nicht leugnen können, daß Kaiser Heinrich ein sehr gelehrter Canonist, gründlicher Theolog und tiefer Geschichtsforscher hätte seyn müssen, um sich von den darin vorgebrachten Gründen, welche auch viele der übrigen, von ihm ernannten Bischöfe ihm öfters werden wie-

*) Nämlich de Wiberto, qui et Clemens, an in sedem apostolicam legitime fuerit intronizatus, et Hildebrandus qui et Gregorius VII. juste reprobatus. (*Udalr.* Cod. p. 184.)

6. In Deutschland machte jedoch die Erneuung des Bannes wenig oder gar keinen Eindruck; durch allzuhäufigen Gebrauch hatte diese Waffe sich abgestumpft, ihre frühere Kraft verloren; und obgleich der päbstliche Legat, Gebhard von Constanz, sich die Bekanntmachung desselben um so mehr wird haben angelegen seyn lassen, da er selbst von seinem Bisthum vertrieben war; so ward doch des Kaisers gegenwärtige günstige Lage nicht im mindesten dadurch gefährdet. Zudem hatten auch Nachrichten aus dem Orient jetzt dem Geiste der Deutschen plötzlich eine neue Richtung gegeben. Jerusalem war von den Kreuzfahrern unter Gottfried von Bouillon erobert worden. Diese waren nun im Besitze der heiligen Stadt, des Grabes des Erlösers und so vieler andern, dem Christen höchst ehrwürdigen heiligen Oerter; und die schnell über das ganze Abendland sich verbreitende Kunde davon begeisterte nun auch die Deutschen zu diesen, eben so frommen und gottgefälligen als heldenmüthigen Zügen. Aber eben daher sehnte man sich jetzt auch so sehr nach

---

derholet haben, nicht vollkommen überzeugt zu fühlen. Mit aller Zuversicht sagte er daher auch den Fürsten, wenn diese ihn angingen, seine Lossprechung von dem Banne nachzusuchen: „Er stehe gar nicht unter dem Banne, bedürfe demnach auch keiner Lossprechung." — Um die Ruhe im Reiche zu befestigen, und alle Gemüther zu beruhigen, wünschte Heinrich nach dem Tode Clemens III. nichts sehnlicher, als mit der römischen Kirche wieder ausgesöhnt zu werden; aber alle seine Versuche scheiterten an der nämlichen Klippe, an welcher schon ein ähnlicher Versuch unter Urban II. gescheitert war, nämlich an lange und tief gewurzeltem gegenseitigem Mistrauen; anderer kleinerer Nebenklippen nicht zu gedenken, wozu wohl der Stolz der Römer, und deren daher rührende, harte, alle von Heinrich in einem langen Zeitlaufe ernannten Bischöfe gänzlich auf die Seite werfende, sie völlig vernichtende Foderungen gehören möchten.

Ruhe und Frieden in dem Innern des Reiches, um desto leichter und unbekümmerter das Vaterland verlassen und an jenen heiligen Unternehmungen in dem entfernten Orient theilnehmen zu können. Die Bekanntmachung des Bannes veranlaßte daher Niemand, vom Kaiser abzufallen. Im Gegentheil verließen noch manche, sogar Geistliche, die päbstliche Parthei und traten auf die Seite des Kaisers*), der, wie in frühern Zeiten, auch jetzt eine, und vielleicht noch größere Anzahl wackerer, völlig tadelloser, ja selbst heiliger Männer in seinem Gefolge hatte. Unter diesen zeichnete sich besonders der, weder einem adelichen noch reichen Geschlechte Schwabens angehörige, und nach seinem Tode von der römischen Kirche den Heiligen beigezählte fromme und einsichtsvolle Bischof Otto von Bamberg**) aus. Aus Armuth ging Otto sehr frühzeitig

*) Darüber klagt der Mönch Berthold ungemein wehmüthig, so wie überhaupt auch über die jetzt so sehr geschwächte Wirkung des Bannstrahls: „Jam multum pene *ubique* sententia excommunicationis coepit tepescere, ut etiam *quidam religiosi*, qui usque ad hoc tempus in illa causa erant ferventissimi, a catholicis discederent, et inter excommunicatos promoveri non timerent. Sed sancta Ecclesia in sedis Apostolicae obedientia circa excommunicatos nihilominus perstitit. (ad ann. 1100.)

**) Daß Otto ein Sproße des alten gräflichen Hauses Andechs gewesen sey, wie Fripeis, ehemaliger Unterprior des nun längst schon aufgehobenen Klosters Andechs (Heiligenberg) behauptet, ist ein offenbarer Irrthum. Otto war zwar von freien, aber armen Aeltern geboren. Dieß geht deutlich aus mehreren Stellen in seinen Lebensbeschreibungen hervor. Er selbst sagte es dem Kaiser, indem das Bewußtseyn seiner nicht adelichen Geburt auch mit eine Ursache war, warum er, bevor ihm noch Heinrich das Bisthum Bamberg aufdrang, schon zwei andere, ihm früher angetragene Bisthümer ausgeschlagen hatte. Man sehe des Königl. Bayer. wirkl. geistlichen Raths

nach Polen, errichtete dort eine Schule, und stand bald seiner Gelehrsamkeit wegen im ganzen Lande in hohem Rufe. Herzog Wratislaw wünschte ihn kennen zu lernen, gewann ihn in kurzer Zeit sehr lieb, und schenkte ihm sein ganzes Vertrauen. Als der Herzog um die Hand der Schwester Heinrichs, der verwittweten Königin von Ungarn warb, sandte er in dieser Angelegenheit den Otto an den Kaiser nach Deutschland. Heinrich genehmigte die Verbindung seiner Schwester mit dem polnischen Herzog, und Otto begleitete die Fürstin nach Polen zu ihrem neuen Gemahl. Bei dieser Gelegenheit hatte Heinrich den Otto nicht nur kennen, sondern auch dessen Werth schätzen gelernt. Einige Zeit nachher erinnerte er sich desselben, berief ihn an seinen Hof, und gab ihm eine Stelle unter den Kaplanen seines Palastes. Mit jedem Tage gewann Otto immer mehr die Gunst und das Zutrauen des Kaisers. Durch ihn ließ Heinrich den Bau des Doms in Speier vollenden und diesen herrlichen Tempel prachtvoll ausschmücken *). Otto war stets an der Seite Heinrichs. Er betete und sang Psalmen mit ihm. Unter der Leitung Otto's verfertigte Heinrich selbst mehrere fromme Gesänge, auch schrieb Otto

---

Romans Zirngibl „Bemerkungen über Otto, Domherrn von Regensburg und nachmaligem Bischof von Bamberg." (Im zweiten Bande der historischen Abhandlungen der Königlichen Bayerischen Akademie der Wissenschaften.)

*) Heinrich hatte dem Dom in Speier nicht nur das prachtvolle, schwere, goldene, ungemein künstlich gearbeitete Altarblatt, das er vom Kaiser Alexius erhalten, nebst einer Menge in Seide und Gold gestickter Paramente zum Geschenke gemacht, sondern auch die Kirche so kostbar mit Gold, Silber, edeln Steinen und künstlicher Bildhauerarbeit ausgeschmückt, daß der Dom in Speier zu den bewundernswürdigsten Bauwerken jener Zeit gehörte.

für den Kaiser geistliche Reden für das ganze Jahr, welche man leicht in dem Gedächtnisse behalten konnte, und deren Inhalt in warmer Einfalt immer noch mehr zu ächter Frömmigkeit ansporte*). Schon zwei Bis-

*) Dieses bezeuget recht ausdrücklich Einer von den Lebensbeschreibern des heiligen Otto, nämlich der Priester Sefried, der nicht nur ein Zeitgenosse des heiligen Otto, sondern auch dessen unzertrennlicher Reisegefährte war. „Videns (Otto) igitur hoc placere Imperatori, psalmos et hymnos, capitula et orationes per totum annum, ut memmoriter cursim dicere posset, efformare Clericus elaborabat, aliisque Capellanis aliis intentis; hic semper praesto erat, et psalterium, quo uti solebat Imperator sub ascella jugiter habens, vel ad sellam suam jugiter dependens, quociens opus erat, requirenti obtulit Imperatori ... Alle Lebensbeschreiber des heiligen Otto, der Priester Sefried, der Mönch Ebbo, der Abt Andreas zu Michelsberg 2c. 2c. bezeugen einstimmig die aufrichtige Frömmigkeit und Religiosität Heinrichs IV. — Schon dieses allein sollte uns wenigstens doch einigermaßen mistrauisch gegen alle jene unerhörten Lästerungen machen, mit welchen seine Feinde ihn wahrhaft überschütteten. Offenbar sind alle ihre Beschuldigungen, wenn aus der Periode Heinrichs jugendlicher Verirrungen genommen, im höchsten Grade übertrieben; so wie ihre Anklagen, die sich auf Heinrichs reiferes Alter beziehen, theils grundlos und falsch; theils durch die willkührlichsten, mitunter boshaften Zusätze auf das gröbste entstellt sind. Gestehen muß man zwar, daß Heinrich, zu Folge seiner völlig vernachläßigten Erziehung und als er im fünfzehnten Jahre schon volljährig erklärt ward, nun auch den ganzen Kreis jugendlicher Thorheiten durchlief; aber gewiß nicht mehr und nicht ärger, als denselben schon viele junge Fürsten vor ihm durchlaufen hatten, auch nach ihm noch durchliefen, und vielleicht selbst in unsern Zeiten noch durchlaufen. Aber diese Periode war nicht von langer Dauer; denn schon in seinem 22. Jahre nahm ihn das Unglück in seine Schule, und eine bessere und noch mehr unterrichtende Schule als diese, gibt es gewiß nicht leicht für junge Selbstherrscher.

thümer, die der Kaiser ihm geben wollte, hatte Otto abgelehnt. Als aber durch den Tod des dem Kaiser so treuen Roberts der bischöfliche Stuhl von Bamberg erlediget ward, zwang ihn der Kaiser, dieses Bisthum anzunehmen und sich von ihm belehnen zu lassen. Otto willigte endlich ein, jedoch nur unter dem Vorbehalt, wenn der Pabst ihn in seiner neuen bischöflichen Würde bestätigen würde. Otto schrieb also nach Rom, und Paschal, der wahres Verdienst zu würdigen wußte, ertheilte ohne Schwierigkeit die nachgesuchte Bestätigung. Da in Otto jeder Zeit Reinheit des Willens mit Lauterkeit in der Absicht verbunden war; so wußte er auch stets in allen Verhältnissen wohl zu unterscheiden, was des Pabstes und was des Kaisers war, gehorchte in dem Erstern dem Pabste, und in dem Andern dem Kaiser seinem Herrn, dem er, so lange derselbe lebte, mit unverbrüchlicher Treue ergeben blieb *).

---

*) Romans Zirngibl Bemerkungen über Otto rc. rc. – Auch dieser gründliche Geschichtforscher ist der Ueberzeugung, daß man die Regierungsgeschichte Heinrichs IV. bisher in einem ganz falschen Licht dargestellt, und in der Beurtheilung der Handlungen wie des Charakters dieses Monarchen sich nur zu sehr geirret habe. Er sagt, daß aus allen von ihm durchgegangenen Biographien des heiligen Otto gerade von dem, worüber man Heinrich gewöhnlich zu schmähen pflegt, das Gegentheil hervorgehe. Sefried und Ebbo geben einstimmig dem Kaiser das Zeugniß, daß er bei Vergebung der Bisthümer und anderer Pfründen nur auf Verdienste gesehen habe. Man könne, fährt der würdige geistliche Rath fort, keinen einzigen Fall nur mit einiger Bestimmtheit nachweisen, wo Heinrich wirklich in reiferm Alter ein Bisthum oder eine Abtei verkauft habe. Die Beförderung des an zeitlichen Gütern so armen, aber an Verdiensten so reichen Otto zu dem Bisthum Bamberg, das damals das reichste in ganz Deutschland war, sey ein sprechender

Beweis des Gegentheils; mehrere andere Bischöfe gar nicht zu erwähnen, wie z. B. den Bischof Liemar von Bremen, Dietherich von Verdün, Benno von Osnabrück, Pibo von Toul, Otbert von Lüttich rc. rc., deren anerkannte Religiosität, edler Charakter und tadelloser Wandel selbst den leisesten Verdacht von Simonie von ihnen ferne halten. — Ganz unumwunden gesteht auch Zirngibl, daß die Härte, mit welcher der römische Stuhl und die zur päbstlichen Parthei haltenden Bischöfe Heinrich behandelten, ihm durchaus misfalle*). — Wenn endlich dieser ausgezeichnete Gelehrte der Meinung ist, daß die Periode Gregors VII. und Heinrichs IV. noch bei weitem nicht gründlich genug durchforscht und so Manches noch in Nacht und Dunkel eingehüllt sey, daß aber die vielen, bisher noch gar nicht benutzten Biographien aus jener Zeit sehr vieles aufhellen, große Wahrheiten aufdecken und so Manches in einem ganz andern Licht und in einer ganz andern Gestalt zeigen würden; so können wir nicht anders als ihm vollkommen hierin beistimmen. Was katholische Schriftsteller uns über jene an Stoff und großen Charakteren so reiche Periode bis jetzt berichteten, ist offenbar nichts als ein, aus dem eilften und zwölften Jahrhundert zu uns herüber klingender Nachhall, in welchem jedoch durchaus gar keine andern Stimmen, als bloß die eines Bruno, Annalista Saxo, Berthold, Dodechin, Reigersperg und noch einiger andern aus derselben Genossenschaft sich vernehmbar machen. Der leidenschaftliche Geist, der damals die Köpfe wie die Gemüther von einander trennte, und sie verdüsterte und erbitterte, ist auch jetzt noch nicht völlig erloschen. So z. B. suchen protestantische Geschichtschreiber — jedoch mit einiger Ausnahme — nur Vorwürfe auf Vorwürfe gegen Gregor und dessen ersten Nachfolger zu

*) Der Herr geistliche Rath hätte noch hinzufügen können, daß die Härte und starre Gemüthlosigkeit jenes päbstlichen Legaten, der in den letzten, traurigen, verhängnißvollen Scenen des Lebens Heinrichs, dessen ohnehin schon so tief verwundetes Herz noch grausamer und blutiger zerdrücken konnte, ihm nicht nur misfalle, sondern sein Innerstes empöre.

7. Bei allem dem wünschte jedoch Heinrich von ganzem Herzen eine Aussöhnung mit dem römischen Stuhle. Wahrscheinlich um diese zu erleichtern, erklärte er auf einem um Weihnachten 1102. zu Mainz gehaltenen öffentlichen Tage, daß er gesonnen sey, die Regierung seinem Sohne, dem Könige Heinrich abzutreten, und selbst einen Kreuzzug nach Palästina zu übernehmen, sobald nur der Friede zwischen ihm und dem Pabste zu Stande gekommen seyn würde. Diese Erklärung ließ er am heiligen Dreikönigstage durch den Bischof von

---

häufen, allen ihren Handlungen selbstsüchtige Zwecke unterzuschieben, Alles so viel möglich zu entstellen, und ihre eigenen, individuellen und nichts weniger als unbefangenen Ansichten für erwiesene historische Thatsachen auszugeben. Aber, wie es scheint, glauben auch auf der andern Seite die unserer Kirche angehörigen Schriftsteller es sich zur Pflicht machen zu müssen, Gregors des Großen großen Gegner Heinrich so viel nur möglich ununterbrochen zu mishandeln, auf alle Gemälde, die sie von ihm entwerfen, nur die dunkelsten Farben aufzutragen, seinen Charakter, seine Handlungen und selbst deren Beweggründe stets in das gehässigste Licht zu stellen, kurz aus Heinrich eine ekelhafte Carricatur aller nur möglichen Laster und Thorheiten zu machen; und dieß Alles blos um eine desto größere Lichtmasse über Gregor und den römischen Stuhl zu verbreiten. Aber welcher Gewinn dabei für Geist und Herz? Unsere großen Päbste und ehrwürdigen Bischöfe waren und blieben immer Menschen, konnten demnach irren, sich übereilen, Misgriffe machen, ja sogar sündigen; denn wäre das Letztere nicht bisweilen der Fall, wozu bedürften sie dann der Beichtväter? Um also dem Lobe und der Bewunderung, auf die sie, durch ihre ausgezeichneten Eigenschaften, ihre Tugenden, und alle das Große und Gute, das sie in ihrem Leben gewirkt, die gerechtesten Ansprüche haben, ein unverkennbares Gepräge der Wahrheit aufzudrücken, darf man auch ihre Schwächen und Verirrungen durchaus nicht mit Stillschweigen übergehen.

Würzburg — denn der Erzbischof von Mainz lebte noch immer in seiner freiwilligen Verbannung in Thüringen — allem Volke bekannt machen. Groß war der Eindruck, den diese Bekanntmachung des königlichen Entschlusses auf die Gemüther machte. Heinrich gewann ungemein in der öffentlichen Meinung, und viele Ritter, Edle, wie Gemeine, bereit dem Kaiser nach dem Orient zu folgen, ließen sich das rothe Kreuz auf die Schulter heften. Leider kam der Kirchenfriede nicht zu Stande; denn zwischen den Pabst und den Kaiser lagerten sich jetzt sogleich wieder Argwohn und Mistrauen. In Rom besorgte man, der Kaiser werde seine Foderungen sehr hoch stellen, und suche durch das Versprechen eines Kreuzzuges, den er jedoch von einem vorher zu schließenden Kirchenfrieden abhängig mache, den römischen Stuhl zu zwingen, entweder in jene einzugehen, oder, wenn dieses nicht geschehe, sich in der Meinung aller christlichen Völker den Vorwurf zuzuziehen, ein so frommes, Gott wohlgefälliges, und eines christlichen Kaisers höchst würdiges Unternehmen gestört zu haben. Der römische Hof kam daher auch nicht von weitem dem Kaiser entgegen, der ebenfalls das Friedensgeschäft nicht sehr lebhaft zu betreiben schien; höchst wahrscheinlich, weil seine Bischöfe, von der päbstlichen Parthei die Schismatischen genannt, die von den streng gregorianischen Grundsätzen Paschals und seiner Umgebungen kein Heil für sich hoffen konnten, ihn davon abhielten, und in der Brust des, durch so viele traurige Erfahrungen mistrauisch gewordenen Kaisers mancherlei Besorgnisse und Zweifel über die Aufrichtigkeit der Römer zu erregen wußten. Kurz, von keiner Seite geschah ein bedeutender zum Frieden führender Schritt. Keine Aussöhnung kam zu Stande, und so unterblieb nun auch der Kreuzzug, und zwar zum größten Mißvergnügen Aller, die im Gefolge des Kaisers sich schon Ehre, Ruhm und Reichthum im Orient zu erwerben gehofft

hatten. — Aber dafür brachte Heinrich ein anderes nicht minder glorreiches Werk zu Stande, wodurch er die Liebe, wenn nicht gerade des Adels, doch aller übrigen Stände der Nation im höchsten Grade gewann, auch wirklich in dem dankbaren Andenken aller Städte- und Landbewohner ein unvergeßliches Denkmal sich errichtete. Er beschied nämlich die vornehmsten Fürsten und Herren an seinen Hof, und verlangte von ihnen in sehr ernstem Tone, daß sie auf vier Jahre einen allgemeinen, sich über ganz Deutschland erstreckenden Frieden beschwören sollten. Die Fürsten, die wieder angefangen hatten, sich an Gehorsam zu gewöhnen, leisteten den verlangten Eid, und Heinrich setzte schwere Strafe auf jedes Erkühnen, denselben zu brechen. — Einer vierjährigen, in allen deutschen Gauen herrschenden Ruhe, dieses dringendsten Bedürfnisses für die arbeitenden Volksklassen hatte Deutschland schon beinahe seit Menschengedenken sich nicht mehr zu erfreuen gehabt. Ueberall wurden auch bald die segenvollen Folgen davon sichtbar. Die Gewißheit, daß der Landmann nun auch die Früchte seines Schweißes erndten werde, vermehrte schnell die Anzahl der Pflugschaaren wie der fleißig arbeitenden Hände. Der Geist bürgerlicher Betriebsamkeit erwachte wieder in den Städten, und da der Kaufmann beim Transport seiner Waaren keiner zahlreichen, daher kostspieligen bewaffneten Bedeckung mehr nöthig hatte; so nahm auch der Landhandel in den größern Städten wieder einen höheren Schwung. Der Kaiser selbst, als er im folgenden Jahre mehrere Provinzen seines Reiches durchreiste, labte sein Auge an dem Anblick wohl bebauter Felder, blühender Weinberge, städtischer Regsamkeit, und so mancher anderer nützlicher und wohlthätiger Strebungen der Nation. Nach dreißigjährigem gefahrvollen Kampfe und langem, mühvollem Ringen sah sich jetzt Heinrich am Ziele seiner Wünsche. Mit

unangefochtenem Ansehen herrschte er über ganz Deutschland; die Ruhe im Innern war wenigstens auf vier Jahre, denen leicht vier neue Jahre folgen konnten, vollkommen gesichert; und getröstet blickte er in eine Zukunft, von der er für den Abend seines Lebens nur heitere und ruhige Tage erwarten zu können glaubte.

XVIII.

König Heinrich empört sich gegen seinen Vater — Unglück, Gefangennehmung, Befreiung, Sieg und Tod Kaiser Heinrichs IV.

1. Aber bei dieser anscheinenden Ruhe und dem allgemeinen Verlangen nach Frieden, glimmten doch noch hie und da Funken des alten Haders unter der Asche. Schon in der strengen Aufrechthaltung des beschwornen Friedens lag für eine gewisse Menschenklasse wieder neuer Stoff des Misvergnügens, und selbst gewisse edle Bestrebungen des Kaisers zum Besten des Reiches wurden falsch gedeutet, und wendeten manches deutsche Herz von ihm ab. Die meiste Unzufriedenheit äußerte der niedere Adel. Für diesen war der dreißigjährige innere Krieg, dann das Fehderecht und allgemeine Elend des Volkes bisher eine reich fließende Quelle des Wohlstandes gewesen; aber diese fing jetzt an völlig zu versiegen. Bei dem allgemeinen in ganz Deutschland herrschenden Frieden gab es für die beutelustigen Ritter nun nichts mehr zu rauben und zu plündern; und hatten sie bisher im Ueberfluß geschwelgt, so mußten sie sich jetzt immer mehr und mehr einschränken. Ihre Keller und Scheunen, sagt der Lebensbeschreiber Heinrichs IV., waren nicht mehr so gefüllt wie sonst, und der Ritter, der ehedem nur auf stolzen, schäumenden Rossen einherritt,

mußte sich jetzt mit einem Karrengaul begnügen*). Alle diese, und ihre Anzahl war nicht klein, zürnten dem Kaiser. Heinrich, murrten sie unter sich, fange an zu altern, und seine alternden Hände seyen nicht mehr kräftig genug das Schwert zu führen. Diese richteten jetzt ihre Blicke auf den jungen Heinrich, der, weil rüstig und kühn, ihnen weit weniger friedeliebend als sein Vater zu seyn schien, und ohne daß weder der Kaiser, noch dessen Sohn es ahneten, war schon dieß ganze beutelustige Rittervolk dem Erstern bis zum Haß abgeneigt, und dem Andern mit Leib und Seele ergeben. — Um die Fürsten sich noch mehr eigen zu machen, näher sie kennen zu lernen, und immer noch vertrauter mit ihnen zu werden, berief sie Heinrich öfters an seinen Hof, und da er in der Mitte seiner Fürsten, die, wenn auch ehemals seine Feinde, ihm jetzt unverbrüchliche Treue gelobt hatten, sich ungemein gefiel; so behielt er sie weit länger als gewöhnlich an seinem Hofe zurück. Dieß misfiel jedoch den meisten derselben, besonders wegen des großen Aufwands, den ihr Aufenthalt am Hofe erfoderte. Da übrigens die Angelegenheiten des Reiches die Anwesenheit so vieler Fürsten am kaiserlichen Hofe nicht nothwendig machten, ja beinahe nie oder nur höchst selten eine Berathung über Staatssachen statt hatte; so fingen die Fürsten an, einigermaßen an der Aufrichtigkeit des Kaisers zu zweifeln. Sie befürchteten, daß seiner scheinbar freundlichen Bewirthung so vieler Fürsten irgend eine arglistige Absicht zum Grunde liegen könnte. Bald theilten sie ihre Bedenklichkeiten sich einander mit. Das Mistrauen des Einen erregte den Argwohn des Andern, so daß sie endlich zu gegensei-

*) — — Hi, dum sibi licentia rapinarum erepta est, egestate laborabant, cellaria eorum penaria et fames possidebat; et qui nuper spumeo ferebatur equo, contentus esse coepit vel rustico jumento. (Vit. Henr.)

tigem Beistand gegen den Kaiser, wenn die Noth es erfodern sollte, sich eidlich verbanden. — Auch die, denen es nach den Reichthümern Asiens gelüstet, und diese im Gefolge des Kaisers zu gewinnen gehofft hatten, murrten nun laut gegen Heinrich, sagten, er habe sie getäuscht und schrieben das Unterlassen des angekündigten Kreuzzuges ebenfalls blos des Kaisers jetziger Altersschwäche und Unthätigkeit zu.

2. Aber dazu kamen noch einige andere Ereignisse, die ungemeines Aufsehen in Deutschland, besonders in Sachsen und Bayern erregten, und Heinrichs geheimen Feinden reichen Stoff darboten, ihn in der Meinung der Fürsten nicht nur zu verdächtigen, sondern selbst einen Theil derselben gegen ihn wieder auf das neue zu erbittern. — Die beiden Söhne des verstorbenen Grafen von Nordheim nämlich, Heinrich und Conrad, waren lange Zeit, gleich ihrem Vater, erklärte Feinde des Kaisers gewesen, hatten sich aber gleich nach dessen letzter Rückkehr aus Italien mit demselben ausgesöhnt, und Heinrich von Nordheim hatte zum Beweise der wieder erlangten Gnade des Kaisers die Markgrafschaft Friesland von demselben erhalten. Aber dieser Fürst war ein sehr harter Herr, und machte sich in kurzer Zeit bei den Friesen, einem freien Volke, ungemein verhaßt. Als er nun eines Tages eine kleine Reise ohne alle Bedeckung unternommen hatte, ward er unter Weges vor einem Haufen Friesen gewarnt, der in der Gegend auf ihn lauere, in der Absicht, ihn zu ermorden. Um den Händen der Mörder zu entgehen, wandte sich der Markgraf nach dem Meere. Aber die Schiffer, denen er sich jetzt anvertraute, waren ebenfalls Friesen, und anstatt ihn fortzubringen, hielten sie ihn so lange unter dem Wasser, bis er erstickte. Dieser Mord erregte zwar einiges Aufsehen, da man ihn aber blos dem despotischen, willkürlichen Verfahren des Ermordeten zuschrieb, ward er bald wieder vergessen. Als aber kaum zwei Jahre

nachher auch Heinrichs Bruder, ein sanfter, in dem besten Rufe stehender Herr, ebenfalls auf einer Reise ermordet ward, und man gar nicht errathen konnte, was diesen Frevel veranlaßt haben möchte, da erwachte plötzlich schrecklicher Argwohn gegen den Kaiser. Nur dem Scheine nach, sagten Einige, habe Heinrich sich mit seinen Feinden ausgesöhnt; Rachgier glühe in seinem Herzen, und ins Geheim werde er nach und nach alle seine ehemaligen Feinde zu verderben suchen. Selbst jene, welche weit entfernt waren, einen so schändlichen Verdacht auf den Kaiser zu werfen, legten ihm doch wenigstens zur Last, daß er die Bürger und Bauern, durch allzugroße Begünstigung derselben, so stolz und frech gemacht habe, daß sie jetzt es sogar wagten, Hände an die vornehmsten Männer des deutschen hohen Adels zu legen. — Da die meisten der sächsischen Fürsten einst gegen den Kaiser sich gestellt hatten; so waren diese jetzt voll Unruhe, Besorgniß und Mistrauen. Diese Stimmung suchte nun die beinahe völlig unterdrückte päbstliche Parthei auf das beste zu benutzen, und besonders war der aus Mainz entwichene Erzbischof Rudhart ungemein thätig, neue Ränke zu schmieden, und die sächsischen Fürsten noch mehr gegen den Kaiser zu reizen.

3. War jetzt in Sachsen schon wieder der Eifer für die Sache des Kaisers ziemlich erkaltet, und sogar die Treue mancher Fürsten nicht wenig erschüttert; so brachte ein ähnliches blutiges Ereigniß auch in Bayern dieselbe für Heinrich verderbliche Wirkung hervor. Im Jahre 1103 nämlich feierte der Kaiser das Weihnachtsfest in Bayern. Da er von jeher eine gewisse Vo liebe für dieses Land hatte, so brachte er auch einige Monate des folgenden Jahres in Regensburg zu. Während dieser Zeit wurden sehr schwere Klagen wegen der schrecklichen Bedrückungen vor ihn gebracht, welche die

großen Vögte sich gegen die auf den Gütern der Kirchen und Abteien wohnenden Unterthanen erlaubten. Durch die unerhörten Erpressungen dieser vornehmen Räuber sanken oft die schutzlosen Hintersaßen eines Stiftes in ein solches Elend, daß die Kirche sie ernähren mußte, und diese nun, statt Unterthanen auf ihren Gütern zu haben, nur Bettler darauf erblickten. Heinrich, sogleich zu Allem bereit, wenn es darauf ankam, Arme und Unterdrückte zu schützen, setzte nun mit Zuziehung der in Regensburg anwesenden Fürsten gesetzliche Bestimmungen darüber fest, was die Voigte für ihre Mühe erhalten sollten, und jeder ihrer Gerichtsbarkeit Unterworfene ihnen zu geben schuldig wäre. Man kann sich kaum einen Begriff machen von dem Zorne dieser Herren darüber, daß der Kaiser ihren Räubereien und grausamen Willkühr jetzt engere und feste Schranken gesetzt hatte. Ihren Grimm mußten sie jedoch verbergen, weil sie auch nicht von Weitem einen rechtlichen Grund hatten, sich über die Verordnungen des Kaisers zu beklagen. Aber unter diesen Vögten befand sich auch der mächtige und stolze Graf Sighard, eben so ausgezeichnet durch hohe Geburt, als freche Willkühr, Habgier und Gewaltthätigkeit. Erst unlängst hatte er gegen die Dienstleute des Stiftes Regensburg, dessen Vogt er war, ein sehr hartes, sie in ihren Rechten verletzendes, ungerechtes Urtheil gesprochen. Dieser war jetzt ebenfalls nach Regensburg gekommen; aber seiner Schuld bewußt und die Wirkungen des Hasses der Dienstleute des Stiftes fürchtend, hatte er ein zahlreiches kriegerisches Gefolge mitgebracht, jedoch eben dadurch den Zorn jener nur noch mehr gereizt. Als Sighard nach einigen Tagen sah, daß Alles ruhig sey, glaubte er nichts mehr zu befürchten zu haben, und entließ sein ganzes Gefolg. Aber bald brach nun auch der lange genährte Ingrimm der Dienstleute des Stiftes, zu denen sich jetzt auch die

Dienstleute aller anwesenden Fürsten gesellten, in wildem Auflauf aus. Die Wohnung des Grafen ward förmlich belagert und sechs Stunden lang bestürmt. Der Kaiser schickte seinen Sohn, den König, um den Aufruhr zu stillen. Aber Befehle wie Bitten und Ermahnungen des jungen Königes hatten keinen Erfolg, entflammten nur noch mehr die Wuth der Stürmenden. Endlich wurden alle Thüren erbrochen, und der Graf, dem kein Weg der Rettung mehr offen stand, fiel in die Gewalt seiner erbitterten Feinde. Diese kündigten ihm sogleich den Tod an; da sie ihn jedoch nicht mit seiner ganzen Sündenlast in die Ewigkeit schicken wollten, so gestatteten sie ihm vorher noch zu beichten und das heilige Abendmahl zu empfangen. Als dieses geschehen war, schlugen sie ihm den Kopf ab. — Dieser schreckliche Vorgang *) erregte ungemeines Aufsehen nicht blos in Bayern, auch in Schwaben und beinahe in allen übrigen Ländern Deutschlands. Sighard hatte eine ungemein weit verzweigte Verwandtschaft, zu der mehrere der mächtigsten und verwegensten Männer in Bayern, Schwaben und selbst in Sachsen gehörten. Alle diese legten die Ermordung des Grafen dem Kaiser zur Last. Die Gemäßigsten beschuldigten Heinrich blos, daß er den Mord, wenn er gewollt, hätte verhindern können. Die Gährung in den Gemüthern war so groß, daß der Kaiser Mordanschläge auf sein Leben befürchten mußte; um diesen auszuweichen, verließ er gegen Ostern Regensburg, ging nach Mainz und von da nach Lüttich.

4. Heinrichs Feinde, von denen Graf Berengar

---

*) Ein nicht unmerkwürdiger Zug zu der Charakteristik jener Zeit. Ob die Dienstleute wegen ihres mit Mord verbundenen Aufstandes bestraft wurden, oder bestraft werden konnten, darüber schweigen die Chronisten.

von Sulzbach, ein Neffe des ermordeten Sighards, dann der Markgraf Theobald von Vohburg, und endlich auch ein Bruder des Herzogs Welf, nämlich Heinrich mit dem Beinamen der Schwarze, die grimmigsten waren, sannen nun auf blutige Rache, und zum Werkzeuge derselben suchten sie den eigenen Sohn des Kaisers zu machen. Längst schon war der junge Heinrich von fürstlichen Jünglingen seines Alters umgeben, in deren Treue der Kaiser kein Mißtrauen setzte, die aber durch ihre leichtfertigen, nicht selten mit Spott über den alten Kaiser vermischten Reden in der Brust des Sohnes die dem Vater gebührende Ehrfurcht immer mehr und mehr geschwächt hatten. An diese wandten sich nun die vornehmsten Anverwandten des erschlagenen Sighards, sie auffordernd, den jungen König, dessen Gunst und Zutrauen sie in vollem Maße besaßen, endlich zu bewegen, den Verwirrungen im Reiche ein Ende zu machen und die Zügel der Regierung den schwachen Händen seines unthätigen Vaters zu entreißen. Einen herrschsüchtigen, grundsatzlosen Jüngling immer mehr zu bethören und endlich zu dem größten Frevel fortzureißen, war an sich keine sehr schwere Aufgabe. Heinrich, nachher der Fünfte genannt, hatte beinahe alle Gaben des Geistes seines Vaters, aber auch nicht einen einzigen Zug von dessen edlem Herzen, und die Lust zu herrschen und der Schimmer einer Krone waren bei ihm mächtig genug, um alle und selbst die heiligsten Gefühle der Natur in seiner Brust zu ersticken. In der Jugend öffnet sich gewöhnlich das menschliche Herz leicht und gerne allen sanftern, das Leben veredelnden Empfindungen. Diese waren jedoch dem jungen Heinrich völlig fremd; aber dafür war er schon in seinem zwei und zwanzigsten Jahre ein vollendeter Virtuose in allen Künsten des Truges, der Arglist, der Verstellung und Heuchelei. Der Entschluß, seinem Vater das Reich, vielleicht selbst

das Leben zu entreißen, und auf das graue Haupt desselben neue Schmach und grenzenlosen Jammer zu häufen, gelangte demnach bei dem unnatürlichen Sohne bald zu seiner vollen Reife, und ging dann eben so schnell auf einem Zuge nach Sachsen, auf dem er seinen Vater hatte begleiten müssen, auch in That über. Bei Fritzlar verließ Heinrich bei nächtlicher Weile ganz heimlich das Lager seines Vaters, eilte nach Bayern und ward an der Grenze des Landes von den Verschwornen, an deren Spitze die Neffen und zahlreichen Anverwandten Sighards standen, mit Jubel empfangen, und gleichsam im Triumphe nach Regensburg geführt. Sobald der Kaiser von der Entweichung seines Sohnes gehört hatte, schickte er ihm sogleich einige seiner Getreuen nach, ließ ihn an seinen, ihm geleisteten Eid erinnern, und bei Allem, was ihm heilig wäre, beschwören, seinen alten Vater nicht so grausam zu betrüben. Die Antwort des ungerathenen Sohnes war: Er könne mit einem Gebannten nicht länger mehr Gemeinschaft haben. Der Kaiser, der jetzt wohl sah, daß eine neue Verschwörung sich gegen ihn gebildet, jedoch deren Umfang und Verzweigung nicht kannte, wagte nicht, seinen Zug nach Sachsen fortzusetzen*), sondern kehrte eiligst nach Mainz zurück. Von hieraus sandte er abermals einige Bischöfe an seinen Sohn, und bot ihm Aussöhnung und völliges Vergessen des bisher Geschehenen an, erhielt jedoch wieder dieselbe zurückschreckende Antwort. An eine Rückkehr des Sohnes zu seiner Pflicht und zu seinem Vater war nun nicht mehr zu denken, und so begann dann auch jetzt

*) Der Kaiser hatte diesen Zug unternommen, um den unruhigen Grafen Udo von der Nordermark zu züchtigen. Dieser hatte den Erzbischof von Magdeburg, den der Kaiser zu sich nach Lüttich beschieden, auf seiner Reise aufgreifen und gefangen setzen lassen.

eine Reihe von Ereignissen und Scenen, die nichts als Grausen, Abscheu und Entsetzen erregen, das Gemüth eines Wilden empören müßten, und eher in den Annalen der Hölle, als in jenen eines christlichen Volkes ihren Platz hätten finden sollen.

5. Den Tag der Geburt des Herrn, diesen Tag, der den Himmel mit der Erde versöhnte, und mit dem das nie endende Reich des ewigen Friedensfürsten begann, brachte der Kaiser traurig und tief gebeugt in Mainz zu. Aber desto festlicher und fröhlicher ward er von dem gottesvergessenen Sohne, in der Mitte der grimmigsten Feinde seines Vaters, in Regensburg gefeiert. Gleich nach dem Feste sandte er Abgeordnete nach Rom, durch die er dem Pabste das Vorgefallene meldete, dem römischen Stuhle unbedingten Gehorsam gelobte, um Lossprechung von dem Banne bat, in den er durch die Gemeinschaft mit seinem gebannten Vater gefallen war, und zugleich wegen des bei seiner Krönung seinem Vater über dem Grabe Carls des Großen geleisteten Eides den Pabst um Rath fragte. Aber auch der Kaiser, wohl einsehend, daß der Kirchenbann, unter dem er sich befinde, seinen Feinden nur zum einzigen Vorwand ihrer Empörung dienen könnte, schrieb um dieselbe Zeit ebenfalls an den Pabst und bot ihm die Hand der Versöhnung. Dieses Schreiben enthält merkwürdige Stellen. Gleich im Eingange sagt der Kaiser: „Wie gerne möchten wir Dich wie ein Sohn seinen Vater begrüßen; aber wir müssen es aufschieben, bis die Kirche durch unsere Vermittelung wieder zu ihrer vormaligen Eintracht zurückgebracht seyn wird. Gott ist unser Zeuge, daß dieses stets unser sehnlichster Wunsch war; aber bei der Härte derer, welche der römischen Kirche vorstanden, schien es nicht zulässig, uns in dieser Sache an sie zu wenden, indem sie uns mehr mit Haß und Unwillen ver-

folgten, als mit Gerechtigkeit und Liebe uns entgegen kamen. —" „Von treulosen Verräthern verführt, erhebt sich jetzt auch unser eigener Sohn gegen uns, und obgleich wir mit den Waffen in der Hand diese Empörung dämpfen könnten, so zögern wir doch noch, dieses zu thun, um die Welt zu überzeugen, daß, wenn wir gezwungen werden, gegen unsere Feinde wieder zu kämpfen, alles Unglück, was dadurch auf das Neue über die Menschen kommen muß, uns nicht zur Last gelegt werden kann. Da wir nun hören, daß du ein gottesfürchtiger, milder Mann bist, voll christlicher Liebe, der die Einheit der Kirche sehnlichst wünscht, so schicken wir auf den Rath der Fürsten Dir diese Gesandtschaft, um von Dir zu hören, ob es Dein Wille ist, Dich mit Uns, und uns mit Dir in Friede und Freundschaft zu vereinigen, unbeschadet der Ehre unseres Reiches, wie es unser Vater und Großvater und übrigen Vorfahren behauptet haben; worauf alsdann alle dem hohen apostolischen Stuhle gebührende Ehre Dir, gleich Deinen Vorgängern, von uns soll erwiesen werden." — Wie es scheint, waren dem Pabste die Abgeordneten des Sohnes willkommener, als jene des Vaters. Er sandte durch den Erzbischof Gebhard von Salzburg, seinen Legaten, dem jungen Heinrich seinen apostolischen Segen, ließ ihn von dem Banne, in den er durch seine Gemeinschaft mit dem Vater verfallen war, lossprechen, und erklärte den Eid, mit welchem er gelobt hatte, sich bei Lebzeiten des Vaters jedes Antheils an der Regierung zu enthalten, für ungültig*).

*) Dies Letztere scheint beinahe unglaublich. Ausdrücklich sagen das auch nicht die Hildesheimer Annalen. Diese berichten blos: Post natalem vero Domini (Henricus) nuncios Romam direxit, *quaerens con-*

silium ab Apostolico propter juramentum, quod patri juraverat, nunquam se regnum sine ejus licentia et consensu invasurum. Apostolicus autem ut audivit inter patrem et filium discidium, *sperans haec a Deo evenisse*, mandavit ei apostolicam benedictionem per Gebhardum Constantiensem episcopum, de tali commisso sibi promittens absolutionem in futuro judicio, si vellet justus rex gubernator esse ecclesiae. — — Aber auch gegen diesen Bericht erhebt sich manches Bedenken. Erstlich wird der Pabst gewiß weder geglaubt noch gehofft haben, des Sohnes Empörung und dessen gebrochener Eidschwur sey eine unmittelbare Fügung Gottes. In seinen unendlich weisen, und wenn auch strengen, doch stets dabei noch immer erbarmungsvollen Gerichten läßt zwar Gott bisweilen den Frevel zu, aber er verfügt ihn nicht, er liegt nicht in seinem allerheiligsten Willen, und kein Ausbruch menschlicher Bosheit oder Verkehrtheit kann ein unmittelbares Werk der Hand der Allmacht seyn. Zwischen göttlicher Zulassung und göttlicher Fügung ist also ein großer Unterschied; daher auch der Pabst so Etwas weder geglaubt noch gehofft haben kann, ausgenommen wenn er des Sohnes finsteres Werk der Empörung wirklich für ein gottgefälliges Werk gehalten hätte, welches jedoch von dem Pabste ebenfalls nicht gedacht werden kann und darf. — Daß jedoch der Pabst den König von seinem, dem Vater geleisteten Eide entbunden haben soll, davon sagen die Hildesheimer Jahrbücher nichts. Vielmehr läßt sich aus den Worten des Hildesheimer Annalisten schließen, daß eigentlich der Pabst sich über die ihm vorgelegte Frage nicht bestimmt äußern wollte. Wie es scheint, fand sich Paschalis in einiger Verlegenheit. Von einem mit gutem Vorbedacht geleisteten, und eine, durch göttliche und menschliche Gesetze gerechtfertigte Forderung zusagenden und bekräftigenden Eide wollte und konnte Paschal den König nicht entbinden. Da er aber glaubte, daß des Sohnes Schilderhebung gegen der Vater für die Kirche und den kirchlichen Frieden von großem Nutzen seyn könnte, wovon jedoch, wie wir zu seiner Zeit sehen werden, gerade das Gegentheil geschah, so wollte der Pabst

auch nicht, daß jener Eid für den König ein Hinderniß sein sollte, das angefangene Unternehmen fortzusetzen. Er beruhigte ihn daher einstweilen mit der Versicherung, daß, wenn er gerecht regieren und die Kirche schützen würde, er einst auch von dem künftigen Weltrichter Gnade und Verzeihung hoffen könnte. Uebrigens darf man auch gar nicht daran zweifeln, daß der König in seinem Bericht an den Pabst von seiner Empörung gegen den Vater es als einziges Motiv wird angegeben haben, daß er dadurch denselben blos nöthigen wolle, sich dem römischen Stuhle unbedingt zu unterwerfen, und auf diese Weise den so lange unterbrochenen Frieden in der Kirche wieder herzustellen.

6. Unstreitig gab der Umstand, daß des Kaisers schon zum Könige gekrönter Sohn an der Spitze der Verschwörung stand, dieser eine ganz eigene innere Stärke; aber durch den apostolischen Segen und die Genehmigung des Pabstes, wodurch zugleich die ganze päbstliche Parthei zu dem aufrührerischen Sohne hingezogen ward, erhielt sie jetzt sogar auch noch einen Anstrich scheinbarer Rechtmäßigkeit. Natürlicher Weise setzte diese neue Empörung, die einen ganz eigenen Charakter trug, alle Fürsten Deutschlands in Bewegung. In Quedlinburg hatte, sobald die Kunde davon nach Sachsen gekommen war, eine zahreiche Versammlung sächsischer Fürsten Statt. Zu dieser eilten sogleich der Graf Berengar von Sulzbach und noch einige andere bayersche Herren, um die Sachsen durch glänzende Versprechungen im Namen des jungen Königes für dessen Interesse zu gewinnen. Die sächsischen und thüringischen Fürsten, nur wenige ausgenommen, hatten nie eine besondere Anhänglichkeit an den Kaiser gezeigt. Es war also nicht schwer, sie zum Abfalle zu bewegen. Sie schrieben an den König, gelobten ihm Treue und luden ihn ein, die Ostern bei ihnen zu feiern *). Dieß

*) Domino Regi Henrico Filio — — — Considerantes la-

geschah, und nun gelang es dem gekrönten Schalke, durch heuchlerische Künste und erkünstelte Frömmelei die stupide Menge, Fürsten wie Volk, ganz nach Wunsch zu bethören, völlig auf seine Seite zu ziehen. Nach Quedlinburg z. B. ging er aus lauter Andacht baarfuß, weil er dort seine Ostern halten wollte. In Nordhausen, wo eine Menge Bischöfe und Aebte mit dem päbstlichen Legaten, dem Bischof Gebhard von Constanz, versammelt waren, erklärte er: unter diesen ausgezeichneten Knechten Gottes zu erscheinen, sey er nicht würdig; nur wenn gerufen, würde er kommen. Er ward gerufen, kam demnach, aber auch in ganz schlechter Kleidung, ließ sich auch auf dem für ihn in Bereitschaft gehaltenen königlichen Stuhle nicht nieder, sondern bestätigte stehend, von einer Erhöhung herab, den Sachsen alle ihre Gesetze, Rechte und Freiheiten, und betheuerte hierauf unter einem Strom von Thränen, und Gott selbst zum Zeugen rufend, daß er nicht aus Herrschsucht das Reich an sich zu reißen suche, auch gar nicht wünsche, daß sein Vater und Herr, dessen Hartnäckigkeit und Ungehorsam er bemitleide, der kaiserlichen Würde entsetzt werde. Im Gegentheil sey er bereit, seinem Vater, sobald derselbe sich dem Pabste würde unterworfen haben, das Reich wieder zurückzugeben*). Diese Demuth und frommen

borem Ecclesiae, defectum regni, summae divinitati attribuimus, quod ad haec relevanda et corrigenda animum et voluntatem Vos concepisse cognovimus. Ut ergo, quae strenue coepistis, gloriose perficiatis, Nos et Nostra Vobis offerimus, et ad nos summa fidelitate Vos invitamus etc. (*Udal.* Cod. ep. 225.).

*) O, des schamlosen, gottesvergessenen Heuchlers! Als er nachher das Reich um einen Preis an sich brachte, um den selbst ein Heide sich nicht die Herrschaft über die ganze Welt würde erkaufen wollen, trat er in Beziehung auf den römischen Stuhl ganz in die Fußstapfen seines Vaters, that gerade dasselbe, was er

Gesinnungen des Sohnes rührten die ehrwürdige Versammlung bis zu Thränen, und wenn auch, was höchst wahrscheinlich ist, nicht alle so gerührt waren, so stellten sie sich doch wenigstens, als wenn sie es wären. Auf diesem Concilium in Nordhausen erschienen auch mehrere, von dem Kaiser ernannte und ihm bisher anhängende Bischöfe, sagten sich von demselben, weil sie ihn für verloren hielten, los, gelobten dem Pabste Gehorsam, bekannten sich zu dem Namen des Königs und erhielten nun ohne allen Anstand von dem Legaten ihre Lossprechung *).

7. Indessen hatte auch der Kaiser gerüstet und durch die treue Anhänglichkeit der Mainzer Bürger ein zwar nicht sehr zahlreiches, aber kampflustiges Heer zusammen gebracht. Mit diesem stand er in der Nähe von Mainz. Keinen einzigen Fürsten erblickte man an seiner Seite; aber auch manche andere, obgleich minder mächtige Herren, wie auch viele Ritter und Edeln hatten sich bei ihm eingefunden. Mit einem ungleich stärkern, aus Sachsen und Bayern bestehenden Heere zog der König gegen seinen Vater. Als er aber am Rhein ankam, fand er weder Schiffe noch andere Fahrzeuge zur Ueberfahrt. Auch jetzt noch bot der Kaiser seinem Sohne seine Hand zur Versöhnung, die jedoch der Undankbare abermals und zwar höhnend zurückstieß. Da dieser jedoch mit seinem Heere nicht über den Fluß setzen

---

jetzt seinem Vater zu einem Verbrechen machte, und erlaubte sich gegen das Oberhaupt der Kirche noch ungleich größere Gewaltthätigkeiten, als der Kaiser, sein Vater, es sich je würde haben beigeben lassen.

*) Einige fanden sich doch darunter, welche die kirchliche Spaltung wirklich sehr schmerzte, und daher jetzt, wo sie es ohne Gefahr für sich thun zu können glaubten, mit aufrichtigem Herzen sich dem Pabste unterwarfen, demnach auch ihre Lossprechung durch den Legaten nicht erheuchelten.

konnte, so war er gezwungen, mit dem Erzbischof Ruthard, den er in dessen Bisthum wieder hatte einsetzen wollen, den Rückmarsch nach Sachsen anzutreten. Unterweges nahm er Würzburg, welches jedoch schon nach vier Wochen dem Kaiser wieder in die Hände fiel. Das königliche Heer war über den nicht mit Klugheit vorbereiteten und daher ganz fruchtlosen Zug nach dem Rheine höchst unzufrieden. Bei Nürnberg löste es sich theils von selbst auf, theils ward es von dem Könige entlassen, der hierauf nach Regensburg ging. In den Mittelpunkt der Verschwörung, in das gegen den Kaiser so feindlich gesinnte Bayern glaubte der König nicht, daß ihm sein Vater folgen würde. Aber dieser, kriegserfahrener als sein Sohn, war demselben auf dem Fuße gefolgt, und schon sprengte ein Haufe leichter Reiterei des kaiserlichen Heeres über die Donaubrücke bei Regensburg, als der König noch kaum Zeit hatte, durch das entgegengesetzte Thor in eiliger Flucht sich zu retten. Wie in allen Städten ward auch in Regensburg der Kaiser mit dem größten Jubel empfangen. Aber noch weiter in das feindliche Land vorzudringen, wäre unklug gewesen. Er war noch zu schwach, und mußte erst die aus Böhmen und Oestreich herbeieilenden Hülfsvölker an sich ziehen. Er ging also wieder auf das linke Ufer der Donau und über den Regenfluß zurück. Als endlich die Böhmen unter ihrem Herzog Boriwoi und die Oestreicher unter dem Markgrafen Leopold zu ihm gestoßen waren, rückte er wieder gegen die Feinde vor. Aber auch der König hatte gleich nach seiner Flucht von Regensburg allgemeine Aufgebote in ganz Sachsen und Bayern ergehen lassen, und zahlreiche Schaaren aus allen Theilen dieser Länder hatten sich sogleich in Bewegung gesetzt, ihm zu Hülfe zu eilen. Ein nicht minder zahlreiches Heer hatte nun auch er wieder unter seinen Fahnen. Bald bekamen beide feindliche Heere einander zu Gesicht;

nur der Regenfluß trennte sie von einander. Täglich fielen jetzt kleine, zwar stets blutige und für den Kaiser günstige, doch im Ganzen nichts entscheidende Gefechte vor. Beide Theile erwarteten also mit jedem Tage eine, den schrecklichen Zwist zwischen Vater und Sohn entscheidende Hauptschlacht. — Dem König Heinrich — wie sich das in der Folge deutlich ergeben wird — fehlte es nicht an Muth und kriegerischem Geiste; aber in dem ganzen Kampfe gegen seinen Vater, vom Anfange bis zum Ende, erwieß er sich so muthlos, so unschlüssig und ängstlich, daß man gezwungen wird, zu glauben: sein schuldbelastetes Gewissen und das peinigende Gefühl der Abscheulichkeit seiner vatermörderischen Absichten habe ihm allen Muth benommen, alle seine Kräfte gelähmt. Eine entscheidende Schlacht wollte er durchaus, und also auch jetzt vermeiden, jedoch blos in der Hoffnung, durch Künste, in denen er Meister war, nämlich durch Lug und Trug, durch den schändlichsten Verrath, durch teuflische Verstellung und die gräßlichsten Meineide am Ende doch noch den Sieg zu erringen.

8. Einige der Fürsten von der königlichen Partei ließen sich also jetzt in geheime Besprechungen mit dem Herzog von Böhmen und dem Markgrafen von Oestreich ein. Diesen stellten sie vor: der Streit zwischen Vater und Sohn könne ja leicht ohne Blutvergießen beigelegt werden; es wäre unverantwortlich, deshalb wieder so viele Menschen aufzuopfern, ganze Ströme deutschen Blutes unnöthig zu vergießen. Ihr Herr, der König, habe friedliche Gesinnungen, sie möchten also auch dem Kaiser ähnliche Gesinnungen beibringen, und ihn von einer Schlacht abhalten, die nicht anders als höchst mörderisch ausfallen könnte. Diesen Gründen gesellten die abgefeimten Unterhändler noch eine Menge lockender Versprechungen bei; dem Markgrafen Leopold

von Oestreich versprachen sie unter anderm auch, daß der König seine Schwester ihm zur Gemahlin geben werde. — Von dieser geheimen Unterredung wußte der Kaiser nichts. Als er am folgenden Tage das Heer in Schlachtordnung stellen wollte, erklärten ihm der Herzog wie der Markgraf, daß sie an der Schlacht keinen Antheil nehmen könnten; mit der Schuld, unnöthiger Weise Blut vergossen zu haben, wollten sie sich nicht belasten. Er möchte also, was auch, wie sie wüßten, sein Sohn wünsche, durch friedliche Unterhandlungen dem Streite ein Ende machen. Alle Bitten und Vorstellungen des Kaisers waren fruchtlos. Die beiden Fürsten verließen mit ihren Scharen das kaiserliche Lager und zogen nach Hause, worauf auch der König seine Truppen von dem jenseitigen Ufer des Regenflusses hinwegzog. — Durch den Abfall der Böhmen und Oestreicher war zwar das kaiserliche Heer jetzt um Vieles schwächer, doch noch immer stark genug, um unter einem kühnen und entschlossenen Anführer etwas Entscheidendes zu unternehmen; zudem konnte auch das Bewußtseyn der gerechten Sache und die stets damit verbundene moralische Kraft bei dem Heere das leicht ersetzen, was demselben an Zahl der Streitkräfte abging. Der eben so schlaue, als tückische junge Heinrich sah dies wohl ein. Um also allen möglichen Folgen bei Zeiten vorzubeugen, sandte er gleich in der folgenden Nacht an den Kaiser einen Boten mit einem geheimnißvollen Schreiben. In diesem bat er seinen Vater, ja nicht zu glauben, daß alle kindliche Liebe in seinem Herzen erloschen sey; im Gegentheil hege er die zärtlichste Besorgniß für die Erhaltung der Tage eines geliebten Vaters; und da er in sichere Erfahrung gebracht, daß die meisten Anführer in seinem, des Kaisers, Heere, ja der größte Theil des Heeres selbst sich gegen ihn, den Kaiser, verschworen habe; so halte er es für seine Pflicht, ihn diesfalls

zu warnen, damit er noch Zeit habe, die nöthigen Mittel zu ergreifen, um sich den Nachstellungen der Verräther zu entziehen. — Der Kaiser, der sich nicht vorstellen konnte, daß in einem Jüngling, den er Sohn zu nennen das Unglück hatte, Bosheit und Arglist schon einen so hohen Grad erreicht haben könne, glaubte der trügerischen Warnung, und da das zweideutige, auf Verrath hindeutende Benehmen des Herzogs von Böhmen und des Markgrafen von Oestreich am Morgen des Tages ihn in dem falschen Wahn noch mehr bestärkte, so entfloh er noch in derselben Nacht und nur von einigen treuen Dienern begleitet, aus dem Lager am Regen. Als am folgenden Morgen das Heer die Flucht des Kaisers erfuhr, gerieth es in die größte Bestürzung, ergoß sich endlich in laute Klagen gegen den Kaiser, und da es ihn, weil er sich selbst aufgegeben, für völlig verloren hielt, löste es sich stürmisch und in größter Unordnung von selbst auf. Viele Ritter und Edeln, ebenfalls höchst mißvergnügt über des Kaisers Benehmen, wovon sie das Geheimniß nicht wußten, fielen nun von demselben ab, gingen zu dem Sohne über und reiheten sich unter dessen Fahnen. — Das unerhörte Bubenstück war also vollkommen gelungen. Ohne das Schwert zu ziehen, hatte der König das Heer seines Vaters vernichtet, und nun mußte auch die dem Kaiser so treu ergebene Stadt Regensburg sich dem ruhm- und thatenlosen Sieger unterwerfen (1105)*).

---

*) Gerade so führt auch der Satan Krieg gegen die Menschen; sie mit offener Gewalt zu überwinden und sich ihrer zu bemächtigen, vermag er nicht, denn der Glaube an das große Werk der Erlösung ist ihre stets siegreiche Waffe. Aber nun sucht er mit wahrhaft satanischer Kunst durch Täuschungen, durch Blendwerke jeder Art, durch die süßesten und verführerischsten Einlispelungen sie von Christo zu trennen, und

9. Nach seiner Flucht aus dem Lager war der Kaiser, auf großem Umwege über Böhmen, und unter den größten Gefahren und Mühseligkeiten endlich in Mainz angekommen. Zu seinem nicht kleinen Troste fand er hier ein, aus den Dienstleuten des Bisthums und aus den Bürgern von Mainz und noch einiger andern am Rhein gelegenen Städte bestehendes Heer von zwanzig tausend Mann, theils Fußvolk, theils Reiterei *). — Aber auch der König war jetzt schon wieder auf dem Marsch nach dem Rhein. Diesmal gelang es ihm, den Befehlshaber von Speier zu bestechen, er erhielt von demselben die nöthigen Schiffe und ging über den Strom. Der Kaiser schickte den Abt Theodorich an den König, und ließ diesem sagen: er möchte doch bedenken, daß es sein Vater sey, den er so grausam verfolge. „Wenn mein Vater," war Alles, was der Unhold erwiederte, „nicht sogleich Mainz räumen wird, so werde ich die Stadt stürmen und die Einwohner feindlich behandeln lassen." — Seine treuen Mainzer wollte der Kaiser nicht dem Verderben preisgeben. Er verließ also die Stadt und ging an den Niederrhein. — Der, den Einwohnern von Mainz so verhaßte Erzbischof Ruthard ward also jetzt wieder in seine bischöfliche Kirche eingeführt, und ein allgemeiner Reichstag, welcher in Mainz gehalten werden sollte, auf das nahe bevorstehende Weihnachtsfest ausgeschrieben. — Die Nachricht von der Zusammenberufung

---

da ihm dieß leider nur zu oft gelingt, dann werden sie, ohne daß es ihn mehr große Anstrengung kostet, auch auf immer die seinigen.

*) Was die Mainzer und noch einige benachbarten Städte zu dieser Rüstung während der Abwesenheit des Kaisers bewogen hatte, war ein sie höchst beunruhigendes, obgleich ganz falsches Gerücht, das jedoch den Eifer der in ihrer Treue unerschütterlichen Einwohner für die Sache des Kaisers, die auch die ihrige war, nur noch mehr entflammt hatte.

einer zahlreichen Reichsversammlung weckte auf das Neue die ganze ehemalige Thätigkeit des alten Kaisers. Er wußte wohl, zu welchem Zwecke sein Sohn den Reichstag zusammenberufe, was auf demselben verhandelt werden, und was das Resultat desselben seyn würde. Um jeden Preis wollte er also diesen Reichstag verhindern, oder sich desselben bemächtigen. Unerschöpflich an Hülfsmitteln, und jetzt in Ländern, wo er nur Freunde zählte, edle Fürsten, ergebene Bischöfe und volkreiche treue Städte, war es für ihn ein Leichtes, schon in ein paar Wochen wieder ein wohlgerüstetes Heer um sich zu sammeln. Als der König von den Rüstungen des Kaisers hörte, zog er ebenfalls mit seinem Heere eilend den Rhein hinab, in der Hoffnung, den Kaiser, bevor er noch seine Rüstungen beendiget hätte, zu überfallen, und auch aus diesen Gegenden zu vertreiben. Aber sehr unangenehm ward er überrascht, als er, an der Mosel angekommen, plötzlich die zahlreichen, jenseits des Flusses wehenden Fahnen und Banner seines Vaters erblickte. Einen ehrlichen offenen Kampf gegen seinen Vater zu bestehen, vermochte der junge Heinrich eben so wenig an der Mosel, als er es am Regenfluß vermocht hatte. Zu neuer, und zwar noch viel abscheulicherer, fluchwürdigerer List nahm er also jetzt wieder seine Zuflucht. Er wußte, daß er dem Herzen seines Vaters noch immer theuer, dessen väterliche Zärtlichkeit gegen ihn unvertilgbar sey; davon war er überzeugt, und gerade diese Ueberzeugung, die jeden Sohn, in dessen Busen auch nur ein einziger Funke von kindlicher Liebe noch geglimmt hätte, zu den Füßen seines tief gekränkten Vaters geführt hätte, ermunterte und bestärkte den jungen Unhold nur noch mehr zu einer Reihe von Handlungen, vor welcher die Menschheit zurückschaudert, und in denen Falschheit, Bosheit, zahllose Lügen, falsche Eidschwüre, Krokodilsthränen, kurz Alles, was nur die tiefste menschliche

Verdorbenheit ersinnen kann, sich gleichsam zu einem Strange verknotet, mit welchem der Sohn seinen, blos aus Liebe zu ihm schwachen Vater, und zwar mit lachendem Munde zu erwürgen gedachte*). — Als nämlich der Kaiser das königliche Heer jenseits des Flusses erblickte, sandte er abermals einen Boten des Friedens an seinen Sohn. Eiligst schiffte dieser alsogleich über die Mosel, und kam selbst zu seinem Vater. Sobald der alte Kaiser seinen Sohn sich gegenüber stehen sah, sank er, hingerissen von dem überströmenden Gefühle seines Schmerzes und seiner väterlichen Zärtlichkeit, zu den Füßen desselben, und die Hände ringend bat er ihn, sich doch nicht so schrecklich gegen Gott und die Natur zu versündigen, und von der grausamen Verfolgung seines Vaters abzulassen. Schnell hob jetzt der Sohn den Vater von der Erde auf, warf sich selbst ihm zu Füßen, fing an zu jammern und zu weinen, sagte, er sey verführt worden, er bereue, was er gethan, und versprach unter Verheißungen und Eidschwüren, in Zukunft gleich einem frommen Sohne seinen Vater zu ehren, ihm wie seinem Kaiser und Herrn zu gehorchen; nur bitte er ihn inständigst, sich unverzüglich mit dem Pabste und der Kirche auszusöhnen. Der Vater, voll Freude, den verlornen Sohn wieder gefunden zu haben, erwiederte, daß er selbst nichts sehnlicher als diese Aussöhnung wünsche, daher er es auch ganz ihm, dem Könige, und den Reichsfürsten überlasse, die Bedingungen festzusetzen, unter welchen dieselbe geschehen könnte, da ja ihnen die Ehre des Reiches und der deutschen Krone eben so sehr wie

---

*) Ja wohl mit lachendem Munde; dieß wird sich sogleich aus dem Folgenden ergeben, das größtentheils der vita Henrici, und dieses Kaisers nachher an den König von Frankreich geschriebenem Briefe, wovon ebenfalls bald die Rede seyn wird, wörtlich entnommen ist.

ihm selbst am Herzen liegen müßte. Umarmungen folgten jetzt auf Umarmungen. Endlich machte der Sohn seinem Vater den Vorschlag, daß er ihm nach Mainz zu der Reichsversammlung folgen möchte. Jetzt wieder mit einander ausgesöhnt, würden sie desto leichter das Friedens- und Versöhnungsgeschäft zu Stande bringen. Gerne gab der gute Kaiser seine Einwilligung dazu. Aber nun bemerkte Heinrich seinem Vater, daß, wenn sie beide, jeder mit einem Heere, nach Mainz kämen, die versammelten Fürsten gar leicht Argwohn schöpfen könnten; man müsse ihnen Zutrauen zeigen, worauf sie alsdann auch zu ihnen Zutrauen fassen würden. Es wäre also sehr rathsam, daß sie beide ihre Heere entließen, und nur mit einem kleinen Gefolge von ungefähr dreihundert Rittern, weil dies die kaiserliche und königliche Würde so erfordere, nach Mainz zögen. Nichts beweißt mehr, wie arglos das Herz des Kaisers war, wie sehr er seinen Sohn liebte, und welches grenzenlose Zutrauen er in ihn setzte, als daß er auch diesen so höchst bedenklichen Vorschlag einging, demnach sein Heer entließ, und nur dreihundert Ritter bei sich behielt. Dasselbe that zwar auch sein Sohn, aber nur dem Scheine nach; denn er befahl seinen Schaaren, sich wieder in Mainz zu sammeln. — Beide traten jetzt den Zug nach Mainz an; der König voran, dem nach kleinem Zwischenraume der Kaiser folgte. Aber bald bemerkten die Getreuen des Letztern, daß das Gefolge seines Sohnes sich zusehends vermehre; sie ahneten Verrath und warnten ihren Herrn. Dieser, nicht wenig über diese Nachricht betroffen, ließ seinen Sohn zu sich rufen. Heinrich kam sogleich, und Meister in der Verstellungskunst, sprach er mit so heiterm, offenen, völlig unbefangenem Gesichte, wiederholte auch in so ernstem, dem Anschein nach so aufrichtigen Tone alle seine frühern Schwüre und eidlichen Versicherungen, daß der Vater, vollkommen beruhiget, alles Mißtrauen aus

seinem Herzen verbannte. In Bingen ward übernachtet. Beinahe keinen Augenblick verließ jetzt Heinrich seinen Vater. Unter wiederholten Umarmungen, unter den zärtlichsten Ergießungen des Herzens, unter Freudenthränen des Sohnes, der, wie er sagte, sich für alle Leiden einer langen Trennung jetzt entschädigen wolle, daher einmal über das andere dem Vater an den Hals fiel, ging die Nacht vorüber *). Als aber am folgenden Morgen der Kaiser mit seinem Sohne die Reise fortsetzen wollte, trat dieser mit erkünstelter, niedergeschlagener Miene wieder bei ihm ein und sagte: er habe so eben die höchst unangenehme Nachricht erhalten, daß der Erzbischof Ruthard von Mainz ihn, den Kaiser, als einen Gebannten durchaus nicht aufnehmen wolle, mithin die Thore der Stadt für ihn geschlossen bleiben würden; zudem wären auch sehr viele seiner, des Kaisers, grimmigsten Feinde in Mainz versammelt; es sei demnach nicht rathsam, ja wohl höchst gefährlich, wenn er, bevor alles beigelegt wäre, unter denselben erschiene. Gehen wir also, fuhr Heinrich fort, nach unserer ganz nahe gelegenen Burg Beckelheim; feiere du allda mit allen deinen Getreuen, und mit wem es dir noch gefallen mag, froh und zufrieden das Weihnachtsfest. Ich eile indessen nach Mainz, um für uns gemeinschaftlich zu arbeiten; denn deine Sache ist ja gänzlich die meinige. — Jetzt fiel dem alten Kaiser die Binde von den Augen. Starr blickte er dem Sohn in das Gesicht und sagte: „Gott sey heute Zeuge und Richter zwischen Dir und Mir!" — Neue Eidschwüre und Verheissungen waren die Antwort des

*) Ventum est ad nocturnam mansionem: ibi se filius obsequio patris totum impendebat, ibi se pater cum filio mirum in modum per totam noctem oblectabat, colloquebatur, colludebat, amplexabatur, osculabatur, avidus recompensare damnum oblectationis diu intermissae etc. (Vita *Henrici* p. 386.)

Sohnes. „Bei der geringsten Gefahr," sagte er zu seinem Vater, „soll mein eigener Kopf für deine Sicherheit bürgen." Auf allen Seiten von zahlreichen Haufen Geharnischter umgeben, mußte der Kaiser dem Rathe seines Sohnes folgen und nach Beckelheim wandern. Aber kaum hatte er hier nur mit drei seiner Gefährten die Burg betreten, als das Burgthor schnell unter dem Gerassel der Schlösser und Riegel wieder zuflog. Keinem der Begleiter des Kaisers ward der Eingang gestattet, das ganze Gefolge desselben zurückgewiesen und mit leichter Mühe zerstreut, und die Burg sogleich mit einer doppelten Reihe Geharnischter ringsumher besetzt.

10. Jetzt war keine Täuschung mehr möglich. Der Kaiser sah, daß er der Gefangene seiner grimmigsten Feinde sey, an deren Spitze sein eigener, unnatürlicher, treuloser Sohn stehe. Aber die Haare sträubend ist die schaudernde Erzählung von der so unwürdigen, ja grausamen Behandlung, die jetzt der alte Kaiser erfuhr *). Nicht nur, daß ihm alle gewohnten Bequemlichkeiten des Lebens entzogen wurden, ihm nicht einmal gestattet ward, sich des Bades zu bedienen, oder den Bart sich scheeren zu lassen; nicht nur, daß man ihn beinahe hungern ließ, und selbst die gemeinsten Nahrungsmittel ihm nur höchst sparsam reichte; nicht nur, daß man ihn den Mißhandlungen seiner rohen Wächter preisgab, deren pöbelhafte, höhnende Reden sein ohnehin schon völlig zermalmtes Herz noch mehr zerrissen; sondern man beraubte ihn auch aller Tröstungen der Religion; kein Priester ward zu ihm gelassen, keine Art von Gottesdienst, keine andächtige Widmung

*) Man sehe epistola Henrici Imperatis ad Regem Francorum, quando a filio suo Henrico rege depositus est (*Udalr.* Cod. No. 216. p. 222.).

hatte in der Burg Statt, und den hohen heiligen Tag, gleich wonnevoll für den Himmel wie für die Erde, mußte der Kaiser, von Allen verlassen, in der größten Niedergeschlagenheit, in Jammer und grenzenloser Traurigkeit zubringen. Aber desto fröhlicher und herrlicher ward das Fest in Mainz gefeiert, jedoch nur in einer von Steinen erbauten Kirche, nicht in dem innern Heiligthum des Herrn, nämlich im reinen, Gott liebenden und Gott ergebenen Herzen; kurz, es war eine Feier, auf die das allsehende Auge des Weltrichters nur zürnend herabblicken konnte. — Sobald König Heinrich seinen Vater in Beckelheim eingekerkert hatte, war er nach Mainz geeilt, und dort von seinen Anhängern mit lautem Jubel empfangen worden. Der Fürstenconvent soll ungemein zahlreich und, mit Ausnahme einiger wenigen, wahrhaft fürstlichen Seelen, wie z. B. des Herzogs Magnus von Sachsen, der beiden Herzoge von Lotharingen und noch einiger andern eben so edel denkender Fürsten, das ganze damalige, völlig gemeine und gehaltlose deutsche Fürstengesindel beisammen gewesen seyn. Freilich ein Theil darunter aus Furcht, auch andere wieder, weil sie zu der neu aufgehenden Sonne sich hinneigen zu müssen glaubten; was nun freilich Menschen, welche von jener erhabenern, nur großen Seelen eigenen Treue, der kein Opfer zu groß ist, auch nicht von weitem einen Begriff haben, leicht verziehen werden kann. Was aber beinahe unglaublich scheint, und auch zur Ehre der Menschheit nicht geglaubt werden darf, ist: daß König Heinrich gleich nach seiner Rückkehr von Beckelheim nach Mainz in einer Versammlung der Fürsten sich öffentlich der Ueberlistung seines Vaters gleich einer Heldenthat gerühmt haben soll*). Mit einer aus seinen Augen und allen seinen

*) Tanquam rem virtutis egisset, cum *magna jactantia* retulit, quo *ingenio* patrem comprehendisset (Vit. *Henr.* p. 389.).

Gesichtszügen strahlenden Freude soll er umständlich erzählt haben, wie es ihm gelungen, seinen Vater zu täuschen und zu betrügen, zuerst durch allerlei Scheingründe ihn dahin zu bringen, sein Heer zu entlassen, hierauf ihn auch von allen seinen übrigen Getreuen zu trennen, und endlich in einer Burg einzusperren; so daß sie, die Fürsten, jetzt über den Hülflosen verfügen könnten, was sie nur immer wollten.

11. Was schon früher beschlossen war, die Absetzung des alten Kaisers und die Erhebung dessen Sohnes auf den deutschen Thron, sollte jetzt ausgeführt werden. Aber dazu bedurfte man der Reichsinsignien, die noch in der Gewalt des Vaters waren. Ein Bote erschien also in Beckelheim, und verlangte im Namen der versammelten Fürsten von dem Kaiser, und zwar unter Androhung des Todes, die Auslieferung der Reichsinsignien. Diese wurden auf dem Schloß Hammerstein aufbewahrt. Dahin schickte also der Kaiser sogleich den Befehl, dieselben dem von seinem Sohne geschickten Boten zu übergeben. Aber voraussehend, daß der brave Befehlshaber des Schlosses und die treue Besatzung sich der Auslieferung weigern würden, ließ er ihnen sagen, daß die Sicherheit seines Lebens davon abhänge.

König Heinrich war also jetzt im Besitze aller Zeichen der königlichen Würde. Aber nun wollte er auch noch seiner Thronerhebung den Schein geben, als sey sie blos die Folge einer von seinem Vater freiwillig geleisteten Verzichtung auf den Thron. In dem Rath der Gottlosen ward also beschlossen, durch Androhungen des Todes oder ewiger Kerkerstrafe den alten Kaiser zu einer solchen freiwilligen Entsagung zu zwingen, die natürlicher Weise vor sämmtlichen versammelten Fürsten, Bischöfen und den beiden päbstlichen Legaten geschehen sollte. In der Ausführung ihres Vor-

habens kam ihnen der unglückliche Monarch selbst auf halbem Wege entgegen. Von seinen rohen Wächtern mißhandelt, verhöhnt und verspottet, weniger um sein Leben als um seine Freiheit besorgt, daher von dem Gedanken gequält, daß ewige Einsperrung sein Loos seyn könnte, schickte der Kaiser den Bischof von Speier, dem die Bewachung des hohen Gefangenen war übertragen worden, mit dem Auftrage nach Mainz, seinen Sohn und die Fürsten zu fragen, was sie dann von ihm verlangten. Er sey bereit auf das Reich zu verzichten, seinem Sohne alle Regalien und alle Burgen und Schlösser zu übergeben, und begehre nur, daß dieser ihm so viele Güter anweise, als zu seinem und der Seinigen Unterhalt durchaus nothwendig sey. — Nichts war dem Könige und seinem Anhange willkommener als diese Botschaft. Der feierliche Act der Entsagung von Seite des Kaisers mußte jedoch vor sämmtlichen versammelten Fürsten geschehen, mithin derselbe nach Mainz gebracht werden. Aber dieses war mit nicht kleiner Gefahr verbunden. Das Gerücht von der Gefangennehmung des Vaters durch den Sohn hatte sich indessen nicht nur unter den Einwohnern in Mainz, sondern auch in der ganzen weit umliegenden Gegend verbreitet, und überall nur Schrecken und Abscheu erregt. Eine dumpfe Gährung herrschte in allen Gemüthern; denn überall hingen die niedern Volksklassen, selbst die Dienstleute mit Liebe an dem alten Kaiser, der ihnen ebenfalls sein ganzes Leben hindurch viele Liebe, Sorgfalt und Wohlwollen erwiesen hatte. Zwar hatte das zahlreiche bewaffnete Gefolge der vielen in Mainz versammelten Fürsten die Einwohner diese Tage über in Ruhe erhalten; aber dessenungeachtet war dennoch zu befürchten, daß wenn der Kaiser nach Mainz würde gebracht werden, die Bürger und Dienstleute bei dem Anblick des so grausam mißhandelten Monarchen in Verzweif-

lung gerathen, das Aergste wagen, und einen furchtbaren, bald über die ganze Gegend, den Rhein hinauf und hinab, sich verbreitenden Aufstand erregen könnten. Mit Genehmigung der Fürsten beschloß also der König, die bevorstehende, so wichtige Sitzung des Reichtages nach der nahe gelegenen Pfalz Ingelheim zu verlegen, und zwar um so mehr, weil dort das unter dem Segen der Hölle bisher so glücklich gediehene Werk der Finsterniß, wenigstens in seinen schauerlichsten Details, desto leichter vor den Augen der Welt verborgen bleiben könnte.

12. Der ganze Rudel von Fürsten, sammt den beiden päbstlichen Legaten und den König an der Spitze zog also nach Ingelheim. Dahin ward auch der Kaiser gebracht. Am 30. December des Jahres 1105 ward hier in Ingelheim Heinrich IV. den päbstlichen Legaten und versammelten Fürsten gleich einem Verbrecher gegenübergestellt. Als der Kaiser in der Mitte derselben seinen Sohn erblickte, warf er sich zu den Füßen desselben, hob flehend seine Hände gegen Himmel, und sagte: „Wenn auch Gott mich für die Sünden mei„ner Jugend züchtigen wollte, so hättest doch Du, „mein Sohn! nicht die mich jetzt so blutig zerfleischende „Zuchtruthe Gottes werden sollen!“ Viele der Anwesenden wurden bis zu Thränen gerührt, nur auf des Sohnes versteinertem Gesicht zeigte sich keine Spur der Rührung. — Der Cardinallegat*) eröffnete das

*) Den, mit so auffallender, oft den gesunden Menschenverstand verletzender Partheilichkeit geschriebenen Hildesheimer Jahrbüchern scheint doch eine Art von Scham darüber angewandelt zu seyn, daß ein römischer Cardinal dem über alle Maßen so schandbaren Auftritt in Ingelheim beiwohnte. Sie sagen also: Cardinalis autem, qui *inopinate* ad haec facta convenerat. — Wie albern! Unversehens, also zufällig

eckelhafte Trauerspiel mit Aufzählung aller Bannsprüche, die seit Gregor VII. bis auf den heutigen Tag gegen Heinrich IV. waren erlassen worden, und schleuderte dann auf den so tief gebeugten, völlig zermalmten Kaiser auf das Neue den Fluch der Kirche. Von allen Seiten ward jetzt der verlassene Monarch mit harten Worten angefallen. Alle seit fünfzig Jahren über Deutschland ergangenen Unglücksfälle, alle öffentliche Calamitäten wurden ihm nur allein zur Last gelegt; kurz sein ganzes Leben ward ihm zu einem ununterbrochen fortlaufenden Verbrechen gemacht. Wollte er Etwas zu seiner Vertheidigung anführen, so schlossen einige gebieterische Worte des Sohnes ihm sogleich wieder den Mund. Endlich verlangte man von ihm, daß, wenn ihm Leben und Freiheit lieb wären, er alsogleich und unbedingt dem Reiche und der königlichen wie kaiserlichen Würde entsage. Der Kaiser zeigte sich dazu bereit, fügte jedoch die Frage hinzu, ob er nach geschehener Verzichtleistung auch seine Freiheit wieder erhalten werde? „Nur unter der Bedingung," nahm nun einer der Cardinallegaten das Wort, „daß er jetzt öffentlich erkläre, er habe ungerechter Weise den Pabst

---

wäre der Cardinallegat dahin gekommen! Schon vor einigen Wochen war die Reichsversammlung zusammen berufen, und wahrscheinlich auch der Cardinal dazu eingeladen worden. Bei einem so zahlreichen Fürstenconvent, besonders unter den damaligen Zeitumständen, konnten und durften die päbstlichen Legaten nicht fehlen. Aber sie thaten nichts, was so hochgestellten Häuptern der Kirche Jesu zu thun geziemt hätte. Sie folgten vielmehr dem wilden Strome in allen seinen schiefen Winkelrichtungen; sie gingen demnach auch in die Mordhöhle von Ingelheim, und befleckten ihre Ehre und ihr Gewissen, indem sie allen dort gegen den alten Kaiser verübten, höllischen Bübereien theils ausdrücklich, theils stillschweigend ihre Genehmigung ertheilten.

Gregor VII. verfolgt, gegen Gottes und der Kirche Satzungen den ehemaligen Erzbischof Wibert von Ravenna, zu Lebzeiten des rechtmäßigen Pabstes, auf den römischen Stuhl erhoben, und die Kirche sündhafter Weise verwirrt und unterdrückt. Jetzt sank der Kaiser auf die Kniee und bat bei Gott und der ewigen Gerechtigkeit die Legaten, daß sie ihm die nöthige Zeit gönnen möchten, um vor dem Pabste und den Fürsten sich über alles, worin er sich unschuldig fühle, rechtfertigen zu können; wegen alles Uebrigen aber, worin er sich wirklich einiger Schuld bewußt wäre, wolle er sich jeder Buße unterwerfen, jede von ihm verlangte Genugthuung leisten. Aber auch diese Bitte ward mit harten Worten zurückgewiesen. Es müsse jetzt, sagte der Cardinal, auf der Stelle Alles entschieden werden, oder jede Hoffnung zu entkommen würde für ihn auf immer verschwinden. Der Kaiser richtete jetzt an den Legaten die Frage: ob er dann, wenn er sich alles dessen, was man ihm zur Last lege, schuldig bekenne, doch wenigstens die Lossprechung erhalten werde? Aber darauf gab der Cardinal ihm ganz trocken zur Antwort: er habe dazu keine Vollmacht; und als der Kaiser darauf erwiederte, daß der, welcher die Vollmacht habe, ein Sündenbekenntniß abzunehmen, auch die Macht haben müsse, die Lossprechung zu ertheilen, sagte ihm der Legat ganz kurz: „Wenn er wünsche losgesprochen zu werden, müsse er selbst nach Rom gehen, und dem apostolischen Stuhle Genugthuung leisten.“ Da jetzt der Kaiser sah, daß in den Gemüthern der Leute, in deren Klauen er nun einmal war, auch nicht ein Strahl von Gerechtigkeit, Billigkeit, Milde, menschlichen Gefühles rc. einen Eingang finde; so ergab er sich ziemlich gleichgültig seinem Schicksale, bekannte sich zu Allem, wozu man wollte, daß er sich bekennen sollte, entsagte dem Reiche, übergab selbst seine Erb-

güter und Stammschlösser seinem unnatürlichen Sohne, und erklärte sich zuletzt noch, weil man auch dieses von ihm verlangte, des Thrones unwürdig. Die empörende, beispiellos schandbare Verhandlung hatte nun ein Ende. Mit der ganzen fürstlichen Genossenschaft und den päbstlichen Legaten, die wahrscheinlich etwas sehr Großes für die Ehre Gottes gethan zu haben wähnten, zog nun der König in festlichem Zuge wieder nach Mainz; wohl möchte man glauben, auch mit schwer beladenem Gewissen, wenn nicht bei einem Ungeheuer von Sohne, wie Heinrich V., das Gewissen längst schon so völlig hätte gelähmt seyn müssen, daß kein matter Schlag desselben sich mehr fühlbar machen konnte. Wenige Tage darauf, nämlich am 5. Jänner des Jahres 1106, ward von den versammelten Fürsten und Bischöfen und in Gegenwart der päbstlichen Legaten, Heinrichs des Vierten Sohn abermals unter dem Namen Heinrich V. als König anerkannt, und in dem Dom von Mainz mit aller Feierlichkeit eingeweihet. Als der Erzbischof Rudhard ihn mit den königlichen Insignien schmückte, erlaubte er sich gegen denselben die drohenden Worte, „daß, wenn er das Reich nicht „mit Gerechtigkeit verwalte und die Kirche schütze und „schirme, es gerade so, wie es jetzt seinem Vater ergangen, auch ihm einst ergehen müsse.“ — Eine aus geistlichen und weltlichen Herren bestehende Gesandtschaft ward nun nach Rom geordnet, um dem Pabste das Vorgefallene zu melden und ihn nach Deutschland einzuladen, um den nunmehr in der Kirche wieder hergestellten Frieden (?) noch mehr zu befestigen.

13. Um sich überall in den Rheingegenden Anerkennung zu verschaffen, wollte Heinrich V. jetzt die Städte am Rhein und besonders das Elsaß durchziehen, wohl wissend, daß an dem ganzen Rheine noch alle Gemüther mit Wärme an seinem Vater hingen. Diese

entweder zu gewinnen, oder durch Waffengewalt sich zu unterwerfen, war seine Absicht bei diesem Zuge. Aber er kam nicht sehr weit auf demselben, denn als in dem, nahe bei Colmar gelegenen Dorfe Rufach Einige aus seinem Gefolge sich Gewaltthätigkeiten erlaubten, setzten sich die Einwohner zur Wehr. Heinrich eilte herbei, und entrüstet über das Erkühnen dieser gemeinen Leute, rief er seiner Schar zu, das freche Bauerngesindel zusammen zu hauen. Aber gerade darüber gerieth dieses erst recht in Wuth. Das ganze Dorf lief zusammen, jeder mit Waffen, wie der Zufall sie ihm gegeben, und da die braven Rufacher stärkere Fäuste hatten als die Ritter des Königes und dessen Dienstleute, auch selbst die Bauernweiber wacker drein schlugen, so ward der König sammt seinem ganzen Gefolge mit bedeutendem Verlust in die Flucht geschlagen. Heinrich floh so eiligst, daß er sogar die Reichsinsignien verlor, die nun in den Händen der Rufacher Bauern für diese eben so viele Trophäen ihres über Deutschlands neuen König erfochtenen Sieges waren. — Diese Schmach vergaß er doch bald wieder über den unweit mehr beunruhigenden Nachrichten, die er jetzt schnell nach einander erhielt. Sein Vater nämlich fand Mittel, aus seinem Gefängniß in Ingelheim zu entfliehen, und kam auf einem für ihn auf dem Rhein bereit gehaltenen Schiffe glücklich in Cöln an*). Mit

---

*) Wie der Kaiser befreiet worden, ob mit Gewalt oder List: dieß ist nicht bekannt. Sonderbar, daß alle Geschichtschreiber jener Zeit ein geheimnißvolles Stillschweigen darüber beobachten. Selbst der Kaiser gehet in seinem nachherigen Schreiben an den König von Frankreich, ohne sich deutlicher auszusprechen, ganz leicht darüber hinweg. Aber gerade eben daher möchte man beinahe glauben, daß es vielleicht unter den ganz gemeinen Wächtern des Kaisers Einen oder Einige gab, in deren Busen noch ein theilnehmendes

dem lautesten Jubel und den sprechendsten Beweisen der Liebe und Treue ward hier der Kaiser von den zahlreichen Einwohnern der Stadt empfangen. Als sie aber aus dem eigenen Munde des alten Monarchen hörten, wie schändlich man ihn getäuscht, belogen, verrathen und endlich, wie grausam man ihn mißhandelt habe, kannte, wie ihre Liebe zu dem Kaiser, so auch ihre Wuth gegen dessen Feinde keine Grenzen mehr. Alles, erklärten sie, wären sie bereit für ihren rechtmäßigen Kaiser und Herrn einzusetzen, nicht nur alle ihre Habe, ihr ganzes Vermögen, sondern auch ihr Leben selbst. Diese herrliche Stimmung der großen und volkreichen Stadt weckte nun auf das neue wieder den, noch vor wenigen Tagen völlig gesunkenen Muth des Kaisers. Von Cöln ging er nach Lüttich. Auch hier ward ihm gleicher, zu denselben Hoffnungen berechtigender, jubelnder Empfang, sowohl von Seite des treuen Bischofes Otbert und dessen gesammter Geistlichkeit, als auch sämmtlicher Einwohner der Stadt. Nach Lüttich eilten nun auch sogleich der edle Herzog Heinrich von Niederlotharingen und sämmtliche übrige Herren des Landes. Als diese nun ebenfalls die schreckliche, beispiellose Mißhandlung ihres Kaisers aus dessen eigenem Munde vernahmen, entflammten sie, wie die Cölner, in gleichem Zorne gegen die Verräther,

---

Herz schlug, in welchem das Gefühl für Wahrheit und Recht noch nicht, wie bei so vielen Fürsten, völlig erloschen war, und die daher Mittel suchten und auch fanden, den Kaiser aus der Gefangenschaft zu befreien. In diesem Falle wäre es doppelt Schade, daß wir eine solche edle, gewiß mit Gefahr und Selbstaufopferung verbundene That, einen so schönen Zug eines noch unverdorbenen Gemüths nicht näher und in ihrem ganzen interessanten Detail kennen; wir würden uns dadurch über allen den in Mainz, Beckelheim und Ingelheim verübten schandbaren Greuel wenigstens doch in etwas wieder getröstet fühlen.

erneuerten dem Kaiser das Gelübde ihrer Treue, versprachen, ihn nie zu verlassen, und an seiner Seite, wenn es nothwendig werden sollte, bis zum letzten Athemzug zu kämpfen.

14. Heinrich V. erschrack nicht wenig, als er von allem diesem nach und nach Kunde erhielt. Das ganz unvermuthete Wiederauftreten seines Vaters mußte nothwendig in ihm die größten und quälendsten Besorgnisse erregen. Was er schon völlig beendiget und entschieden geglaubt hatte, sah er nun auf das neue wieder in Frage gestellt; und bei der großen Anzahl der über ganz Deutschland zerstreuten Freunde und Anhänger seines Vaters, und dann noch bei dem nicht minder ängstigenden Bewußtseyn seines an demselben begangenen schändlichen Verraths, konnte der Gedanke nicht sehr ferne von ihm sein, daß möglicher Weise der Thron, den er schon völlig befestiget zu haben glaubte, nun eben so schnell wieder einstürzen, und sogar unter seinen Trümmern ihn selbst begraben könnte. Desto thätiger zeigte er sich aber auch jetzt, den Folgen, die ihm droheten, vorzubeugen. Er sammelte in aller Eile so viel Mannschaft, als er nur, ohne gerade ein Aufgebot ergehen zu lassen, zusammenbringen konnte, beschied seine Anhänger zu einem Hoftag nach Lüttich, fügte höhnisch hinzu, daß er dort mit seinem Vater die Ostern feiern wollte, und setzte sich unverzüglich in Marsch nach dem Niederrhein. Der erste Schauplatz von Heinrichs Heldenthaten in diesem Kampfe war wieder das Dorf Rufach. Er ließ den Einwohnern freundlich sagen, daß, wenn sie ihm die Reichsinsignien wieder gutwillig ausliefern würden, er ihnen ihren Frevel verzeihen und alles Geschehene vergessen wollte. Die guten Landleute, die wohl einsahen, daß sie gegen ein kleines Heer sich nicht halten könnten, waren ob dieser Botschaft unge-

mein erfreut. Friedlich gingen sie dem Könige entgegen und überreichten demselben die erbeuteten Insignien. Aber kaum sah sich Heinrich wieder im Besitze derselben, als er die Wehrlosen sogleich von seinen zahlreichen Scharen umringen, alle ohne Unterschied des Alters und Geschlechts zusammen hauen, hierauf das Dorf plündern und dann in Brand stecken ließ *). — Als der Kaiser erfuhr, daß sein Sohn in Lüttich die Ostern feiern wollte, und schon in Anzug nach dieser Stadt wäre, wandelte ihn, den schon so oft betrogenen und verrathenen, einiges Mistrauen in die Standhaftigkeit und ausdauernde Treue der Lotharinger an. Er erklärte also, daß, weil sie noch nicht gehörig gerüstet wären, er sie keiner Gefahr preisgeben, daher die Stadt und das Herzogthum verlassen und lieber in fremdem Lande einen Zufluchtsort suchen wollte. Aber darüber entflammte der brave Herzog Heinrich, wie auch der treue Bischof Otbert und alle übrigen Herren und Ritter in edelm Unwillen. Nie, sagten sie, werden wir dies zugeben. Durch schändlichen Verrath und die niederträchtigsten Künste hat man Euch, gnädigster Kaiser! zwar das Reich, nicht aber die Liebe und Treue eurer Freunde entreißen können. Wird alles gütlich beigelegt werden, so werden wir uns dessen erfreuen; wo nicht, so werden wir für Euch kämpfen und der Gewalt ebenfalls Gewalt entgegen zu setzen wissen. — Hoch erfreut über diesen neuen, laut sprechenden Beweis treuer Anhänglichkeit, verbannte der Kaiser von jetzt an allen fernern Argwohn aus seinem Herzen; und da sein Sohn, der König, nicht mehr sehr ferne war, so entwarf er in aller Eile, jedoch gemeinschaftlich mit dem Herzog und den übrigen Herren den einstweiligen Vertheidigungsplan. Alle Brücken über die Maas wurden abgeworfen; nur eine, nämlich die bei Viset zwischen Lüttich und

---

*) Vita *Henrici* p. 389.

wieder innerhalb der festen Mauern von Mainz erblickte.

15. Der König sah jetzt ein, daß er, um seines Vaters fernere Fortschritte zu hemmen, ein zahlreiches Heer zu seiner Verfügung haben müßte. Auf Pfingsten schrieb er demnach einen Reichstag nach Worms aus. In Ausdrücken, ungemein schmeichelhaft für die versammelten Fürsten, klagte er hier über die ihm zugefügte Schmach, die, wie er sagte, die Schmach aller Fürsten Deutschlands sey. Auf seinen Antrag ward der Herzog von Lotharingen in die Reichsacht erklärt, das Herzogthum ihm abgesprochen, eine neue Heerfahrt gegen den alten Kaiser und dessen Freunde beschlossen, und Würzburg zum Sammelplatz des Heeres bestimmt. — Aber noch ungleich thätiger war auch Heinrich IV. Zum Erstaunen seiner Umgebungen entwickelte er jetzt wieder alle Thatkraft seiner frühern Jahre. Gleich nach dem Osterfest ging er nach Cöln, ward von den Einwohnern, die ihm auf das neue Treue schwuren, mit Jubel empfangen, und da er, reich an kriegerischen Erfahrungen, wohl voraussah, daß Cöln das Hauptobjekt der Operationen seines Sohnes in dem bevorstehenden Feldzuge seyn werde, ermunterte er die Einwohner zu größerer Befestigung ihrer Stadt. Er selbst, des Krieges kundig, gab die verschiedenen, noch mehr zu befestigenden Frontlinien der Stadt und deren Befestigungsart an, leitete in eigener Person das ganze Befestigungswerk, ermunterte durch seine Gegenwart die Arbeiter, und obgleich Cöln eine zahlreiche Bevölkerung in sich schloß, und jetzt viele Tausende der rüstigen Einwohner unter die Waffen traten, so warf doch der Kaiser noch eine Besatzung von zwei tausend versuchter Krieger in die Stadt. Aber der Enthusiasmus für den Kaiser ging bei den braven Cölnern jetzt gar so weit, daß sie Geld zusammenschossen und aus eigenen

Mitteln und auf ihre Unkosten noch einige tausend Söldner anwarben und in Dienst nahmen. — Jetzt schrieb auch der Kaiser an die Könige von Frankreich, England, Dänemark und noch einige andere auswärtige Fürsten, und machte sie mit der ganzen gräßlichen Geschichte der Empörung seines Sohnes, dessen beispielloser Verrätherei und des schandbaren Betragens so vieler Fürsten, seiner Feinde, mit allen jedes Menschengefühl so sehr empörenden Nebenumständen bekannt. Am Ende des Schreibens sagt er ihnen, daß seine Sache die Sache aller Souveraine der Erde sey*). — Es versteht sich von selbst, daß der Kaiser unmöglich in vollem Ernste von den auswärtigen Mächten Hülfe erwarten konnte; die Einen, wie England, Dänemark ꝛc. waren ja viel zu weit entfernt, und daß der eben so unmächtige als unthätige Philipp von Frankreich sich selbst nicht einmal zu helfen vermochte, konnte dem Kaiser ebenfalls nicht unbekannt seyn. Sein eigentlicher Zweck dabei war blos das ruchlose, im Finstern gesponnene Gewebe von Falschheit, Arglist, Treulosigkeit, Bosheit und Meineid, mit welchem man ihn nach und nach umstrickt, endlich gefangen und dann nicht nur des Reiches und aller seiner Erbgüter, sondern selbst seiner persönlichen Freiheit beraubt, und zum voraus schon nöthigen Falles einem gewaltsamen Tode geweihet hatte, ganz offen und unverhüllt den Augen der ganzen christlichen Welt vorzulegen, damit es sofort keinem zweizüngigen, Wahrheit um Geld verkaufenden Publicisten, deren es auch damals schon gab, mehr gelingen könnte, Schwarz in Weis und Nacht in Tag zu verwandeln, bodenlose Schlechtigkeit

*) Wen dieser Brief, wenn er ihn liest, nicht tief ergreift, nicht in seinem Innersten erschüttert, seinem Auge nicht auch jetzt noch eine Thräne der Theilnahme entlockt, dessen Brust muß gewiß und wahrhaft von Horazens dreifachem Erz umpanzert seyn.

unter dem Mantel der Religion zu verhüllen, und den ruchlosesten, infamsten Bestrebungen gottgefällige Zwecke theils heuchlerisch, theils aus blödsinnigem Unverstand unterzuschieben. Heinrichs Briefe an die fremden Monarchen, alle desselben Inhalts, waren also blos eben so viele Abschriften eines Manifestes, welches der Kaiser jetzt an das christliche Abendland erließ. Auch an seinen alten Freund, an den ehrwürdigen, nach seinem Tode von der Kirche den Heiligen beigezählten Abt Otto von Clugny erließ der Kaiser ein Schreiben, erzählte ihm die rührende Geschichte seiner namenlosen Leiden, erbot sich dabei, dem römischen Stuhle jede Genugthuung zu leisten, alles, was man von ihm verlange, einzugehen, in so fern es nur immer mit den Foderungen der ewigen Gerechtigkeit bestehen, und der Würde seiner Krone und des deutschen Reiches unbeschadet geschehen könnte, und bat ihn demnach, die Vermittelung zwischen ihm und dem Pabste zu übernehmen, vollkommen überzeugt, daß wenn jetzt Pabst Paschal von dem heiligen Abte die lautere Wahrheit erführe, er unmöglich auch nur in der mindesten Gemeinschaft mit seinem, die heiligsten Gebote Gottes und der Natur mit Füßen tretenden Sohne mehr bleiben könnte. Unermüdet thätig und an Hülfsquellen unerschöpflich, erließ der Kaiser jetzt nicht nur ähnliche Schreiben an alle nur einigermaßen bedeutende deutsche Städte, sondern er sandte auch Boten durch alle Gauen Deutschlands, die dem Volke, den niedern Vasallen und Dienstleuten die traurige Kunde von dem grenzenlosen Unglück des Kaisers und der schonungslosen Grausamkeit seiner Feinde brachten. Mit Recht appellirte jetzt der Kaiser an das noch unverdorbene Gefühl und den geraden Sinn der Nation selbst, wenigstens des Kerns der Nation, des gesundesten, edelsten und zum Glücke auch zahlreichsten Theiles derselben. Daß diese Briefe und Botschaften überall großen Eindruck machten, daran

ist nicht zu zweifeln; dieses ergibt sich schon aus den bittern Klagen, welche die feilen Hildesheimischen Analen darüber führen, die sogar dem Kaiser diesen Aufruf an sein Volk zu einem neuen ungeheuern Verbrechen zu machen suchen *). Aber auch davon abgesehen, ist eine Thatsache auf uns gekommen, die ein sprechender Beweis ist, daß diese öffentlichen Kundmachungen überall und in allen Gemüthern der Deutschen eine ungemeine Gährung erzeugten. Die Gesandten nämlich, welche die Mainzer sogenannte Reichsversammlung nach der Absetzung des Kaisers und der Erhebung seines Sohnes nach Rom geordnet hatte, um dem Pabste das Vorgefallene zu melden, und ihn nach Deutschland einzuladen, waren um diese Zeit, wahrscheinlich verabredeter Maßen in Trident eingetroffen. Als sie aber bald darauf ihre Reise weiter fortsetzen wollten, wurden sie von einem jungen Grafen Adalbert an der Spitze der Tridenter Einwohner plötzlich überfallen, ihre Begleiter zerstreut, sie sämmtlich zu Gefangenen gemacht, und laut erklärte jetzt der Graf, daß dies auf Befehl des Kaisers, seines Herrn geschehen sey. Also war in dieser kurzen Zeit des Kaisers Gebot schon an den Grenzen Italiens gehört worden. Die nach Rom bestimmten Gesandten wurden zwar durch die Waffen des Herzogs Welf wieder in Freiheit gesetzt; aber, wie es scheint, sahen sie jetzt schon heller, als sie in dem Tumult des Jubelfestes

*) Diese unter allen Volksklassen, unter den Bürgern in den Städten, wie unter den Bauern und Landleuten sich allgemein kund gebende warme Theilnahme an dem traurigen Schicksale ihres Herrn und Kaisers, diesen geraden und richtigen Volkssinn, dieses schöne, edle Gefühl für Recht und Gerechtigkeit nennen die, durch kastenartige, bisweilen wahrhaft dumm-pfäffische Partheilichkeit verblendeten Hildesheimer Jahrbücher *vulgaris stultitia!!*

der Fürsten in Mainz gesehen hatten; denn alle Lust zu einer Reise nach Rom hatten sie jetzt gänzlich verloren, gingen demnach sämmtlich wieder nach Hause, und wahrscheinlich ward dadurch dem Pabste eine nicht kleine Verlegenheit erspart.

16. Gegen das Ende des Junius (1106) brach der König mit seinem ungefähr zwanzig tausend Mann starken Heere von Würzburg auf. — Aber der Kaiser hatte ebenfalls jetzt schon ein nicht minder starkes Heer unter seinen Fahnen. Nicht nur Cöln, auch alle anderen Städte hatten sich gerüstet; und in diesen wie auf dem Lande, und unter den Herren wie unter den Dienstleuten war jetzt überall dasselbe rege Leben, überall derselbe enthusiastische Eifer für die Sache des Kaisers, und da dieser und der Herzog von Lotharingen durch eine öffentliche Kundmachung alle Waffenfähige am Rhein, wie an der Mosel und der Maas zur Vertheidigung des Reiches wie des eigenen Landes auffoderten, so vermehrte sich zusehends und beinahe mit jedem Tage die Zahl ihrer Streitkräfte. — In den ersten Tagen des Julius ging der König mit seinem Heere wahrscheinlich bei Mainz über den Rhein, und stand nach einigen Tagmärschen unter den Mauern von Cöln. Er dachte diese Stadt gleichsam nur im Fluge zu nehmen; ließ sie demnach sogleich auf mehrern Seiten angreifen und mehrere Stunden hindurch auf das heftigste stürmen. Aber der Sturm ward von den braven Einwohnern und der tapfern Besatzung zum großen Verlust der Stürmenden zurückgeschlagen. Ein zweiter Angriff hatte keinen andern Erfolg, als daß er blos die Zahl der Todten und Verwundeten in dem königlichen Heere noch um Vieles vermehrte. Diesem leuchtete es jetzt ein, daß die Stadt nicht durch Sturm könnte gewonnen werden, es hatte daher auch wenig Lust mehr zu stürmen, und der König sah sich gezwungen, Cöln

förmlich zu belagern. Jetzt drangen die Freunde des Kaisers in denselben mit Bitten, sein Heer unverzüglich gegen den Feind zu führen, und Cöln zu entsetzen. Aber sehr weislich wies der Kaiser diese Bitte zurück. Cöln, sagte er, ist zu gut befestigt und wird zu tapfer vertheidiget, als daß es könnte erobert werden. Sehen wir also ruhig zu, wie unsere Feinde ihre Kräfte fruchtlos unter den Mauern der Stadt vergeuden, und durch öftern Verlust sich immer mehr schwächen. Bald werden auch ihre Vorräthe aufgezehrt sein, Mangel, endlich Hungersnoth und im Gefolge derselben allerlei Seuchen und Krankheiten werden sie noch mehr aufreiben, und erst dann wird es Zeit seyn, das bis dahin um vieles schwächer gewordene, und durch seine Unfälle entmuthigte Heer anzugreifen, und es völlig zu vernichten. — Bald bewährten sich des Kaisers scharfer Blick und richtiges Urtheil. Kühn gemacht durch die bisherigen glücklichen Erfolge, wagten die braven Cölner, unterstützt von der tapfern Besatzung, und den in ihre Diensten genommenen, wilden und verwegenen Söldnern, ununterbrochene Ausfälle. Jeden Tag fielen vor den Thoren der Stadt einzelne Gefechte vor, größtentheils zum Vortheil der Belagerer; denn da diese natürlicher Weise immer in gehöriger Anzahl über die schwächern Punkte in der feindlichen Postenkette herfielen, so hatten sie, bis stärkere Massen gegen sie anrückten, immer Zeit genug, einige Feinde zu tödten und Maschinen zu zerstören oder zu verbrennen, und sich dann schnell wieder hinter ihre Mauern zurückzuziehen. Da nach der damaligen tollen Art Krieg zu führen das königliche Heer alle Felder in der Umgegend verwüstet hatte; so stellten sich nun auch bald Mangel an Lebensmitteln und endlich Hungersnoth ein. Auf dem Rhein konnte dem Heere nichts zugeführt werden; denn da der König offenbar diesen Feldzug weder überdacht noch gehörig vorbereitet hatte; so gebrach es ihm

jetzt an Schiffen; zudem würden auch die am Rhein liegenden, gegen ihn feindlich gesinnten Städte keine Zufuhren zugelassen haben. Cöln im Gegentheil hatte die Rheinseite offen, daher nicht nur Ueberfluß an Lebensmitteln, sondern es erhielt auch noch oft sehr bedeutende Truppenverstärkungen. Bald umschlossen Cölns Mauern und Wälle ein ganzes Heer, das nun, seiner Kraft sich bewußt, nicht mehr blos innerhalb der Grenzen der Vertheidigung blieb, sondern selbst in offenbaren Angriff überging, das königliche Lager von allen Seiten umschwärmte, die wenigen Zufuhren, die ihm zu Lande bisweilen noch zukamen, aufhob, die feindlichen Vorposten öfters überrumpelte, eine Menge Gefangenen machte, und das Heer des Königes so sehr ängstigte, daß niemand es mehr wagte, sich aus dem Lager auch nur auf ein paar tausend Schritte zu entfernen. Endlich trugen auch die, durch schlechte und allzusparsame Nahrung erzeugten Krankheiten nicht wenig dazu bei, die Reihen des königlichen Heeres immer noch mehr zu lichten. Der König hatte jetzt eine zweifache Wahl, wovon aber jede mit Gefahren und Bedenklichkeiten jeder Art verknüpft war. Wollte er die Belagerung aufheben, und sich zurückziehen; so war zu befürchten, daß die Kaiserlichen, nun eben daher desto mehr ermuthiget, ihm auf dem Fuße folgen, und der Rückzug seines schon muthlosen und ausgehungerten Heeres sich bald in eine förmliche Flucht auflösen möchte, besonders da Mainz viel zu weit zurück lag, um ihm zum Stützungspunkte dienen zu können. Zudem würde auch ganz gewiß die Schmach dieses völlig verunglückten Feldzuges den Abfall mancher Fürsten und ganzer Haufen gemeiner Dienstleute zur Folge gehabt haben. Wollte er aber rasch vorrücken, und eine entscheidende Schlacht liefern; so war es schon ein äußerst bedenklicher Umstand für ihn, daß er beim Vorrücken das volkreiche Cöln mit seiner eben so zahlreichen Be-

satzung nebst allen übrigen Städten am Rhein, die der Kaiser sämmtlich befestiget und mit Besatzungen versehen hatte, theils im Rücken, theils zur Seite hätte müssen liegen lassen. Die starken Besatzungen, besonders wenn vereint auch nur mit einem Theile der waffenfähigen Einwohner dieser Städte hätten, was auch gewiß geschehen seyn würde, ein eigenes, die Königlichen in ihrem Rücken bedrohendes Heer gebildet, und zudem wäre wahrhaftig von einem, durch zurückgeschlagene Stürme, viele unglückliche Gefechte ungemein geschwächten, und halb ausgehungerten Heere, das ohnehin jetzt zu den kriegerischen Fähigkeiten seines Führers kein großes Zutrauen mehr haben konnte, wenig zu erwarten gewesen. Die Wahrscheinlichkeit des Sieges war also keines Weges auf Seite des Königs; aber von einer verlorenen Schlacht unter diesen Umständen würde für ihn der Verlust seines ganzen Heeres, so wie des erst seit einigen Monaten erlangten Reiches eine unausbleibliche Folge gewesen seyn. In dieser mißlichen Lage, die gewiß mancher Fürst und Edle, die mit dem König waren, jetzt wohl einsah, und daher mit scheuem Blick in die nahe bevorstehende Zukunft schauete, befand sich das königliche Heer, als plötzlich in dem Lager vor Cöln die Nachricht ankam, Kaiser Heinrich IV. sey nicht mehr unter den Lebenden; ein plötzlicher Tod habe ihn schnell und unvermuthet seinen Freunden, dem Reiche und der Welt entrissen. Alles athmete jetzt wieder etwas freier; aber dennoch wagte es noch niemand von dem königlichen Heere, sich völlig der Freude hinzugeben; denn zwischen dieser und den geängstigten Gemüthern stand noch immer der quälende Gedanke: die Todesnachricht möchte vielleicht blos ein leeres Gerücht seyn. Erst als Heinrichs des IV. treuer Kämmerer Graf Erkenbald in dem Lager erschien, dem Könige das Diadem und das Schwert des verstorbenen Kaisers überreichte, auch zugleich des Sterbenden letzte

Bitte, nämlich keine Rache an den Freunden seines Vaters zu nehmen, und dessen Leiche in dem Dom zu Speier beisetzen zu lassen, ihm überbrachte; erst dann erscholl froher, weit schallender Jubel im ganzen Lager. — Ohne Ruhm und Ehre hatte also jetzt Heinrich V. abermals gesiegt, oder vielmehr von einem höchst traurigen, schmerzhaften Zufall sich den Sieg als ein Almosen erbettelt*).

---

*) Dieser ganze Feldzug des Königes gegen seinen Vater und die rheinischen Städte ist ein mehr als vollgültiger Beweis, daß Heinrich V. damals noch ein höchst unbesonnener, an Erfahrungen blutarmer, des Krieges völlig unkundiger, unreifer Jüngling war, der auf seinem usurpirten Thron sich gegen seinen ungleich einsichtsvollern, kriegsverständigern und unternehmenden Vater — hätte diesen nicht Gott plötzlich abgerufen — nie würde haben behaupten können. Um ein Heer seinem gewissen Untergang entgegen zu führen, hätte man sich nicht besser anstellen können, als Heinrich auf diesem Feldzuge. Immerhin hätte er das wohlbefestigte Mainz zu seinem Hauptwaffenplatz machen können, aber in diesem Falle auch Meister der Rheinschifffahrt seyn, und alle an diesem Strom liegenden Städte besetzt und in seiner Gewalt haben müssen. Aber noch lächerlicher und unverantwortlicher ist es, daß er, als er Cöln von der Landseite belagerte, die Stadt nicht auch auf der Rheinseite einschloß und ihr die Communication mit dem jenseitigen Ufer abschnitt. Freilich war dazu sein Heer, dessen Stärke die Chroniker auf zwanzig tausend Mann angeben, viel zu schwach. Aber eben daraus ergibt sich wieder Heinrichs gänzliche Unfähigkeit, die ihm zu Gebote stehenden Mittel mit dem beabsichtigten Zweck in Verbindung zu bringen, mit einander zu vergleichen, zu berechnen und gehörig vorzubereiten. Eine so volkreiche, an dem einen Rheinufer sich weit hinstreckende Stadt blos mit zwanzig tausend Mann berennen, von allen Seiten einschließen, belagern und erobern wollen, ist ein wahrer Unsinn, und zwar ein um so größerer Unsinn, da ein gleich starkes Entsatzheer nach

wenigen Tagmärschen heranrücken und das Belagerungsheer zu einer Schlacht zwingen konnte, in welchem Falle der König nothwendig eine sehr bedeutende Armeeabtheilung vor der Stadt hätte müssen stehen lassen, um zu verhindern, daß die zahlreiche Besatzung mit den kampflustigen Bürgerschaaren aus der Stadt herausbrachen, ihn im Rücken angriffen und dem feindlichen Heere den Sieg erleichterten. Eben so toll und noch unbesonnener war es, die Belagerung von Cöln damit anzufangen, daß er seinem Heere gestattete, alle Felder und Aecker weit um die Stadt herum zu verheeren und zu verwüsten, ohne daß ihm doch Wege offen standen, auf denen er neue Zufuhren hätte erhalten können. Das Verheeren und gänzliche Verwüsten eines feindlichen Landes lag zwar in der damaligen verkehrten Art Krieg zu führen; aber die Klügern thaten es nur dann, wenn sie das feindliche Gebiet wieder zu verlassen gesonnen oder gezwungen waren. — Wir wissen nicht, ob es damals in Deutschland schon Irrenhäuser gab; hätte es aber wirklich deren schon einige gegeben, so war auch ganz gewiß der Plan zu Heinrichs Feldzug gegen seinen Vater in einer dieser Wohlthätigkeitsanstalten entworfen und bearbeitet worden. Kurz, blieb der alte Kaiser am Leben, so war auch das königliche Heer verloren, und Heinrichs V. Regierung hatte schon wieder ein Ende. — Was die Ursperger Chronik von der Aufhebung der Belagerung von Cöln berichtet, in der gut gemeinten Absicht, die dadurch auf den König fallende Schmach zu mindern, daß er nämlich nach freiwilliger Aufhebung der Belagerung in Lotharingen eingefallen sey, in dieser Provinz viele Burgen seiner Feinde zerstört, zugleich auch wieder Gesandte an seinen Vater abgeordnet habe, mit dem Befehl an denselben, sich sogleich nach Aachen zu begeben, wo seine Sache von den dort versammelten Fürsten, nämlich von denen, die schon im Gefolge seines Sohnes waren, würde entschieden werden, widrigenfalls ihm ein furchtbarer Angriff bevorstehe, — alles dieß ist so lächerliches und abgeschmacktes Zeug, daß es gar keine Bemerkung verdient, auch theils von selbst, theils aus dem so eben

17. So groß und geräuschvoll das Frohlocken und Jauchzen im königlichen Lager war, eben so groß oder noch größer war die Trauer und das Wehklagen in Lüttich, in der ganzen Gegend weit umher, und wahrscheinlich bald auch in allen übrigen Städten Deutschlands. Besonders rührend und herzzerreissend war der Jammer der Armen, der Wittwen und Waisen, die aus der Stadt und von dem Lande schaarenweise herbei kamen, die Leiche ihres königlichen Wohlthäters, gleich der Leiche eines Heiligen, mit ihren Thränen benetzten, mit ihren Küssen bedeckten *). Unter allen, der hohen Würden des Verstorbenen gebührenden Trauerfeierlichkeiten ließ der Bischof Olbert die kaiserliche Leiche in der Kirche zum heiligen Lambertus in Lüttich beisetzen. Aber auch das Grab ward bei Tage wie bei Nacht von einfachen und daher dankbaren Seelen umlagert, die unter Thränen und lautem Wehklagen für

---

Gesagten sich mehr als hinreichend widerlegt. Die Vita Henrici sagt ganz deutlich, daß die Nachricht von des Kaisers Tod bei dem König im Lager vor Cöln angekommen sey, — vielleicht gerade in dem Augenblick, als er sich gezwungen sah, mit Schande und Schimpf von der Stadt wieder abzuziehen. — Heinrichs V. eigentliches Terrain, auf welchem er sich trefflich zu orientiren wußte, war stets nur da, wo irgend ein Zweck durch Arglist, Lug, Trug, Falschheit und Treulosigkeit konnte erreicht werden. Wo aber mit diesen Waffen nicht konnte gekämpft werden, da hatte auch seine Kunstfertigkeit stets ihre sehr scharf bezeichnete Grenze. Wir werden in der Folge sehen, daß er hierin sich auch bis zu seinem Ende so ziemlich treu blieb.

*) Ad exequias illas viduae, pupilli, denique totius patriae pauperes conveniunt, deflent se orbatos patre, fundunt in corpus lacrymas, deosculantur largas manus, vix avellebantur ab amplexu corporis extincti, vix illud condendi copia dabatur (Vit. Henr. p. 392.)

die Ruhe des großen Verstorbenen beteten*). Aber diese, durch so viele frommen Thränen und Seufzer doppelt geheiligte Ruhestätte wurde dem entseelten Körper Heinrichs IV. nicht lange gegönnt. Die in dem königlichen Lager befindlichen, wahrscheinlich mehr strengen als frommen, vielleicht auch mehr mit der Schale als dem Kern der Religion Jesu vertrauten geistlichen Herren erklärten dem Könige, daß er selbst in den Kirchenbann fallen würde, wenn er gestattete, daß die Gebeine seines im Banne gestorbenen Vaters in geweiheter Erde ruheten. Da durch den Tod des Kaisers aller Grund zu fernerm rechtmäßigen Widerstand verschwunden war; so war auch der Bischof von Lüttich mit noch einigen andern Bischöfen und lotharingischen Herren nach Aachen gegangen, hatte sich dem Könige unterworfen, und dieser ihre Unterwerfung angenommen. Aber auf Befehl desselben mußte jetzt der seinem Herrn und Kaiser im Tode wie im Leben treue Bischof Olbert nebst den andern Bischöfen, welche bei dem Begräbniß des Kaisers gegenwärtig gewesen waren, die Leiche wieder ausgraben, und in ein, auf einer kleinen Insel in der Mosel stehendes ungeweihtes Gebäude bringen lassen. Gebet und Gesang mußten jetzt sogleich verstummen. Keine Art von Andacht ward mehr gestattet. Aber nun hatte es die Vorsehung gefüget, daß gerade ein schlichter, wahrhaft frommer, von einer Pilgerreise nach Jerusalem zurückkehrender Mönch sich in Lüttich befand; dieser kehrte sich nicht an das Gebot der Hofbischöfe, an ein Gebot, das nicht eine einzige, auch nur schwache Nüance von Liebe, aber desto gröbere Schattirungen von pharisäischem Haß an sich trug. Er allein begab sich also auf das Eiland in das alte Gemäuer, das jetzt die letzten Ueberreste

*) Sed nec tumulum deserebant, ibi vigiles lacrymis et orationibus vacabant (Ibid.).

des allgemein geliebten, unglücklichen Monarchen umschloß, verließ es auch während seines Aufenthalts bei Lüttich nicht mehr, und betete unter wechselndem Psalmengesang Tag und Nacht für die Seele des Verstorbenen*). Weit tiefer, als Heinrichs V. Bischöfe war dieser Mönch, wie es scheint, in den Geist unserer heiligen Schriften eingedrungen; weit besser als jene wußte er demnach auch was es heiße. „Ich will Barmherzigkeit und nicht Opfer"! — Da jetzt Heinrich V. Herr des Reiches war, um dessen Besitz er das Schrecklichste und Gräßlichste, was nur menschliche Verdorbenheit ersinnen kann, vollbracht hatte; so scheint es, daß sein durch den errungenen Besitz nun befriedigtes Herz sich einigermassen dem Gefühle der Schaam wieder geöffnet, und er es nicht gewagt habe, sogar die letzte Bitte seines sterbenden Vaters unerfüllt zu lassen. Er gab also Befehl, den entseelten Leichnam in einen steinernen Sarg zu legen und nach Speier zu bringen. Der treue Kämmerer Erkenbald erhielt den Auftrag mit noch einigen andern redlichen Dienern des Verstorbenen, die Leiche dahin zu begleiten. Wie in Lüttich ward auch in Speier das Andenken des geliebten Monarchen auf gleich fromme und rührende Weise gefeiert. Als der Leichenzug gegen Ende Septembers sich der Stadt näherte, ging die gesammte ehrwürdige Geistlichkeit und alles Volk aus Speier und umliegender Gegend, in feierlichem Zug, in tiefe Trauer gehüllt, mit brennenden Wachsfackeln, und unter

*) Dieses berichten auch die Hildesheimer Jahrbücher. Aber ohne uns mit dem achtungswürdigen Mönch und dessen frommen und warmen Herzen näher bekannt zu machen, sagen sie blos: Hierosolymitanus quidam monachus casu venit. — Man dürfte sich nicht wundern, wenn sie den Mönch ganz mit Stillschweigen übergangen hätten; denn so Etwas taugte ja gar nicht in ihren Kram.

lautem Wehklagen demselben entgegen*). Mit der größten Feierlichkeit, unter stetem Gebete und Gesang wurden nun die irdischen Ueberreste eines Monarchen, der Speier und dessen Einwohner sein ganzes Leben hindurch so sehr geliebt, und dessen Liebe durch gleiche Liebe und Treue von den Einwohnern war belohnt worden, in jenem Dom, dessen Bau der Verstorbene so prachtvoll vollendet, und den seine, bis an Verschwendung grenzende fromme Freigebigkeit mit so vielen und kostbaren Tempelgaben geschmückt und verherrlichet hatte, daß er für Alle, die ihn sahen, ein Gegenstand des Staunens und der Bewunderung war, beigesetzt. Aber darüber entbrannte der Bischof von Speier in Zorn — ob in heiligem oder unheiligem: das wollen wir auf sich beruhen lassen. — Dieser Bischof soll früher, und noch ehe er auf den bischöflichen Stuhl war erhoben worden, ein sehr ausschweifender Mann gewesen, jedoch durch die Bemühungen des heiligen Wilhelms von Hirschau zu einem bessern, erbaulichen Leben bekehrt worden seyn. Aber es ist eine schon häufig gemachte Erfahrung, daß bei solchen, durch besondere Gnade Gottes plötzlich dem Pfuhl der Laster Entrissenen, selbst oft noch lange Zeit nach ihrer Bekehrung, in ihrem ganzen Wesen, selbst in ihren Andachten und frommen Widmungen etwas Uebertriebenes, das ächte, feinere religiöse Gefühl bisweilen sogar Verletzendes, und dabei noch ganz vorzüglich eine allzugroße Unduldsamkeit mit den Gebrechen und Schwächen ihrer Nebenmenschen ,sich einstellt. Der Grund davon ist, weil jene kindliche, sich selbst unbewußte Einfalt und Lauterkeit des Herzens, auf welche der selige Kempis mit Recht einen so ungemein hohen Werth legt, auch nach der Bekehrung gewöhnlich noch nicht sogleich vorhanden ist.

---

*) Dieses bezeugen alle Chroniker jener Zeit; am umständlichsten das Prooemium Vit. Henr. IV.

Mit einem lange Zeit grob befleckten, in Selbstsucht und eigener Anbetung versunkenen Herzen, kann eine solche völlige Umgestaltung und Heiligung des Herzens unmöglich das Werk eines Augenblicks seyn. Es ist die Wirkung einer höhern Gnade der erbarmenden Liebe Gottes, die jedoch nur, und oft erst nach mehrern Jahren, durch anhaltendes, inbrünstiges Gebet, und vorzüglich durch die tiefste Demuth und Selbstverleugnung errungen werden kann. Aber so lange die, blos durch einen, den ganzen innern und äußern Menschen durchleuchtenden Gnadenstrahl erzeugte völlig kindliche Einfalt und Lauterkeit des Herzens fehlt, wird auch allen unsern, wenn noch so gut gemeinten Handlungen, selbst jenen, welche vor unsern und Anderer Augen ein nicht zu verkennendes Gepräge ächter Frömmigkeit zu tragen scheinen, sich dennoch stets etwas Selbstisches, bald Eitles, bald Eigennütziges, Hastiges; kurz etwas Unlauteres beimischen. — Mit dem vor einiger Zeit bekehrten Bischofe von Speier mag es nun leicht eine ähnliche Bewandtniß gehabt haben, obschon es auch nicht unmöglich wäre, daß er vielleicht in dem Wahne gestanden, er könne durch blinde, ungestümme Anhänglichkeit an die päbstliche Parthei, mithin auch durch Fluchen und Verdammen jedes Gegners derselben, alle Sünden, Thorheiten und Verirrungen seiner frühern Tage wie mit einem Strich aus dem Buche des Weltrichters vertilgen. Wie aber auch dem gewesen seyn mag; genug, der fromme Mann erhob sich jetzt in zürnendem und strafendem Eifer. Nach seiner Ansicht war der gräßlichste aller Frevel begangen, die Kirche durch Beisetzung der Leiche auf das schrecklichste entweihet worden. Auf sein Gebot hörte demnach von jetzt an aller Gottesdienst in derselben auf. Geistliche wie Laien, alle, welche den Trauerfeierlichkeiten beigewohnt hatten, unterwarf er einer strengen Buße, und des guten Kaisers Leiche mußte auch aus dieser Kirche

wieder auswandern und nach einer ferne davon stehenden, noch nicht geweihten Kapelle gebracht werden. Aber die Folge von dieser Verordnung war eine furchtbare Aufregung unter den Einwohnern der Stadt wie der umliegenden Gegend*). Zuerst lautes Weheklagen, dann noch lauteres Gemurr gegen den Bischof; und wenn es auch diesem und seinen Leuten gelang, einem wilden Ausbruch der gährenden Gemüther noch bei Zeiten zuvorzukommen; so mußten sie doch geschehen lassen, daß die Leute nun schaarenweise zu der Kapelle, wie zu den Gebeinen eines Heiligen walleten, dort ihren Klagen und Thränen freien Lauf ließen, der von dem großen Verstorbenen ihnen erzeigten Liebe sich dankbar erinnerten, für ihn beteten, und das Andenken ihres Wohlthäters in stiller Andacht feierten. — In dieser Kapelle sollte die Leiche so lange unbeerdiget bleiben, bis des Verstorbenen Lossprechung von dem Banne aus Rom würde angekommen seyn. Aber diese zögerte sehr lange, ward erst nach fünf Jahren ertheilt, und erst dann ließ Heinrich V. die Leiche mit aller nur möglichen Feierlichkeit und der größten Pracht im Dom von Speier beisetzen**).

18. So endigte, im sechs und fünfzigsten Jahre seines Alters und dem fünfzigsten seiner Regierung,

*) Selbst die Hildesheimischen Jahrbücher berichten dieses: Unde factus est tumultus et planctus magnus in populo, quia dilexit locum et populum prae omnibus.

**) Dieses vom Sohne dem, von ihm langsam gemordeten Vater geordnete prächtige Leichenbegängniß erinnert an einen jener wahnsinnigen römischen Cäsaren, der, nachdem er seinen Bruder mit eigener Hand ermordet hatte, dem Senat unverzüglich befahl, dem Ermordeten göttliche Ehrenbezeugungen zu decretiren, und, die Leichenfeier desselben mit aller, einem römischen Cäsar gebührenden Pracht zu begehen; er war jedoch aufrichtig genug, um noch hinzuzusetzen: Sit divus, dum non sit vivus.

Heinrich IV., des großen Kaiser Heinrichs des Dritten nicht unwürdiger Sohn; nur leider sein ganzes Leben hindurch, weit seltener als der Vater, vom Glücke gehoben und umarmt. Von seinem sechsten Jahre an waren er und sein Thron stets von Verrath und Treulosigkeit umlagert. — In noch ganz zartem Alter, in der frühesten, sich kaum noch entfaltenden Blüthe seines Lebens der liebevollen Pflege einer frommen Mutter gewaltsam entrissen — und was vermag nicht die sanfte Stimme einer gottesfürchtigen Mutter auf das, jedem schönen Eindruck der Natur und Religion sich so gerne und so leicht öffnende Herz des Kindes? — fiel seine Erziehung in Hände, die sich des königlichen Knaben nur als eines Mittels zur Befriedigung ihrer selbstsüchtigen Zwecke bedienten. Blos allein dessen physische Entwickelung, Gesundheit und Wachsthum, war für die, welche sich seine Erzieher nannten, allenfalls noch ein Gegenstand flüchtiger Aufmerksamkeit. An geistige Ausbildung war nicht zu denken; denn dem Zöglinge kann der Erzieher unmöglich geben was er selbst nicht hat, und gerade an dem Nöthigsten waren sie noch weit ärmer als der junge Heinrich, den doch die Natur schon mit vielen der schönsten und trefflichsten Anlagen geschmückt hatte. Gerade in der gefährlichen Periode seines Alters, nämlich in den Jahren überschäumender Jugendkraft, bei dem Erwachen der Leidenschaften, und wo der noch nicht erstarkte Geist auch noch nicht über das Herz und dessen Neigungen und wilde Begierden zu gebieten vermag, auch überdies noch die Zeit, in welche diese Periode fiel, ihm nur Beispiele von Habsucht, Raubgier, Ungerechtigkeit und der sittlichen Verdorbenheit in Menge darbot, und endlich selbst Häupter und Fürsten der Kirche durch ihr, mit ihren Worten so oft in schreiendem Widerspruch stehenden Betragen, ihn von Kirche und Religion eher entfernen, als in die Arme derselben führen konnten:

gerade in dieser verhängnißvollen, gewöhnlich für das ganze folgende Leben entscheidenden Periode war der zum Jüngling gereifte Heinrich völlig sich selbst überlassen. Kein weiser Führer stand ihm zur Seite, der, gleich einem Schutzgeiste, seine wankenden Schritte geleitet, ihn vor den zahllosen, ihn umgebenden und die unerfahrne Jugend so leicht anlockenden Irrwegen gewarnt hätte. Nothwendig mußte demnach der junge, anfänglich auch noch von einer eingebildeten Allgewalt berauschte Monarch in mancherlei Thorheiten und Verirrungen gerathen, ja sein an sich gutes Naturel sogar bisweilen tyrannischen Launen Platz machen. Doch diese unselige Periode hatte nur die kurze Dauer von einigen Jahren; denn als er sah, wie Eigennutz, Habsucht und treuloser Vasallen wüthendes Streben nach ungezügelter Unabhängigkeit aus seinen Thorheiten und Vergehungen nur desto reichern Gewinn und größere Vortheile für sich zu ziehen suchten, mithin die Folgen jugendlicher Unbesonnenheit immer schwerer auf ihm lasteten, und ein feindliches Gestirn nach dem andern über seinem Haupte herzog, da erwachte er plötzlich aus seinem Taumel, und unter rauhen Nordwinden und den heftigsten Stürmen entwickelte sich nun schnell und kräftig der Kern seiner edlern Natur. Von jetzt an zwingt er uns nicht selten unsere Bewunderung ab. Dreißig Jahre kämpfte Heinrich gegen die geheime, daher desto furchtbarere, damals gar keine Grenzen mehr kennende päbstliche Macht, und zugleich auch gegen die vereinten Streitkräfte nicht nur seiner sämmtlichen aufrührischen großen Vasallen, sondern auch des zahlreichen, kriegerischen, gegen seinen Herrn und Kaiser von der Bosheit aufgereizten, bethörten Sachsenvolkes, endlich sogar gegen den schändlichsten Verrath seiner nächsten Anverwandten, selbst seiner Söhne und Gemahlin. — Die vita Henrici zählt mehr als sechzig theils offene Feldschlachten, theils nicht viel minder bedeutende Gefechte, denen Heinrich

in eigener Person beiwohnte. Er siegte oft, ward jedoch noch weit öfters besiegt; aber in diesem Falle waren stets Verrath und Treulosigkeit die geheimen und thätigsten Bundesgenossen des siegenden Heeres. Mit wahrem Feldherrntalent verband er den Muth und die Kühnheit eines ächten Ritters. Seine Vorbereitungen zur Schlacht, so wie deren Anordnung sind größtentheils sprechende Beweise von seinen, für die damaligen Zeiten wahrhaft ungewöhnlichen strategischen Kenntnissen. Nie erscheint er größer, als gerade in dem Moment der größten und drohendsten Gefahr, und wenn man ihn unter schnell aufeinander folgenden Schlägen des Schicksals, ohne Rettung verloren glaubte, stand er, weil unerschöpflich an Hülfsquellen und von nicht zu ermüdender Thätigkeit, schon nach wenigen Wochen auf das neue zum Kampfe gerüstet, noch furchtbarer als vorher wieder da. — Seine Standhaftigkeit, seinen ausdauernden Muth, seine unerschütterliche Festigkeit in jedem Sturm und jeder Gefahr schien das Glück nach dreißigjährigem Kampfe endlich noch krönen zu wollen. So unglücklich Heinrichs Jugend und so stürmisch, mühselig und gefahrvoll sein männliches Alter war, eben so ruhig sollte nun, wie es das Ansehen hatte, der Abend seines Lebens werden, freundlich und mild, so erquickend wie für den müden Wanderer die letzten Strahlen der untergehenden Sonne. — Von Heinrichs Feinden hatte der Tod die ärgsten und gefährlichsten von dem geräusch- und gewirrvollen Schauplatz abgerufen; mehrere andere lagen gedemüthigt zu seinen Füßen; während wieder andere ihm jetzt als Freunde und treue Diener zur Seite standen. An geheimen, jedoch weniger bedeutenden Feinden fehlte es zwar nicht, und auch der Unzufriedenen gab es, wie zu allen Zeiten, in Menge. Aber allen diesen gebrach es an einem festen Halt, an einem sichern Mittelpunkte, wo sie ihre zersplitterten Kräfte hätten concentriren können, und die kostbaren

Erfahrungen einer noch nicht sehr fernen Vergangenheit hielten jeden bedeutenden Fürsten ab, eine jener verunglückten Rollen eines Rudolphs, Hermanns, Eckberts 2c. übernehmen zu wollen. Eine Störung des nun wiederkehrenden Friedens war also von jenen durchaus nicht zu befürchten, und Heinrich konnte sich in dem schönen Gedanken ruhig einwiegen, jetzt endlich doch noch zu dem ruhigen Besitze des ganzen väterlichen Reiches gelangt zu seyn. — Aber desto schrecklicher, desto unverhoffter und unerhörter war die Art der Enttäuschung. Gerade jetzt, schon nahe an dem Ziele seiner Regentenbahn, sollte der härteste, der grausamste Schlag des Schicksals den alternden Kaiser zu Boden schmettern. Derselbe Sohn, den er bisher stets mit überwallender Zärtlichkeit geliebt, dessen er so sorgsam und ängstlich gepflegt, und jetzt zum Genossen seines Thrones gemacht hatte, warf sich plötzlich, blos von wilder Herrschbegierde getrieben, in die Arme der Feinde seines Vaters, reizte alle, beinahe völlig erloschenen, alten gehässigen Leidenschaften unter den Fürsten wieder auf, schwang auf das Neue die Fahne der Empörung, und rief, unter dem Deckmantel der Religion und des Wohls der Kirche, ganz Deutschland gegen seinen Vater zu den Waffen. — Jedem Unfalle wie jedem Feinde hatte Heinrich IV. bis jetzt stets kühn in das Auge geblickt. Aber nun entsank ihm der Muth; ihm brach das Herz, und als er gar die heuchlerischen Thränen des ihm im Lager an der Mosel gegenüberstehenden Sohnes erblickte; da vermochte die Kraft des Mannes nicht mehr, den Strom väterlicher Ergießungen in die so nothwendigen Grenzen zurückzuweisen; seine Vaterliebe und sein eigenes Herz wurden jetzt an ihm zum Verräther, und so bot er nun selbst ganz willig und gleich einem Kinde einfältig die Hände zu allen den Schlingen, die der Verruchte ihm anlegen wollte, und in denen das Ungeheuer ihn

dann, gleich einem Opferthiere, eiligst in die Mordhöhlen von Beckelheim und Ingelheim fortschleppte. — Aber auch jetzt war doch noch nicht des alten Kaisers ganze Kraft gebrochen; denn kaum hatte er wieder Licht, Luft und Freiheit gewonnen, als auch alle Kühnheit und Entschlossenheit früherer Jahre, nunmehr gepaart mit allen Erfahrungen des reifern Alters, plötzlich wieder einen neuen Glanz über ihn verbreiten. Durch seine trefflichen, in Cöln und noch einigen andern Städten getroffenen kriegerischen Vorkehrungen, so wie durch den Enthusiasmus, den er seinen Freunden einzuflößen weiß, fesselt er schnell wieder den Sieg an seine Waffen, und schon war der, an Feldherrneinsichten tief unter seinem Vater stehende Sohn mit seinem geschwächten, ausgehungerten und entmuthigten Heere bei Cöln offenbar verloren, als der Tod den großen Kaiser plötzlich in eine andere und bessere Welt hinüber führte. Aber er starb als Sieger, in den Armen treuer Freunde, und gestärkt durch alle Tröstungen, welche ihm die Religion durch den treuen Bischof von Lüttich darbot. Dem Sohne warf zwar der plötzliche Tod des Vaters einen unverdienten Sieg in den Schooß, aber er bedeckte ihn zugleich auch mit einer weit größern, nie mehr zu vertilgenden Schmach, nämlich seinen eigenen Vater, den Urheber seines Daseyns, seines Glückes und seiner Größe langsam und tückisch ermordet zu haben.

19. Zwei Vorwürfe werden vorzüglich Heinrich dem Vierten und dessen Regierung gewöhnlich gemacht. Der schwerste und bedeutendste davon ist: Heinrich habe die Kirche verfolgt, unterdrückt und auf eine schreckliche Art verwirret. — Heinrich selbst klagte in einem an den heiligen Otto von Clugny erlassenen Schreiben sich selbst als Urheber alles seit vielen Jahren über der Kirche eingebrochenen Unheils und der

jetzt darin herrschenden Spaltungen an. Wirklich mag auch der Kaiser, wenn er auf den traurigen Zustand der Kirchen, besonders in Deutschland, hinblickte, sich manche und mitunter auch gerechte Vorwürfe gemacht haben. Aber demungeachtet gleicht doch Heinrichs dem heiligen Otto gemachtes Geständniß vollkommen dem Bekenntniß eines wahrhaft reumüthigen Sünders, der dann gewöhnlich mehr, als es nothwendig ist, sich anzuklagen pflegt. — Der so sehr verworrene, verwickelte und zerrüttete Zustand der Kirche in Deutschland hatte offenbar noch weit mehr in traurigen, unglückschwangern Zeitverhältnissen, als in dem Verschulden Heinrichs IV. seinen Grund. Manche der damaligen Verwirrungen waren auch blos Aeusserungen anderer, vor Heinrichs IV. und Gregors VII. Zeiten in die Kirche eingeschlichenen und immer tiefer wurzelnden Uebel, wie z. B. die damals so sehr überhandgenommenen Priesterehen. Die plötzliche gewaltsame, weil nothwendige Entfernung der verheiratheten Geistlichen von allen gottesdienstlichen Verrichtungen konnte nicht anders als die traurigsten Folgen nach sich ziehen. Um den päbstlichen Decreten schnelle und bereitwillige Folgsamkeit zu verschaffen, predigten überall die Mönche mit der größten Heftigkeit gegen die beweibten Priester. Unter dem gemeinen Volke ward dadurch ein unseliger Eifer, der bald in blutigen Fanatismus überging, geweckt. Gräßliche Auftritte hatten hie und da statt. Bald standen eine Menge Altäre und Kirchen verwaißt. An vielen Orten hörte aller Gottesdienst auf, und das Volk ohne Priester, Lehrer und ohne Sacramente verlor beinahe allen christlichen und kirchlichen Sinn. Will man dies ebenfalls Heinrich IV. zur Last legen? — Wohl möglich, daß hier vielleicht Rom selbst das Gute mit einer etwas zu ungestümmen Hastigkeit gewollt hätte. — Von eben so verderblicher Einwirkung auf die Kirche war auch der dreißigjährige, nur selten

durch kurze Waffenruhe unterbrochene Krieg, im Gefolge aller dadurch erzeugten zahllosen einzelnen Fehden und Gewaltthätigkeiten, die der päbstliche Gegenkönig Rudolph eben so wenig als Heinrich verhindern konnte, die auch um so weniger zu verhindern waren, da der Kampf nach und nach vollkommen die Gestalt eines Religionskrieges annahm, indem Heinrichs Gegner sich die päbstliche Parthei und ihre Heere die päbstlichen nannten; gewöhnlich auch St. Peter zu ihrem Feldgeschrei hatten. Jetzt wurden auch nicht selten Kirchen verbrannt und deren Güter geraubt, und in den bischöflichen Kirchen und unter deren Geistlichkeit mußten um so größere Verwirrungen und Spaltungen entstehen, da die deutschen Bischöfe jener Zeit auch Reichsfürsten waren, mithin nicht blos mit ihrem Bischofsstabe ihre Heerde weideten, sondern auch mit Schwert und Streitkolben an der Spitze feindlicher Heere standen. Wie konnte also der Kaiser einen Bischof dulden, von dem er die Ueberzeugung hatte, daß er vielleicht Morgen schon seinen Feinden neue Schaaren zuführen, ja in eigener Person gegen ihn kämpfen würde? Uebrigens that dasselbe auch die päbstliche Parthei, die, wenn das Kriegsglück sie in eine Stadt führte, wo ein von dem Kaiser ernannter Bischof der Kirche vorstand, denselben ebenfalls vertrieb, und einen andern, ihrer Parthei angehörigen dafür anordnete. Grenzenlos ward freilich dadurch in allen Kirchen die Verwirrung, die nothwendig nun auch auf den religiösen Charakter der ganzen Nation den verderblichsten Einfluß haben mußte. Aber offenbar war dies die unvermeidliche Folge eines Krieges, der in seinem Laufe bald einen noch gefährlichern Charakter annahm, aufhörte ein Krieg zwischen Personen zu seyn, und dafür ein Kampf ward zwischen einer ganz neuen und einer, schon seit einem Jahrtausend bestehenden Ordnung der Dinge. Für seine

Person kämpfte Heinrich anfänglich blos gegen aufrührische, längst schon gegen ihn verschworne Fürsten, und nur in so ferne auch gegen Rom und die Kirche, als diese ihn nicht nur mit ihren geistlichen, sondern auch mit den materiellen Waffen aufrührischer und treuloser Vasallen zu bekämpfen, ja völlig zu verderben und zu vernichten suchte. — Unstreitig trug zu dem zerrütteten, völlig zerrissenen, gespaltenen und verwirrten Zustande der Kirche und des Staates nichts mehr bei, als die neue, von Gregor aufgestellte, und gegen den, von Verrath und heimischen Feinden auf allen Seiten umgebenen Heinrich *) sogleich angewandte Idee einer römischen Allgewalt über alle Reiche und Fürstenthümer, wie über alle Besitzungen der Menschen überhaupt, und die damit in Verbindung gesetzte, bis

*) Auf Wilhelm den Eroberer hütete sich jedoch Gregor, sie ebenfalls in Anwendung zu bringen. Durch Ströme von Blut war Wilhelm auf einen, ihm nicht gebührenden Thron gestiegen, herrschte mit eisernem Scepter über England und hielt die Geistlichkeit in knechtischer Abhängigkeit von seiner Krone. Aber demungeachtet erhielt er einen apostolischen Segen nach dem andern; auch in Gemeinschaft der Kirche starb er. Als man ihn aber begraben wollte, borstete der Leib und verbreitete einen so unausstehlichen Gestank, daß man ihn nicht eiligst genug, und ohne alle weitere Ceremonien einscharren konnte. — Heinrichs Leiche ward im Gegentheile fünf Jahre lang keine Ruhestätte in Gottes geweihter Erde gestattet. Aber dafür floßen an dem sie umschließenden, in einem ungeweihten Gemäuer stehenden Sarge zahllose Thränen der Dankbarkeit, gemischt mit frommen Gebeten, die, weil getragen auf den Flügeln ungeheuchelter Liebe und gottgefälliger Unterthanentreue, gewiß auch zu dem Throne des Allerbarmers gelangten. — Anders steigt und sinkt die Wage des Heiligthums, als jene der so kurzsichtigen und leider oft durch Parthei- und Kastengeist nur noch mehr verblendeten Menschheit!

dahin unerhörte Anmaßung, alle und selbst die heiligsten, eidlich eingegangenen Verbindlichkeiten auflößen zu können. Der Eid, dieses mit dem Namen des Allerhöchsten geprägte Goldstück hatte man jetzt zu einem Silbergroschen herabgesetzt, dessen Geltung jedoch immer nur noch von menschlichen Einsichten abhängen sollte*). Aber seit dieser von Gregor aufgestellten, doppelten, wahrhaft monstruösen Lehre stand nun auch die Kirche dem Staate, und dieser der Kirche, wo nicht gerade feindlich, doch lauernd und mißtrauisch gegenüber; das Band des Zutrauens und der Einigung zu einem und demselben Körper war zerrissen, und der seit einem Jahrtausend bestehende christliche Socialzustand in seinen

*) Wie ganz ausserordentlich und ungemein man sich hierin irren und täuschen kann, davon lieferte Heinrichs IV. Sohn sogleich einen, selbst dem blödesten Auge im höchsten Grade auffallenden Beweis. Auch ihn entband man des, seinem Vater geleisteten Eides, ebenfalls blos, weil man glaubte, oder wähnte, das Beste und die Wohlfahrt der Kirche würde dadurch befördert werden. Aber nun zeigte es sich bald, daß eben dieser Heinrich V. die Kirche noch ungleich mehr als sein Vater anfeindete, dieselben Forderungen, nur noch frecher und ausgedehnter, gegen sie aufstellte, endlich sogar, was sein Vater nie gethan haben würde, sich gröbliche, körperliche Mißhandlungen an der geheiligten Person des Oberhaupts der Kirche erlaubte, und daher am Ende ebenfalls mit dem Banne belegt werden mußte. — Die päbstlichen Legaten und deutschen Bischöfe würden für die Kirche ungleich besser und vortheilhafter gewirkt haben, wenn sie, statt die Empörung des Sohnes gutzuheißen und sie zu fördern, mithin gleichsam der Vorsehung vorzugreifen, sich gar nicht in den Handel gemischt, sondern diesen seinem eigenen Gange überlassen hätten. — Deus providebit. — Der römische Stuhl ist und wird nie mehr und vollständiger Herr der Welt seyn, als wenn er sich um Welthändel und weltliche Angelegenheiten gar nicht bekümmert.

Grundfesten erschüttert. — Wer mit einer, nur einigermaßen geschmeidigen Phantasie sich in jene Zeit zu versetzen vermag, und dann mit ruhigem, vorurtheilfreiem, und besonders von aller selbstischen Nebenbeziehung völlig entfesselten Auge in den damaligen furchtbaren, dunkelgrauen Wirrwarr hineinschaut, der möchte wohl sehr bald die Ueberzeugung gewinnen, daß an jener unerhörten Verwirrung aller kirchlichen wie staatsrechtlichen Verhältnisse und Begriffe, und wo, in dem wahren Sinne des Wortes, das Oberste zu unterst und das Unterste zu oberst gekehrt war, gar leicht Gregor VII. und dessen von seinen Grundsätzen geleitete Cardinäle wenigstens einen eben so großen, wo nicht noch weit größern Antheil als Heinrich der IV. möchten gehabt haben.

20. Der andere, der Regierung Heinrichs gemachte Vorwurf bezieht sich auf dessen, von ihm, wie behauptet wird, nicht verstandenen oder mißkannten Verhältnisse zu den Städten. Heinrich habe, so lautet die Anklage, das Emporbringen des Bürgerstandes zu sehr vernachlässiget, und gefesselt in den groben Vorurtheilen des Feudalwesens, weder den Geist des Bürgerthums zu würdigen, noch dessen Kräfte richtig zu berechnen und zu benutzen gewußt. — Es ist wahr, in den Städten war um diese Zeit ein neues Leben rege geworden. Durch bürgerliche Betriebsamkeit, durch Gewerbfleiß, Ordnung und christliche Gesinnung und Gesittung hatten sich die Städte in Deutschland nach und nach zu einem hohen Grade von Wohlstand erhoben. Sobald Mangel und Armuth die Menschen nicht mehr zwingen, blos nach thierischen Bedürfnissen zu ringen; dann erwacht auch allmählig der Geist, und gelangt nach und nach zu immer größerer Kenntniß seines eigenen, höhern Werthes. Diese Stufe von Cultur hatten die deutschen Städte damals wirklich erreicht, auch waren sie durch

ihren, über ganz Deutschland verbreiteten Landhandel nicht nur in engere Verbindung unter sich selbst, sondern auch mit der Welt der Vasallen in nähere Berührung gekommen. Aber bei allem dem befand sich das städtische bürgerliche Leben doch gleichsam nur noch in dem ersten Stadium seine Entwickelung. Diese jedoch beförderte Heinrich auf alle nur mögliche Weise. Er gab den Städten Privilegien, Zollfreiheiten, Begünstigungen jeder Art, schützte sie wo er nur immer konnte, zeigte ihnen stets vorherrschendes, bisweilen selbst die Eifersucht der Vasallen erregendes Wohlwollen, gab ihnen endlich Ritterwaffen, und zeigte ihnen von Ferne die Mittel, durch die sie einst die Fesseln würden zerbrechen können, in welchen Deutschlands kleine Tyrannen sie gefesselt hielten, die jetzt, nichts Höheres als ihr Schwert und rohe Waffengewalt kennend, mit stolzer, beleidigender Geringschätzung auf sie herabblickten. — Jetzt schon einen deutschen Städtebund bilden, ihm eine politische Bedeutsamkeit verschaffen, und ihn zu einer, an den Angelegenheiten des Reiches theilnehmenden Macht erheben zu wollen, wäre von Seite des Kaisers eine nicht zu verzeihende Uebereilung gewesen. Mit der vereinten Kraft des, gleich einer fest geschlossenen, eisernen Masse, auf Deutschland lastenden Vasallenthums standen die Kräfte der erst aufblühenden Städte noch in gar keinem Verhältniß. Ein solches Unternehmen hätte durchaus, und zwar auf eine furchtbare Weise scheitern müssen. Die ganze Vasallenwelt, der große wie der niedere Adel, selbst bis zu dessen niedrigsten Stufen herab, würde sich geharnischt gegen den Kaiser erhoben, und dieser für sein ganzes Leben alles Zutrauen, wie alle Hoffnung und Hülfe und Vasallentreue verloren haben. Selbst der Abfall aller seiner bisherigen Anhänger würde eine unausbleibliche Folge davon gewesen, und endlich die Städte, statt größere Rechte und Freiheiten zu erhalten, nur — wenig-

stens auf einige Zeit wieder — in noch größere Knechtschaft herabgedrückt worden seyn. — Heinrich IV. that für die Städte mehr als sein Vater und Großvater gethan hatten, und auch noch nach ihm in spätern Zeiten selbst kräftige Fürsten auf dem deutschen Throne zu thun sich nicht erkühnten. — Dieser Vorwurf ist demnach, weil durchaus unhistorisch, auch im höchsten Grade grundlos und ungerecht.

21. Wir glauben nun von der ganzen Regierungsgeschichte Heinrichs IV. und den so stürmisch bewegten Zeiten, in welche sie fiel, unsern Lesern ein Gemälde, nicht blos in dessen äußersten Umrissen, sondern auch in allen, sowohl Personen wie Zeiten so genau bezeichnenden Zügen entworfen zu haben, daß die Charaktere, sowohl Heinrichs des Vierten, als auch der ihn umgebenden Hauptfiguren, mit allen ihren Lichtern und Schatten ganz von selbst, und zwar eben so natürlich, daraus hervorgehen, wie nur immer der Geruch aus irgend einer Duft von sich gebenden Blume hervorgeht, und daß es demnach auch jetzt gar keiner fernern Nachhülfe mehr bedürfe. Indessen glauben wir doch, um das Bild ganz zu vervollständigen, hier noch einige, nicht wohl in den Gang und Zusammenhang der Erzählung einzuschaltenden Züge hinzufügen zu müssen. — Je näher und genauer man die Umstände und Verhältnisse kennen lernt, unter welchen Heinrich IV. handelte, ja oft, dem unwiderstehlichen Gebote des Augenblicks gehorchend, zu handeln gezwungen war, desto mehr verschwinden auch viele von den, in Bezug auf einzelne Handlungen und Maßregeln, ihm gemachten Vorwürfen. Selbst in seinen ärgsten Feinden erwachte, wie es scheint, sobald Heinrich todt war, wieder einigermaßen das Gefühl für Wahrheit und Gerechtigkeit. Sämmtlich huldigten sie den seltenen, und zum Theile so liebens-

würdigen Eigenschaften des unglücklichen Monarchen*). Die wahrhaft christliche Tugend des Verzeihens war seinem Herzen nicht fremd; keiner seiner gekrönten Zeitgenossen übte sie so sehr als Heinrich, und sie zu üben war für sein Herz eine wahre Lust. Jedem seiner aufrührerischen Vasallen, wenn er auch noch so lange und hartnäckig gegen ihn gekämpft, auch noch so vielen Schaden ihm zugefügt, kam er dennoch, sobald derselbe sich mit ihm auszusöhnen suchte, mit zuvorkommendem Wohlwollen entgegen. Viele davon überhäufte er noch mit Wohlthaten, und machte bei Vertheilung der Lehen zwischen ihnen und seinen alten Freunden keinen Unterschied. Selbst ruchlosen, gegen ihn ausgesandten Meuchelmördern blieb sein, stets zum Verzeihen geneigtes Herz nicht verschlossen. Als einst ein paar Buben dieser Art gerade in dem Augenblick der Vollbringung ihres Frevels ergriffen und vor ihn gebracht wurden, erhielten auch diese, sobald sie nur ihren schändlichen Mordanschlag bekannt, und einige Reue gezeigt hatten, sogleich volle Verzeihung**). In wenigen Worten stellte er

*) Die Ursperger Chronik sagt: *Pluribus* autem *testibus* comprobare poterimus, quod nemo nostris temporibus *natu, ingenio, fortitudine* et *audacia staturae*, etiam totaque *elegantia corporis* videretur fascibus imperialibus ipso aptior, si tamen . . . und nun kommen ein paar a b e r, die das vorausgeschickte Lob wieder einigermaßen zu mindern bestimmt sind.

**) Dieses erzählt sogar Dodechin, einer von Heinrichs ärgsten Feinden: Enimvero ut de illo omnia loquar, erat *valde misericors*. Aliqui enim, dum sederet ad requisita naturae, eum perforare volentes capti sunt et ante eum ducti, qui convicti et confessi abire jussi sunt impuniti. — Multi etiam principes, qui ei multa mala fecerunt et magnum contemptum ingesserunt, mox ut ei se prostraverunt omnia eis condonavit. Et quamvis esset valde *compatiens* et misericors in eleemosynis pauperum, obstinata tamen mente in excommunicatione permansit. Aber wer war an dem Letztern Schuld?

ihnen blos das Gräßliche und Verabscheuungswürdige ihrer That vor, und ließ sie dann ungestraft ihren Weg gehen. — Eben so geben sie auch der Tiefe seines Verstandes, seiner ungewöhnlichen, alles auf den eigentlichen Fragepunkt schnell reducirenden Auffassungskraft, dem Scharfsinn seines Urtheils, besonders im Kreise der mit ihm berathenden Fürsten, so wie der Festigkeit seines Charakters, lautes und gerechtes Zeugniß. — Die Natur schien Heinrich zum Herrschen bestimmt, und bei der Bildung seines Körpers, diesem schon das Gepräge ernster Herrscherwürde und hohen königlichen Anstandes aufgedrückt zu haben. Sein Aeußeres ragte in männlicher Schönheit weit über alle Könige und Fürsten seiner Zeit hervor; und sein Auge, voll Geist und Feuer errieth nicht selten selbst jeden erst aufkeimenden Gedanken auf der Stirne seiner Gegner; entflammte er aber in Zorn, dann vermochte niemand seinen durchbohrenden, Blitze hervorschießenden Blick zu ertragen*). Im Umgange aber mit seinen Freunden und Getreuen spiegelte sich Sanftmuth und herzliches Wohlwollen in jedem seiner Züge; sein ganzes Wesen war alsdann völlig zwanglos, ganz natürlich und ungemein gefällig. — Aber das meiste Lob verdient unstreitig seine wahrhaft grenzenlose Milde gegen alle Unglücklichen, gegen alle Gedrückten, Armen und Hülfsbedürftigen. Seine zarte Sorgfalt

*) In cujus vultum (Henricus) aciem oculorum suorum fixisset, ejus animi motus perspiciebat, videbatque tanquam lynceis oculis sive adversum se cor odii seu gereret amoris. Nec illud laude vacat, quod in turba procerum, caeteris eminentior, et se ipso major videbatur, et quod in vultu terribile quoddam decus praeferebat, unde intuitus aspicientium tanquam fulmine reverberaret, cum inter domesticos suos et caram turbam vultu placidus et statura aequalis appareret. (Vitae Henrici prooemium.).

für die Armen, und seine Liebe zu denselben ging so weit, daß er sogar Gebrechliche, mit eckelhaften Geschwüren bedeckte Arme an seinen Tisch nahm, sie zum Essen ermunterte, tröstete und dann reichlich beschenkt entließ*). Sehr oft gab er Blinden, Lahmen und andern Gebrechlichen in seinem Palaste Aufenthalt und Nahrung. Von seinen Domänialeinkünften war ein bedeutender Theil blos zur Unterhaltung und Unterstützung der Armen und Hülfsbedürftigen bestimmt. Auf jedem seiner Höfe unterhielt er stets eine Anzahl armer Leute, besonders solcher, die wegen Krankheit oder aus Altersschwäche nicht mehr durch Handarbeit sich ernähren konnten. Oft erkundigte er sich nach denselben, empfahl sie sehr ernst und dringend den über seine Güter gesetzten Aufsehern, und wenn Einer von jenen starb, so befahl er sogleich einen andern an des Verstorbenen Stelle aufzunehmen. Die überfließende Milde seines Herzens zeigte sich vorzüglich in drückenden Zeiten der Theuerung, oder gar der Hungersnoth, wo er gewöhnlich mehrere Tausende ernährte**). Ueberhaupt wo es nur immer der Hülfe bedurfte, war Heinrich stets zu helfen bereit. Besonders entzog er sich nie den nach Hülfe ausgestreckten Armen gekränkter Bürger und Landleute, und blos aus Liebe zu diesen wachte er mit so ungewöhnlicher Strenge über Aufrechthaltung des Landfriedens, und zog sich dadurch die Feindschaft eines Theiles des raubgierigen und daher fehdelustigen Adels zu***). Heinrichs ganzes Wesen zeuget von einer ausnehmenden, ihm angebornen Her-

---

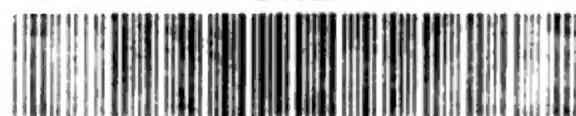
*) Vit. Henrici.

**) Vit. Henrici.

***) Kann man sich jetzt noch darüber wundern, daß Heinrichs IV. Tod einen so dichten und schwarzen Trauerflor über alle Städte, Bürger, Landleute, kurz über alle dem Adel nicht angehörigen Stände der Nation warf?

zensgüte. Nur Schade und wahrhaft zu bejammern ist es, daß — wie behauptet wird, es auch einigen Schein hat, jedoch nichts weniger als vollkommen erwiesen ist — daß nämlich Hang zur Wollust, und Mangel an Kraft, seine so leicht zu entflammenden Begierden wieder in die Schranken der Sittlichkeit zurückzuweisen, eine so ungemein schöne, edle und menschenfreundliche Seele befleckten. — Daß Heinrichs Charakter nie zu einer vollständigen Ausbildung, und seine großen und liebenswürdigen Anlagen nie zu ihrer vollen Reife gelangen konnten; dieß war wahrhaftig nicht seine Schuld, sondern der zahllosen, von seinen frühesten Jugendjahren an, unaufhörlich auf ihn stürmenden, höchst ungünstigen, alles hemmenden oder gar zerstörenden äußern Einwirkungen und Einflüsse. — Hätte sein Vater länger gelebt, und dann unter der Aufsicht dieses weisen und gottesfürchtigen Monarchen, eine eben so geschickte als fromme Hand die zarte Pflanze von Heinrichs Jugend mit Liebe gepflegt, sorgsam begossen, und auch zu gehöriger Zeit ihr die höhere Weihe der Religion ertheilt: gewiß würde alsdann auch der, eben dadurch zu dem vollen Bewußtseyn seiner Kräfte und Pflichten, wie der Forderungen und Bedürfnisse seiner Zeit gelangte Heinrich mehr als irgend einer der übrigen deutschen Kaiser sich dem hohen Ideal eines Karls des Großen genähert haben. Uebrigens steht ein Zeitraum von mehr als acht hundert Jahren zwischen uns und Heinrich dem IV. Ihn hat also längst schon die Wage des Allwissenden gewogen; aber auch uns alle wird diese einst wägen. — Möchte es uns doch gelungen seyn, den Namen dieses edeln, aber unglücklichen, grausam mißhandelten und unaufhörlich geschmähten und gelästerten Monarchen durch das Dunkle der Jahrhunderte einigermaßen gerettet, und seinem Andenken wenigstens hie und da die Theilnahme einiger fein fühlenden Seelen gewonnen zu haben!

Einst sprach der Mund der ewigen Wahrheit zu den Juden: „thuet was ich Euch sage, und Ihr werdet finden, daß meine Worte und meine Lehre Wahrheit sind.“ — Aber was sagte der Gottmensch, der allein in Sich und durch Sich Heilige; was sagte er, daß wir thun sollen? „Liebet Gott mit reinem Herzen und aus allen Kräften eurer Seele, und den Nebenmenschen wie Euch selbst.“ — Wie unendlich viel in so wenigen Worten, und doch so deutlich und klar! Dieser göttlichen Lehre zu Folge ist also eine reine Liebe zu Gott, und eine an derselben entzündete, die ganze Schöpfung umfassende Menschenliebe eine vollkommen sichere Führerin zur Erkenntniß der Wahrheit; sie ist es demnach auch, die das Verständniß der Geschichte aufschließt, das Dunkle erhellt, von Vorurtheilen befreiet, und alle Arten von Dunst und Nebel verscheucht.


ÖNB
+Z119538006

Digitized by Google

Digitized by Google